

2021

band 9, heft 3/4

www.zeitschrift-suburban.de

suburban

zeitschrift für kritische stadtforschung



themenschwerpunkt
Kindheit in der Stadt

aufsätze

Unsichtbare Kindergeographien
Christian Reutlinger

Basteln, Matschen und Toben
während der Corona-Krise
*Henriette Bertram, Stefanie Hennecke,
Angela Million, Johanna Niesen*

Smarte Kindheiten
Dana Ghafoor-Zadeh, Verena Schreiber

Von Kinderdomänen zum Reich
der Normen
Tuline Gülgönen

Parental Control Technologies
Sarah Berg, Jan Wehrheim

Gemeinschaftsnarrative unter
Kindern und Jugendlichen in
marginalisierten Quartieren
Nils Zimmer

Urbane Kindheiten zwischen
Utopie und Dystopie
Dominik Farrenberg

Geographisch-künstlerische
Stadtforschung
Lea Bauer, Eva Nöthen

Gemeinwohl und öffentliches
Wohneigentum
Sebastian Botzem, Natalia Besedovsky

Küchentechnik ist politisch!
Marlene Hobbs

debatte

Das Kind in der Stadt
*Colin Ward, mit Kommentaren von Imbke
Behnken, Anika Duveneck und Tanu Biswas*

Urbane Politische Ökologie im
Rück- und Ausblick
Matthew Gandy

Peripherien und Zentralitäten
der Geographien von Covid-19
Daniel Mullis

magazin

Beiträge von
*Marilyn Stroux, Sonja Preissing, Laura
Lefevre, Gabriele Reuter, Nika Dubrovsky
und Freund*innen*

rezensionen

Impressum

sub\urban . zeitschrift für kritische stadtforschung, 2021, Band 9, Heft 3/4
ISSN 2197-2567

Erscheinungsort

Berlin

Herausgabe

Redaktionskollektiv sub\urban

Redaktionskollektiv sub\urban

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Justin Kadi, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Redaktionssekretariat

Michael Keizers

Heftkoordination

Jan Hutta, Lucas Pohl

Koordination des Themenschwerpunktes für diese Ausgabe

Stefan Höhne, Verena Schreiber

Autor_innen dieser Ausgabe

Antonia Appel, Lea Bauer, Imbke Behnken, Sarah Berg, Henriette Bertram, Elisa Bertuzzo, Natalia Besedovsky, Tanu Biswas, Anthony Miro Born, Sebastian Botzem, Tino Buchholz, Nika Dubrovsky und Freund*innen, Anika Duveneck, Dominik Farrenberg, Matthew Gandy, Dana Ghafoor-Zadeh, Isaak Granzer, Tuline Gülgönen, Stefanie Hennecke, Marlene Hobbs, Alexander Kraher, Laura Lefevre, Angela Million, Daniel Mullis, Johanna Niesen, Jannik Noeske, Eva Nöthen, Barbara Orth, Fabian Pettig, Sonja Preissing, Gabriele Reuter, Christian Reutlinger, Simon Runkel, Valerie Scheibenpflug, Verena Schreiber, Marilyn Stroux, Colin Ward, Jan Wehrheim, Nils Zimmer

Lektorat, Gestaltung, Satz

Helen Bauerfeind helen@lektorat-bauerfeind.de, Lars Breuer info@larslektor.de (Lektorat)
Robert Hänsch signtific@jpbberlin.de (Satz), Redaktion (Gestaltung, Web-Satz)

Titelbild

Fotografie von Marilyn Stroux



Förderung

sub\urban wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert, für diese Ausgabe haben wir zusätzlich Fördermittel der Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) erhalten.



Rechte

Alle Inhalte der Zeitschrift (d. h., alle Beiträge, die auf der Website von sub\urban veröffentlicht sind) stehen unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0, mit Ausnahme des Titelbilds und der Fotografien im Beitrag „Meine fotografische Arbeit ist Spiegelbild meines politischen Engagements.“ von Marilyn Stroux. Die Bildrechte liegen bei der Fotografin. Die Lizenz CC BY-SA 4.0 schützt die Werke der Autor_innen und ermöglicht gleichzeitig ihre nicht-kommerzielle Verbreitung. Dies bedeutet, dass die Inhalte vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden dürfen unter den folgenden zwei Bedingungen: erstens der Nennung des Namens der Autor_innen und der Zeitschrift sub\urban, zweitens der Weitergabe unter den gleichen rechtlichen Bedingungen, d.h. derselben Lizenz wie das Original (CC BY-SA 4.0). In jedem Fall bitten wir bei Weiterverwendung um eine Nachricht an info@zeitschrift-suburban.de.

sub\urban e.V.: Fördermitgliedschaften und Spenden

Die Zeitschrift wird durch den Verein sub\urban e.V. getragen. Spenden und Fördermitgliedschaften sind steuerlich absetzbar. Informationen dazu finden sich auf www.zeitschrift-suburban.de.

Kontoverbindung

sub\urban e.V. | GLS Bank | IBAN: DE03 4306 0967 1172 9139 00 | BIC: GENODEM1GLS

Kontakt

www.zeitschrift-suburban.de – info@zeitschrift-suburban.de

Inhaltsverzeichnis

Schwerpunkt „Kindheit in der Stadt“

	Editorial	7
Aufsätze	Unsichtbare Kindergeographien. Dominierende Denkfiguren von Kinderorten in der Stadt <i>Christian Reutlinger</i>	13
	Basteln, matschen und toben während der Coronakrise. Die Bedeutung von wohnungsnahem Freiraum für Kinder und Familien während der Frühphase der Pandemie <i>Henriette Bertram, Stefanie Hennecke, Angela Million, Johanna Niesen</i>	33
	Smarte Kindheiten. Wenn junge Menschen in das Blickfeld städtischer Regierungsweisen rücken <i>Dana Ghafoor-Zadeh, Verena Schreiber</i>	57
	Von Kinderdomänen zum Reich der Normen. Überlegungen zu Spielplätzen in Mexiko-Stadt und globale Perspektiven <i>Tuline Gülgönen</i>	83
	Parental Control Technologies und die Überwachung kindlicher Mobilität <i>Sarah Berg, Jan Wehrheim</i>	105
	Gemeinschaftsnarrative unter Kindern und Jugendlichen in marginalisierten Quartieren. Strategien im Umgang mit stigmatisierenden Diskursen am Mehringplatz in Berlin-Kreuzberg <i>Nils Zimmer</i>	123
	Urbane Kindheiten zwischen Utopie und Dystopie. Sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rationalisierungsweisen zum Topos „Kinder in der Stadt“ <i>Dominik Farrenberg</i>	145
	Geographisch-künstlerische Stadtforschung. Ein Drei-Schritt-Verfahren zur Erschließung der Vielheit sozialräumlichen Wissens <i>Lea Bauer, Eva Nöthen</i>	169
	Gemeinwohl und öffentliches Wohneigentum. Direktdemokratische Initiativen zur Neuausrichtung öffentlicher Wohnungsunternehmen in Frankfurt am Main und Berlin <i>Sebastian Botzem, Natalia Besedovsky</i>	191
	Küchentechnik ist politisch! Eine feministische Perspektive auf Mensch-Technik-Beziehungen am Beispiel des Thermomix <i>Marlene Hobbs</i>	219

Debatte

Das Kind in der Stadt (2021 [1978]) (Auszüge) <i>Colin Ward</i>	241
„Es geht darum, Mittel und Wege zu finden, daß die Stadt dem Kind zugänglicher, verwertbarer und sinnvoller erscheint“ <i>Imbke Behnken</i>	263
Vom Fangspiel auf der Straße zum Tanzvideo auf TikTok – Wards Plädoyer für kindliche Freiräume Reloaded <i>Anika Duveneck</i>	277
Zur Misopädie von Urbanisierung und schulischer Bildung: Eine Würdigung Colin Wards <i>Tanu Biswas</i>	281

SCHWERPUNKT

Urbane Politische Ökologie im Rück- und Ausblick <i>Matthew Gandy</i>	289
--	-----

Peripherien und Zentralitäten: Geographien von Covid-19 <i>Daniel Mullis</i>	303
---	-----

Magazin

„Meine fotografische Arbeit ist Spiegelbild meines politischen Engagements.“ Interview mit der Fotografin Marily Stroux <i>Marily Stroux</i>	319
Kinderräume in der Coronakrise? Eine kritische Betrachtung aktueller Studien zur Situation in Deutschland <i>Sonja Preissing</i>	331
<i>Mini-München</i> findet Stadt. Aushandlung von urbanem Raum im Kontext generationaler Ordnungen <i>Laura Lefevre</i>	341
Kinder bewegen Stadt. Choreografische Beobachtungen räumlicher Aneignungspraktiken <i>Gabriele Reuter</i>	353
Stadt der Zukunft <i>Nika Dubrovsky und Freund*innen</i>	363

SCHWERPUNKT

Rezensionen

(Un)gefragte Expert_innen: kindliche Erfahrungen im nachhaltigen Urbanismus <i>Antonia Appel</i>	365
Wahrnehmung und Darstellung von Räumen der Kindheit <i>Fabian Pettig</i>	370
Blickpunkte austesten: Forschung inmitten von Kindheiten und anderen Umständen <i>Dana Ghafoor-Zadeh</i>	375
Krisenbearbeitung durch digitale Plattformen <i>Barbara Orth</i>	380
Raum- und Wissensgeschichte urbaner Problemzonen <i>Anthony Miro Born</i>	387
Tolerante Rassist*innen: Kämpfe um Anerkennung in der deutschen Stadt <i>Tino Buchholz</i>	391
Die Zukunft war jetzt <i>Jannik Noeske</i>	397
(Un-)besetzte Räume <i>Valerie Scheibenpflug</i>	403
Die Verteilung des Bodens mitbestimmen <i>Isaak Granzer</i>	408
Angestaubt <i>Simon Runkel</i>	413
Die Stadt als „Werkzeug“ – ein neuer Ansatz für die Stadtforschung? <i>Alexander Kraher</i>	417
Wie sähe eine Landforschung aus, die vom Land aus und mit dem Land forscht? <i>Elisa T. Bertuzzo</i>	424

SCHWERPUNKT

Editorial

Liebe Leser_innen,

nicht jedes Kind wächst in einer Stadt auf – gleichwohl gibt es keine Städte ohne Kinder. Städte sind immer auch Räume der Kindheit und städtisches Leben wird von Kindern ebenso hervorgebracht wie von Erwachsenen. Dennoch klafft eine Lücke in der kritischen Stadtforschung, was die Berücksichtigung von in der Stadt lebenden Kindern angeht. So ist es nicht verwunderlich, dass in kaum einem s u b \ u r b a n-Beitrag der vergangenen Jahre junge Menschen und ihre Perspektiven auf städtische Entwicklungen im Mittelpunkt standen. Das wollen wir mit dieser Ausgabe ändern: Unser Themenschwerpunkt „Kindheit in der Stadt“ nimmt erstmalig explizit und ausführlich die vielfältigen Beziehungen von Stadt und Kindheit in den Blick. Er versammelt eine Reihe anregender Beiträge, die sich mit historischen wie aktuellen Tendenzen der Stadtentwicklung und deren Auswirkungen auf das Leben von Kindern sowie mit Möglichkeiten der Teilhabe befassen. Damit versteht sich der Schwerpunkt auch als Plädoyer, Kinder als eigenständige Subjekte in der Stadt ernst zu nehmen und ihren Positionen zu den Problemen der Gegenwart mehr Gewicht beizumessen. In diesem Sinne sind viele der Beiträge dem Anliegen verpflichtet, Kindern in der Stadtforschung eine Stimme zu geben und ihre Sichtweisen auf die sie umgebende städtische Umwelt stärker in die Analysen kritischer Stadtforschung einzubeziehen. Im Umkehrschluss kann die Stadtforschung von Beiträgen profitieren und Schlüsselprobleme der Gegenwart – wie Corona- und Klimakrise oder soziale Ungleichheit – durch das Prisma der Kindheit betrachten. Zur Auslotung dieses Potenzials bietet dieses Doppelheft ausgiebig Gelegenheit, ist es doch – nicht zuletzt durch den in jeder Hinsicht „fetten“ Themenschwerpunkt – unser bislang umfangreichstes Heft geworden. Neben zehn Aufsätzen finden sich darin auch elf Beiträge in den Rubriken „Magazin“ und „Debatte“ sowie zwölf Rezensionen – allesamt unbedingt lesenswert, versteht sich.

Dass gerade Kindern in der (hiesigen) Stadtforschung bislang nur wenig Aufmerksamkeit zuteilwird, ist kein Zufall. Auch in unseren Städten sind Kinder heute für viele Menschen über weite Strecken des Tages unsichtbar.

In westeuropäischen Städten begegnen wir ihnen als Erwachsene meist nur auf den für sie vorgesehenen Spielplätzen und in Bildungsinstitutionen, morgens auf ihrem Weg zur Schule und nachmittags möglicherweise im Supermarkt – oder eben im eigenen Zuhause. Außerdem hat der öffentliche Raum in deutschen Städten infolge umfangreicher Stadtumbauprozesse der Nachkriegsjahrzehnte massiv an Erlebnisqualität für junge Menschen eingebüßt. Wo Kindheit immer mehr in verhäuslichten Räumen, in eigens für Kinder erdachten Institutionen und an für sie bestimmten Orten stattfindet, scheint ihr Aufenthalt im öffentlichen Raum der Stadt schlicht „fehl am Platz“ zu sein. Verschaffen wir uns also zunächst einen Überblick über die Beiträge des Themenschwerpunkts, die sich nicht zuletzt dieser Entwicklung widmen.

Neben den institutionellen Orten der Vergesellschaftung von Kindern ist die Straßenöffentlichkeit der Stadt (immer noch) ein wichtiger Erlebnis- und Erfahrungsraum. Kinder gestalten die Stadt auf ihre Weise mit und fordern bestehende Ordnungen und Kontrollbestrebungen urbaner Gesellschaften heraus. Unser Titelbild von Marily Stroux (vgl. auch die Fotoserie und das Interview mit der Fotografin in dieser Ausgabe) ist ein besonders eindrückliches Beispiel dafür, wie junge Menschen städtische Artefakte, die nicht zum Spielen vorgesehen sind, für ihre Zwecke umfunktionieren. Zahlreiche Beiträge des Themenschwerpunkts machen daher auch auf die Notwendigkeit überwachungs-, funktions- und erziehungsfreier Orte in der Stadt aufmerksam. Dass diese Orte nicht nur jungen Menschen zugutekommen, sondern die spezifischen Aneignungspraktiken von Kindern auch Anregungen für neue methodische Zugänge einer kritischen Stadtforschung und für künstlerisch-choreografische Forschungsweisen bieten, macht Gabriele Reuter in ihrem Magazinbeitrag deutlich.

Die Globalisierung spezifischer Kontroll- und Regulationsformen rückt Tuline Gülgönen in den Fokus. Ihr Beitrag nimmt die Verdrängung von Kindern aus dem öffentlichen Raum und ihre Einhegung in speziell für sie gestalteten Spielplätzen am Beispiel von Mexiko-Stadt in den Blick. Die Autorin geht der Frage nach, inwieweit normierte Spielflächen tatsächlich auf die Förderung des kindlichen Spiels abzielen und welche Vorstellungen von Kindheit ihre uniforme Gestaltung transportiert. Dabei verweist sie auch auf die Verbreitung US-amerikanischer Spielobjekte, die etwa Konzepte des Abenteuerspielplatzes zunehmend verdrängen.

Während einerseits Kindern immer weniger städtische Räume als Erlebnisorte zur Verfügung stehen, werben andererseits aktuelle Stadtvisionen wie die Smart City damit, Städte wieder kinderfreundlicher zu gestalten und jungen Menschen neue Zugangsmöglichkeiten zum öffentlichen Raum zu eröffnen. Der Aufsatz von Dana Ghafoor-Zadeh und Verena Schreiber diskutiert am Beispiel von Wien-Simmering, wie städtische Alltagswelten von Kindern in den vergangenen Jahren zu Experimentierfeldern des smarten Stadtumbaus avancierten und welche Teilhabepotenziale, aber auch Ausschlussrisiken und Normierungseffekte mit dieser Entwicklung einhergehen. Einer ähnlichen Frage folgt der Magazinbeitrag von Laura Lefevre. Sie macht am Beispiel des stadtweit angelegten Planspiels „Spielstadt Mini-München“ auf die Diskrepanz aufmerksam, die zwischen den eigens für Kinder geschaffenen Formaten der Beteiligung an städtischen Entwicklungen und den tatsächlichen Aneignungs- und Nutzungsmöglichkeiten städtischer Räume besteht. Neue Freiräume

hinsichtlich Spiel- oder Ausgehzeiten in der Stadt versprechen nicht zuletzt auch derzeit vermarktete Tracking-Anwendungen. Sogenannte *parental control technologies* eröffnen Eltern die Möglichkeit, den Standort ihrer Kinder in Echtzeit zu kennen und deren Bewegungen nachzuverfolgen. Der Aufsatz von Sarah Berg und Jan Wehrheim diskutiert die stadt- und raumforscherischen Implikationen und mögliche Folgen dieser Technologie für die räumlichen Aktivitäten von Kindern und die Thematisierung von Elternschaft.

Die Coronakrise markiert möglicherweise einen Wendepunkt in der Betrachtung von Kindheit und Stadt. Viele Beiträge des Themenschwerpunkts greifen sie explizit oder implizit auf. Durch die Coronakrise sind in den vergangenen Monaten verstärkt die spezifischen Lebenswirklichkeiten von Kindern in Städten und bestehende Ungleichheiten in den Blick geraten. Dabei zeigen die pandemiebedingten Ausgangssperren und Kontaktverbote wie durch ein Brennglas, dass Kinder in ihren Bewegungs- und Begegnungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum oft wesentlich stärker eingeschränkt sowie an die häusliche Sphäre gebunden sind als Erwachsene. Insbesondere der Beitrag von Henriette Bertram, Stefanie Hennecke, Angela Million und Johanna Niesen sensibilisiert für die Bedeutung von und den Bedarf nach wohnungsnahem Freiraum für Kinder und Familien. Mithilfe narrativer Landkarten geben sie Einblicke in Bewegungsradien, Tagesrhythmen und Freiraumpraktiken von Kindern während der Pandemie. Der Aufsatz von Christian Reutlinger setzt ebenfalls bei den während der Coronakrise veränderten Raumnutzungspraktiken von Kindern an. Er begibt sich von hier aus auf eine Spurensuche nach dominanten Thematisierungslinien bedeutsamer Kinderorte in der Tradition der sozialräumlichen Kinderforschung, um nicht zuletzt auch übergangene Dimensionen dieser Forschung zu bestimmen. Der Magazinbeitrag von Sonja Preissing schließlich unterzieht aktuelle wissenschaftliche Studien zu Kindheit während der Coronakrise einer kritischen Betrachtung. Die Autorin fragt, inwiefern für Kinder bedeutsame Räume jenseits der Institutionen der Kindertagesbetreuung oder der Schule in den genannten Studien aufgegriffen und berücksichtigt wurden.

Welche Räume jungen Menschen in der Stadt zur Verfügung stehen, wo sie lernen können und in welcher Weise sie die Stadt erleben, beleben und gestalten dürfen, bemisst sich auch daran, zu welcher Zeit, an welchem Ort und aus der Perspektive welcher Disziplinen das Verhältnis von Stadt und Kindheit wie bestimmt wurde. So zeichnet insbesondere der Beitrag von Dominik Farrenberg wesentliche Etappen der diskursiven Konstitution städtischer Kindheit in der sozial- und erziehungswissenschaftlichen Forschung nach. Er arbeitet im Spannungsfeld von Utopie und Dystopie zentrale Narrative von Straßenkindheit einerseits und einem Schutzraum der „pädagogischen Provinz“ andererseits heraus. Narrative um Stadt und Kindheit werden für junge Menschen spätestens dort konkret erfahrbar, wo sie immensen Stigmatisierungen aufgrund ihres Wohnorts ausgesetzt sind. Der Aufsatz von Nils Zimmer macht am Beispiel des Mehringplatzes in Berlin-Kreuzberg die Wahrnehmungen von Kindern und jungen Menschen zum Leben in marginalisierten Quartieren zugänglich und diskutiert, welche Strategien sie im Umgang mit machtvollen und stigmatisierenden Repräsentationen des Stadtteils entwickeln.

Wenngleich die Beschäftigung mit Kindern in der Stadtforschung immer noch ein Desiderat darstellen mag, sind in den vergangenen Jahren eine

Reihe von Büchern erschienen, die sich diesem Themenfeld widmen. Drei einschlägigen Veröffentlichungen widmen sich die Rezensionen im Themenschwerpunkt: *Children living in sustainable built environments* von Christensen et al. (rezensiert von Antonia Appel), Peter Kraftls *After Childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives* (Dana Ghafoor-Zadeh) sowie der Glossar *Räume der Kindheit*, herausgegeben von Hasse und Schreiber (Fabian Pettig). Die Rezensionen nehmen eine kritische Würdigung der Werke vor und ordnen sie für uns in den wissenschaftlichen Forschungsstand ein.

Neben den zahlreichen Aufsätzen und Magazinbeiträgen zu aktuellen Forschungsfeldern widmet sich der Themenschwerpunkt in der Rubrik „Debatte – Altes Neu Gelesen“ dem engagierten, in Deutschland allerdings nur wenig rezipierten und weitestgehend in Vergessenheit geratenen Buch *Das Kind in der Stadt* von Colin Ward aus dem Jahr 1977 (deutsche Übersetzung 1978). Der 2010 verstorbene britische Anarchist und Stadtforscher wandte sich in seiner Studie den vielfach verborgenen und banalen Orten städtischer Kindheit zu. Ward interessierte sich dafür, wie Kinder „jedes übriggebliebene Fleckchen der Stadt ihren eigenen Zwecken nutzbar machen, wie erfindungsreich sie jede kleine Gelegenheit zum Vergnügen ergreifen“ (Ward 1978: 211) und Orte sowie materielle Dinge, denen Erwachsene kaum etwas abgewinnen können, durch ihr Spiel kreativ und eigensinnig besetzen und benutzen. Dies führte Ward immer wieder zu der grundlegenden Frage, ob in der Beziehung zwischen Kindern und ihrer städtischen Umwelt etwas verloren gegangen ist und ob wir die Abwesenheit von Kindern im öffentlichen Raum nicht viel zu selbstverständlich hinnehmen. Viele seiner Beobachtungen und Befunde erscheinen nach wie vor aktuell. Wir freuen uns daher, dass wir mit diesem Themenschwerpunkt nicht nur Teile dieser wertvollen Studie (wieder) einem größeren Publikum zugänglich machen können. Unser besonderer Dank gilt den drei Autorinnen Imbke Behnken, Anika Duvneck und Tanu Biswas, die sich in ihren anregenden Debattenbeiträgen der Frage widmen, welche Impulse von Wards Studie auch noch für die aktuelle Stadt- und Kindheitsforschung ausgehen und wie sein Werk aus heutiger Sicht zu beurteilen ist.

In vielfältiger Weise besonders ist auch das Kinderbuch *Stadt der Zukunft* von Nika Dubrovsky und Freund*innen, das die Redaktionsmitglieder Nina Gribat, Stefan Höhne und Gala Nettelblatt eigens für den Themenschwerpunkt übersetzt haben. Das Buch präsentiert 30 historische oder erfundene Städte und lädt kleine wie große Kinder dazu ein, deren Gestalt und Regeln weiter zu entwickeln. Konzipiert als Mitmachbuch, in dem gemalt, gezeichnet und geschrieben werden kann, zeigt *Stadt der Zukunft* nicht nur die Vielfalt städtischer Lebensweisen im Laufe der Geschichte und in verschiedenen Kulturen. Es regt auch dazu an, gemeinsam Ideen und Pläne zu entwickeln, wie städtisches Leben gerechter, schöner oder inklusiver gestaltet werden kann.

Kommen wir nun zu den drei Aufsätzen im offenen Teil dieses Doppelheftes. Darunter ist ein Beitrag, der ebenfalls die kreativen Potenziale des Städtischen auslotet und bestärken möchte. So widmen sich Lea Bauer und Eva Nöthen den ästhetischen und semiotischen Dimensionen, die künstlerische Zugänge innerhalb transdisziplinärer Forschungsprojekte ermöglichen. Sebastian Botzem und Natalia Besedovsky analysieren anhand der Beispiele von Frankfurt am Main und Berlin, welche Forderungen direktdemokratische

Initiativen zur Neuausrichtung öffentlicher Wohnungsunternehmen in den Bereichen Bewirtschaftung, Mitbestimmung und Rechtsformänderung stellen sowie welche Verständnisse von Gemeinwohl dabei eine Rolle spielen. Marlene Hobbs diskutiert in ihrem Aufsatz entlang einer Fallstudie zur Verwendung des Thermomix das Zusammenspiel von Haushaltstechnik und vergeschlechtlicher Hausarbeit mit Hinblick darauf, wie häusliche Technologien vergeschlechtlichte Reproduktionsarbeit verändern können und wie sich Mensch-Technik-Beziehungen in räumlichen Praktiken ausdrücken.

Im Debattenteil veröffentlichen wir eine aktualisierte und übersetzte Fassung der *sub \ urban*-Lecture, die Matthew Gandy im Rahmen des Deutschen Kongresses für Geographie 2019 in Kiel gehalten hat. Als eine **Positionsbestimmung des Feldes der Urbanen Politischen Ökologie** bildet dieser theoretische Beitrag einen äußerst gelungenen Anschluss an unseren Themenschwerpunkt „Die Natur der Stadt“ (Band 8, Nr. 1/2 [2020]). Der Beitrag von Daniel Mullis führt wiederum die von *sub \ urban* begonnene Debatte rund um durch Covid-19 forcierte Prozesse der De-Urbanisierung fort (Band 9, Nr. 1/2 [2021]). Dabei knüpft er an die von Roger Keil und anderen betonten **Peripherisierungsprozesse an, fordert aber eine verstärkte Beschäftigung mit der politischen, wirtschaftlichen und infrastrukturellen Ausrichtung auf städtische Zentren.**

Den offenen Teil dieser Ausgabe schließen neun Rezensionen ab, die ein vielfältiges Spektrum aktueller Publikationen beleuchten – vom Sammelband *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion* von Altenried et al. (rezensiert von Barbara Orth) und dem aus dem PODESTA-Projekt entstandenen Band *Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie – Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen* (Tino Buchholz), über Christina Schwenkels Monografie zu postsozialistischer Architektur (Jannik Noeske) bis hin zu dem Band zu postfundamentalistischen Geographien von Landau et al. (Valerie Scheibenpflug) oder dem Sammelband zu kritischer Landforschung von Maschke et al. (Elisa Bertuzzo). Aber auch bezüglich vergleichsweise klassischen Themen der kritischen Stadtforschung wie Wohnen, Bodenverteilung und Ungleichheit (adressiert in den Rezensionen von Simon Runkel, Anthony Miro Born und Isaak Granzer) sowie im Bereich der Einführungsliteratur zu Stadtforschung (Alexander Krahrmer) rezensieren unsere Autor*innen Bücher, die für kritische Stadtforschende lesenswert sind.

Zum Schluss bleibt uns nur, allen Autor*innen und Gutachter*innen zu danken, die an der Erstellung des umfangreichen Themenschwerpunkts sowie des offenen Teils dieser Ausgabe mitgewirkt haben. Wir wünschen Ihnen und Euch eine anregende Lektüre!

Herzliche Grüße
die Redaktion von *sub \ urban*

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hörning, Jan Hutta, Justin Kadi, Michael Keizers, Yuca Meubrinc, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer
mit Verena Schreiber als Mitherausgeberin des Themenschwerpunkts



Unsichtbare Kindergeographien

Dominierende Denkfiguren von Kinderorten in der Stadt

Christian Reutlinger

Im Zuge der Covid-19-Pandemie wurden die unterschiedlichen Kinderorte in der Stadt neu geordnet. Kindergärten, Schulen, Freizeiteinrichtungen und Spielplätze wurden – zumindest temporär – geschlossen. Kinder waren auf ihren Wohnort zurückgeworfen. Bedeutsame Orte, die sie sonst selbstständig und in einer Gruppe von Gleichaltrigen erschlossen, waren ebenso außer Reichweite wie die Stadt als solche. Angesichts fehlender empirischer Studien zur Erklärung dieser veränderten Raumnutzung durch Kinder in der Stadt macht sich der Beitrag auf eine Spurensuche nach dominanten Thematisierungslinien bedeutsamer Kinderorte in der Tradition der sozialräumlichen Kinderforschung. Zeitlich und argumentativ macht die Suchbewegung drei dominierende Denkfiguren von Kinderorten in der Stadt sichtbar: Erstens die Großstadt ohne Kinderorte, zweitens die durchfunktionalisierte Stadt mit unpassenden Kinderorten und drittens die Stadt als Bildungskiste, in der sämtliche Kinderorte bildungsrelevant sind. Abschließend arbeitet der Beitrag die Gemeinsamkeiten dieser drei Denkfiguren heraus, überprüft sie auf ihren Erklärungsgehalt hinsichtlich der beschriebenen neuen Ordnung der Kinderorte in der Stadt und bestimmt übergangene Dimensionen.

Ersteinreichung: 30. November 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

Im Frühjahr 2020 zeigte sich ein Phänomen, das mit den vorliegenden Deutungsangeboten zu Orten für Kinder in der Stadt nicht ohne Weiteres erklärbar ist. Der von vielen europäischen Regierungen ausgerufenen sogenannten Lockdown in Reaktion auf die Covid-19-Pandemie führte zum Herunterfahren des öffentlichen Lebens sowie zur temporären Schließung von Kindergärten, Schulen, Freizeiteinrichtungen und Spielplätzen. Kinder waren in dieser Ausnahmesituation angehalten, teilweise wochenlang zu Hause zu verweilen, ohne eine Möglichkeit nach draußen zu gehen, Freund*innen zu treffen oder von Erwachsenen unbeaufsichtigt zu sein. Bedeutsame Orte, die sonst selbstständig und in einer Gruppe von Gleichaltrigen erschlossen und erlebt wurden, waren für Kinder außer Reichweite. Die Stadt als solche war für sie mit einem Mal kaum mehr erfahrbar.

Zwar hat sich die Lage in den vergangenen Monaten in vielerlei Hinsicht entspannt, doch ist die Ordnung des Kinderlebens in der Stadt noch immer geprägt vom Krisenmodus. Bislang fehlen jedoch Studien und fundierte Daten, die Auskunft über die städtische Raumnutzung durch Kinder in der Krise geben. Unklar ist beispielsweise, wie sich Kinder durch den Lockdown

ihren Wohnort neu angeeignet haben, welche Bildungsrelevanz dieser Ort erlangte und wie sich Schule als (un-)sicherer Ort hierzu neu in Beziehung setzte. Schließlich fehlt Wissen darüber, welche Konsequenzen hinsichtlich des Raumerlebens und der Raumerschließung diese (temporären) Einschränkungen etwa für unterschiedliche Altersgruppen oder in geschlechtsspezifischer Hinsicht haben. Zugleich scheinen neue Phänomene auf und werden mit raumindifferenten Deutungen erklärt. Dazu gehören etwa die in einigen europäischen Städten (darunter Brüssel, Stuttgart oder St. Gallen) plötzlich sichtbaren Formen der Raumeignung durch Jugendliche oder jüngere Kids. Mit der Deutungsfolie Jugendgewalt werden diese Handlungen als Pöbelei, Zerstörungswut und Randalentum markiert. Die jungen Menschen werden in die Ecke sogenannter Corona-Leugner*innen oder Querdenker*innen gestellt. Dabei wird kaum hinterfragt, welche Bedeutung diese Prozesse der Aneignung öffentlichen Raums für die jungen Menschen haben und wie sie mit der veränderten Raumordnung in der Stadt zusammenhängen.

Eine empirische Forschung ist im Rahmen dieses Beitrags nicht möglich. Deshalb macht er sich auf die Spurensuche nach Deutungsmustern, mit denen die städtischen Raumnutzungen von Kindern, respektive Orte für Kinder in der Stadt bisher thematisiert wurden. Gelingt es damit, die beschriebenen aktuellen Phänomene zu verstehen? Setzt sich gar eine neue Deutung durch und eine damit verbundene gesellschaftliche und räumliche Ordnung von Orten für Kinder (insbesondere) in der Stadt? Und was bedeutet schließlich die (veränderte) Thematisierung für die Kinder und ihre Geographien im Sinne eigentätiger Welt-Bindungen, -Aneignungen und -Deutungen (Werlen 2015; Reutlinger 2017) in städtischen Kontexten?

Denkfiguren: dominante Thematisierungen städtischer Kinderorte als Deutungsfolien von Kindergeographien

Die Suche nach dominanten Thematisierungen städtischer Kinderorte erfolgt im Folgenden aus einer sozialräumlichen Kinderperspektive (Reutlinger 2014), die eine aktive Auseinandersetzung von Kindern mit ihrer sozialräumlichen Umwelt zum Gegenstand hat. Diese Perspektive beinhaltet stets zeitgleich zwei mögliche Akzentuierungen: erstens in Richtung einer „sozialräumliche[n] Konstitution von Kindheit als historisch-soziales Phänomen“ und zweitens in Richtung „individueller Erfahrung“ sozialräumlicher Umwelterschließung durch Kinder (Honig 1996: 330). Auch wenn diese Unterscheidung in der aktuellen Forschung zu Kindern und Raum nicht immer so streng durchgehalten wird, mündet doch die erste Akzentuierung in eine *sozialräumliche Kindheitsforschung* (Andresen et al. 2016; Braches-Chyrek/Röhner 2016; Schreiber 2014). Diese befasst „sich mit der Frage nach der Entwicklung und Veränderung der Lebensphase Kindheit und den damit zusammenhängenden Vorstellungen vom Kind in der Gesellschaft“ (Brüschweiler 2014: 44). Die zweite Akzentuierung, das Interesse nach der „subjektiven Einschätzung der einzelnen Kinder und auf ihre spezifische Wahrnehmung der eigenen Lebenswelt“ (Brüschweiler 2014: 44), führt hingegen zur *sozialräumlichen Kinderforschung* (Blinkert 1996; Deinet 1990; Kogler 2019).

Die Suche bewegt sich zwischen diesen beiden Akzentuierungen, was zunächst eine Offenheit für verschiedene Zugänge zum Zusammenhang zwischen Kind, Raum und Umwelt zur Konsequenz hat. Das gilt in disziplinärer Hinsicht ebenso wie bezogen auf den jeweiligen Forschungsgegenstand im mittlerweile vielfältigen Diskursstrang zu Kinderräumen (Brüschweiler 2014: 26). Dieser Diskursstrang ist durch eine Vielzahl räumlicher – also je nach Raumverständnis physisch-materieller, symbolischer, gesellschaftlicher oder virtueller – Bedingungen des Aufwachsens geprägt, aber auch durch soziale, pädagogische, rechtliche, familiale oder entwicklungspsychologische Phänomene und disziplinäre Positionen (Reutlinger 2014). Im Zusammenwirken mit anderen Diskurssträngen stimmt der Diskursstrang zu Kinderräumen in einen Gesamtdiskurs zum Aufwachsen ein und konstituiert diesen mit. Angesichts dieser Komplexität bedarf es aus pragmatischen Gründen einer Einschränkung auf ganz bestimmte, typische Werke oder Texte mit einem sozialräumlichen Fokus. Es geht also um einen „Diskursausschnitt“ (Brüschweiler 2014: 52) beziehungsweise um eine Thematisierungslinie aus dem Diskursstrang Kinderräume, der oder die genauer analysiert wird, um zu „neuen Einsichten über räumliche Phänomene zu gelangen“ (Castillo Ulloa/Schwerer 2021: 415). Vor ähnlichen Herausforderungen standen das an der TU Berlin angesiedelte Forschungsprojekt „A02 Bildung: Raumwissen von Kindern und Jugendlichen in der Planung“ des DFG-Sonderforschungsbereichs 1265 „Re-Figuration von Räumen“ und die mit ihm verbundenen Überlegungen zur „qualitativen Meta-Analyse“ (Castillo Ulloa/Schwerer 2021). Mit einer Meta-Analyse können „verschiedene, sonst eher getrennt betrachtete Forschungen“ und disziplinäre Perspektiven „zu einem gemeinsamen Phänomen“ zusammengefügt und daraus „neue Erkenntnisse“ generiert werden (ebd.: 425). Das im vorliegenden Beitrag angestrebte Ergebnis ist jedoch im Unterschied zu dem Berliner Projekt bescheidener. Das beginnt schon mit der Auswahl des Analysekorpus.[1] Dieser ist zwar, ebenso wie in dem Projekt, nicht disziplinär begrenzt, jedoch in sprachlicher Hinsicht. Er enthält ausschließlich deutschsprachige Texte (siehe Liste im Anhang).[2] Außerdem geht es nicht um die Generierung übergeordneten Wissens (wie etwa dem Raumwissen von Kindern und Jugendlichen, siehe Castillo Ulloa/Schwerer 2021), sondern um die Herausarbeitung von Konturen sogenannter „Denkfiguren“ (Reutlinger/Wigger 2010).

Eine Denkfigur dient erstens als „analytisches Instrument“ (ebd.: 15), zur Beschreibung der Verräumlichung von Kindheit (als sozialem und kulturellem Phänomen) und Kindern (sowie ihrem Erschließen konkreter Orte) in der Stadt. Zweitens dient eine Denkfigur als „Verständigungsfolie in [...] bisher unübersichtlichen sozialräumlichen Diskurs[en]“ zu Kindern und Raum (ebd.). Denkfiguren bleiben drittens nicht rein analytisch, sondern fließen über Praktiken und programmatische Konsequenzen zurück in den Diskursstrang. Als normativ fundierte Zuspitzung wird eine Denkfigur über unterschiedliche Diskursebenen (politisch, medial, programmatisch) in Praxen (re-)produziert und transformiert und wiederum diskursiv aufgenommen (Glasze/Mattisek 2009). Dies macht letztlich ihren konstitutiven Charakter für den Gesamtdiskurs aus – in diesem Fall jenem zum Aufwachsen.

Historisch betrachtet beginnt die sozialräumliche Auseinandersetzung mit Kindern in der Stadt am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. 1902

rief die Reformpädagogin Ellen Key angesichts der zu dieser Zeit in der Industriegesellschaft in Bezug auf Kinder und deren Lebensräume herrschenden Missstände das Jahrhundert des Kindes aus (vgl. Key 2000 [1902]). Die Untersuchung nach der Art und Weise, in der Orte für Kinder in der Stadt thematisiert werden, beginnt hier und zieht sich bis in die Gegenwart, erstreckt sich also über einen Zeitraum von 120 Jahren. Die Spurensuche ist durch drei Momente charakterisiert, bei denen jeweils eine bestimmte Denkfigur die Thematisierung der Orte von Kindern in der Stadt dominiert, beziehungsweise daraus hervorgeht: Erstens der *Moment der Entdeckung* der Stadt oder genauer der „Großstadt“ als Lebensraum für Kinder zu Beginn des 20. Jahrhunderts (Abschnitt 1). Sie wurde zunächst ausschließlich als gefährlicher und gefährdender Kontext für Kinder thematisiert. Zweitens der *Moment der Erschließung der Orte von Kindern* vor dem Hintergrund der hoch funktionalisierten Stadt der Nachkriegszeit (Abschnitt 2). Hier war Kindern und ihren Orten wenig Platz zugeschrieben. Dementsprechend mussten erst – meist überdachte, in der Regel pädagogisierte und dadurch kontrollierte – Orte eingerichtet werden. Und schließlich drittens der *Moment der Eingemeindung* der Orte von Kindern in die Stadt als Bildungsorte (Abschnitt 3). Im Sog der bildungspolitischen Auseinandersetzungen wurden die vielen Orte für Kinder unter bildungsrelevanten Gesichtspunkten diskutiert und die Stadt mit einer großen Bildungslandschaft gleichgesetzt. Im Zentrum der folgenden Analyse steht bei jedem der drei Momente ein Schlüsseltext, der den sozialräumlichen Diskurs weit über seine eigene Disziplin hinaus geprägt hat. Ergänzt wird dieser durch einige weitere Raumstudien, die zur Schärfung der jeweiligen Denkfigur beitragen können. Leitend sind dabei drei zentrale Anliegen einer sozialräumlichen Kinderperspektive: (1) Kinder werden als Expert*innen ihres Lebensraums betrachtet, den sie sich aktiv erschließen (Deinet 1990). (2) Das soziale Leben im Handeln und in der Organisation des Kinderlebens nimmt eine zentrale Bedeutung ein (Honig 1996: 332). (3) Trans- und interdisziplinäre Betrachtungsweisen sind von zentraler Bedeutung (Fritsche/Rahn/Reutlinger 2011). Die Einbeziehung zusätzlicher Texte, die in der jeweiligen Zeit rezipiert wurden, heute jedoch nicht mehr zum Kanon gehören, kann die jeweilige Denkfigur zusätzlich schärfen und bestimmte Aspekte stärker auf den Punkt bringen. In einem anderen Rahmen gälte es, diese Erweiterungen systematischer anzugehen, etwa indem insbesondere jugendkulturelle Aspekte oder sozio-ökonomische, geschlechtsspezifische sowie kulturelle Differenzlinien genauer herausgearbeitet werden. Zum Schluss jedes Abschnitts wird der Kern der Denkfigur noch einmal zusammengefasst.

Im Ergebnis werden drei Denkfiguren sichtbar, die zwar Diskursstränge und deren jeweilige Wirklichkeiten pointiert fassbar und darstellbar zu machen (Brüschweiler 2014: 45), jedoch – wie jede Systematisierung von Diskursen – modellhaft, situativ und damit flüchtig bleiben (Jäger 2012). Wie die folgende Analyse zeigt, erlangten diese Denkfiguren in einem bestimmten städtischen Kontext sowie auf Basis des Kindheitsdiskurses eine Stellung, „die sich zu einer bestimmten Zeit als dominierend durchgesetzt haben“ (Fritsche/Rahn/Reutlinger 2011: 17). Mit der Zeit wurden sie zwar von einer anderen Denkfigur überlagert, besitzen jedoch in aktuellen Diskussionen weiterhin Wirkmächtigkeit (Brüschweiler 2014), da sie „gegenüber der Wirklichkeit eine Art *Eigenleben* führen. Sie stellen selbst Materialität

sui generis dar“ (Jäger 2012: 33). Die Vorstellung einer simplen Abfolge unterschiedlicher Denkfiguren greift daher zu kurz. Vielmehr kollidieren verschiedene Denkfiguren immer wieder miteinander.

Abgeschlossen wird die Spurensuche, die ihren Ausgangspunkt im beschriebenen Phänomen der Orte von Kindern unter den Bedingungen der Covid-19-Pandemie nahm, im 4. Abschnitt, der die drei Denkfiguren nochmals nebeneinander stellt, um aufzuzeigen, was immer schon übersehen beziehungsweise verdeckt wurde, nämlich die Kinder selbst und ihre Perspektive auf ihre Orte in der Stadt.

1. Die Entdeckung der Orte von Kindern in der Stadt: Die Straße und der Lebensraum des Großstadtkindes

Die Spurensuche nach der Frage, wie das Leben und Aufwachsen von Kindern in Städten thematisiert wird, beginnt in deutschsprachigen Großstädten am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert. Antworten lassen sich anhand von zwei konkurrierenden Lesarten nachzeichnen:

Eine erste Lesart setzt an der funktionalistischen Betrachtungsweise des industriellen Großstadtlebens an. Lebensorte von Kindern werden dabei funktional-räumlich getrennt betrachtet. Sie beschränken sich auf „wohnen“ und „sich bilden“ (Maier et al. 1977: 129) als sogenannte „menschliche Daseinsäußerung“ (ebd.: 100). Solche Grundfunktionen menschlicher Daseinsäußerungen basieren auf Aktivitäten und Tätigkeiten, die „in allen sozialen Schichten immanent, massenstatistisch erfassbar, räumlich und zeitlich messbar sind und sich raumwirksam ausprägen“ (ebd.). Nach dieser bürgerlich geprägten Lesart finden Aufwachsen und Lernen exklusiv in der Familie und in der Schule statt. Als Institutionen, die die Kindheit prägten haben diese eine klar umrissene Funktion im gesamtgesellschaftlichen Gefüge sowie einen festen Platz im städtisch-funktionalen Siedlungszusammenhang. Diese Abtrennung besonderer Orte für Kinder im städtischen Siedlungszusammenhang kann als Zeichen einer „Herausbildung von Kindheit als einer besonderen gesellschaftlichen Lebensform“ interpretiert werden (Zeiber/Zeiber 1994: 17): Junge Menschen wurden „in die privaten Funktionsräume der bürgerlichen Kleinfamilie und Schule verwiesen, um sie auf ihre spätere Aufgabe innerhalb der Gesellschaft vorzubereiten“ (Schreiber 2014: 198).

Die zweite Lesart versucht, *Orte von Kindern* stärker aus dem Erleben des städtischen Alltags durch die Kinder selbst zu erschließen und dadurch Verbindungen zwischen den Daseinsbereichen herzustellen. Beide Lesarten fokussieren die Straße als sozialräumlichen Grenzbereich ganz unterschiedlicher Dynamiken und Einflüsse: einmal als Un-Ort des kindlichen Lebens und angesichts ihres Gefahrenpotenzials als pädagogisches Schreckgespenst für bürgerliche junge Menschen sowie einmal als vielschichtigen und wichtigen sozialen und räumlichen Zusammenhang des Aufwachsens und Lernens.

Die Straße als gesellschaftlicher Funktionsbereich der „Teilnahme am Verkehr“ und als Heimat des proletarischen Kindes

Funktionalistisch betrachtet nimmt Verkehr „eine Mittlerrolle zwischen den Standorten des Wohnens, des Arbeitsplatzes, der Versorgungs-, Bildungs- und

Freizeiteinrichtungen, also zwischen den Funktionsstandorten“ ein (Maier et al. 1977: 30). Mit dieser Funktion rückt vordergründig die Perspektive erwachsener, am Erwerbsleben beteiligter Stadtbewohner*innen in den Fokus. Der öffentliche Raum wird als exklusiver Bereich für Erwachsene betrachtet. Mit dem aufkommenden Einzug des motorisierten Nutzverkehrs in die industrielle Großstadt gehen vom Straßenraum zunehmend physische Gefahren für dort spielende beziehungsweise sich aufhaltende Kinder aus: überfahren, verletzt oder getötet zu werden ist für sie hier immer möglich. Zudem birgt die Straße als Aufenthalts- und Zufluchtsort ausgestoßener, mittelloser, deklassierter und nicht integrierter Menschen (Obdachlose, Prostituierte, Landstreicher*innen, Suchtmittelabhängige, Kriminelle etc.) nicht nur in physischer, sondern auch in sozialer Hinsicht ein Potenzial an Gefahren und Bedrohungen für Kinder.

In dieser Lesart nehmen Straßenjungen stellvertretend für andere Kinder die Rolle von „Rekruten des Bettelvolks, der Trinkerschar, des Verbrecherheers“ ein (Rude 1915: 299). Diesen Aspekt machen insbesondere die Betrachtungen der Straße als Heimat des „proletarischen Kindes“ (Rühle 1911) im gleichnamigen Werk des (Sozial-)Pädagogen Otto Rühle deutlich (siehe Schlüsseltext 1 im Verzeichnis des analysierten Datenkorpus). Rühle war einer der ersten zeitgenössischen Pädagog*innen, der das Straßenkindwesen sozialisationstheoretisch thematisierte. Er beschrieb die Folgen der Erlebnisse und Erfahrungen von Kindern auf der Straße sowie ihrer Erziehung durch die Straße für deren individuelle Entwicklung. Rühle rückte „die sozialen Missstände des großstädtischen Arbeitermilieus [...] und den unmittelbaren Einfluss der Großstadt auf die Psyche und das Bewältigungsverhalten proletarischer Kinder“ ins Zentrum (Stecklina 2002: 161 ff.):

„Das Großstadtkind [...] ist ganz auf die Straße angewiesen, die ihm Haus und Garten ersetzen muß. Es ist das Straßenkind – ein Produkt der Großstadt und der neuen Verhältnisse, ein neuer Typus. [...] Die Straße ist dem Straßenkinde in erster Linie Spielplatz. Im Gewoge und Getriebe zwischen Passanten [sic!] und Fuhrwerken aller Art, gestoßen und beiseite geschoben, angeschnauzt, von Schutzleuten verfolgt, von Gefahren bedroht, muß es sich beschäftigen und vergnügen, so gut es geht“ (Rühle 1915: 300).

Ebenfalls charakteristisch für die Beschreibung des Großstadtkindes ist die im nächsten Abschnitt ausgeführte Abgrenzung respektive das In-Bezug-Setzen zum Kind auf dem Dorfe, mit der auch Otto Rühle arbeitete.

Die Straße als Anschauungsmaterial für schulisches Lernen und Lebensraum des Großstadtkindes

Am Anfang der verstärkten Auseinandersetzung mit dem Leben und den Bedürfnissen von Kindern in der Großstadt steht die Gegenüberstellung des „Dorfkindes“ mit dem sich neu konstituierenden, noch wenig bekannten Typus des „Großstadtkindes“ (Gansberg 1907). Dies mündete in Stränge reformpädagogischer Gegendiskurse (Wandervogelbewegung, zurück zur Natur, zurück zur Familie) (Hopfner 2006). Die Umgebung, in der das Dorfkind aufwächst, wird als natürlich betrachtet, da ein „Leben in

der Natur“ gegeben ist (Gansberg 1907: 3). Auf dem Dorf können Kinder ursprüngliche, ganzheitliche und mit der Natur gekoppelte Erfahrungen machen. Die räumliche Umgebung der Großstadt wird hingegen als „unwirtlich“ (Mitscherlich 1965) und von der Natur, ja vom Menschsein entfremdet betrachtet. Eine solche Umgebung lässt Erfahrungen bloß unmittelbar und indirekt zu. Sie führt häufig auch zu aggressivem und destruktivem Verhalten junger Menschen (Mitscherlich 1965: 113). Mit der zunehmenden Funktionalisierung sind die Zusammenhänge ohne Gesamtverständnis voneinander getrennt, wie beispielsweise J. Müller in der Hamburgischen Schulzeitung festhält: „Ein Großstadtkind kennt in der Regel nur das fertige Produkt; ein Dorfkind kennt in der Regel auch die Entstehung des Produktes. Chemisch gesprochen: Die Vorstellungen eines Großstadtkindes sind größtenteils Verbindungen; die Vorstellungen des Dorfkindes in der Hauptsache Elemente.“ (Müller 1911: 36) Verschiedene Autor*innen leiten daraus – wie der zitierte Müller – vielfältige Herausforderungen für den schulischen Unterricht ab. Wo der Ansatzpunkt sein sollte, ist jedoch keineswegs klar. Für Müller stellen die „Uebelstände in der Hauptsache ein Stück Großstadtelend“ dar (ebd.). Daraus ergeben sich für ihn unterschiedliche Akzente des Unterrichts: Theoriebezug für Dorfkinder und Praxisbezug für Stadtkinder. Ganz anders die Sichtweise von Ernst Bläske, der in Reaktion auf Müllers Einwurf den Ansatzpunkt in den konkreten Lebensrealitäten und Erfahrungen von Großstadtkindern sieht – da diese den Kindern nicht fremd, sondern vertraut seien (Bläske 1911).

Nach und nach setzt sich die Einsicht durch, dass die städtischen Bedingungen, in denen Kinder aufwachsen, gar nicht defizitär, sondern vielmehr als großes Potenzial zu betrachten sind. Im Zuge dieser Entdeckung der Straße als anderem Lebenszusammenhang von Kindern entstehen beispielsweise die *Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder* (Gansberg 1907, siehe ergänzende sozialräumliche Studie – ESRS 1). Darin versucht der Volksschullehrer Fritz Gansberg in reformpädagogischer Absicht, die Schule zu öffnen beziehungsweise den schulischen Unterricht an die unterschiedlichen Lebensrealitäten und Erfahrungen von Kindern in der Großstadt anzupassen. Nach seinen Überlegungen kann ein „gesunder, anregender Unterricht“ nur im „alltäglichen Leben des Kindes“ wurzeln, „in der Kultur, die es umgibt“ (ebd.: 3). Stadtschulen sollten daher mit den „selbstgemachten Anschauungen des Kindes“ arbeiten und diese verarbeiten, also die Welt der Großstadtkinder zum Ausgangspunkt für den schulischen Unterricht machen.

Einen Schritt weiter geht einige Jahre später die Psychologin Martha Muchow in ihrer in Hamburg durchgeführten Studie *Der Lebensraum des Großstadtkindes* (Muchow/Muchow/Zinnecker 1998 [1935]), in der sie die kindliche „Lebenswirklichkeit Großstadt“ genau analysiert und beschreibt (ebd.: 71, siehe ESRS 2). Muchow untersucht mithilfe unterschiedlicher methodischer Zugänge sowohl den Raum „in dem das Großstadtkind lebt“, als auch den Raum „den das Kind erlebt“ (ebd.) sowie schließlich den Raum „den das Kind lebt“ (ebd.). Die drei Perspektiven zusammen ergeben ein komplexes Bild von Orten in der Stadt, an denen sich Kinder aufhalten, von denen sie ihren Aktivitäten nachgehen und die sie durch Veränderung der „vorhandenen physisch-materiellen Arrangements“ zu ihrer Welt „umleben“

(ebd.: 123). Im Prozess des kindsspezifischen Umlebens der physisch-materiellen Welt (wie etwa von Spielplätzen, verkehrsarmen Straßen oder Warenhäusern) entsteht eine personale Welt, die Muchow als Lebensraum bezeichnet. In der Entwicklung des Kindes dehnt sich der Handlungs- und Lebensraum langsam und kontinuierlich vom „mehr oder weniger eng um die Wohnung und die Wohnstraße“ verorteten Umfeld „schichtenförmig aus“ (ebd.: 147 f.). Die Struktur der kindlichen Lebensräume ist abhängig von „Geeignetheit als Spielgelände, Spielplatznähe, Bebauungsart, Nähe zum kindlichen Erleben usw.“ (ebd.: 148). Muchows Befunde hinterfragen die Idee, dass die ganze Großstadt als „Lebensraum des Großstadtkindes (als Raum, in dem das Kind lebt)“ (ebd.: 87) von Bedeutung sei. Vielmehr seien es nur bestimmte Orte und räumliche Ausschnitte. Der Lebensraum des Großstadtkindes baut sich nicht „neben dem der Großstadterwachsenen“ auf, sondern „überlagert“ oder „durchwächst“ diesen (ebd.).

Mitte der 1950er Jahre gelangt die Stadtsoziologin Elisabeth Pfeil in ihrer Studie *Das Großstadtkind* (Pfeil 1955, siehe ESRS 3) zu dem Schluss, dass eine „Charakterologie des Großstadtkindes“ fehlt (ebd.: 9). Sie setzt mit ihren Ausführungen an den Ergebnissen von Muchows Studie an, indem sie sich gegen die homogene Vorstellung eines „geschlossenen Typus“ Großstadtkind stellt und von einer sozialen und gebietsbezogenen Heterogenität der Großstadtbevölkerung ausgeht: „Innerhalb jeder Großstadt ist die Welt des Kindes eine ganz andere in jedem *Stadtviertel* und auf jeder *Sozialstufe*. [...] Und in der scheinbar uniformen Masse der Großstadtbevölkerung die Vielfalt und Fülle lebendiger Individualität, gerade bei den Kindern.“ (Ebd.: 11, s.o.)

Zentrale Thematisierungslinien zum Zeitpunkt der Entdeckung

In einer funktional gedachten und gebauten industriellen Großstadt wies man Kindern ganz bestimmte familiäre und schulische Orte zu. Außerhalb dieser war kein Platz für Kinder vorgesehen. Ihr Aufenthalt im Straßenverkehrsraum war zu gefährlich beziehungsweise zu gefährdend. Diese Sichtweise wurde in dem Moment revidiert, als die kindliche Welt der Stadt aus der Perspektive von Kindern gelesen wurde sowie als „konkrete[r] Raum [der Großstadt], in dem wir [beziehungsweise die Großstadtmenschen] ‚drin‘ sind“ (Muchow/Muchow/Zinnecker 1998 [1935]: 147).

Durch das Umleben der physisch-dinglichen Welt konstituiert sich eine dem Subjekt zugeordnete Welt. Deshalb war für Muchow klar, dass es nicht darum gehen kann, zu untersuchen, „wie eine so und so zu beschreibende Großstadtwelt die in ihr lebenden, so und so beschaffenen Kinder beeinflusste, sondern es war zu zeigen, wie das Kind seine Umgebung ‚Großstadt‘ zu seiner Umwelt umschafft und wie sich alsdann die vom Kinde ‚gelebte Welt‘ Großstadt darstellt“ (ebd.: 69). Der Lebensraum wurde jedoch nicht nur in seiner physisch-materiellen Dimensionierung betrachtet, nicht bloß als Ort der Kinder, sondern auch in seiner sozialen Räumlichkeit, als Ort, an dem sich Kinder „auch Gesellschaft aneignen, sich mit Gesellschaft auseinandersetzen“ (ebd.: 174). Diese Verschränkung von Sozialem und Räumlichem war beispielsweise angelegt in der sich langsam ausdehnenden Welt, die sich das Großstadtkind erschloss und damit die „räumlichen Konfigurationen der Gesellschaft“ kennenlernte (Pfeil 1955: 12).

2. Erschließung (und Absicherung) der Orte der Kinder in der Stadt: Straßensozialisation und die kindliche Aneignung der Stadt

Bei der Spurensuche nach der Auseinandersetzung mit Orten von Kindern in Städten lässt sich ab den 1970er Jahren eine Verschiebung feststellen: Das Aufwachsen auf dem Land sei besser, da ursprünglicher, natürlicher und unmittelbarer als in der Stadt (Zinnecker 2001), argumentieren Forscher*innen zum Lebens- und Aktionsraum von Stadtkindern. Das „Ineinandergreifen einer Reihe von Veränderungen“ (Zeiber 1990: 35) seit dem Zweiten Weltkrieg habe einen negativen Wandel der räumlichen Bedingungen des Aufwachsens zur Folge. Hervorgehoben werde dieser durch die Fokussierung auf Tätigkeiten, die sich auf Erwerbsarbeit beziehen. Dazu gehörten insbesondere Konsumption und Verkehr. Diese prägten die Art und Weise der Siedlungsraumgestaltung. Das Auto wird dabei zum Herzstück der städtischen Entwicklung erklärt. Im Windschatten des motorisierten Verkehrs würden Kinder von der Straße vertrieben (Blinkert 2017). Wegen der fehlenden Anregungsmöglichkeiten verarmten Aneignungsprozesse. Ein spontaner Aufenthalt im Freien sei ebenso wenig möglich, wie unbeaufsichtigt draußen mit anderen Kindern zu spielen (Zeiber 1990: 37). Immer notwendiger werde die Schaffung von Reservaten und Ausgleichsangeboten wie beispielsweise Spielplätzen, Sportanlagen oder Kinderprogrammen (Blinkert 1996: 19).

Dieser zunehmende Bedeutungsverlust des öffentlichen Raums werde zusätzlich durch die Attraktivität von Binnenräumen gefördert, indem die organisierten Angebote zunehmen und ein immer ausdifferenzierteres, attraktives, den Alltag beherrschendes Medienangebot zur Verfügung stehe. Im Zuge dessen finde eine „Verhäuslichung von Kindern“ statt, jedoch auch eine räumliche und zeitliche Verinselung respektive eine institutionelle, räumliche und zeitliche Einschließung von Kindern (Zeiber 1990: 38). Angesichts dieser negativen Entwicklungen gelte es, die Bedeutungen der Orte von Kindern intensiv zu thematisieren, sie systematisch zu erschließen und dadurch abzusichern.

Straßensozialisation, Kinderöffentlichkeiten und Selbstständigkeit

Die Sicht auf Kinder und die Bedeutung ihrer Orte in der Stadt verändert sich grundlegend mit der Intensivierung der wissenschaftlich-programmatischen Auseinandersetzungen mit der Straße als „Lernort“ sowie dessen Gleichsetzung mit den Lernorten Schule und Familie (Zinnecker 1979: 727). In seinem programmatischen Aufsatz *Straßensozialisation. Versuch, einen unterschätzten Lernort zu thematisieren* arbeitet der Erziehungswissenschaftler Jürgen Zinnecker Ende der 1970er Jahre ganz unterschiedliche Bedeutungsebenen dieses Lernortes heraus (siehe Schlüsseltext 2). Ausgangspunkt seiner Betrachtungen ist der konkrete oder „reale Ort“ Straße (ebd.), den gesellschaftlich betrachtet von Sechs- bis 18-Jährige besonders viel und intensiv nutzen. Betrachtet man jedoch nicht nur den „Verkehrsraum unter freiem Himmel“ (ebd.), sondern auch die „angrenzenden Räume und Gebäude“ (ebd.) – also verkehrsfreie Plätze, angrenzende Grünanlagen, Warenhäuser und Straßenkneipen –, so treten insbesondere der „öffentliche

Raum“ (Zinnecker 2001: 1) beziehungsweise unterschiedliche Konzeptionen von Öffentlichkeit hervor: Öffentliche Zugänglichkeit für jedermann ist dabei ein wesentliches Merkmal. Es unterscheidet diesen Ort von der Familie als „de[m] private[n] Ort“ (ebd.) und von Schule als halböffentlichem Ort.

Zinnecker nennt drei zentrale Bedeutungsgehalte des Lernortes Straße: Erstens wirke die Straße fördernd bei der Aufgabe „klassen-, geschlechts- und persönlichkeitspezifische Identitäten und biografische Perspektiven aufzubauen“ (ebd.: 743). Zweitens diene der „gesellschaftliche Ort“ respektive die Auseinandersetzung mit anderen Menschen zum Erlernen von Kompetenzen für selbstständiges Auftreten und Handeln. Eine Straßenexistenz verlange schließlich drittens von jungen Menschen, „diesen funktionsbestimmten Ort für ihre Zwecke umzuwidmen, ihm eine neue Bedeutung zu verleihen, ihn auf Zeit zu ‚kolonialisieren‘“ (ebd.: 741). Damit verweist Zinnecker auf die Wichtigkeit von Prozessen der Aneignung von Orten – sowohl für das Individuum als auch für Kindergruppen – und reiht sich damit in eine Vielzahl unterschiedlicher Studien ein, die ab Mitte der 1980er Jahre mit dem Begriff der sozialräumlichen Aneignung arbeiten und damit Orte von Kindern systematisch erschließen.

Aneignung und die in den räumlichen Bedingungen der Orte liegenden Möglichkeiten

Ausgangspunkt dieser sozialräumlichen Studien ist die Einsicht, dass konkrete Orte in der Stadt nicht nur von gegenständlich-räumlichen Bedingungen geprägt sind, sondern auch vom individuellen Handeln an diesen Orten. Der Begriff der Aneignung macht das „handelnde Subjekt“ (Jacob 1984: 687) zum Ausgangspunkt der Betrachtung. Er schließt „das Verändern, Umfunktionieren und Umdeuten der Umwelt“ (ebd.) in die Betrachtung ein. Exemplarisch dient der Begriff der Raumanneignung dazu, „das Verhältnis zwischen Kindern und Jugendlichen und der materiellen Umwelt in städtischen Räumen in städtischen Lebenswelten zu beschreiben“ (Harms/Preissing/Richtermeier 1985: 22).

Das Konzept der Aneignung betrachtet die kindliche und jugendliche Sozialisation als einen Prozess des Aufwachsens „in aktiver Auseinandersetzung mit der stofflich-dinglichen und sozialen Umwelt und mit sich selbst“ (Böhnisch 1996: 154). Durch ihn werde „die scheinbar tote sozialräumliche Welt der Gegenstände zu einer je individuellen sozialräumlich-personalen Anreizstruktur“ (ebd.). Lothar Böhnisch, aber auch Richard Münchmeier (2003), Ulrich Deinet (1990) oder Ursula Nissen (1998) betonen in ihren Arbeiten (siehe ESRS 4, 5, 6) immer wieder, dass es bei der Frage nach der Wirkung und Gestaltung der sozialräumlichen Umwelt nicht einfach um „Territorien oder Bauten, auf denen und in denen sich Menschen tummeln“ geht (Böhnisch 2002: 70). Vielmehr gehe es um „die Gelegenheitsstruktur, die Ressourcen, das Soziale, das in einem Sozialraum gegeben ist – das bestimmt die Lebensmöglichkeiten der Menschen“ (Münchmeier 2003: 3). Aus sozialpädagogischer Sicht werden deshalb räumliche Möglichkeiten im Sinne fördernder Umwelten gefordert, die Kinder und Jugendliche mit ihren Bedeutungen besetzen können: „Es ist nicht nur der Raum als territorialer Raum, der da sein muß, sondern die sozialen und emotionalen

Möglichkeiten, die in ihm stecken und die von Kindern und Jugendlichen aus ihrer emotionalen Befindlichkeit und ihrem sozialen Wollen heraus erschlossen werden können.“ (Böhnisch 1996: 150)

Die Bedeutung der kindlichen Rauman eignung als tätiger Auseinandersetzung mit der räumlich-dinglichen Welt im Wohnumfeld unterstreicht auch der Soziologe Baldo Blinkert in seiner Untersuchung *Aktionsräume von Kindern in der Stadt* Anfang der 1990er Jahre (siehe ESRS 7). Im Fokus stehen Kinder zwischen fünf und neun Jahren, also einem Alter, in dem Kinder „anfangen, selbständig zu werden, [...] das Bedürfnis haben“, sich ihre „Umwelt auf eigene Faust zu erschließen, dabei Entdeckungen zu machen, unsere Neugier befriedigen und auch ungeheuer viel lernen“ (Blinkert 2017: 28). Wesentliche Hindernisse dabei beziehungsweise beim Erreichen von Spielmöglichkeiten im näheren Umfeld der Wohnung sind laut der Studie „Zugangsbeschränkungen und Gefahren durch den Straßenverkehr, von den Eltern befürchtete soziale Gefährdungen, sowie fehlende bzw. unzureichend gestaltbare Freiräume für Kinder“ (Blinkert 1996: 192). Blinkert fordert deshalb, das städtische Wohnumfeld solle eine „Aktionsraumqualität“ haben. Unter „Aktionsraum“ versteht er ein „Territorium außerhalb der Wohnung“, das über folgende vier Eigenschaften verfügt: 1. Zugänglichkeit für eine bestimmte Altersgruppe, das heißt „es darf keine sozialen, räumlichen oder verkehrstechnischen Barrieren geben“ (ebd.: 10). 2. müssen sich Kinder dort gefahrlos bewegen können – sowohl im objektiven wie im subjektiven Sinn (ebd.: 12). 3. Gestaltbarkeit: Kinder müssen also ihre „altersspezifischen Gestaltungsmöglichkeiten und -wünsche“ in diesem Territorium umsetzen können (ebd.: 13). 4. Interaktionschancen: das Territorium „muß die Möglichkeit bieten, mit anderen Kindern zusammenzukommen“ (ebd.: 14).

Zentrale Thematisierungslinien zum Zeitpunkt der Erschließung

Als wichtiger Hinweis für die Stellung von Kindern in einer Gesellschaft lässt sich die wissenschaftlich-programmatische Auseinandersetzung mit der Straße als Aufenthaltsort von Kindern betrachten. Geht von der Straße bloß ein gefährliches beziehungsweise gefährdendes Potenzial aus oder wird die Straße als „Lernort“ und „Institution jugendlicher Erziehung und Sozialisation“ anerkannt (Zinnecker 1979: 735)? Die zweite Lesart thematisiert insbesondere das soziale Lernen. Dies beinhaltet beispielsweise den permanenten Austausch und die Konfrontation mit dem ambivalenten Charakter der Straße als Symbol für alles gesellschaftlich Unkontrollierte und nicht Integrierte. Darüber hinaus kann auf der Straße zentrale gesellschaftliche Rollen, wie derjenigen der öffentlichen Person oder die der Bürger*in eingeübt werden. Dazu gehört sowohl die Reibung mit Erwachsenen und der von ihnen vorgegebenen funktionalen Welt, also dem „bürgerlich-ökonomischen Funktionsraum“ (ebd.) als auch die Durchsetzung gegenüber anderen Kindern, also das Leben in Öffentlichkeit und Gemeinschaft, von Kinder- und Jugendkulturen. Daran schließen weiterführende Gedanken zum Unterschied zwischen der Öffentlichkeit Erwachsener und derjenigen von Kindern an, den sogenannten „Kinderöffentlichkeiten“ (Negt/Kluge 1972). Demnach bräuchten Kinder eine „raumbetontere Öffentlichkeit als Erwachsene“ (ebd.: 466). „Sie brauchen einen größeren Bewegungsspielraum, Plätze, die

ein möglichst flexibles Aktionsfeld darstellen, in dem die Dinge nicht ein für allemal festgesetzt, definiert, mit Namen versehen, mit Verboten behängt sind.“ (Ebd.) Nur wenn nicht alles schon seinen unverrückbaren Platz, seine unumstößliche Ordnung habe, könnten Kinder selbsttätig werden, also Dinge zurechtrücken, Regeln und Normen umstoßen. Dies hebt einen zweiten wichtigen Aspekt der sozialräumlichen Aneignung hervor: Nicht die physisch-materielle Gestalt, die Dinglichkeit (der Objekte wie auch ihrer Anordnung) macht einen Ort aus, sondern die Möglichkeit, diese Funktionen umwidmen zu können, einem Ort neue Bedeutungen zu verleihen, ihn auf Zeit zu „kolonialisieren“ (ebd.).

Aus der Perspektive der Aneignung geraten zunächst nicht die (von Erwachsenen gestalteten und eingerichteten) Orte *für* Kinder in den Blick, sondern die Orte *von* Kindern beziehungsweise jene Orte, die für Kinder von Bedeutung sind: „Häufig sind sie nicht für Kinder gedachte oder geplante Orte, sondern vielmehr informelle und versteckte Räume: beispielsweise eine brachliegende Fläche zwischen Häuserblöcken oder Räume für Erwachsene, wie Einkaufszentren, die als gefährlich oder für Kinder ungeeignet gelten.“ (Kogler 2019: 12) Charakteristisch ist, dass diese Orte multifunktional sind oder sie ihrer vordefinierten Funktion gewissermaßen zweckentfremdet werden. Hierfür braucht es ein Anregungspotenzial oder die Möglichkeit einer individuellen oder gruppenspezifischen Aneignung (ebd.).

3. Eingemeindung der Orte der Kinder in der Stadt: Viele Bildungsorte in der Stadt als Bildungslandschaften

Ein dritter Moment bei der Spurensuche nach den Orten von Kindern in der Stadt ist der Beginn des 21. Jahrhunderts. Er wird hervorgerufen durch verstärkt neoliberal geprägte globale Wettbewerbs- und Verflechtungstendenzen. In der bundesdeutschen Bildungsdiskussion finden diese ihren Ausdruck in internationalen Vergleichsstudien (die sogenannten PISA-, TIMSS- und PIRLS-Studien[3]). Mit der Einsicht, dass schulische Bildung soziale Ungleichheiten nicht aufhebt, sondern verstärkt, geraten die Institution Schule als Ort von Integration und Selektion sowie das gesellschaftliche Versprechen einer gleichberechtigten Teilhabe aller Bevölkerungsgruppen in die Krise. Seither ist Bildung ein „Schlüsselthema“ (Rauschenbach 2005), sowohl in bildungspolitischen als auch in sozialräumlichen Auseinandersetzungen um Orte von Kindern in der Stadt. Ausgehend von der Schule und bezogen auf den schulischen Kompetenzerwerb werden sämtliche Orte von Kindern systematisch in den Blick genommen und auf ihre Leistungsfähigkeit hin überprüft. Zeitlich und örtlich werden diese Orte „vor, neben und nach der Schule“ (Rauschenbach 2009: 210) in einen relationalen Zusammenhang gebracht: Vor der Schule tritt insbesondere die Familie als Bildungsort auf, da dort zumindest im Regelfall die Bildung der nachwachsenden Generation beginnt. Mit derselben Intention werden auch familienunterstützende und ergänzende Angebote wie die Kindertagesbetreuung unter Bildungsaspekten betrachtet. Neben der Schule wird insbesondere dem Kinder- und Jugendhilfesystem eine besonders wichtige Rolle als „Ort flexibler Bildung“ (Bock/Otto 2007) zugeschrieben. Schließlich werden die Bildungsräume und -strukturen nach der Schule, vom Jugendverein über das Kultur- und

Sportangebot bis hin zum Spielplatz, erschlossen. Mit Letzteren geraten auch Orte von Kindern im öffentlichen Raum in den Sog der Bildung. Letztendlich steht die gesamte Stadt als förderlicher Zusammenhang für (informelle) Lern- und Bildungsprozesse im Fokus und wird unter dem Begriff oder im Namen der Bildung bewirtschaftet.

Neben der intensivierten Betrachtung der Orte von Kindern in der Stadt aus einer Bildungsperspektive kommt ein qualitativ neues Element dazu: die Betrachtung dieser Orte in der Zusammenschau. Diese vollzieht sich mit der Metapher der Bildungslandschaft (Reutlinger 2011), die nicht nur unterschiedliche Akteur*innen in den Blick nimmt, sondern darüber hinaus das Denken und die Verantwortungsübernahme für Bildungswege von Kindern in einer Gesamtschau anregt.

Kindsein in der Stadt aus der Exklusivität der Bildungsbrille – Bildungspolitische Programmatiken und fachliche Ergänzungen

Besonders bildungspolitische Programmatiken in der Bundesrepublik Deutschland propagieren die Gesamtschau formeller, nicht-formeller und informeller Bildungsorte als Gesamtzusammenhang. Eine Schlüsselstudie spielt hier der „Zwölfte Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland“ des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) von 2005 (siehe Schlüsseltext 3). Zwar definiert dieser Schule weiterhin als „wichtigste[n] Bildungsort moderner Gesellschaften“ (BMFSFJ 2005: 92), gleichzeitig unterstreicht er mantrahaft, dass „Bildung [...] mehr als Schule“ ist (ebd.: 12). Dementsprechend versucht der Bericht, die vielen und vielfältigen Bildungsorte und Lernwelten miteinzubeziehen. Neben Schule und Familie wird auch die Kinder- und Jugendhilfe als zentrale Akteurin beim „Ausbau eines flächendeckenden Systems für Bildung, Erziehung und Betreuung“ (ebd.: 14) angesehen. „Die Kinder- und Jugendhilfe stellt mit ihren Leistungen und Angeboten vielfältige öffentliche Bildungsorte und -gelegenheiten bereit. Im Unterschied zur Schule handelt es sich hierbei jedoch durchgängig um freiwillig zu nutzende Angebote.“ (Ebd: 92) Schliesslich hebt der Bericht auch die zentrale Rolle von Medien sowie von „Gleichaltrigen-Gruppen, Peers und Cliques“ für Bildungsprozesse hervor. Diese stellen „ein bedeutsames Erfahrungsfeld im Übergang von der Herkunftsfamilie in ein eigenständiges Netz sozialer Beziehungen“ dar (ebd.: 93).

Die hier skizzierten programmatischen Vorstöße werden unterstützt beziehungsweise fachlich unterfüttert durch eine verzahnte fachliche Diskussion beispielsweise von Seiten der Sozialpädagogik (Rauschenbach 2009). Diese warnt vor einer Verengung des Bildungsverständnisses im Mainstream-Diskurs, da „eine tradierte Orientierung auf Lernen, Wissen und Bildung im Sinne leistungsorientierter Komponenten“ dominiere (Otto/Rauschenbach 2004: 5, siehe ESRS 8). „Was fehlt, ist ein Blick auf die andere Seite der Bildung, wie sie sich in den nicht-schulischen Bildungsorten und Bildungsmodalitäten im Kindes- und Jugendalter verdeutlicht.“ (Ebd.)

Dieser Anspruch einer ganzheitlichen Betrachtung führt letztlich dazu, dass die Stadt als Ganzes erneut in den Blick gerät, wie der Sammelband *Stadtbaustein Bildung* (Coelen/Heinrich/Million 2015) beispielhaft zeigt.

Denn der städtische Raum hält „nicht nur bedeutsame Lernorte bereit“ (ebd.: 1, siehe ESRS 9). Vielmehr sei Bildung „von jeher eine der wichtigsten Funktionen von Städten“ (ebd.). Auf ähnliche Weise argumentiert auch der erwähnte Zwölfte Kinder- und Jugendbericht, indem er das Aufwachsen in Städten als Chance beschreibt, da sich in Städten „prinzipiell eine vergleichsweise hohe Vielfalt sozialer Erfahrungsmöglichkeiten durch unterschiedliche Betreuungs-, Freizeit- und Bildungsangebote sowie eine bunte Mischung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und -schichten“ ergebe (BMFSFJ 2005: 70). Gleichzeitig beeinflussten die städtische Struktur sowie die sozio-ökonomische Lage der Familien „den Wohnstandort, die Wohnqualität und Wanderungsprozesse“, und damit die Frage, ob diese Chancen wahrgenommen werden können. Benachteiligend können sich laut des Berichts etwa sozialräumliche Bedingungen in sogenannten „sozialen Brennpunkten“ auswirken (ebd.): Hohe sozial-strukturelle Belastungsfaktoren (Arbeitslosigkeit, ethnische oder soziale Homogenität, auch in Schulklassen), gesellschaftliche Stigmatisierungsprozesse sowie das Fehlen positiver Vorbilder im sozialen Umfeld schränken die „Möglichkeiten sozialen Lernens von Kindern und Jugendlichen in derartigen Quartieren“ ein (ebd.: 71).

Zentrale Thematisierungslinien zum Zeitpunkt der Eingemeindung

Die Schule als zentraler Bildungsort für Kinder ist Anfang des 21. Jahrhunderts in eine Krise geraten. Er muss im Innern reformiert werden und sich gleichzeitig nach außen öffnen. In breit angelegten bildungspolitischen Initiativen gilt es seither, sämtliche Orte von Kindern unter dem Fokus der Bildung neu in den Blick zu nehmen und in einen steuerbaren Gesamtzusammenhang zu bringen, die sogenannten Bildungslandschaften. Die fachpolitische Einführung der Begriffe Bildungsort und Bildungslandschaft kommt daher einer „(Wieder) Entdeckung der kommunalen Verantwortung von und für Bildung im lokalen Nahraum“ (Bollweg/Otto 2011: 20) gleich. Das Credo lautet: Stadt benötigt vielfältige Bildungsorte und -gelegenheiten, damit Kinder in ihren Bildungsprozessen gefördert werden – daher müsse auch der Blick auf die Orte von Kindern geöffnet werden. „Durch die vermehrte Berücksichtigung unterschiedlicher Bildungs-Settings gewinnen so auch Regionen und Städte, vor allem aber Stadtteile und Quartiere für die Bildungsdebatte an Bedeutung, da sie mit vielfältigen räumlichen Situationen und Gelegenheiten einen Rahmen für Bildungsprozesse setzen bzw. ihrerseits in solchen Prozessen gestaltet werden.“ (Million/Heinrich/Coelen 2015: 3) Mit dieser Geste geraten nun viele Orte von Kindern, die stets unter dem Radar der institutionalisierten Verwertungslogik liefen, vollständig in den Blick dominierender Bildungsbemühungen. In der Zusammenschau unterschiedlicher Bildungsorte und Akteur*innen geht es somit auch um eine Veränderung des Selbstverständnisses der einzelnen Bildungsorte. Mit Hinblick auf die Integration in ein Gesamtkonzept bedeutet das für sie, „sich fortan als Teil des größeren und rahmengebenden Ganzen“ zu verstehen (Fritsche/Rahn/Reutlinger 2011: 56). Die Stadt wird damit zu einer riesigen „Bildungskiste“ (Brüschweiler/Falkenreck 2019: 428), die es lediglich noch zu aktivieren beziehungsweise zu bestellen gilt. Aus dem Blick geraten dabei jedoch die Kinder und Jugendlichen selbst. Sie und ihre Geographien bleiben vielfach unsichtbar.

4. Abschließende Gedanken: Drei Denkfiguren von Kinderorten in der Stadt, ein verbindender Makel

Die Spurensuche nach den Lesarten von Kindern und ihren Orten in der Stadt in den vergangenen 120 Jahren hat gezeigt, dass diese nicht einheitlich verliefen, sondern immer wieder auch konträr und vielfältig. Dennoch lassen sich drei dominierende Denkfiguren bestimmen, die sich zeitlich und argumentativ überlagern. Sie sind heute ein Deutungsangebot zur Beschreibung der städtischen Raumnutzung durch Kinder – mangels empirischer Daten auch unter den veränderten Bedingungen während der Covid-19-Pandemie:

Die erste Denkfigur ist die *Großstadt ohne Kinderorte*: Abgesehen von familiären und schulischen Orten ist nach dieser Lesart in der Großstadt kein Platz für Kinder vorgesehen. Diese Diagnose wird anhand der Straße als ambivalenter Sphäre schichtspezifisch und durchaus kontrovers diskutiert. Das „proletarische Kind“ (Rühle) wird auf der Straße sozialisiert und ist dort vielfältigen Gefährdungen ausgesetzt, während das bürgerliche Kind vor den Einflüssen der Straße geschützt wird. Studien zum Lebensraum des Großstadtkindes vermögen aufzuzeigen, dass sich Kinder nicht nur die physisch-materielle Welt aneignen, sondern im „Umleben“ (Muchow) auch die „räumliche Konfiguration der Gesellschaft“ (Pfeil) kennenlernen. Mit pädagogischen Motiven wird für die Schaffung von Lebenswelten plädiert, das heißt das Ideal naturnaher Orte für Kinder – orientiert am guten Leben auf dem Dorf – vertreten. Diese Orte werden in der Umsetzung jedoch monofunktional und rein physisch ausgestattet (beispielsweise durch das Aufstellen von Spielgeräten). Die Perspektive der Kinder und deren Eigentätigkeit bleiben damit außen vor – sowohl was die Anerkennung real von ihnen belebter großstädtischer Orte angeht als auch die für sie geschaffenen Orte. Mithilfe dieser Denkfigur ließen sich die aktuellen Veränderungen im Raumerleben dahingehend interpretieren, dass die Covid-19-Pandemie eine neuerliche Sensibilität erforderlich macht, um das „Umleben“ bisher eindeutig konnotierter Kinderorte unter den Bedingungen eingeschränkter Bewegungsfreiheit und Zugangsmöglichkeiten anzuerkennen und durch eine entsprechende sozialräumliche Forschung sichtbar zu machen.

Die zweite Denkfigur ist die der *durchfunktionalisierten Stadt und der unpassenden Kinderorte*: Ineinandergreifende negative Verkettungen der städtischen Siedlungsentwicklung führen demnach zu monofunktionalen, anregungsarmen Orten im öffentlichen Raum sowie zum Verschwinden von Freiflächen. Diese Prozesse führen zu einer Vertreibung von Kindern in verhäuslichte, institutionalisierte, verinselte, mediatisierte und oftmals von erwachsenen Bezugspersonen kontrollierte Orte. Studien zur Straßensozialisation und zur Aneignung durch Kinder zeigen die negativen Folgen dieser Entwicklungen auf und fordern mehr Möglichkeiten beziehungsweise Erlebnisqualität in der gebauten Welt, also ein Zulassen von Kinderöffentlichkeiten. Pädagogisch motiviert wird für die Schaffung funktionsoffener, aneignbarer Orte plädiert, die jedoch in Form von Reservaten oder Ausgleichsorten als (Wald- oder Abenteuer-)Spielplätze, Sportanlagen oder Indoor-Kinderangebote umgesetzt werden. In der Tendenz entsteht dabei ein Netz aus Kinderorten in der Stadt, das sich an das Ideal der wohlgeordneten

bürgerlichen Wohnung anlehnt. Die kindlichen lebensweltlichen Deutungen städtischer Orte werden wenig berücksichtigt. Sie bleiben trotz der intensiven Auseinandersetzung und der Schaffung der Orte von Kindern unberücksichtigt. Die zweite Denkfigur zeigt: Wenn zugängliche Orte wegfallen, wie während der aktuellen Covid-19-Krise, wird es umso wichtiger, nicht nur Anzahl und Ausstattung der Orte von Kindern in den Blick zu nehmen, sondern auch das Raumerleben und die Raumdeutungen durch Kinder konsequent zu verstehen und zu unterstützen.

Die dritte Denkfigur versteht *Stadt als Bildungskiste, in der sämtliche Kinderorte bildungsrelevant sind*: Bildung wird zum Leitthema, unter das sämtliche Kinderorte untergeordnet werden. Alternativ werden sie zur Schule als zentralem Bildungsort ins Verhältnis gesetzt. Mit dem Denken in Bildungslandschaften tritt die Thematisierung von Stadt als einem herausfordernden Lebenszusammenhang kindlichen Aufwachsens in den Hintergrund. Im Zuge dessen erhalten Kinderorte – egal ob eingerichtete oder gelebte – per se einen bildungsrelevanten Charakter und werden als „Stadtbaustein Bildung“ (Coelen/Heinrich/Million 2015) betrachtet. Empirische Studien greifen diese Denkfigur auf und stärken sie durch die Betonung von Bindestrich-Pädagogiken, wie der subjektiven Bildung, der sozialen Bildung, der kulturell-musischen Bildung, der ästhetischen Bildung, der Medienbildung etc. Aus pädagogischer Perspektive werden nicht neue Bildungsorte oder bildungsfreie Orte gefordert, sondern eine Inblicknahme und Anerkennung der „anderen Bildungsorte“ (Otto/Rauschenbach) sowie der vielen Orte „vor, neben und nach der Schule“ (Rauschenbach). Kindliche Perspektiven und das kindliche Erleben von Orten in der Stadt geraten so in den Sog bildungsrelevanter Verwertungszusammenhänge und werden als **eigentätige Leistung aberkannt**. Die Art und Weise, wie Kinderorte in der Covid-19-Pandemie thematisiert wurden und werden, lässt jedoch vermuten, dass schulischer Bildung Systemrelevanz zugeschrieben wird, während allen anderen Gesellschaftsbereichen diese Relevanz abgesprochen wird. Kinder und ihre Praktiken der Ortsgestaltung – ihre Aneignung, Bedeutungsbelegung und ihr Eigensinn – geraten kaum in den Blick. Vielmehr drohen sie durch den ausschließlich bildungspolitischen Fokus auf den Ort Schule einmal mehr übersehen zu werden.

Die drei Denkfiguren verbindet, dass hinter ihnen jeweils eine bestimmte Art der Verräumlichung von Kinderorten und damit eine bestimmte gesellschaftliche Platzierung beziehungsweise Verortung von Kindheit steckt: Ohne das Zutun von Erwachsenen sind Orte in der Stadt für Kinder „schlecht“ beziehungsweise schädlich. Nur Erwachsene wissen, was „gute“ oder förderliche Orte sind. Sie können diese schaffen, indem sie sie von Schule und Familie aus denken. Auf diesem Wege kann eine „bessere“, kindergerechtere Stadt ermöglicht werden. Gemeinsam ist den drei Denkfiguren jedoch auch das Paradox, dass gerade durch die (intensivierte) Thematisierung der Kinderorte die Kinder selbst sowie deren Praktiken, sich mit der Welt zu verbinden und sie sich anzueignen – also die Orte aus Sicht der Kinder – an Bedeutung verlieren. Die intensivierte Auseinandersetzung mit Kinderorten in der Großstadt – in der durchfunktionalisierten Stadt oder in der Bildungsstadt – führt dazu, dass die Kindergeographien unsichtbar werden. Jeglicher Naturalisierung dieser Denkfiguren ist deshalb mit Kritik

zu begegnen. Zugleich bietet die sich aktuell abzeichnende Neuordnung von Kinderorten in der Stadt eine Chance, die Kindergeographien jenseits dieser gängigen Deutungsfolien zu erforschen und damit der städtischen Raumnutzung und -gestaltung durch Kinder auf den Grund zu gehen.

Dieser Artikel wurde durch Mittel der Ostschweizer Fachhochschule (OST) gefördert.

Endnoten

- [1] Die im Rahmen eines Expert*innenworkshops im Winter 2019 diskutierten Werke sowie die damit verbundenen Auswahlkriterien wurden für diesen Beitrag als Anregung für die Definition der Schlüsseltexte herangezogen, jedoch auf die Thematisierung von Orten für Kinder in der Stadt eingegrenzt.
- [2] Diese sprachlich-diskursive Einschränkung reagiert auf einen noch immer bestehenden Mangel an sozialräumlichem Kinderdiskurs: Eine systematische Bezugnahme auf internationale Diskurse ist bisher noch die Ausnahme (Reutlinger/Brüschweiler 2016).
- [3] PISA = Programme for International Student Assessment, TIMSS = Trends in International Mathematics and Science Study, PIRLS = Progress in International Reading Literacy Study.

Autor_innen

Christian Reutlinger ist Sozialgeograph und Erziehungswissenschaftler. Er forscht zu den Themen Bildung und Aufwachsen, Bildungsräume, Raumbilder.
chreutli@yahoo.com

Analysierter Datenkorpus

Denkfigur „Großstadt“

Schlüsseltext 1:

Rühle, Otto (1911): Das proletarische Kind. Eine Monographie. München: Albert Langen.

Ergänzende sozialräumliche Studien (ESRS 1-3):

Gansberg, Fritz (1907): Streifzüge durch die Welt der Großstadtkinder. Lebensbilder und Gedankengänge für den Anschauungsunterricht in Stadtschulen. Leipzig: Teubner.

Muchow, Martha / Muchow, Hans Heinrich / Zinnecker, Jürgen (1998 [1935]): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim: Juventa Verlag.

Pfeil, Elisabeth (1955): Das Großstadtkind. Stuttgart: Ernst Klett.

Denkfigur „Durchfunktionalisierte Stadt“

Schlüsseltext 2:

Zinnecker, Jürgen (1979): Straßensozialisation. Versuch, einen unterschätzten Lernort zu thematisieren. In: Zeitschrift für Pädagogik 25, 727-746.

Ergänzende sozialräumliche Studien (ESRS 4-7):

Böhnisch, Lothar (1996): Pädagogische Soziologie: Eine Einführung. Weinheim: Juventa.

- Deinet, Ulrich (1990): Raumaneynung in der sozialwissenschaftlichen Theorie. In: Lothar Böhnisch / Richard Münchmeier (Hg.), Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Weinheim/München: Juventa, 57-70.
- Nissen, Ursula (1998): Kindheit, Geschlecht und Raum: sozialisationstheoretische Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Raumaneynung. Weinheim: Juventa.
- Blinkert, Baldo (1996): Aktionsräume von Kindern in der Stadt: eine Untersuchung im Auftrag der Stadt Freiburg. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Denkfigur „Stadt als Bildungskiste“

Schlüsseltext 3:

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend [BMFSFJ] (2005): Zwölfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. https://www.akzept.org/pdf/volltexte_pdf/nr15/12.ki_jugendbericht.pdf (letzter Zugriff am 26.11.2020).

Ergänzende sozialräumliche Studien (ESRS 8-9):

- Otto, Hans-Uwe / Rauschenbach, Thomas (Hg.) (2004): Die andere Seite der Bildung. Zum Verhältnis von formellen und informellen Bildungsprozessen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Coelen, Thomas / Heinrich, Anna Juliane / Million, Angela (Hg.) (2015): Stadtbaustein Bildung. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH.

Literatur

- Andresen, Sabine / Fegter, Susann / Iranee, Nora / Bütow, Elena (2016): Doing urban family. Städtischer Raum und elterliche Perspektive auf Kindheit. In: Zeitschrift für Pädagogik 62/1, 34-47.
- Bläse, J. F. E. (1911): Großstadtkind und Dorfkind. In: Hamburgische Schulzeitung 19/6, 43-44.
- Blinkert, Baldo (2017): Kind sein in der Stadt. In: Sabine Fischer / Peter Rahn (Hg.), Kind sein in der Stadt. Bildung und ein gutes Leben. Opladen: Barbara Budrich, 27-48.
- Bock, Karin / Otto, Hans-Uwe (2007): Die Kinder- und Jugendhilfe als Ort flexibler Bildung. In: Marius Harring / Carsten Rohlf / Christian Palentien (Hg.), Perspektiven der Bildung. Kinder und Jugendliche in formellen, nicht-formellen und informellen Bildungsprozessen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 203-215.
- Böhnisch, Lothar (2002): Räume, Zeiten, Beziehungen und der Ort der Jugendarbeit. In: deutsche jugend 50/2, 70-77.
- Bollweg, Petra / Otto, Hans-Uwe (2011): Einleitung. Bildungslandschaft: Zur subjektorientierten Nutzung und topologischen Ausgestaltung. In: Petra Bollweg / Hans-Uwe Otto (Hg.), Räume flexibler Bildung. Bildungslandschaft in der Diskussion. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 13-38.
- Braches-Chyrek, Rita / Röhner, Charlotte (2016): Kindheit und Raum. In: Rita Braches-Chyrek / Charlotte Röhner (Hg.), Kindheit und Raum. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 7-33.
- Brüschweiler, Bettina (2014): Die Rede von KinderRäumen. Eine kritische Diskursanalyse zu Kinder und Raum. Soziale Räume – Perspektiven, Prozesse, Praktiken, Band 2. https://www.fhsg.ch/fileadmin/Dateiliste/3_forschung_dienstleistung/institute/ifsar/Publikationen/FHS_Publikation_Soziale_Raeume_Band_2.pdf (letzter Zugriff am 17.5.2021).
- Brüschweiler, Bettina / Falkenreck, Mandy (2019): Bildungsorte und Bildungslandschaften. In: Fabian Kessl / Christian Reutlinger (Hg.), Handbuch Sozialraum. Sozialraumforschung und Sozialraumarbeit. Wiesbaden: Springer, 419-433.
- Castillo Ulloa, Ignacio / Schwerer, Jona (2021): Qualitative Meta-Analyse. In: Anna Juliane Heinrich / Séverine Marguin / Angela Million / Jörg Stollmann (Hg.), Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung. Bielefeld: transcript, 415-425.

- Fritsche, Caroline / Rahn, Peter / Reutlinger, Christian (2011): Quartier macht Schule. Die Perspektive der Kinder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Glaze, Georg / Mattisek, Annika (Hg.) (2009): Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld: transcript.
- Harms, Gerd / Preissing, Christa / Richtermeier, Adolf (1985): Kinder und Jugendliche in der Großstadt. Zur Lebenssituation 9-14-jähriger Kinder und Jugendlicher [Dissertation]. Berlin: TU Berlin.
- Honig, Michael-Sebastian (1996): Probleme der Konstituierung einer erziehungswissenschaftlichen Kindheitsforschung. Ein Überblick über Fragestellungen, Konzepte und Befunde. In: Zeitschrift für Pädagogik 42/3, 325-345.
- Hopfner, Johanna (2006): Aufwachsen in der Großstadt. Einige vergessene Positionen der Reformpädagogik. In: András Németh / György Mikonya (Hg.), Reformpädagogik und Lebensreform in Mitteleuropa. Budapest: Gondolat Kiadó Skiera, 204-220.
- Jacob, Joachim (1984): Umweltaneignung von Stadtkindern. Wie nutzen Kinder den öffentlichen Raum? In: Zeitschrift für Pädagogik 30/5, 687-697.
- Jäger, Siegfried (2012): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.
- Key, Ellen (2000 [1902]): Das Jahrhundert des Kindes. Mit einem Nachwort von Ulrich Herrmann. Weinheim/München: Juventa.
- Kogler, Raphaela (2019): Räume für Kinder – Räume der Kinder. Typologien urbaner Kinderräume. In: Bundesverband Wohnen und Stadtentwicklung, Forum Wohnen und Stadtentwicklung 1, 11-14.
- Maier, Jörg / Paesler, Rainhard / Ruppert, Karl / Schaffer, Franz (1977): Sozialgeographie. Braunschweig: Westermann.
- Million, Angela / Heinrich, Anna Juliane / Coelen, Thomas (2015): Schnittfelder zwischen Stadtentwicklung und Bildungswesen. In: Thomas Coelen / Anna Juliane Heinrich / Angela Million (Hg.), Stadtbaustein Bildung. Wiesbaden: Springer VS, 1-19.
- Mitscherlich, Alexander (1965): Die Unwirtlichkeit unserer Städte: Anstiftung zum Unfrieden. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Müller, J. (1911): Großstadtkind und Dorfkind. In: Hamburgische Schulzeitung 19/5, 36-37.
- Münchmeier, Richard (2003): Interview am 3. Dezember 2003 an der Fachhochschule Feldkirchen. http://cti.ac.at/cms/dateien/Interview_Muenchmeier.pdf (letzter Zugriff am 13.12.2009).
- Negt, Oskar / Kluge, Alexander (1972): Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Rauschenbach, Thomas (2005): Plädoyer für ein neues Bildungsverständnis – Essay. <https://www.bpb.de/apuz/29157/plaedoyer-fuer-ein-neues-bildungsverstaendnis-essay> (letzter Zugriff am 24.11.2020).
- Rauschenbach, Thomas (2009): Bildung – eine ambivalente Herausforderung für die Soziale Arbeit? In: Soziale Passagen 1/1, 209-225.
- Reutlinger, Christian (2011): Bildungsorte, Bildungsräume und Bildungslandschaften im Spiegel von Ungleichheiten. Kritischer Blick auf das „Räumeln“ im Bildungsdiskurs. In: Petra Bollweg / Hans-Uwe Otto (Hg.), Räume flexibler Bildung. Bildungslandschaften in der Diskussion. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 51-70.
- Reutlinger, Christian (2014): Kinder und Raum aus sozialräumlicher Perspektive – ein Vorwort. In: Bettina Brüscheiler (Hg.): Die Rede von KinderRäumen. Eine kritische Diskursanalyse zu Kinder und Raum. Soziale Räume – Perspektiven, Prozesse, Praktiken, Band 2, I-VI. https://www.fhsg.ch/fileadmin/Dateiliste/3_forschung_dienstleistung/institute/ifsar/Publikationen/FHS_Publikation_Soziale_Raeume_Band_2.pdf (letzter Zugriff am 17.5.2021).
- Reutlinger, Christian (2017): Machen wir uns die Welt, wie sie uns gefällt? Ein sozialgeographisches Lesebuch. Zürich: Seismo.
- Reutlinger, Christian / Brüscheiler, Bettina (2016): Sozialgeographien der Kinder. Eine Spurensuche in mehrdeutigem, offenem Gelände. In: Rita Braches-Chyrek / Charlotte Röhner (Hg.), Kindheit und Raum. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 37-64.
- Reutlinger, Christian / Wigger, Annegret (2010): Das St. Galler Modell. Eine Denkfigur zur Gestaltung des Sozialraums. In: Christian Reutlinger / Annegret Wigger (Hg.), Transdisziplinäre Sozialraumarbeit. Grundlegungen und Perspektiven des St. Galler Modelles zur Gestaltung des Sozialraums. Berlin: Frank und Time, 13-54.

- Rude, Adolf (1915): Schulpraxis. Unter besonderer Berücksichtigung neueren Bestrebungen und Einrichtungen. Osterwieck: Leipzig.
- Schreiber, Verena (2014): Kindheit. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 195-200.
- Stecklina, Gerd (2002): Otto Rühle und die Sozialpädagogik. Ein biografisch-sozialwissenschaftlicher Zugang [Dissertation]. Dresden: TU Dresden. <https://d-nb.info/966504208/34> (letzter Zugriff am 24.11.2020).
- Werlen, Benno (2015): Praktiken der Welt-Bindung. Gesellschaftliche Raumverhältnisse als trans-disziplinäres Forschungsfeld. In: Europa Regional 21.2013/1-2, 83-92.
- Zeiber, Hartmut J. / Zeiber, Helga (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim/München: Juventa.
- Zeiber, Helga (1990): Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern. Einheitlichkeit oder Verinselung? In: Lothar Bertels / Ulfert Herlyn (Hg.), Lebenslauf und Raumerfahrung. Opladen: Leske und Budrich, 35-58.
- Zinnecker, Jürgen (2001): Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim: Juventa.

Invisible children's geographies. Dominating figures of thought of children's places in the city

In the course of the Covid 19 pandemic, various children's places in the city were reorganised. Kindergartens, schools, recreational facilities and playgrounds were closed – at least temporarily –, and children were confined to their homes. Significant places which children otherwise accessed independently or in peer groups, were out of reach, as was the city as such. In view of the lack of empirical studies which could explain this change in children's use of space in the city, the article sets out to trace dominant discussions of significant children's places in the tradition of socio-spatial children's research. Temporally and argumentatively, three dominant figures of thought regarding children's places in the city are traced: First, the big city without children's places; second, the thoroughly functionalised city with inappropriate children's places, and third, the city as an educational box in which all children's places are relevant to education. Finally, commonalities of these three figures of thought are worked out, examined for their explanatory power of the described new order of children's places in the city. Also, overlooked dimensions are determined.

Basteln, matschen und toben während der Coronakrise

Die Bedeutung von wohnungsnahem Freiraum für Kinder und Familien während der
Frühphase der Pandemie

Henriette Bertram, Stefanie Hennecke,
Angela Million, Johanna Niesen

Mit der Sperrung von Spielplätzen und Parkanlagen bei zeitgleicher Schließung aller Einrichtungen der Kinderbetreuung zu Beginn der Coronapandemie wandelten sich Bedeutung und Nutzung des öffentlichen Raums. Maßnahmen und Empfehlungen wie das Abstandhalten, die Schließung von Schulen und Betreuungseinrichtungen und das Arbeiten von zu Hause veränderten den Kinder- und Familienalltag von einem Tag auf den anderen. Viele sonst alltäglich genutzte öffentliche Freiräume standen nicht mehr zur Verfügung; das „Austoben“ auf dem Spielplatz fiel ebenso weg wie Treffen mit Freund_innen oder Großeltern im Park. In unserem Artikel betrachten wir die pandemiebedingten Einschränkungen im Alltag von Kindern und Familien sowie individuelle Kompensationsstrategien: Wie haben sich die Wohn- und Freiraumpraktiken von Kindern verschoben und wie hat sich das im Raum niedergeschlagen? Was bedeutet der an die Wohnung angrenzende private und öffentliche Freiraum für die Kinder und ihre Familien? Welche Bedarfe an öffentlichen und wohnungsnahe Freiräumen ergeben sich in Zeiten der Pandemie und darüber hinaus? Mithilfe narrativer Landkarten analysieren wir Bewegungsradius, Tagesrhythmus und Freiraumpraxis von Kindern. Befragt werden Kinder zwischen acht und zwölf Jahren sowie deren Eltern in zwei kleineren Großstädten in Westdeutschland.

Ersteinreichung: 10. Dezember 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Ausgangslage: Pandemiebedingte Verschiebungen in Familienalltag und Freiraumpraktik

Mit Beginn der Coronapandemie wurden im März 2020 in Deutschland und vielen anderen Ländern alle Einrichtungen der Kinderbetreuung geschlossen. Diese Schließungen von Schulen, Horten und Kindertagesstätten dauerten teilweise bis zum Beginn der Sommerferien (je nach Bundesland zwischen Juni und August) an. Nur tage- oder gruppenweise konnten Kinder nach und nach in die Bildungs- und Betreuungseinrichtungen zurückkehren, zeitweise war dafür der Nachweis notwendig, dass die Eltern in „systemrelevanten“ Berufen tätig waren. Zeitgleich erfolgte in vielen Städten und Gemeinden die Sperrung von Spielplätzen oder gar ganzen Parkanlagen. Diese Maßnahmen beeinflussten schlagartig die Wahrnehmung der Bedeutung und Nutzung des öffentlichen Freiraums.

„Social Distancing“, „Homeschooling“, „Homeoffice“ und die ausdrückliche Empfehlung, sich zu Hause aufzuhalten, veränderten den Kinder- und

Familienalltag radikal. Viele sonst alltäglich genutzte öffentliche Freiräume standen über Nacht nicht mehr zur Verfügung; das „Austoben“ auf dem Spielplatz fiel ebenso weg wie Treffen mit Freund_innen im Park oder das Picknick mit den Großeltern. Die Wohnung wurde für längere Zeit zum Zentrum des Alltags und diente zugleich als Schule, Arbeitsplatz und Freizeitort. Die ohnehin herrschende Begrenztheit des noch verbleibenden Freiraums der Bürgersteige und Straßen wurde durch das Bemühen, Abstandsregeln einzuhalten, offensichtlich. Viel befahrene Straßen, dicht beparkte Seitenstreifen und schmale Bürgersteige zeigten die Unmöglichkeit für Fußgänger_innen und Radfahrer_innen, sich im Freiraum mit Abstand, also sicher vor Infektionen, zu bewegen. Verstärkt wurde dieser Effekt dadurch, dass viele den öffentlichen Nahverkehr mieden und alternativ dazu das Fahrrad oder das Auto für die täglichen Wege nutzten. Andererseits eröffnete das Wegfallen von Arbeitswegen mancherorts auch neue Freiräume, wenn etwa Firmenparkplätze leer standen und für Spiel und Sport angeeignet werden konnten. Da die Nutzung des öffentlichen Freiraums in dieser Weise über mehrere Wochen hin eingeschränkt war, gewann die Verfügbarkeit über wohnungsnaher Freiräume eine umso größere Bedeutung.

Diese Erfahrungen teilten alle Stadtbewohner_innen, und sie wurden in zahlreichen Zeitungsartikeln aus der Perspektive von Erwachsenen beschrieben und reflektiert. Mit unserer Untersuchung stellen wir ihnen die Perspektive von Kindern gegenüber. In unserem Artikel betrachten wir die pandemiebedingten Einschränkungen im Alltag von Kindern und Familien sowie die individuellen Kompensationsstrategien anhand einer im Oktober 2020 durchgeführten Untersuchung in zwei kleineren Großstädten in Westdeutschland: Wir fragen, wie sich die Wohn- und Freiraumpraktiken von Kindern in der Frühphase der Pandemie verschoben haben und welche Bedeutung der an die Wohnung angrenzende private und/oder öffentliche Freiraum für die Kinder und ihre Familien in dieser Phase hatte, auch im Hinblick auf unterschiedliche Lebens- und Wohnsituationen. Wir erhoffen uns Erkenntnisse in Bezug auf Bedarfe an öffentlichen und wohnungsnahen Freiräumen auch über die Zeit der Pandemie hinaus. Methodisch stützt sich der Beitrag auf narrative Landkarten und begleitende narrative Interviews mit Kindern im Grundschulalter sowie ihren Eltern. Die Untersuchung entstand als Vorstudie im Rahmen eines größeren Forschungsvorhabens zur Nutzung wohnungsnaher Freiräume durch Kinder und Jugendliche an der Universität Kassel in Zusammenarbeit mit der Technischen Universität (TU) Berlin. Aufgrund der stark einschränkenden Bedingungen des zweiten Lockdowns im Herbst 2020 ist der Kreis der befragten Familien auf eine kleine Gruppe aus der sozial gut abgesicherten Mittelschicht beschränkt. Diesen Umstand reflektieren wir im Fazit unseres Beitrags.

Im Folgenden geben wir zunächst einen Überblick über den aktuellen Stand der Forschung zu den Auswirkungen der pandemiebedingten Einschränkungen auf den Alltag von Kindern und Jugendlichen. Sodann führen wir in die Methode der narrativen Landkarten ein und beschreiben unser Vorgehen. Im Anschluss stellen wir unsere Ergebnisse nach Raumkategorien sortiert vor und diskutieren unterschiedliche Strategien der Kompensation von Einschränkungen während der Schließungszeiten. Schließlich leiten wir daraus Forschungsfragen für weitere Untersuchungen zu diesem Thema ab.

2. Kinder und Freiraumnutzung während der Covid-19-Pandemie: Stand der Forschung

Die weltweite Coronapandemie geht mit Einschränkungen und Ängsten sowie mit gesundheitlichen Gefahren für eine Vielzahl von Menschen einher. Durch die veränderten Rahmenbedingungen des Alltags werden gesellschaftliche Themen und Tendenzen akzentuiert oder infrage gestellt. Auch für viele wissenschaftliche Disziplinen ist diese gesellschaftliche Sondersituation interessant, weshalb von Beginn an viele, entsprechend kurzfristig geplante und umgesetzte Untersuchungen entstanden, die sich mit den veränderten Bedingungen in Zeiten der Pandemie beschäftigen.

Erste Ergebnisse der Studien zum Einfluss des Lockdowns auf Familien mit Kindern ab März 2020 wurden bereits im April 2020 veröffentlicht. Die meist über das Internet durchgeführten Umfragen trafen ohne Ausnahme auf große Resonanz, sind andererseits aber – nach Aussage der Autor_innen – in ihrer Aussagekraft begrenzt, weil in der kurzen Zeit über die Abfragen keine repräsentative Stichprobe erreicht werden konnte (vgl. Andresen et al. 2020a: 7; Langmeyer et al. 2020: 2). Zudem beteiligten sich Familien in herausfordernden sozialen Konstellationen, etwa Alleinerziehende, Familien mit vier und mehr Kindern oder Familien mit Migrationshintergrund, nur in geringem Umfang.

Befragt wurden jeweils Eltern zu ihrer veränderten familiären Alltagssituation. Nahezu alle im Folgenden referierten Studien schließen mit der Forderung, die Auswirkungen des Lockdowns insbesondere für Familien in sozial prekären Verhältnissen genau zu untersuchen, und weisen darauf hin, dass eine Abwägung zwischen der Gefahr, dass Kinder Covid-19 übertragen, und den negativen Auswirkungen einer langfristigen sozialen Isolation von Kindern notwendig sei (vgl. DAKJ 2020; Andresen et al. 2020b). Seit der Durchführung unserer Studie werden laufend weitere Forschungsergebnisse auf der Basis empirischer Studien publiziert, unter anderem die Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums (BJK) *Kindheit und Jugend in Zeiten von Corona* aus dem Mai 2021 (Schröder 2021) oder der Ergebnisbericht des Deutschen Jugendinstituts (DJI) von 2021 *Die Situation Jugendlicher in der Corona-Krise* (Walper et al. 2021). In der Tendenz wird hier der Forschungsstand aus dem Jahr 2020 bestätigt.

Die Schließung von Betreuungseinrichtungen und Vereinen im Frühling 2020 forderte in einer Gesellschaft, die seit dem 20. Jahrhundert Kindheit zeitlich und räumlich überwiegend in institutionalisierten Kontexten organisiert (Kampmann 2004) und in der eine Scholarisierung selbst in der Freizeit ablesbar ist (Fölling-Albers 2000), gravierende Umstellungen im Alltag (Fischer et al. 2020). Eine Studie aus Thüringen fragte direkt danach, was Kinder während der Kontaktbeschränkungen vermissen. Neben Freund_innen und Spielpartner_innen (94 Prozent) sowie anderen Bezugspersonen, zu denen kein Kontakt mehr möglich sei, wurden häufig „Bewegung und im Freien sein“ (31 Prozent) genannt. Hier fand insbesondere der Zugang zum Spielplatz Erwähnung (Lochner 2020: 3 f.). Ein Literatur-Review aus England vom Juni 2020 kommt zu dem Ergebnis, dass es für Kinder eine erhebliche Beeinträchtigung darstellt, von Orten des Spielens und vom Spielen mit Gleichaltrigen dauerhaft abgehalten zu werden (vgl. Ball/Gill/Yates 2020).

Folgt man der Literatur zur kindlichen Entwicklung, so tragen frische Luft und Bewegung essenziell zur körperlichen und geistigen Gesundheit bei (vgl. Moran/Plaut/Merom 2017). Der Zugang zu Freiraum beziehungsweise zu Grünflächen und somit die Möglichkeit von Naturerfahrung ist hierbei zentral (vgl. Gebhard 2013). Auch unabhängig vom Alter ist die zentrale gesundheitliche Wirkung von Freiräumen im Lebensalltag vielfach belegt (vgl. Claßen 2020). Entsprechend thematisieren einige jüngere Fachbeiträge mögliche gesundheitliche Konsequenzen der Schließung von öffentlichen Grünflächen (vgl. Honey-Rosés et al. 2020; Razani/Radhakrishna/Chan 2020; Slater/Christiana/Gustat 2020) insbesondere auch für Kinder (vgl. Graber et al. 2020; Moore et al. 2020).

Eine nahe liegende Ausweichstrategie für Familien lag in der vermehrten Nutzung privater Freiflächen, soweit diese verfügbar waren. In einer für das DJI durchgeführten Studie mit 10.000 Teilnehmer_innen wird deutlich, dass 71 Prozent der Befragten zeitweise oder durchgehend Zugang zu privat nutzbaren Freiräumen wie eigenen Gärten oder Balkonen haben (vgl. Langmeyer et al. 2020: 8 f.). Die in Deutschland gegebene hohe Verfügbarkeit dieser Freiräume bestätigt auch eine Auswertung des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP) durch das Institut der Deutschen Wirtschaft (IW). Übereinstimmende Daten des SOEP von 2017 und 2018 und des DJI belegen, dass in Deutschland rund zwei Drittel der Familien Zugang zu einem Garten haben. Sie zeigen aber gleichzeitig, dass die Verfügbarkeit sozial sehr differenziert betrachtet werden muss. Während kinderreiche Familien zu etwa 70 Prozent Zugang zum eigenen Garten haben, steht ein solcher nur weniger als 50 Prozent der Familien mit einem alleinerziehenden Elternteil, mit einem Migrationshintergrund oder mit ALG-II-Bezug zur Verfügung (vgl. Geis-Thöne 2020: 7 f.). Kinder aus Familien, denen privat nutzbarer Freiraum nicht zur Verfügung steht, sind gleichzeitig oft von Armut betroffen oder armutsgefährdet (vgl. Bertelsmann-Stiftung 2020: 4; Bähr et al. 2020). Aus diesem Grund verfügen sie zudem über wenig Ressourcen, einen Zugang zu Freiraum alternativ zu organisieren, etwa über Ausflüge, Besuche oder Reisen – Aktivitäten, die während der pandemiebedingten Schließungen ohnehin stark eingeschränkt waren. Im Jahr 2018 war jedes fünfte Kind in Deutschland – das sind 2,8 Millionen Kinder – von Armut betroffen oder armutsgefährdet (vgl. Bertelsmann-Stiftung 2020: 4). Es ist also zu vermuten, dass die in unserer Studie ermittelten Herausforderungen, die ein eingeschränkter Freiraumzugang mit sich bringt, verstärkt für sozial weniger privilegierte Familien und Kinder bestehen.

Neben privat nutzbaren Freiräumen wurden Innenräume und öffentliche Plätze gleichermaßen als wichtige Orte für veränderte Freizeitaktivitäten genannt (vgl. Langmeyer et al. 2020: 9). Die Studie des DJI zeigt ebenso wie die sogenannte KiCo-Studie (*Kinder, Eltern und ihre Erfahrungen während der Corona-Pandemie*; Andresen et al. 2020a), dass innerfamiliäre Spannungen während der Schließungszeit stiegen und Konflikte häufiger laut ausgetragen wurden (vgl. Langmeyer et al. 2020: 18 f.; Andresen et al. 2020a: 19). Insofern ist die Frage nach Möglichkeiten des Rückzugs in der eigenen Wohnung – etwa in ein eigenes Zimmer oder zumindest an einen eigenen Schreibtisch – ebenso zentral wie die Frage nach einem eigenen Garten oder anderen Freiräumen, die eine Möglichkeit des Ausweichens in Konfliktsituationen bieten.

Diese „Freiräume“ in der Wohnung stehen laut SOEP-Daten immerhin 85 Prozent aller Zwölfjährigen in Deutschland zur Verfügung, wobei auch hier die Anteile bei sozial benachteiligten Familien erwartungsgemäß geringer sind (vgl. Geis-Thöne 2020: 6).

In der Studie des DJI gaben 65 Prozent der Befragten an, in der Freizeit öffentliche Freiräume aufzusuchen, auch wenn ein eigener Garten zur Verfügung steht (vgl. Langmeyer et al. 2020: 9). Während die Nutzung der eigenen Wohnung als Freiraum nicht zwangsläufig von einer Aufsicht durch die Eltern abhängt, konnten gerade jüngere Kinder Ausflüge in öffentliche Freiräume nur in Begleitung ihrer Eltern unternehmen, waren also auf deren Zeit und Bereitschaft angewiesen. Und auch hier sind der ausgeübte Beruf und damit verbunden der soziale Status limitierende Faktoren dafür, ob Ausflüge für die Eltern überhaupt möglich und mit der Erwerbsarbeit vereinbar sind. Wenn beispielsweise die Aufsicht unter mehreren Erwachsenen aufgeteilt werden konnte oder mobiles, zeitlich flexibles Arbeiten möglich war, waren entsprechend auch gemeinsame Freizeitaktivitäten leichter unterzubringen:

„Auch wenn Outdooraktivitäten, wie Wandern und Radfahren, im Familienkreis auch weiterhin möglich sind, sind die Kinder vor diesem Hintergrund in der Regel gezwungen, den größten Teil des Tages zu Hause zu verbringen. Das hat zur Folge, dass die Ressourcen, die sie hier vorfinden, derzeit fast allein darüber entscheiden, wie sie ihren Alltag gestalten und wie gut sie lernen können.“ (Geis-Thöne 2020: 3)

Die KiCo-Studie mit rund 25.000 Teilnehmer_innen verweist auf die Ambivalenz der Ergebnisse, die sowohl Defizite als auch Vorzüge der neuen Alltagssituation erkennen lassen. Eltern erlebten den Wegfall eines durchorganisierten Alltags einerseits als Entlastung, andererseits aber auch als starke Überlastung und Verunsicherung durch neue komplexe Herausforderungen:

„Das Wegbrechen der Infrastruktur für Kinder und Jugendliche und die neue Situation in den Betreuungs-, Freizeit- und Bildungsangeboten sowie die teilweise erlebte Neuordnung der Erwerbsarbeit trifft Familien unterschiedlich. Für die einen findet plötzlich alles zu Hause mit gleich gebliebenen Erwartungen und Herausforderungen statt, andere finden neue Erwartungen und gemeinsame Zeit. Erfahrungen aus dieser Zeit differenziert auszuwerten ist eine Chance, um auch zukünftige Diskussionen um das Verhältnis von Eltern, Kindern und öffentlichen Betreuungs- und Bildungseinrichtungen sowie Arbeitgeber_innen neu und alltagsorientierter zu diskutieren.“ (Andresen et al. 2020a: 22 f.)

In der hier vorgestellten Studie betrachten wir speziell die geänderte Erfahrung der Freiraumnutzung in dieser Zeit.

Die Erkenntnisse aus den Umfragen werden von einigen Reflexionen und Thesenpapieren zur Notwendigkeit privat verfügbarer und öffentlich zugänglicher Freiräume flankiert. Das Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie verweist in seinem Diskussionspapier zu einer resilienten „Post-Corona-Stadt“ auf die Bedeutung von Freiräumen für die Stadt in der Krise und fordert, „Nah-Erholungsmöglichkeiten“ zu stärken und die „Bedeutung von privat verfügbarem Freiraum und die damit verbundenen sozialen

Privilegierungen” bei zukünftigen Planungen besonders zu berücksichtigen (Schneidewind et al. 2020: 7). Das *Memorandum zur Post-Corona-Stadt* des Bundesministeriums für Bildung und Forschung vom Juli 2020 nennt Forschungsbedarfe vor allem in den Handlungsfeldern der „qualitativen Weiterentwicklung von Quartieren, insbesondere [...] [bezüglich des] Umgang[s] mit Zielkonflikten wie jenen zwischen baulicher Verdichtung und Freiraumentwicklung sowie [...] [der] Erschließung von (auch kleinteiligen) Flächen- und Nutzungspotenzialen“ (BMBF 2020: 6). Zugleich zeigten lokale ehrenamtliche Initiativen von Eltern in Zusammenarbeit mit der lokalen Stadtverwaltung in dicht bebauten Vierteln mit einem Mangel an Freiräumen, wie zumindest temporär Freiräume für Kinder etwa in Form von Spielstraßen zur Entlastung überfüllter Spielplätze während der Pandemie geschaffen werden konnten (Million 2021b). Es ist zu betonen, dass in der Fachliteratur bereits vor der Covid-19-Pandemie das Defizit an verfügbaren und adäquat ausgestatteten Freiräumen für Kinder insbesondere im Nahbereich des Wohnens diskutiert wurde (vgl. Spitthöver 2002). Die längst nicht mehr neuen Ergebnisse bekommen allerdings durch die Pandemie – und die Wahrscheinlichkeit weiterer ähnlicher Situationen in der Zukunft – eine neue Aktualität und Dringlichkeit.

3. Narrative Landkarten: Methodik

Im Rahmen der sozialräumlichen Kindheitsforschung werden die Aneignung und Nutzung von (Frei-)Räumen häufig mit Verfahren der visuellen Sozialforschung, insbesondere mit subjektiven Landkarten, untersucht (vgl. Katz 2004; von Seggern 2009; Curtis et al. 2014; Burke 2005; Burke/Greene/McKenna 2016; Chawla 2016). Für unsere Erhebungen nutzen wir in Anlehnung an Imbke Behnken und Jürgen Zinnecker eine Methodenkombination aus *mental mapping* und einem zweistufigen Interviewverfahren (Behnken/Zinnecker 2010), sogenannte narrative Landkarten. Dieses Vorgehen eignet sich nicht nur, um aktuelle Raumnutzungen unterschiedlicher Zielgruppen (hier Kinder und Familien) im Nahraum zu erforschen, sondern in unserem Fall auch, um retrospectiv Tagesabläufe in den Anfangszeiten der Pandemie zu rekonstruieren: „Die narrativen Elemente sind grundsätzlich dazu geeignet, die zeitlichen, lebensgeschichtlichen Aspekte stärker hervortreten zu lassen, die in der ‚Verräumlichung‘ des Zeichenaktes eher zum Verschwinden gebracht beziehungsweise synoptisch auf einem Blatt zusammengeführt werden.“ (ebd.: 3) Da wir Alltagserfahrungen erfragten, die erst wenige Monate zurücklagen, ist davon auszugehen, dass den Befragten das gelebte Freiraumverhalten während der Frühphase der Coronapandemie noch vergleichsweise präsent war.

Befragt wurden insgesamt sechs Kind-Elternteil-Paare in zwei kleineren westdeutschen Großstädten zu ihrer Freiraumnutzung während der coronabedingten Schließungszeit zwischen März und Mai 2020. Die beschriebenen Schließungen und Sperrungen brachten eine Veränderung von Routinen und besuchten Orten mit sich. In beiden Städten waren Schulen, Kindergärten und Kitas von Mitte März bis Anfang Juni komplett geschlossen und wurden dann sukzessive wieder geöffnet (zunächst nur für Kinder „systemrelevanter“ Eltern). Die Spielplätze öffneten Anfang Mai. Neben den Spielplätzen waren

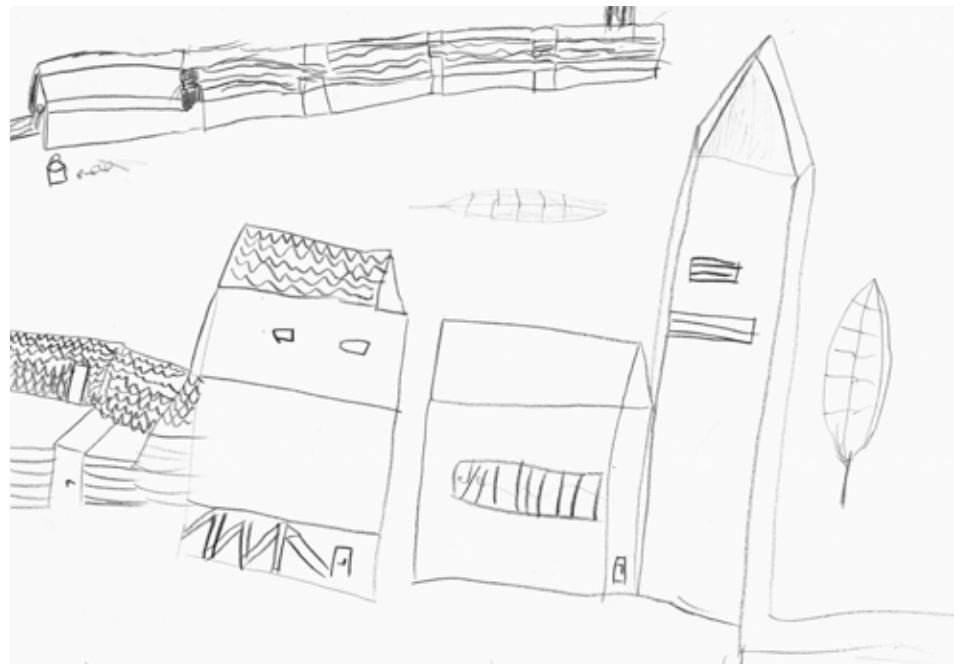


Abb. 1 Karte K1 –
wohnungsnaher
öffentlicher Freiraum

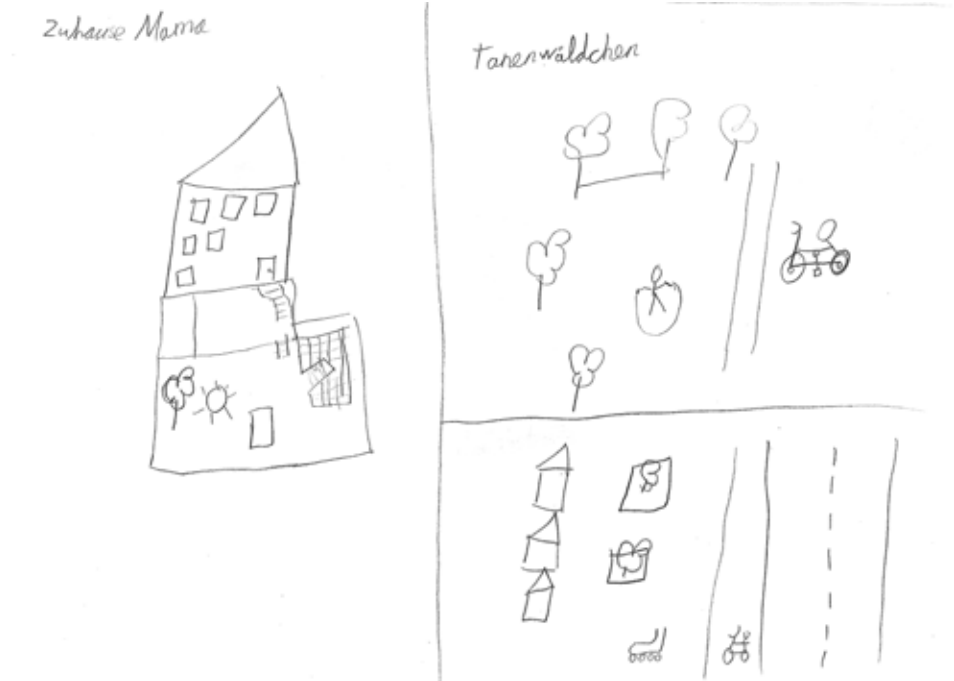


Abb. 2 Karte K4 –
Zeichnungen
Wohnumfeld



Abb. 3 Karte K4 –
Zeichnungen
Wohnumfeld
mit Ergänzungen
von Mutter und
Interviewerin

(Quelle: Darstellungen
Interviewmaterial)

sogar ganze Parkanlagen zeitweise nicht zugänglich. Diese wurden erst wieder Anfang Mai für den Publikumsverkehr freigegeben.

Die befragten Kinder waren zwischen acht und zwölf Jahre alt. Zwei Kinder sind Einzelkinder, drei haben jüngere Geschwister, ein Kind hat jüngere und ältere Geschwister. Die Befragungen fanden im Oktober 2020 bei den Familien zu Hause statt, in einem Fall im Hof des Wohngebäudes, was eine vergleichbare, räumlich-konzentrierte Situation schuf. Nach einer Erläuterung des Vorgehens wurden zunächst die Kinder gebeten, ihren räumlichen Alltag während der Corona-Frühphase auf einem weißen A3-Blatt in Form einer Skizze zeichnerisch darzustellen und begleitend darüber zu berichten (vgl. Abb. 1-3). In einem zweiten Schritt wurde die Skizze besprochen und das Kind bekam die Möglichkeit, die Zeichnung zu ergänzen. Anschließend wurde die Zeichnung des Kindes mithilfe eines separaten Transparentpapiers durch das anwesende Elternteil und die Interviewerin ergänzt (vgl. Abb. 2-3). Die Eltern waren in manchen Interviews still beobachtend, teilweise hielten sie sich im Nebenzimmer auf oder beschäftigten sich mit einem Geschwisterkind. Erst im Anschluss an die Befragung des Kindes wurden sie mithilfe eines leitfadengestützten Interviews ergänzend einbezogen.

Gegen ein gemeinsames Interview mit Kind und Elternteil spricht das Argument, dass Machtasymmetrien die Befragung beeinflussen können – zum Beispiel, wenn Kinder in Anwesenheit der Eltern nicht offenbaren, dass sie mehr Zeit mit Medienkonsum verbracht haben, als in der Familie vereinbart war. Diese Gefahr erschien uns jedoch bei den relativ jungen Kindern nicht sehr gravierend, da diese – gerade während der Ausgangsbeschränkungen – ohnehin viel unter der Aufsicht von Erwachsenen standen und Medienkonsum kaum selbstständig stattfand. Eine Ausnahme stellt das Gespräch mit einer Zwölfjährigen dar, die sehr freimütig über ihre Aktivitäten mit dem Smartphone sprach und deren Angaben vom anwesenden Elternteil bestätigt wurden. Aus unserer Sicht überwogen die Vorteile dieses Settings: Erstens gab die Anwesenheit eines Elternteils den noch relativ jungen Kindern, die die Interviewerin nicht oder nur sehr flüchtig kannten, ein Gefühl der Sicherheit (vgl. Million 2021a). Zweitens konnten sich Kinder und Eltern im Gespräch gemeinsam erinnern und ihre Aussagen jeweils ergänzen. Gleichwohl ist es gut möglich, dass subjektiv konfliktvolle Momente nicht vor den Eltern (aus Kindersicht) beziehungsweise vor den Kindern (aus Elternsicht) thematisiert wurden. Da innerfamiliäre Konflikte aber nicht den Kern unserer Forschungsfragen betreffen, haben wir in Kauf genommen, hier möglicherweise weniger zu erfahren und dafür durch die gemeinsame Befragung einen besseren Überblick über die Aktivitäten und genutzten Orte zu erhalten.

Alle Interviews wurden in der Auswertung anonymisiert. Für die Interpretation wurde eine synthetisierende Auswertungsmethode gewählt, mit der die räumliche und die prozessuale Seite der Untersuchung zusammengeführt wurden (Behnken/Zinnecker 2010: 20 f.; Million 2021a). Ergänzt wurden diese Daten durch Informationen zur Nachbarschaft und zur Wohnsituation der Kinder (Fotos, Plan der Nachbarschaft, Information zu Größe, Lage und Grundriss der Wohnung). Die Zeichnungen der Kinder, die ergänzenden Transparentpapierzeichnungen, die Transkriptionen der Audioaufzeichnungen der Interviews sowie die Reflexion des Zeichen- und Interviewprozesses wurden in einem wissenschaftlichen Quellentext

aufbereitet. Zudem wurden die Angaben der Befragten durch Vergleich, Übertragung, Übersetzung und Überlagerung in die Stadtpläne integriert (vgl. Million 2021a). Diese verschriftlichten Zwischenprodukte bilden die Grundlage für die im Folgenden präsentierten Ergebnisse. Im Verlauf der Untersuchung zeigten sich einige methodische Probleme und Besonderheiten, die in der abschließenden Reflexion der Ergebnisse thematisiert werden.

4. Basteln, matschen und toben im wohnungsnahen Freiraum: Ergebnisse

Die referierten Studien haben gezeigt, dass Familien in der Pandemie-Frühphase auf viele sonst alltägliche Räume und wichtige Kontakte verzichten mussten. Die Themen Verlust und Verzicht lassen sich auch in unserem empirischen Material ablesen. Auf die Frage, welche Orte und Aktivitäten sie vermisst haben, nannten fast alle Kinder als Erstes Schule und Hort. Zudem war für sie der Ausfall von Vereinssport und die Schließung der Spielplätze belastend und sie vermissten Ausflüge ins Schwimmbad, in Kino oder in die Kletterhalle beziehungsweise Indoor-Spielhalle. Vor allem der fehlende Kontakt zu Gleichaltrigen stellte für sie eine Beeinträchtigung dar. Entsprechend wurde in allen Gesprächen mit Familien mit mehreren Kindern thematisiert, wie positiv es gewesen sei, in dieser Situation Geschwister gehabt zu haben. Auch die Großeltern, die während dieser Phase von keiner Familie besucht wurden, wurden von den Kindern vermisst. Ebenso fielen kleinere selbstständige Besorgungen weg, wie der Gang zum Bäcker oder zum nächsten Supermarkt, um mit befreundeten Kindern Süßigkeiten zu kaufen. Bei zwei Familien konnte ein geplanter Urlaub nicht stattfinden.

Übereinstimmend berichteten die Befragten, dass ihr Aktionsradius während der Pandemie-Frühphase deutlich kleiner geworden sei. Das betraf die Kinder noch stärker als die Erwachsenen, die wenigstens Einkäufe machen oder sich an den Arbeitsplatz begeben „durften“: „[...] weil wir sonst ja immer auch viel unterwegs sind und Verwandte, Freunde besuchen innerhalb der Stadt. Und auch sonst viel unterwegs sind und Freunde besuchen in anderen Städten. Und jetzt waren wir wirklich nur hier.“ (E5) Die Kinder wurden auch nicht mehr zu alltäglichen Besorgungen mitgenommen: „Wir durften nicht mal mit zum Einkaufen, das war richtig fies!“ (K6)

Öffentliche Verkehrsmittel wurden kaum bis gar nicht mehr genutzt, dafür wurden kürzere Strecken häufiger mit dem Fahrrad zurückgelegt. Bei längeren Strecken nutzten die meisten Familien das Auto, insbesondere wenn die Kinder dabei waren. Insgesamt waren die Kinder aber weniger mit dem Auto unterwegs als sonst.

Neben den beschriebenen Verlusten werden aber auch viele Anpassungen in den Alltagsabläufen und der Freiraumnutzung deutlich. Beim Blick auf die Zeichnungen und Stadtpläne mit den übertragenen Angaben der Kinder fällt auf, dass sowohl der wohnungsnaher und der von der Wohnung unabhängige öffentliche Freiraum als auch die Innenräume intensiver genutzt wurden als sonst. Im Folgenden ordnen wir die Aussagen der Interviews nach den Räumen, in denen sich die Kinder vorrangig aufgehalten haben und beschreiben die Tätigkeiten, die sie dort ausgeführt haben. Dafür orientieren wir uns

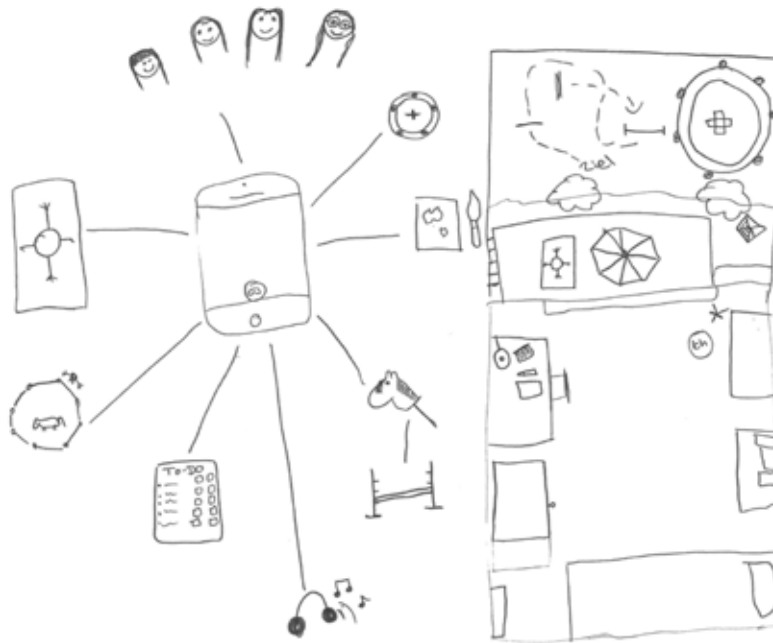


Abb. 4 Karte K3 –
Smartphone und
Kinderzimmer
(Quelle: Darstellung
Interviewmaterial)

an der in der Freiraumplanung üblichen Zonierung nach der Zugänglichkeit der Räume (Schmitt/Sommer/Wiechert 2014: 19 ff.). Wir wählen dabei die Raumkategorien „Innenräume“, „Übergangsräume“, „privat, gemeinschaftlich oder öffentlich nutzbare Freiräume in Wohnungsnahe“ und „von der Wohnung unabhängige Freiräume“. Mithilfe von Interviewauszügen zeigen wir verschiedene Perspektiven auf die jeweiligen Raumkategorien auf.

Innenräume

Bis auf ein Kind hatten alle befragten Kinder ein eigenes Zimmer. Das älteste befragte Kind (zwölf Jahre) hielt sich vornehmlich in seinem Zimmer auf und beschäftigte sich mit dem Smartphone, es telefonierte und chattete mit Freund_innen, machte Schularbeiten, schaute Bastelvideos und hörte Hörbücher. Dies spiegelt sich auch in seiner Zeichnung wider, in der die Wichtigkeit des Smartphones durch die zentrale Position und seine relative Größe zum Ausdruck kommt (vgl. Abb. 4). Diesem Kind waren die Privatsphäre und die Möglichkeit zum Rückzug sehr wichtig. Jüngere Kinder thematisieren dies nicht so sehr, sie nutzten auch den Rest der Wohnung für ihre Aktivitäten.

„Und dann sind wir da immer drauf und dann immer so hin und her gewippt und wir durften nicht so runterfallen. Manchmal haben wir uns auch so einen Zug gebaut aus Stühlen und haben dann damit gespielt und dann haben wir so ein Spielpferdchen damit transportiert und haben mit Duplo so eine Stadt oder ein Dorf gebaut.“ (K1)

„[...] aber wir spielen auch mit [meiner kleinen Schwester] hier im Wohnzimmer oder lesen ihr was vor, da auf dem Sofa oder so“ (K4).

Das Wohnzimmer wurde zudem für Aktivitäten genutzt, die unter der Aufsicht der Eltern stattfanden (fernsehen/am Tablet spielen) oder an denen sich die ganze Familie beteiligte (Gesellschaftsspiele). In einer Familie hatte der lange Flur in der Wohnung eine große Bedeutung, da die Kinder

dort Rollenspiele spielten. Langeweile stand weniger im Vordergrund als erwartet und wurde meist in Verbindung mit dem Vermissen der Freund_innen angesprochen:

„Und wollte einfach nur wieder Freunde sehen, aber ging ja nicht. Und dann waren wir halt zu Hause und [haben] halt auch ziemlich [viel] einfach nur drin rumgesessen. Wusste nicht, was ich [...] tun soll. [Dann habe ich] abgewartet, bis mir irgendwie wieder was eingefallen ist. Und dann hat man sich halt irgendwas ausgedacht.“ (K5)

Übergangsräume

In mehreren Familien wurden Übergangsräume wie Treppenhäuser, Hausflure, Balkone oder Fenster thematisiert. Sie waren relevant als verbindendes Element zwischen Innen- und Außenraum und wurden zur Erschließung und teilweise auch als Aufenthaltsorte genutzt. Mithilfe akustischer oder visueller Signale konnten durch diese Übergangsräume einerseits die Eltern die Aufsicht über die Kinder behalten, auch wenn sie sich selbst in der Wohnung aufhielten und parallel anderen Aufgaben nachgingen. Andererseits konnten die Kinder hier mit anderen Kindern Kontakt aufnehmen, zum Beispiel um zu kommunizieren, dass gemeinsames Spielen möglich ist:

„Wenn das Tor offen ist und wenn es zu ist. Also wenn das Tor offen ist, dann hat [mein Freund] eigentlich Zeit. Und wenn es zu ist, dann hat er eigentlich keine Zeit.“ (K2)

Der Balkon wurde oftmals zum Austausch mit anderen Kindern genutzt, zum Kontakthalten und als Abkürzung nach draußen (vgl. Abb. 5):

„Wir haben am Balkon so eine Schnur und da haben wir, also ich und [meine Freundin], die ist oben in der Wohnung, wir sind Freundinnen und wir haben da halt also so Briefe geschrieben und sie dann halt an der Klammer an die Schnur gemacht und dann konnte derjenige das so hochziehen und runter.“ (K6)

Abb. 5 Karte K2 –
Strickleiter vom
Balkon in den Garten
(Quelle: Darstellung
Interviewmaterial)



Privat, gemeinschaftlich oder öffentlich nutzbare Freiräume in Wohnungsnahe

Erwartungsgemäß hielten sich die Kinder insbesondere in privaten oder von mehreren Parteien genutzten Gärten und Höfen auf, sie spielten aber auch auf Gehwegen, nahe gelegenen innerstädtischen Plätzen und in einem Fall auf einem an den Hinterhof angrenzenden (eigentlich abgesperrten) Schulhof. Nur eins der befragten Kinder wohnt in einem frei stehenden Einfamilienhaus mit eigenem Garten, eins in einem Reihenhaus. Die anderen Familien leben in Mehrparteienhäusern, wo sie einen Hinterhof oder kleinere, gemeinschaftlich genutzte Gärten zur Verfügung haben. Die Kinder ohne eigenen privaten Garten nutzten insgesamt mehr Orte und verließen häufiger das Grundstück zum Spielen (vgl. Abb. 6).

Die Aktivitäten im *wohnungsnahen privaten Freiraum* waren vielfältig und umfassten eine große Bandbreite an Sportarten und Bewegungsspielen (Ballspiele wie Fußball, Federball und Basketball, Trampolinspringen, Seilspringen, Hobby Horsing, Bogenschießen, Yoga, Fahrrad und Inliner fahren, Joggen), die Beschäftigung mit Tieren (Kaninchen, die „Nachbarschaftskatze“,

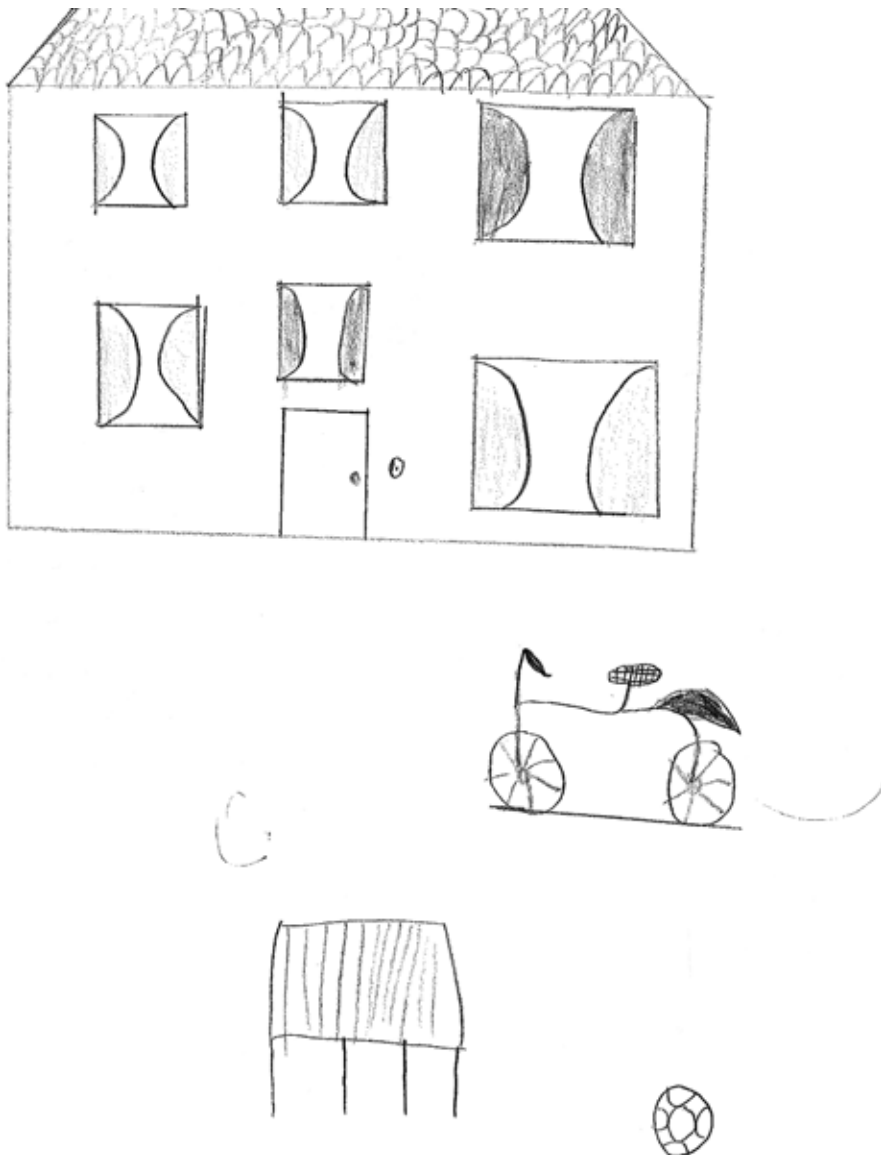


Abb. 6 Karte K6 –
Haus und Garten als
wichtigster Spielort
(Quelle: Darstellung
Interviewmaterial)



Abb. 7 Karte K2 –
Spiellandschaft im
Gemeinschaftshof
(Quelle: Darstellung
Interviewmaterial)

verschiedene Insekten), Rollenspiele (Bauernhof, Reiterhof, Verkleiden mit Kartons) oder Gartenarbeit zusammen mit den Eltern. Daneben nahm das Spielen mit Sand, Matsch und/oder Wasser, das Anlegen von Landschaften mit den vorgefundenen Elementen der genutzten Orte wie Gullideckel, Pfützen, Steine oder Bewuchs sowie das Malen mit Kreide einen großen Stellenwert ein (vgl. Abb. 7). Teilweise vertieften sich die Kinder mehrere Tage lang in solche Spiele:

„Ich weiß, mit was wir zuerst draußen gespielt haben. Mit Playmobil-Zwergen und Trollen. [...] Damit haben wir hier auf dem Rasen gespielt und dann auch in der Burg aus Stein, die hier irgendwo war. [...] Und hier war dann irgendwo das Verlies. Da haben wir [...] für die Dinos was gebaut und halt mit Kreide auch was aufgemalt. Ich glaube, hier war Wasser. Hier war ein Fluss. Das war noch ein See. Und dann hier [...] mit Steinen.“ (K2)

Die Kinder bespielten außerdem *gemeinschaftlich oder öffentlich nutzbare wohnungsnaher Freiräume* wie Höfe, Gemeinschaftsgärten, Abstandsgrün oder Gehwege. Viele der im wohnungsnahen privaten Freiraum ausgeführten Tätigkeiten wurden, wenn dieser Raum zu klein oder nicht vorhanden war, in den gemeinschaftlich genutzten oder öffentlichen Freiraum verlegt. Diese Freiräume kompensierten somit teilweise den fehlenden privaten Freiraum und wurden stärker frequentiert als vor der Pandemie. Insgesamt scheint die Wertschätzung für den wohnungsnahen Freiraum gestiegen zu sein, die Nutzung wurde intensiviert, bewusster gestaltet und genossen.

„Wir schimpfen immer über unseren kleinen, dunklen Hinterhof, aber während der Coronazeit war er wirklich Gold wert.“ (E6)

„Also hier draußen bei uns im Garten, [...] da spielen die aber sowieso immer schon auch und haben das einfach viel mehr dann genutzt, hier Rad zu fahren, Inliner zu fahren, mit Kreide herumzumalen und so, also die Sachen, die schon da waren, einfach dann mehr genutzt.“ (E1)

Von der Wohnung unabhängige Freiräume

Nicht nur wohnungsnahe, sondern auch von der Wohnung unabhängige Freiräume erhielten für die befragten Familien während der Schließzeiten eine größere Bedeutung.

„Wir haben sehr zu schätzen gelernt, wie grün wir hier eigentlich wohnen, also wir waren so viel in [den großen Stadtparks] und überall unterwegs wie eigentlich noch nie zuvor.“ (E6)

Auch neue Orte und Aktivitäten wurden entdeckt, so zum Beispiel ein kleinerer Nachbarschaftspark, den die Familie vorher nicht aufgesucht hatte, oder sogar Parkplätze, die während der Pandemie weniger stark genutzt wurden und daher Platz für die Aktivitäten der Kinder boten.

Die verschiedenen Zonen des Wohnumfelds wurden von den Kindern für unterschiedliche Betätigungen genutzt und angeeignet, wobei der Innenraum vornehmlich für Schulaufgaben und ruhige Aktivitäten verwendet wurde, während Bewegungsspiele oft in den wohnungsnahen Freiraum verlegt wurden. Hier spielen die Verknüpfung von Innen- und Außenraum sowie die Ausprägung der Übergangsräume vor allem für die Aufsicht der Eltern eine Rolle. Die Möglichkeit, Ausflüge in den von der Wohnung unabhängigen Freiraum zu unternehmen, hing von den zeitlichen Ressourcen der Eltern ab, der erweiterte Aktionsradius um die Wohnung herum zudem von Alter und (zugetrauter) Selbstständigkeit der Kinder.

Unsere Ergebnisse zeigen deutlich, dass neben dem gefühlten und tatsächlichen Verlust des Zugangs zu Freiräumen bei Kindern und Familien eine Vielzahl unterschiedlicher Anpassungsprozesse stattfand. Diese Prozesse sowie die damit verbundenen Kompensationsstrategien diskutieren wir im folgenden Abschnitt.

5. Räumliche und zeitliche Kompensationsstrategien im Familienalltag: Diskussion

Über eine Analyse der Ergebnisse haben wir verschiedene Strategien zur Kompensation der unfreiwilligen pandemiebedingten Einschränkungen identifiziert, die wir im Folgenden näher beleuchten. Wir haben sie in fünf Kategorien erfasst, wobei manche Strategien zu mehreren dieser Kategorien passen: *Routinen, Ausflüge, Anschaffungen, Nutzung digitaler Räume* und *das Ermöglichen analoger Kontakte trotz Kontaktbeschränkungen*.

Routinen

Die Mehrheit der befragten Familien versuchte eine gewisse Normalität und gewohnte Routinen aufrechtzuerhalten. Dabei wurde die Verfügung über die eigene Zeit als positiv wahrgenommen, was sich auch in den oben genannten Studien nachvollziehen lässt (Andresen et al. 2020a). So konnten die Kinder zwar etwas länger schlafen, wurden danach aber zunächst dazu angehalten, die Hausaufgaben zu erledigen. Danach konnten sie wieder spielen.

„Und da haben wir auch probiert, irgendwie den Rhythmus aufrechtzuerhalten, morgens ganz normal aufstehen und dann [...] spätestens halb neun saß [das Kind] auch mit seinen Aufgaben erst mal da. Und das wurde erst mal vormittags sozusagen durchgezogen, bis er dann spielen durfte.“ (E2)

In einigen Familien entstanden neue Routinen, in die der wohnungsnahe Freiraum integriert wurde, zum Beispiel das morgendliche Füttern der „Nachbarschaftskatze“ oder das Trampolinspringen in den Lernpausen. In einem Fall leben die Eltern getrennt, die Kinder teilen sich die Zeit zwischen beiden Elternteilen auf, sind aber häufiger bei der Mutter. Während der Schließzeit mussten die Mutter und ihr Partner zumindest zeitweise am Arbeitsplatz anwesend sein, wohingegen der Vater von zu Hause arbeiten konnte. Daher wurde die Aufenthaltsregelung flexibler gestaltet als sonst und die Kinder waren öfter beim Vater. Einzig der Tagesablauf des zwölfjährigen Kindes änderte sich komplett: Es schlief bis zum späten Vormittag, beschäftigte sich hauptsächlich digital und verließ sein Zimmer kaum noch.

Ein weiterer Effekt war eine gefühlte Entschleunigung des Alltags, die Möglichkeiten für mehr gemeinsam verbrachte Familienzeit und längere Aufenthalte im Freien eröffnete.

„Dadurch, dass man sich nicht mit anderen Leuten verabredet hat und keine Termine im Kalender durch die ganzen Freizeitaktivitäten, war ja der Nachmittag auch frei. Und dann haben wir halt immer so was zusammen gemacht. Und das ist eigentlich so was, das hatte so eine Regelmäßigkeit und das haben wir leider nicht darüber hinaus gerettet, aber das war schön.“ (E5)

„Aber irgendwie ging das trotzdem ganz gut, also wir haben dann einfach auch andere Sachen gemacht, also wir waren dann viel draußen, viel [...] spazieren.“ (E1)

„[Unsere Draußen-Spielsachen haben wir vorher] halt nicht so genutzt eigentlich. Weil wir halt nicht so oft sonst draußen waren, weil [meine ältere Schwester] musste ja auch, sie ist jetzt auch schon im Gymnasium, und da musste sie auch immer viel Hausaufgaben machen und da waren wir halt nicht ganz so viel draußen.“ (K4)

Nach Aussagen der Eltern haben einige Kinder während der Schulschließung gelernt, sich besser alleine zu beschäftigen und ihre Aufgaben für die Schule eigenständiger zu organisieren. Sie haben sich stärker ins Spiel vertieft und auch gelernt, sich draußen besser selbstständig zu bewegen, zum Beispiel durch häufigeres Fahrradfahren. Insgesamt haben die Schulpause und der weniger durchgetaktete Alltag auch Entwicklungspotenziale freigesetzt:

„Also [das Kind] war auch entstresst dadurch, dass es diesen Schulstress nicht mehr hatte, das hat ihm [...] ganz gutgetan und es hat, nachdem es dann wieder an der Schule war, auch die Rückmeldung bekommen, dass es einen total dollen Entwicklungsschub hatte.“ (E1)

Fast alle befragten Eltern (eine Ausnahme) organisierten die Kinderbetreuung zusätzlich zu ihrer Erwerbstätigkeit und ohne Hilfe von außen:

„Also wir hatten das aufgeteilt, da wir gemerkt haben, dass für das Homeschooling eigentlich immer einer dabei sein musste, der das einteilt mit den Aufgaben, dann hat entweder [der Vater] oder ich den Dienst gemacht. Mit dem Homeschooling, wir haben dann unsere Arbeitszeit drum herum geplant. Deswegen war dann der ganze Tag voll. Aber es hat dann immer einer Zeit gehabt, das zu machen.“ (E5)

Die Stimmung in der Familie war dadurch zunehmend angespannt, die Familienmitglieder wurden als „dünnhäutig“ bezeichnet, der Spagat zwischen Arbeit und Kinderbetreuung wurde, wie sich auch schon in den oben genannten Studien abzeichnet, als „wirklich schwer“ empfunden (E1). Immerhin konnten die meisten Eltern von zu Hause arbeiten und sich die Arbeit zeitlich relativ flexibel organisieren.

Ausflüge

Eine weitere Kompensationsstrategie waren Ausflüge. So gab es zusätzlich zum wohnungsnahen Freiraum eine Reihe von öffentlichen Orten, die weiter entfernt liegen und von den Familien bewusst als Teil der Freizeitgestaltung aufgesucht wurden. In einer der Städte nannten alle Befragten die zwei großen Stadtparks, außerdem wurden Ausflüge an einen Fluss gemacht, zum Beispiel zum Inlineskaten oder Spazierengehen. Einige Familien nutzten Wanderwege außerhalb der Stadt oder machten Fahrradtouren. Dass diese Strategie insgesamt viele Menschen verfolgten, verdeutlicht der folgende Gesprächsausschnitt:

„Ich dachte, da treffen wir nicht so viele, aber da war dann auch ziemlich viel los, ehrlich gesagt, [...] plötzlich Highway [am Fluss] entlang.“ (E2)

In der anderen Stadt wurden ebenfalls Orte genannt, die pandemiebedingt auffällig hoch frequentiert waren, so zum Beispiel der Stadtwald und ein See. Zwei der befragten Familien erzählten aber auch von Spaziergängen außerhalb der Stadtgrenzen sowie an nahe gelegenen Feldern, die sie unter anderem deshalb als Ziel auswählten, um den viel besuchten Ausflugsorten auszuweichen und sich so besser an die Abstandsregeln halten zu können.

Anschaffungen

Zu den Anschaffungen, die bewusst wegen der Kontaktbeschränkungen gemacht wurden oder zufällig zeitlich damit zusammenfielen, gehören Trampoline, Fahrräder und Spielsachen für draußen. Eine Familie kaufte Kaninchen für die Kinder, eine andere bastelte gemeinsam Steckenpferde und Zubehör dafür.

„Da konnte ich dann auch [...] mit spielen, also [das Kaninchen] füttern und, weil ich ja nicht rauskonnte, das war dann schon so was, wo ich mich mit ablenken konnte von Corona.“ (K6)

„Die Kinder haben im Lockdown auch noch mal neue Fahrräder bekommen, weil die [alten] zu klein waren. [...] Da mussten wir drei Stunden warten, bis wir überhaupt in den Laden erst mal reingekommen sind.“ (E4, K4)

„[Mit dem Trampolin] haben wir uns eine Kinderbetreuung in den Garten gestellt.“ (E5)

Nutzung digitaler Räume

Zudem durften die Kinder verstärkt digitale Räume nutzen, zum Beispiel länger fernsehen oder am Computer oder Tablet spielen. Auch Fitnessübungen wurden in der Wohnung gemacht, meist mit Anleitungsvideos. Über Telefon und Videochat wurde Kontakt zu Freund_innen und Großeltern gehalten:

„Ich habe das Telefon dann auch mal irgendwo drangestellt, dass wir uns auch sehen, und dann haben wir was gemeinsam gebastelt.“ (K3)

Vor allem das älteste befragte Kind verbrachte viel Zeit mit dem Smartphone und organisierte darüber seinen digitalen Austausch mit Freund_innen. Sie veranstalteten Bastel-, Bewegungs- und Rollenspiele, wobei die Kompetenz, die virtuellen und materiellen Ebenen miteinander verschmelzen zu lassen, auffallend hoch war. Gemeinsam mit den Freund_innen wurden Landschaften mit Spielfiguren auf dem Fußboden aufgebaut, sich gegenseitig per Videochat gezeigt und in dieser Form auch gemeinsam bespielt – selbst Yoga und Trampolinspringen wurden gemeinsam per Videochat praktiziert (vgl. Abb. 4).

Ermöglichen analoger Kontakte trotz Kontaktbeschränkung

Der analoge Kontakt mit anderen Kindern war bei den befragten Familien sehr unterschiedlich ausgeprägt: Mehrere Kinder und Eltern berichteten, sich mit einer anderen Familie, meist aus der Nachbarschaft, zusammengetan zu haben, um die Kinderbetreuung gemeinsam zu bewältigen und den Kindern das Spielen mit anderen Kindern zu ermöglichen. Ein Kind wurde jeweils mehrere Tage pro Woche tagsüber bei einer anderen Familie betreut, da die Eltern nicht von zu Hause arbeiten konnten. Andere hielten sich wiederum sehr strikt an die Kontaktbeschränkungen und sprachen sich sogar innerhalb des Hauses mit den anderen Familien ab, wer zu welchem Zeitpunkt die Gemeinschaftsflächen nutzen würde, damit man sich nicht begegnete.

Neben den virtuellen Kontaktmöglichkeiten wurden auch analoge Strategien ohne direkten Körperkontakt genutzt – wie die erwähnte Balkonpost. Darüber hinaus wurde das Spiel mit den wenigen erlaubten Kontaktpersonen wie Geschwistern oder Nachbarskindern intensiviert.

„Also es gab natürlich auch Zank in der Zeit, aber unterm Strich habe ich [...] das Fazit gezogen, dass die beiden [Geschwister] zusammen auch gut funktioniert haben und auch so eine gewisse Ruhe nach einer Zeit war.“ (E6)

„Was ich beobachten konnte, war, dass die beiden [Nachbarskinder] da sich so ein bisschen zusammengerauft haben [...], es war schon fast so geschwistermäßig. Also es gab ab und zu mal Zoff, aber das ging dann auch wieder. [...] Die haben gemerkt: ‚Moment, das ist gerade so der Einzige, mit dem ich hier was machen kann‘, und haben sich dann irgendwie auch wieder arrangiert. Und das war so ein Selbstläufer. Also gerade wenn schönes Wetter war und die haben da draußen ihre Festung aufgebaut oder irgendwas, die waren komplett in einer anderen Welt.“ (E2)

Die vorgestellten Kompensationsstrategien im Familienalltag verdeutlichen die hohe Flexibilität, gute Anpassungsgabe und den großen Erfindungsreichtum der Kinder und Eltern im pandemiebedingten „neuen Alltag“. Zudem hat sich gezeigt, dass der digitale Raum insbesondere bei relativ jungen Kindern nur bis zu einem gewissen Punkt „analoge“ soziale Kontakte ersetzen kann. Zwar waren alle befragten Familien froh über die zusätzlichen digitalen Möglichkeiten des Kontakts, betonten aber gleichzeitig, wie sehr sie Freund_innen und die erweiterte Familie vermissten. Mit zunehmendem Alter schwächt sich dieser Effekt möglicherweise etwas ab, wie das Beispiel des zwölfjährigen Kindes nahelegt.

Der wohnungsnahe Freiraum spielte in allen Familien eine wichtige Rolle und schuf Entlastung im stressigen Alltag. Es ist davon auszugehen, dass insbesondere die aufwendigeren oder kostspieligeren Strategien wie Anschaffungen und Ausflüge insbesondere von ressourcenstarken Familien gewählt wurden, in denen die Eltern ihre Arbeitszeit flexibel gestalten konnten und keine finanziellen Probleme bestanden. In eher ressourcenarmen Familien, in denen zudem keine flexible Arbeitszeitgestaltung möglich war, bekam der öffentliche wohnungsnahe Freiraum und dessen Ausstattung somit eine noch größere Bedeutung innerhalb der Möglichkeiten, die den Familien zur Kompensation zur Verfügung standen.

Interessant ist, dass in allen Familien neben den genannten Schwierigkeiten auch positive Effekte der Situation benannt wurden. Einerseits wird die große Anstrengungsleistung deutlich, wenn Schule, Arbeit und Familienleben im beschränkten Raum der eigenen Wohnung und dem wohnungsnahen Freiraum stattfinden. Andererseits wird die neu gewonnene Flexibilität in der Tagesroutine und die intensiv zusammen verbrachte Zeit als positiv angesehen.

6. Kartieren und Erinnern: Methodische Reflexion

Ebenso wie der Familienalltag der befragten Kinder war auch die vorliegende Untersuchung selbst von der Sondersituation der Pandemie beeinflusst. Im Zuge der Durchführung und Auswertung der Interviews entstanden einige methodische Herausforderungen. So erschwerten zum Zeitpunkt des Feldzugangs und der Durchführung der Interviews die erhöhten Infektionszahlen der zweiten Welle die Forschung. Aufgrund von Vorsichtsmaßnahmen und erneut eingeführten Kontaktbeschränkungen standen angesprochene Familien den Interviewanfragen zögerlich bis ablehnend gegenüber, manch bereits organisiertes Interview wurde wieder abgesagt. In einigen Fällen hatten Kinder schlicht keine Lust, sich an der Studie zu

beteiligen. Pandemiebedingt konnten die Kinder nicht direkt angesprochen werden, sodass wir auf die Eltern als Vermittlungspersonen angewiesen waren. Dies brachte natürlich eine verminderte Kontrolle über die Art und Weise der Anfrage mit sich. Was die Eltern den Kindern erzählten und wie sie die Möglichkeit zur Teilnahme einführten, entzieht sich unserer Kenntnis.

Um die Studie dennoch durchführen zu können, verlegten wir uns auf Kontakte aus unserem erweiterten privaten Netz, was die sozioökonomische Diversität der befragten Familien beeinflusste. Entgegen unserer ursprünglichen Intention handelt es sich in allen Fällen um eher privilegierte Familien, in denen beide Elternteile zeitliche und finanzielle Ressourcen in die Kompensation der pandemiebedingten Einschränkungen investierten und daneben auch die zeitlichen und sozialen Ressourcen aufbrachten, um sich an unserer Studie zu beteiligen. Dennoch ist es gelungen, eine gewisse Bandbreite an Wohnsituationen (in Bezug auf Gebäudetyp, zur Familie gehörige Personen, Betreuungssituation) und auch an Freiraumzugängen (eigener Garten oder Gemeinschaftsgarten, Ausstattung, Bewegungsradius) abzubilden. Die Auswirkungen auf Kinder und Familien mit weniger Kompensationsressourcen und weniger Zugang zum wohnungsnahen Freiraum sind vor diesem Hintergrund vorstellbar. Dennoch bedarf es hier weiterer Studien mit höheren Fallzahlen und einer breiteren Beteiligung.

Neben der Sondersituation der Pandemie wurden die Ergebnisse aber auch durch Faktoren der Interviewsituation beeinflusst. Es ist auffällig, dass bei keinem Interview Karten mit räumlichen Verknüpfungen einzelner Situationen, mit Wegen und Verbindungen entstanden sind, sondern fast ausschließlich einzelne Bilder, die auf dem Zeichenblatt nebeneinanderstehen. Im Gespräch erläuterten die Kinder durchaus räumliche Zusammenhänge, stellten diese jedoch nicht zeichnerisch dar. Hier stellt sich die Frage nach den Gründen. Hängt es mit der Zeitspanne zusammen, die zwischen dem Betrachtungszeitraum und dem Zeitpunkt des Interviews lag, durch die viele Einzelheiten in Vergessenheit gerieten? Liegt es an der Formulierung der Aufgabe zu Beginn des Interviews oder am Alter und Entwicklungsstand der Kinder, dass es schwierig für sie war, diese räumlichen Zusammenhänge darzustellen? Eine inhaltliche Interpretation ist gleichfalls möglich, schließlich legten die Kinder viel weniger Wege zurück. Die (eher langen) Wege, die beispielsweise bei Ausflügen zurückgelegt wurden, sind wiederum sehr anspruchsvoll zu zeichnen und würden auch Erwachsene überfordern. Dazu passt die bereits 1976 von Stephen Grabow und Neil J. Salkind gemachte Beobachtung, dass Kinder diejenigen Räume und Orte, denen sie selbst die meiste Bedeutung zuweisen, auch deutlich differenzierter und facettenreicher zeichnen (Grabow/Salkind 1976).

Mehrere Kinder kommentierten während des Zeichenprozesses ihr eigenes Zeichenvermögen. So wurde verbalisiert, wo sie Probleme hatten oder hinter der eigenen Erwartung zurückblieben: „Ja, ich mache erst mal den Eimer. Blätter kann ich nicht malen“ (K1), „Ist hier irgendwie nicht so gut geworden“ (K6) oder „Sieht jetzt nicht aus wie ein Trampolin“ (K4). Hier zeigt sich eine grundsätzliche Herausforderung dieser Methode, die bei Erwachsenen und Kindern ab einem gewissen Alter zutrifft. Je stärker die Kinder reflektieren konnten, dass ihre Zeichnung sich nicht mit ihrem Bild von der Wirklichkeit deckte, desto schneller waren sie unzufrieden mit ihrer Zeichnung. Das älteste,

stark digital affine Kind löste das Problem durch eine eher piktogrammartige „Karte“. So ist zu vermuten, dass bei älteren Kindern das Abstraktionsvermögen zunimmt und dadurch ihre Ansprüche an ein „schönes Bild“ sinken.

Auch die Anwesenheit der Eltern hat so manche Interviewsituation beeinflusst. Während es einigen Eltern sehr gut gelang, während des Interviews mit ihrem Kind selbst im Hintergrund zu bleiben, gaben andere Erinnerungshilfen und konnten es teilweise schlecht aushalten, wenn das Kind sich bei den Zeichnungen Zeit ließ oder wenig erzählte. Sie kommentierten auch den Zeichenprozess: „Verliere dich nicht in Details, okay? Willst du mal was erzählen dazu? [...] Ich glaube, die Blumenkästen sind jetzt nicht so wichtig, die Blumenkästen von den Nachbarn, oder?“ (E2) oder „Ja, aber, [Kind], darum geht es nicht. Es geht um den Hinterhof“ (E4). Hier scheint es wichtig zu sein, die Eltern noch deutlicher im Hinblick auf ihre zunächst beobachtende Rolle zu instruieren und sie darauf hinzuweisen, dass ein solches, scheinbar nicht zielgerichtetes Vorgehen ganz normal ist und durchaus auch über Umwege zu nutzbaren Daten führen kann.

Darüber hinaus hatten die räumlichen Rahmenbedingungen des Interviews einen Einfluss auf dessen Verlauf. Bei einigen Interviews konnten wir beobachten, dass das Kind den Raum, wenn er in Sichtweite war, als Erinnerungsstütze verwendete. Andererseits kam es auch vor, dass ein Kind dann vermehrt das zeichnete, was es sah, und nicht, an was es sich erinnerte. Daran konnten wir ablesen, dass die Situation des Zeichnens und des Interviews insgesamt auch bei den Kindern etwas auslöste. Einem Kind fiel es zum Beispiel schwer, sich von seinen Zeichnungen zu trennen und wir mussten ihm versprechen, sie nach der Auswertung zurückzugeben. Bei einem anderen Kind kam es dazu, dass es durch das Zurückerinnern an die Frühphase der Pandemie ein Spiel wieder aufgriff, das es im Frühling oft gespielt hatte. Es ist dementsprechend wichtig zu reflektieren, dass (qualitative) Forschung immer auch Einfluss auf den Alltag des Forschungsobjekts nimmt.

7. Kinder als Alltagsexpert_innen ernst nehmen: Ausblick

Wie eingangs geschildert, fordern Studien eine „Post-Corona-Stadt“, „Nah-Erholungsmöglichkeiten“ zu stärken und die „Bedeutung von privat verfügbarem Freiraum und die damit verbundenen sozialen Privilegierungen“ zu reflektieren (Schneidewind et al. 2020: 7). Diese Forderungen erhalten mit Hinblick auf die Freiraumpraktiken von Kindern und Familien nach Auswertung unserer Ergebnisse weiteres Gewicht. Wir konnten zeigen, dass die wohnungsnahen Freiräume eine große Bedeutung für Kinder haben und mit ihnen ein beträchtlicher Teil der Kompensationsstrategien zusammenhängt, die genutzt wurden, um mit den Einschränkungen des Familienalltags umzugehen. Es muss die Frage gestellt werden, welche Lerneffekte für die Freiraumplanung und -gestaltung aus dieser Sondersituation entstehen können. Was kann daraus für die Freiraumpraktiken im Familienalltag nach Corona abgeleitet werden? Welche Erkenntnisse sind für zukünftige Planungsprozesse von Wohnung und Wohnumfeld relevant?

Freiräume, das (unbeaufsichtigte, nicht institutionalisierte) Bewegen und Spielen an der frischen Luft sowie die selbstständige Erreichbarkeit dieser Räume sind (neben Wohnräumen und familiärem Umfeld) für Kinder auch

über Krisensituationen hinaus sehr wichtig. Sie fördern die körperliche Gesundheit und Kreativität und bieten Ausweichmöglichkeiten, wenn die Stimmung in der Familie angespannt ist. Sie ermöglichen selbstständige, teilweise unbeaufsichtigte Spiel- und Bewegungserfahrungen, in denen die Kinder Motorik und sicheres Bewegen außerhalb der eigenen Wohnung trainieren. Gerade in Zeiten der Coronapandemie – so zeigen unsere Ergebnisse eindrücklich – waren sie für manche der einzige Ort, an dem reale Kontakte mit anderen Kindern noch möglich waren, da die Ansteckungsgefahr an der frischen Luft als gering galt. Nicht zuletzt hat sich gezeigt, dass gemeinschaftlich genutzte oder öffentliche wohnungsnaher Freiräume dazu beitragen können, elterliches Engagement in Teilen auszugleichen. Hier werden auch denjenigen Kindern die genannten Erfahrungen ermöglicht, deren Eltern nicht über ausreichende zeitliche und finanzielle Ressourcen verfügen, um regelmäßig Ausflüge zu machen oder die privaten Freiräume abwechslungsreich auszustatten. Gleichzeitig ist die Belastung für die Eltern, die diese Kompensationsleistungen erbringen mussten, nicht zu unterschätzen. Auch hier lassen sich die Langzeitfolgen noch nicht absehen. Daher ist das Thema kindergerechte Freiraumentwicklung eng verbunden mit der Förderung einer selbstständigen Mobilität von Kindern, welche in Deutschland und europaweit seit Jahren gesunken ist (Fyhri et al. 2011; Shaw et al. 2015).

Eine wichtige Schlussfolgerung lautet daher, dass die hohe Bedeutung des wohnungsnahen Freiraums sich lokal in sicherer Erreichbarkeit, angemessener Größe und Ausstattung widerspiegeln muss. Weiterhin sollte ein entsprechendes Augenmerk auf die Versorgung benachteiligter Quartiere gelegt werden. Darüber hinaus ist es wichtig, dass die planenden Disziplinen die Sicht der Kinder und Jugendlichen als Expert_innen ihres Alltags auch in Pandemiezeiten ernst nehmen, sie zur Sprache kommen lassen und ihre Praktiken und Bedürfnisse in Untersuchungen berücksichtigen.

Wir sehen unsere Studie als einen Anfang an, um diesen Fragestellungen nachzugehen. Den weiteren Forschungsbedarf haben wir aufgezeigt. In künftigen Studien ist es wichtig zu beachten, dass bisher kaum weniger privilegierte Kinder und Familien repräsentiert sind. Vor dem Hintergrund, dass weitere Pandemiesituationen in den kommenden Jahren nicht ausgeschlossen werden können, stellt sich die Frage, wie auch diese bislang „unsichtbar“ gebliebenen Kinder aus Familien mit weniger großen sozialen, finanziellen und zeitlichen Ressourcen gesehen, beteiligt sowie ihre spezifischen Bedürfnisse in die Freiraumplanung einbezogen werden können. Über eine breitere und differenzierte Beteiligungsstrategie in Befragungen und Beteiligungsprozessen könnte zunächst erhoben werden, welche Arten von Benachteiligung die privat, gemeinschaftlich oder öffentlich zugänglichen wohnungsnahen Freiräume ausgleichen müssten und auf welche Weise allen Kindern und Familien Kompensationsstrategien und zugängliche, gegebenenfalls auch temporäre Ausgleichsräume ermöglicht werden können. Kinder müssen als Expert_innen für das Matschen, Basteln und Toben in die Planungsprozesse der für sie bestimmten und ihre Familien entlastenden Räume eingebunden werden.

Die Veröffentlichung dieses Aufsatzes erfolgte mit Mitteln aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Universitätsbibliothek Kassel.

Autor_innen

Henriette Bertram ist Kulturwissenschaftlerin. Aktuell forscht sie zu gendersensibler Planung und der Vereinbarkeit von Beruf und Familie.
henriette.bertram@asl.uni-kassel.de

Stefanie Hennecke ist Professorin für Freiraumplanung. Sie forscht zu aktueller und historischer Planung, Nutzung und Aneignung von Stadtgrün.
hennecke@uni-kassel.de

Angela Million ist Professorin für Städtebau und Siedlungswesen. Sie forscht zum Raumwissen von Kindern und lernenden und lehrenden Stadträumen.
a.million@isr.tu-berlin.de

Johanna Niesen ist interdisziplinäre Stadt- und Freiraumforscherin. Ihre Forschungsinteressen sind Aneignungspraktiken und das Raumwissen von Kindern und Jugendlichen.
johanna.niesen@uni-kassel.de

Literatur

Andresen, Sabine / Lips, Anna / Möller, Renate / Rusack, Tanja / Schröder, Wolfgang / Thomas, Severine / Wilmes, Johanna (2020a): Kinder, Eltern und ihre Erfahrungen während der Corona-Pandemie. Erste Ergebnisse der bundesweiten Studie KiCo. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim.

Andresen, Sabine / Lips, Anna / Rusack, Tanja / Schröder, Wolfgang / Thomas, Severine / Wilmes, Johanna (2020b): Nachteile von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausgleichen. Politische Überlegungen im Anschluss an die Studien JuCo und KiCo. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim.

Bähr, Sebastian / Frodermann, Corinna / Stegmaier, Jens / Teichler, Nils / Trappmann, Mark (2020): Knapper Wohnraum, weniger IT-Ausstattung, häufiger alleinstehend: Warum die Corona-Krise Menschen in der Grundsicherung hart trifft. Nürnberg: IAB-Forum.

Ball, David / Gill, Tim / Yates, Andy (2020): COVID-19 and children's play. Play Safety Forum.

Behnken, Imbke / Zinnecker, Jürgen (2010): Narrative Landkarten. Ein Verfahren zur Rekonstruktion aktueller und biografisch erinnelter Lebensräume. Weinheim: Juventa.

Bertelsmann-Stiftung (2020): Factsheet. Kinderarmut in Deutschland. Gütersloh.

BMBF – Bundesministerium für Bildung und Forschung (2020): Memorandum Post-Corona-Stadt. Für eine suffiziente und resiliente Entwicklung von Städten und Regionen. https://www.nachhaltige-zukunftsstadt.de/downloads/20200729_Memorandum_Post-Corona-FINAL_BMBF.pdf (letzter Zugriff am 10.12.2020).

Burke, Catherine (2005): „Play in focus“. Children researching their own spaces and places for play. In: *Children, Youth and Environments* 15/1, 27-53.

Burke, Kevin J. / Greene, Stuart / McKenna, Maria K. (2016): A critical geographic approach to youth civic engagement. In: *Urban Education* 51/2, 143-169.

Chawla, Louise (2016): *Growing up in an urbanizing world*. Florence: Taylor and Francis.

Claßen, Thomas (2020): Gesundheitsförderliche Stadtentwicklung. Zwischen Renaissance und Neuerfindung. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 1/2020, 4-17.

Curtis, Jacqueline W. / Shiau, Ellen / Lowery, Bryce / Sloane, David / Hennigan, Karen / Curtis, Andrew (2014): The prospects and problems of integrating sketch maps with geographic information systems to understand environmental perception. A case study of mapping youth fear in Los Angeles gang neighborhoods. In: *Environment and Planning B: Urban Analytics and City Science* 41/2, 251-271.

DAKJ – Deutsche Akademie für Kinder- und Jugendmedizin e. V. (2020): Stellungnahme der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendmedizin e. V. zu weiteren Einschränkungen der Lebensbedingungen von Kindern und Jugendlichen in der Pandemie mit dem neuen Coronavirus (SARS-CoV-2). <https://www.dakj.de/stellungnahmen/stellungnahme-der-deutschen-akademie-fuer-kinder-und-jugendmedizin-e-v-zu-weiteren-einschraenkungen-der-lebensbedingungen-von-kindern-und-jugendlichen-in-der-pandemie-mit-dem-neuen-coronavirus-sar/> (letzter Zugriff am 10.12.2020).

- Fischer, Natalie / Heinzl, Friederike / Lipowsky, Frank / Züchner, Ivo (2020): Kinder und Jugendliche in der Corona-Krise: Herausforderungen und mögliche Ansätze für pädagogisches und politisches Handeln. Arbeitspapier: <https://www.uni-kassel.de/fb01/index.php?eID=dumpFile&t=f&f=427&token=43221bce47504aa658376f7adb01848829b52517> (letzter Zugriff am 7.6.2021).
- Fölling-Albers, Maria (2000): Entscholarisierung von Schule und Scholarisierung von Freizeit? Überlegungen zu Formen der Entgrenzung von Schule und Kindheit. In: ZSE – Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 20/2, 118-131.
- Fyhri, Aslak / Hjorthol, Randi / Mackett, Roger L. / Nordgaard Fotel, Trine / Kytä, Marketta (2011): Children's active travel and independent mobility in four countries. Development, social contributing trends and measures. In: Transport Policy 18/5, 703-710.
- Gebhard, Ulrich (2013): Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Geis-Thöne, Wido (2020): Häusliches Umfeld in der Krise. Ein Teil der Kinder braucht mehr Unterstützung. Ergebnisse einer Auswertung des Sozio-oekonomischen Panels (SOEP). IW-Report 15/2020. Köln.
- Graber, Kelsey M. / Byrne, Elizabeth M. / Goodacre, Emily J. / Kirby, Natalie / Kulkarni, Krishna / O'Farrelly, Christine / Ramchandani, Paul G. (2020): A rapid review of the impact of quarantine and restricted environments on children's play and health outcomes. Cambridge: University of Cambridge. <https://psyarxiv.com/p6qxt/> (letzter Abruf am 5.10.2021).
- Grabow, Stephen / Salkind, Neil J. (1976): The hidden structure of children's play in an urban environment. In: Peter Suedfeld / James A. Russel (Hg.), The behavioral basis of design. Beyond the applicability gap, Book 1. Proceedings, EDRA 7. Stroudsburg, PA: Dowden, Hutchinson and Ross, 164-171.
- Honey-Rosés, Jordi / Anguelovski, Isabelle / Chireh, Vincent K. / Daher, Carolyn / van den Konijnendijk Bosch, Cecil / Litt, Jill S. / Mawani, Vrushti / McCall, Michael K. / Orellana, Arturo / Oscilowicz, Emilia / Sánchez, Ulises / Senbel, Maged / Tan, Xueqi / Villagomez, Erick / Zapata, Oscar / Nieuwenhuijsen, Mark J. (2020): The impact of COVID-19 on public space. An early review of the emerging questions – design, perceptions and inequities. In: Cities & Health, 1-17.
- Kampmann, Jan (2004): Societalization of childhood. New opportunities? New demands? In: Helene Brembeck / Barbro Johansson / Jan Kampmann (Hg.), Beyond the competent child. Roskilde: Roskilde University Press, 127-152.
- Katz, Cindi (2004): Growing up global. Economic restructuring and children's everyday lives. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Langmeyer, Alexandra / Guglhör-Rudan, Angelika / Naab, Thorsten / Urlen, Marc / Winklhofer, Ursula (2020): Kindsein in Zeiten von Corona. Erste Ergebnisse zum veränderten Alltag und zum Wohlbefinden von Kindern. München: Deutsches Jugendinstitut.
- Lochner, Barbara (2020): Thüringer Familien in Zeiten von Corona – Wohlbefinden der Kinder, Herausforderungen des Homeschooling & Unterstützungsbedarfe der Eltern. Erste Befunde. Erfurt: Fachhochschule Erfurt.
- Million, Angela (2021a): Mental Maps und narrative Landkarten. In: Anna J. Heinrich / Séverine Marguin / Angela Million / Jörg Stollmann (Hg.), Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung. Bielefeld: transcript, 293-308.
- Million, Angela (2021b): „No one listens to us...“. COVID-19 and its socio-spatial impact on children and young people in Germany. In: Children's Geographies, 2.4.2021, 1-9. <https://doi.org/10.1080/14733285.2021.1908520> (letzter Zugriff am 1.9.2021).
- Moore, Sarah A. / Faulkner, Guy / Rhodes, Ryan E. / Brussoni, Mariana / Chulak-Bozzer, Tala / Ferguson, Leah J. / Mitra, Raktim / O'Reilly, Norm / Spence, John C. / Vanderloo, Leigh M. / Tremblay, Mark S. (2020): Impact of the COVID-19 virus outbreak on movement and play behaviours of Canadian children and youth. A national survey. In: The International Journal of Behavioral Nutrition and Physical Activity 17/1, 85.
- Moran, Mika R. / Plaut, Pnina / Merom, Dafna (2017): Is the grass always greener in suburban neighborhoods? Outdoors play in suburban and inner-city neighborhoods. In: International Journal of Environmental Research and Public Health 14/7, 759.
- Razani, Nooshin / Radhakrishna, Rohan / Chan, Curtis (2020): Public lands are essential to public health during a pandemic. In: Pediatrics 146/2. <https://doi.org/10.1542/peds.2020-1271> (letzter Zugriff am 5.10.2021).
- Schmitt, Gisela / Sommer, Ulrike / Wiechert, Carolin (2014): Wohnungsnahe Freiräume – Nutzerbezogene Raumqualitäten. Aachen: Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule Aachen.

- Schneidewind, Uwe / Baedeker, Carolin / Bierwirth, Anja / Caplan, Anne / Haake, Hans (2020): „Näher“ – „Öffentlicher“ – „Agiler“. Eckpfeiler einer resilienten „Post-Corona-Stadt“. Zukunftsimpuls Nr. 14. Wuppertal: Wuppertal Institut.
- Schröer, Wolfgang (2021): Kindheit und Jugend in Zeiten von Corona. Konsequenzen für die aktuelle und zukünftige Kinder- und Jugendpolitik. Stellungnahme des Bundesjugendkuratoriums. München: Deutsches Jugendinstitut.
- von Seggern, Hille (2009): Stadtsurfer, Quartierfans & Co. Stadtkonstruktionen Jugendlicher und das Netz urbaner öffentlicher Räume. Berlin: Jovis.
- Shaw, Ben / Bicket, Martha / Elliott, Bridget / Fagan-Watson, Ben / Mocca, Elisabetta / Hillman, Mayer (2015): Children's independent mobility. An international comparison and recommendations for action. London: Policy Studies Institute. http://www.psi.org.uk/children_mobility (letzter Zugriff am 1.9.2021).
- Slater, Sandy J. / Christiana, Richard W. / Gustat, Jeanette (2020): Recommendations for keeping parks and green space accessible for mental and physical health during COVID-19 and other pandemics. In: Preventing Chronic Disease 17, E59.
- Spitthöver, Maria (2002): Geschichte der Freiräume im Mietgeschosswohnungsbau. Kassel: Gesamthochschule Kassel.
- Walper, Sabine / Reim, Julia / Schunke, Annika / Berngruber, Anne / Alt, Philipp (2021): Die Situation Jugendlicher in der Corona-Krise. München: Deutsches Jugendinstitut.

Outdoor play during the Corona crisis. Children's and families' changing every-day geographies during the early weeks of the pandemic

During the early weeks of the pandemic in Europe (mid-March to May), childcare facilities as well as public playgrounds were closed along with other institutions of public life. Even though the restrictions were not as drastic in Germany as elsewhere, many taken for granted outdoor activities became impossible from one day to the next. Thus, lockdown posed a severe challenge to families, incisively changing their routines and everyday geographies as well as the dynamics of public space. In our contribution, we will explore the pandemic-related restrictions in the everyday life of children and families and their compensation strategies. Using the method of narrative maps, we have analyzed the everyday geographies and daily routines of 8 to 12 year old children during lockdown in two German cities. We put forward the hypothesis that the use and appropriation of close-to-home and private outdoor space such as backyards, balconies, sidewalks and allotment gardens increased during lockdown to compensate for the inaccessibility of other outdoor spaces.

Smarte Kindheiten

Wenn junge Menschen in das Blickfeld städtischer Regierungsweisen rücken

Dana Ghafoor-Zadeh

Verena Schreiber

Mit der Smart-City-Vision wird die Hoffnung verbunden, drängende ökologische, ökonomische und soziale Krisen in Städten zu überwinden und in eine ressourcenschonende und lebenswerte Stadt der Zukunft überzuleiten. Dabei fällt auf, dass Smart-City-Initiativen gezielt Kinder und junge Menschen adressieren. Anknüpfend an Ansätze der Gouvernamentalitäts- und geographischen Kindheitsforschung gehen wir der Frage nach, wie die nahezu unhinterfragten Glaubenssätze einer von Innovationsoptimismus geprägten Stadt Vorstellungen von Kindheit verändern und ihre gesellschaftliche Inwertsetzung vorantreiben. Wir untersuchen erstens diskursanalytisch, wie Smart-City-Leuchtturmprojekte der EU in die Alltagswelten von Kindern investieren und diese als Experimentierfelder smarter Stadtentwicklung nutzen. Am Beispiel einer Fallstudie des Smart-City-Projektgebiets Wien-Simmering diskutieren wir zweitens, wie der smarte Stadtumbau auf das Alltagsleben von Kindern und Jugendlichen Einfluss nimmt und ihre Bedürfnisse be- und aufgreift. Unsere Ergebnisse zeigen, dass junge Menschen als smarte Bürger_innen in die Pflicht genommen werden, stadtentwicklungspolitische Zielsetzungen mitzutragen und entsprechende Handlungsweisen in ihren Alltag zu implementieren. Dies schafft neue Abhängigkeitsverhältnisse, die kritisch betrachtet werden müssen.

Ersteinreichung: 15. Januar 2021; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Ein Freitagvormittag im Oktober 2019 in Wien: Zwischen den Prunkbauten der Innenstadt versammeln sich Hunderte junge Menschen. Sie halten Plakate hoch mit der Aufschrift „Act now!“ oder „Wir schwänzen nicht Schule. Wir retten den Planeten!“. Im Namen von *Fridays for Future* machen Kinder und Jugendliche auf ihre Bedürfnisse aufmerksam und versuchen, die Politik zu mehr Klimaschutz zu bewegen.

Ortswechsel – einige Kilometer südlich, im Wiener Bezirk Favoriten zur gleichen Zeit: Am Platz vor einer Kirche trudeln Schulklassen ein. „Hallo Kinder!“, schallt es aus Lautsprechern. Die Eröffnungsveranstaltung des Mobilitätsspiels „Street-Points“ beginnt und der Moderator auf der improvisierten Bühne am Kirchenportal motiviert die Schüler_innen zu Gymnastikübungen und Sprechchören. Immer wieder stimmt er sie ein: „Street-Points! Street-Points! Street-Points!“.



Abb. 1 Auftaktveranstaltung des Mobilitätsspiels „Street-Points“ in Wien-Favoriten (Quelle: eigene Aufnahme, 2019)

Während die Kinder gehorsam mitturnen (vgl. Abb. 1), erklärt die Wiener Fußgänger_innenbeauftragte, was die Kinder in den nächsten Wochen erwartet:

Fußgänger_innenbeauftragte: „Die Street-Points, das ist ein ganz ein cooles Spiel. Ihr habt alle schon so einen Chip, habe ich gesehen.“

Moderator: „Wo ist der Chip? Zeigt einmal her euren Chip.“

Fußgänger_innenbeauftragte: „Genau. Und mit diesem Chip könnt Ihr jetzt rund um die Schule an diesen Boxen, die Ihr immer wieder wo sehen werdet auf der Straße, Punkte sammeln. Und das Tolle ist: Eure Eltern, Geschwister, Großeltern können auch Punkte sammeln. Und wir wollen jetzt bis Ende November möglichst viel zu Fuß gehen, damit wir allen zeigen, wie cool das ist, dass man in der Stadt viel zu Fuß geht. Es ist gesund, es macht uns schlau und ganz wichtig: Es ist auch ganz wichtig für unser Klima.“ (TB1)

2017 wurde im Rahmen der Smart-City-Initiative „Smarter Together“ im Wiener Bezirk Simmering das Mobilitätsspiel „Beat the Street“ entwickelt. Mit dem Folgeprojekt „Street-Points“ will man an den Erfolg von „Beat the Street“ anknüpfen und auch in weiteren Bezirken für mehr Bewegung zu Fuß, für mehr Gesundheit und Klimaschutz werben. Derselbe Tag, dieselbe Stadt, dieselbe Zielgruppe – doch unterschiedlicher könnten die Initiativen kaum sein: Auf der einen Seite *Fridays for Future* als Bottom-up-Initiative, die mit zivilem Ungehorsam für einen *Systemwandel* eintritt; auf der anderen Seite die Smart-City-Initiative, die junge Menschen *top down* zum *Selbstwandel* auffordert. Beide Male stehen Kinder und Jugendliche im Mittelpunkt. Beide Momentaufnahmen zeugen von ökologischen, ökonomischen und sozialen Krisen urbanen Lebens und ihren Bewältigungsversuchen.

Unser Beitrag setzt sich mit Kindheit in der Smart City auseinander. Smarte Stadtvisionen haben in den letzten Jahren weltweit als Lösungen zur

Bewältigung gegenwärtiger Herausforderungen an Bedeutung gewonnen. In den *Smartness*-Entwürfen nehmen digitale Technologien der Steuerung eine Schlüsselrolle ein: Mithilfe von „fließenden“ Informationen, Prognosen und Monitorings sollen städtische Prozesse effizienter organisiert, Bewegungsverläufe und Nutzungsverhalten der städtischen Bevölkerung optimiert sowie die Lebensqualität der Stadtbewohner_innen erhöht werden. Bei diesen Entwicklungen fällt auf, dass *Smartness*-Initiativen gezielt junge Menschen adressieren, denen sie neue Zugangsmöglichkeiten zum öffentlichen Raum versprechen (van der Graaf 2020). Gleichzeitig aber nutzen sie ihre städtischen Lebensräume vermehrt als Experimentierfelder für smarte Transformationsprozesse. Dieser Beitrag setzt an dieser Beobachtung an und untersucht, wie junge Menschen in Smart-City-Stadtentwicklungsprojekten in das Blickfeld städtischer Regierungsweisen rücken.

Anknüpfend an Ansätze der Gouvernementalitäts- und geographischen Kindheitsforschung gehen wir der Frage nach, wie die nahezu unhinterfragten Glaubenssätze einer von Technologie- und Innovationsoptimismus geprägten Stadt gängige Vorstellungen von Kindheit verändern und deren gesellschaftliche Inwertsetzung vorantreiben. Unter Rückgriff auf Planungs- und Dokumentationstexte zu Smart Cities sowie auf Expert_inneninterviews zeichnen wir nach, wie junge Menschen als „smart citizens“ (Shelton/Lodato 2019; Cardullo/Kitchin 2018) in die Pflicht genommen werden, stadtentwicklungspolitische Zielsetzungen mitzutragen, sich technologische Kompetenzen anzueignen sowie im Alltag entsprechende Handlungsweisen und Optimierungsstrategien zu implementieren und weiterzuentwickeln. Anhand einer Fallstudie des Smart-City-Projektgebiets Wien-Simmering zeigen wir auf, wie der smarte Stadtbau auf das Alltagsleben von Kindern und Jugendlichen Einfluss nimmt und ihre Bedürfnisse be- und aufgreift. Der Beitrag zieht abschließend eine kritische Bilanz der Beziehung zwischen Smart City und Kindheit und problematisiert neue Kindheitsvisionen und Abhängigkeitsverhältnisse, die aus dem Technikoptimismus smarter Stadtentwicklung erwachsen.

2. Smart Cities im Spiegel der Gouvernementalitäts- und geographischen Kindheitsforschung

Smart Cities folgen keinem einheitlichen Konzept. Hinter dem Begriff versammeln sich vielmehr unterschiedliche Transformationsprozesse und schillernde Visionen für eine neue Stadtgesellschaft. Diese Vielschichtigkeit hat in den letzten Jahren eine ganze Reihe an Debatten angestoßen, die sich von konkret anwendungsbezogenen Fragen nach Infrastrukturen in den Bereichen Energie, Mobilität und Wohnungsbau über Governance und Sicherheit bis hin zu gesellschaftstheoretischer Kritik an einem naiven Fortschrittsoptimismus erstrecken. In einem Beitrag, der sich mit dem Verhältnis von Smart City und Kindheit befasst, wird nicht zuletzt der Begriff der Kindheit selbst bedeutsam, der in konzeptueller wie gelebter Weise mindestens so variantenreich ist wie Vorstellungen der Smart City selbst. Für unsere Auseinandersetzung werden daher zwei konzeptuelle Ansätze relevant: erstens Arbeiten, die sich aus einer gouvernementalen Perspektive mit smarten Steuerungsformen in urbanen Räumen auseinandersetzen und

zweitens sozialwissenschaftliche Arbeiten zum Kind-Stadt-Verhältnis, die sich auf internationaler Ebene unter der Bezeichnung der *Geographies of Childhood* etablieren konnten, in Deutschland bislang aber nur am Rande rezipiert werden.

2.1. *Gouvernementale Steuerungsformen in der Smart City*

In der Stadtforschung haben sich in den letzten Jahren zahlreiche Studien mit der beschleunigten Digitalisierung und ihrem Einfluss auf Raumdarstellungen und -wahrnehmungen befasst. Dabei sind insbesondere Smart Cities ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt. Mit dem dahinterliegenden Konzept einer intelligenten, digitalen Vernetzung von Infrastrukturen wird die Hoffnung verbunden, städtische Abläufe zu optimieren und hierdurch das Leben in den Städten in all seinen Facetten – Verkehr, Sicherheit, Ökologie, Partizipation etc. – zu verbessern (Kitchin 2014: 2; Greenfield 2013: 24; Hollands 2008: 307).

Vonseiten der kritischen Stadtforschung wurde darauf hingewiesen, dass es der Debatte um Smart Cities an einer theoretischen Fundierung und Klärung zentraler Prämissen mangelt, und darauf hingewirkt, die ambivalenten gesellschaftlichen und sozialräumlichen Implikationen stärker in den Blick zu nehmen, die mit der Digitalisierung des Städtischen einhergehen (Rose 2020; Bauriedl/Strüver 2017). Die Smart City diene vor allem dazu, gesellschaftliche Krisen abzuwehren sowie neue Verantwortlichkeiten bei der Problembewältigung zu schaffen (Kropp 2018: 39 f.; Gabrys 2014: 44). Smart-City-Konzepte und -Initiativen ordneten sich reibungslos in eine unternehmerische Stadtpolitik ein, die weniger auf die tatsächlichen Bedürfnisse von Stadtbewohner_innen abzielt, sondern sich primär der Entwicklung effizienter Technologien verpflichtet fühlt (Bauriedl/Strüver 2018: 18 f.). Kitchin (2014) sowie Shelton, Zook und Wiig (2015) verweisen hierbei auf die Hoffnung vieler Städte, durch Digitalisierungsprozesse Einsparungen und Innovationen vereinbaren zu können. In ähnlicher Weise argumentiert auch Hollands (2015), der in der Smart City vor allem eine Marketingstrategie zur Anwerbung finanzkräftiger Investor_innen vermutet. Drängende Probleme wie Armut und Ungleichheit dagegen würden durch die Priorisierung technischer Lösungen aus dem Blick geraten (Söderström/Paasche/Klauser 2014: 317). Ein weiteres Kritikfeld spannt sich um die Frage auf, inwiefern smarte Verwaltungs- und Infrastrukturen Asymmetrien beim Zugang zu städtischen Ressourcen und Beteiligungsprozessen abmildern oder aber verstärken (Bauriedl/Strüver 2018; Cardullo/Kitchin 2018; Greenfield 2017; Datta 2015). Nicht zuletzt beruhe die Vision der Smart City auf europäischen Vorstellungen und Normen guten städtischen Lebens und fördere damit die „Universalisierung der europäischen Stadt“ (Bauriedl/Strüver 2018: 14).

Für unseren Beitrag wird vor allem ein Diskussionsstrang innerhalb dieser Debatten relevant, der sich aus einer gouvernementalen Perspektive mit neuen Steuerungsformen in urbanen Räumen auseinandersetzt (Marquardt/Schreiber 2021; Marquardt 2019; Rosol 2015; Füller/Michel 2012; Pløger 2008). So prägen sich in smarten Transformationsprozessen deutlich gouvernementale Lenkungsformen durch, die auf die Schaffung

einer sich selbst regulierenden, wettbewerbsfähigen Stadtgesellschaft zielen und unerwünschte Nebenfolgen einzudämmen versuchen (Lindner 2018; Gabrys 2014; Klauser/Paasche/Söderström 2014). Die Besonderheit gouvernementaler Steuerung liegt in ihren Kommunikationsformen und Wirkungsweisen: Diese basieren weniger auf der unmittelbaren Demonstration staatlicher Macht oder der Androhung von Strafen, sondern flechten vielmehr (digitale) Anreiz- und Kontrollsysteme in die Alltagspraktiken der Bevölkerung ein, um erwünschte Handlungsweisen zu begünstigen (Barry 2020).

Gouvernementale Regierungsformen fordern die Bevölkerung dazu auf, sich innovativen Entwicklungen anzuschließen, verstärkt Verantwortung für gesellschaftliche Problemlagen zu übernehmen sowie Kompetenzen zur Lösung dieser Probleme zu entwickeln (Lessenich 2012: 57). Individuen erfahren damit Veränderungen ihrer Handlungsweisen als selbstgewollt und nicht als Wirkung disziplinierender Maßnahmen (Lemke 2008: 13; Rosol 2015: 270). In diesem Sinne konnten zuletzt verhaltensökonomische Steuerungsansätze (Ranchordás 2019), die unter Einsatz von datengesteuerten „Nudges“ (dt.: Stupsern) Emotionen und Handlungen zu lenken versuchen (Jakubowski 2018; Lindner 2018: 168), an Popularität in der Smart-City-Debatte gewinnen. Pykett (2012: 233) sieht hierin eine Form der „neuroliberalen“ und paternalistischen Steuerung, bei der Menschen im Dienste der gesellschaftlichen Fürsorge in der Veränderung ihrer Verhaltensweisen angeleitet werden. Dabei geraten tiefgreifende Aspekte des individuellen Lebens ins Visier gouvernementaler Steuerung, da diese sich nicht mehr nur auf rationales Handeln, sondern vielmehr auch auf emotionale und affektive Verhaltensweisen und höchst persönliche Impulse und Wünsche konzentrieren (Barry 2020: 104 f.).

Dieser Beitrag fokussiert insbesondere auf die gouvernementale Ansprache von Kindern in smarten Stadtentwicklungskonzepten. Als sogenannte *digital natives* gelten sie als zentrale Akteur_innen der Weiterentwicklung und Verbreitung digitaler Technologien und Steuerungsformen. Im empirischen Teil des Beitrags gehen wir daher der Frage nach, inwieweit Smart-City-Projekte insbesondere junge Menschen und ihre Räume adressieren und in die Pflicht nehmen, bereits ab dem Kindesalter eine „smartmentality“ (Vanolo 2014) auszubilden, stadtentwicklungspolitische Zielsetzungen mitzutragen und entsprechende Handlungsweisen in ihren Alltag zu implementieren.

2.2. Urbane Kindheit

Dass sich die Smart City gezielt an Kinder richtet, ist kein Zufall. Das relativ junge Konzept „Kindheit“ ist seit seiner Entstehung zur Projektionsfläche vielseitiger Utopien, Mythen und Visionen geworden und eng mit Stadtentwicklungsprozessen verbunden. Kinder gelten als „Hoffnungsträger für all jene Aufgaben, die der Generation der Erwachsenen zwar Sinn geben, hinter deren Visionen einer besseren Welt sie selbst aber zurückbleibt“ (Berg 2004: 497). Angesichts zunehmender Krisen seit der Jahrtausendwende gewinnt Kindheit für die ökonomisch, ökologisch und politisch sichere Zukunft der Gesellschaft zusätzlich an Bedeutung (Katz 2008: 6).

Historisch lässt sich die Entstehung von Kindheit als Vision einer besseren Zukunft bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. In seiner „Geschichte der

Kindheit“ zeigt Philippe Ariès (1976 [1960]), wie im Zuge der Entstehung der Nationalstaaten ein neues wirtschaftliches und erzieherisches Interesse an Kindern entstand. In der Wissenschaft wurde Kindheit nunmehr im Rahmen verhaltens- und entwicklungspsychologischer Forschung als eine eigene Lebensphase geistiger und körperlicher Entwicklung konzipiert und die biologische „Unfertigkeit“ von Kindern zum Anlass von Erziehungs-, Schutz- und Kontrollmaßnahmen genommen (Lee/Motzkau 2011: 9 f.). Um eine Erziehung im Sinne des Staates zu gewährleisten, wurde es außerdem notwendig, neue Räume verdichteter Regulierungen und fürsorglicher Aufsicht zu schaffen, in denen möglichst alle Kinder auf ihre spätere Aufgabe innerhalb der Gesellschaft vorbereitet werden konnten (Bühler-Niederberger/Sünker 2009: 159). Die Stadt spielte in diesem Prozess stets eine zentrale Rolle; sie wirkte mit ihren Territorialisierungsstrategien und Institutionen maßgeblich daran mit, dass Kindheit als eine eigenständige Lebensphase überhaupt erst entstehen und in gewünschter Weise gestaltet werden konnte (Schreiber 2020, 2018; Zeiher 2009; Zinnecker 1990). Die so entstandenen Modellvorstellungen einer „normalen“ und „guten“ Kindheit finden bis heute Anwendung und erheben globalen Geltungsanspruch (Singer 2019: 125; Prout 2005: 31 f.; Qvortrup 1993: 113).

Unter dem Einfluss der konstruktivistisch ausgerichteten *New Social Studies of Childhood* (Jenks 2004; Alanen 1997; James/Prout 1997; Qvortrup 1993) erweiterte sich ab den 1990er Jahren das forschende Interesse an Kindern. So konnten einschlägige geographische, sozial-ökologische und historische Studien (Muchow/Muchow 1998; Katz 1994; Ariès 1976 [1960]) zeigen, dass Kindheit keineswegs einem universalen Verständnis folgt oder sich aus natürlichen, biologischen Entwicklungen ableiten lässt, sondern dass sie kontextabhängig in je spezifischer Weise gelebt, begriffen und hergestellt wird (Schreiber 2018: 308; Prout 2005: 55). Als Konsequenz aus der Einsicht, dass Kindheit ein veränderbares Konstrukt ist und sich relational in Abgrenzung zu Vorstellungen von Erwachsensein formiert (Alanen 1997), fordern auch geographische Kindheitsforscher_innen eine stärkere Berücksichtigung der räumlichen Handlungsfähigkeit von Kindern (Kraftl 2020; Schreiber 2017; Aitken 2001; Valentine/Holloway 2000; Katz 1994).

Dabei stehen nicht nur Kindheitsnarrative und die Dekonstruktion einer vermeintlich universalen Kindheit im Fokus. Vielmehr prägen auch empirische Studien zum Alltagsleben von Kindern, zu ihren Raumwahrnehmungen und -nutzungen das Forschungsfeld (Horton/Kraftl/Tucker 2012; Skelton/Aitken 2019; Holloway/Pimlott-Wilson 2011; Holt 2011). Vor allem der städtische Raum und dort angesiedelte Institutionen der Kindheit werden in den Blick genommen: Infolge von Stadtsanierung, Wohnungserneuerung und Massenmotorisierung der europäischen Städte Mitte des letzten Jahrhunderts und der damit einhergehenden Ängste um die kindliche Sicherheit wurden Kinder zunehmend von der Straße und aus dem öffentlichen Raum verdrängt; ein erweiterter Bedarf an verhäuslichten Handlungsräumen wurde notwendig (Zeiher 2009: 117; Zinnecker 1990: 155). Während sich der Bewegungsradius vieler (männlicher) Erwachsener durch den Ausbau von Infrastrukturen stetig erweiterte, reduzierte sich dieser im Gegenzug für Kinder auf wenige, oft „verinselte“ Bereiche in Wohnortnähe

(Tonucci/Rissotto 2001: 411). Gleichzeitig entstanden pädagogische und kommerzielle Einrichtungen in den städtischen Quartieren, in denen sich Kinder fortan den Großteil ihres Tages aufhielten. Die Entwicklung hin zu einer Institutionalisierung des Alltagslebens von Kindern lenkt die Aufmerksamkeit der geographischen Kindheitsforschung bis heute auf die Frage, wie eine selbstständige Raumeignung in der Stadt für Kinder noch möglich ist beziehungsweise wie sie gefördert werden kann (Kogler 2019; Zeiher 2018).

In unserem Beitrag schließen wir an internationale Studien im Feld der *Geographies of Childhood* an, die sich zum Ziel gesetzt haben, die Erfahrungen, Praktiken und Beziehungen junger und jüngster Menschen zu ihren Umgebungen partizipativ zu erschließen (Kraftl 2020; Schreiber 2020, 2018; Holloway 2014). Während in der Vergangenheit vonseiten der Kindheitsforschung insbesondere auf fehlende Zugangsmöglichkeiten von Kindern zum öffentlichen Raum hingewiesen wurde (Zeiher 2018: 29 f.), geben aktuelle Transformationsprozesse und Visionen der Smart City Anlass dazu, die Frage städtischer Raumwahrnehmung und -nutzung von Kindern neu zu diskutieren (Ghafoor-Zadeh 2021; van der Graaf 2020). So verweist Datta (2015: 50) beispielsweise darauf, dass sich junge Menschen in Indien von *Smartness*-Initiativen nicht nur eine erweiterte Beteiligung an der Stadtgesellschaft versprechen, sondern Smart Cities zu einem „part of the dreams and aspirations of ‚success‘ of a young urban population“ (ebd.) avanciert seien. Daran schließt die Frage an, wie Smart-City-Visionen und -Rationalitäten es schaffen (wollen), zum Leitbild einer ganzen Generation zu werden, und wie Kinder und junge Menschen Smart-City-Transformationen erleben.

3. Kindheit in der Smart City: Programmatiken und Umsetzungsformen

Auf Basis der dargelegten analytischen Zugänge der Gouvernamentalitäts- und Kindheitsforschung stellen wir im zweiten Teil des Beitrags Ergebnisse aus unserem Forschungsprojekt zu Kindheit in der Smart City vor. Den Gegenstand unserer Untersuchung bilden (1) Planungs- und Dokumentationsliteratur sowie Programmdarstellungen von EU-finanzierten Smart-City-Leuchtturmprojekten und (2) Material aus Expert_inneninterviews und Gruppendiskussionen sowie Stadtteilbegehungen und teilnehmenden Beobachtungen, das im Rahmen einer Fallstudie in Wien-Simmering im September und Oktober 2019 und August 2020 erhoben wurde.

Zu (1): Weltweit sind in den vergangenen Jahren zahlreiche Smart-City-Stadtentwicklungsprogramme mit dem Ziel aufgesetzt worden, fortschrittliche, sichere, wettbewerbsfähige und resiliente Städte zu schaffen und dadurch die Lebensqualität von Stadtbewohner_innen zu verbessern. Die Europäische Union hat die Idee der Smart City vor allem durch die Ausschreibung umfangreicher Fördermittel in den verschiedenen Regionen Europas verankert. Im Rahmen des EU-Forschungs- und Innovationsprogramms „Horizon 2020“ (Europäische Kommission o. J.) stiegen Städte wie Dresden oder Valencia zu Smart-City-Leuchtturmprojekten auf und schlossen sich zu einem europäischen Stadtnetzwerk zusammen. Als Teil der Smart-City-Community der EU sind diese neuen Stadtkonsortien dazu aufgefordert, fortschrittliche Technologien in den Bereichen Energie, Wohnen und Mobilität

zu testen und die Anwendung informationstechnologischer Innovationen voranzutreiben (The Smart Cities Information System 2020). In diesem Kontext wurden in vielen europäischen Städten ausgewählte Stadtteile zu Smart-City-Laboren, in denen städtische Institutionen mit privatwirtschaftlichen Unternehmen sowie mit wissenschaftlichen Einrichtungen kooperieren und gemeinsam Visionen eines smarten Stadtlebens entwerfen, die dann direkt vor Ort in den Alltag der Bevölkerung integriert werden (Bauriedl 2018; Späth/Knieling 2018). Mit Abschluss der Projektphasen ist das Ziel dieser Städte dann, bislang weniger smarte Regionen zur Replikation erfolgreicher Maßnahmen zu motivieren.

Für unser Forschungsprojekt wurden Planungsliteratur sowie Programmdarstellungen von 17 Smart-City-Leuchtturmprojekten diskursanalytisch ausgewertet. Der Datenkorpus setzt sich zusammen aus: erstens den Horizon-2020-Arbeitsprogrammen 2014-2015, 2016-2017 und 2018-2020, zweitens den Aktionsfeldern des Smart Cities Marketplace der Europäischen Innovationspartnerschaft für intelligente Städte und Gemeinden (EIP-SCC) und drittens den Zielsetzungen und Ergebnisberichten der Leuchtturmprojekte sowie deren Newsbulletins, in denen über den jeweiligen Stand der Smart-City-Initiativen informiert wird. Im Fokus der Diskursanalyse stehen folgende Fragen: Welchen Stellenwert haben junge und jüngste Stadtbewohner_innen in den Visionen und Plänen von Smart Cities? Wie werden sie als eine (homogene) Gruppe von „smart citizens“ konstituiert und wie werden ihre Praktiken und Bedürfnisse verhandelt? Inwiefern wird ihnen die Pflicht auferlegt, die digitale Stadttransformation mitzutragen und voranzutreiben?

Zu (2): In einem zweiten Schritt wurden im Rahmen einer Fallstudie zum europäischen Smart-City-Leuchtturmprojekt „Smarter Together“ in Wien-Simmering die Wirkungsweisen einer konkreten Smart-City-Initiative untersucht. Wien verfolgt seit 2014 eine stadtweite Smart-City-Strategie und hat im Rahmen der benannten EU-Investitionsprogramme bereits zahlreiche Maßnahmen zur intelligenten Quartiersentwicklung umgesetzt (Stadt Wien, Stadtentwicklung und Stadtplanung 2014). Die Smart-City-Rahmenstrategie wurde 2019 noch einmal inhaltlich und zeitlich bis 2050 erweitert. Zusätzlich wurde im Jahr 2020 eine eigene Kinder- und Jugendstrategie implementiert, die „Maßnahmen aller Ressorts, Fachabteilungen und Unternehmen hinter der gemeinsamen Vision, Wien zur kinder- und jugendfreundlichsten Stadt zu machen“, bündelt und die sich an zahlreichen Stellen explizit auf die Smart-City-Rahmenstrategie bezieht (Stadt Wien, Jugendabteilung 2020; vgl. auch UNICEF 2020; Brown et al. 2019). Nach dem Motto „Ein kinderfreundliches Wien ist ein klimafreundliches Wien und umgekehrt“ (ehemalige Vizebürgermeisterin Hebein, zit. nach: Stadt Wien 2020), greifen in Wien folglich zwei aktuelle kommunale Planungsstrategien ineinander, welche die Stadt für unser Forschungsanliegen prädestinieren: So werden Kinder und junge Menschen gesondert adressiert und alltägliche Orte von Kindern, wie etwa Schulen, als Räume für smarte Veränderungen der Stadtgesellschaft genutzt.

Das Zusammengreifen von smarten Stadttransformationen und einer an den Bedürfnissen von Kindern orientierten Stadtentwicklung wird im Wiener Bezirk Simmering besonders deutlich. Simmering liegt im Südosten von Wien, ist baulich von Stadterweiterungen der 1920er und 1950er Jahre geprägt und durch eine U-Bahn-Linie gut an die Innenstadt angebunden (Leban/

Leban 2001: 8). Der Stadtteil wird in den Medien als ein Ort multipler Konflikte und Problemlagen verhandelt, wo Wohnen zwar „billig wie sonst nirgendwo in Wien“ sei, wohin es jedoch kaum Menschen ziehe, „die für eine Aufwertung sorgen könnten“ (Kocina 2015). In den vergangenen Jahrzehnten wurden in Simmering immer wieder umfangreiche Stadtentwicklungsmaßnahmen umgesetzt, was den Bezirk auch in das Blickfeld der Smart-City-Stadtplanung rückte. Aufgrund des anhaltend hohen Sanierungsbedarfs wurde Simmering 2015 als Laborgebiet für den Umbau zu einem Smart-City-Leuchtturm-Ort im Rahmen des Projekts „Smarter Together – gemeinsam g’scheiter“ ausgewählt und mit den Stadtteilen Lyon-Confluence und Neuauubing-Westkreuz/Freiham (München) zu einem Konsortium für smarte Lösungen hinsichtlich einer nachhaltigen urbanen Entwicklung zusammengeführt (Smarter Together – gemeinsam g’scheiter 2020). Von 2016 bis 2019 wurden im Stadtteil vielfältige Maßnahmen implementiert, die auf Verbesserungen in den Bereichen Energie, Wohnen und Mobilität fokussieren.

Im Rahmen unserer Fallstudie wurden insgesamt 15 Expert_inneninterviews mit Akteur_innen der Wiener Smart-City-Rahmenstrategie, der Smart-City-Initiative „Smarter Together“ sowie mit involvierten Institutionen im Bezirk Simmering geführt. Zudem nahmen wir an Veranstaltungen der Initiative teil, führten Interviews und Gruppendiskussionen mit Kindern und Jugendlichen im Alter zwischen 6 und 13 Jahren und initiierten einen Stadtteilrundgang mit jungen Menschen. Die Datenerhebung erfolgte im Herbst 2019 und im Sommer 2020 in zwei Horten, einer Schule und innerhalb der offenen Kinder- und Jugendarbeit in einem Stadtteilpark. Die Gespräche wurden mithilfe erzählgenerierender Stimuli wie selbst erstellten Stadtteilkarten, Fotografien des Stadtteils sowie Begriff-Charts unterstützt. Die Teilnahme der Kinder und Jugendlichen war freiwillig und erforderte das Einverständnis ihrer Erziehungsberechtigten. Ziel der Forschung mit Kindern war es, zu verstehen, wie Smart-City-Initiativen die gelebte Kindheit vor Ort beeinflussen, in welcher Weise Kinder in digitale Stadttransformationen eingebunden werden und wie sich die Realisierungen zu den Lebenswirklichkeiten und Bedürfnissen junger Menschen verhalten.

Die beiden Forschungszugänge der Diskursanalyse und der Fallstudie machen zwei spannungsreiche Problemfelder sichtbar, die wir im Folgenden ausführen: Wir diskutieren erstens, wie Smart-City-Leuchtturmprojekte der EU explizit in Alltagswelten von Kindern vordringen und wie sie Räume der Kindheit als Experimentierfelder für smarte Stadtentwicklung nutzen. Zweitens legen wir dar, wie Kinder als Heilsbringer_innen für smarte Gesellschaftsvisionen berufen werden, welche Konsequenzen daraus erwachsen und welche Verantwortlichkeiten ihnen in der Smart-City-Stadtteilentwicklung auferlegt werden.

3.1. Räume der Kindheit als Experimentierfelder smarter Stadttransformationen

Zentrale Begründung der millionenschweren Smart-City-Investitionsprogramme der EU, so zeigt unsere diskursanalytische Auswertung, ist eine anhaltende Urbanisierung, die mit einem steigenden Ressourcenverbrauch einhergeht (AP1: 81). Um die komplexen Herausforderungen urbaner

Gesellschaften zu bewältigen, seien nachhaltige Strategien und der Einsatz neuer effizienter Technologien und Dienstleistungen in den Bereichen Energie, Mobilität und Kommunikation notwendig. Ziel des Aufbaus von Smart-City-Netzwerken sei es vor allem, neue Märkte zu etablieren, „buyers' groups“ (AP2: 175) für innovative intelligente Stadtlösungen zu schaffen und damit den Boden für Innovationen zu ebnen. Die EU erhofft sich von diesen Forderungen, die europäische Innovations- und Technologiewirtschaft zu stärken, die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit zu erhöhen und europäische Städte in den Rang eines „global role model and market leader“ zu überführen (ebd.). Smart Cities zielen auf eine smarte Bewohner_innenschaft (Cardullo/Kitchin 2018; Shelton/Lodato 2019; Vanolo 2014), wollen „smarte Köpfe“ anziehen und für sie gesundheitlich, ökonomisch und gesellschaftlich von Vorteil sein (AP1: 88).

Ogleich die Smart-City-Leuchtturmprojekte grundsätzlich ähnliche Schwerpunkte setzen und klimafreundliche, ressourcenschonende Stadträume schaffen sowie wirtschaftlich erfolgreich sein wollen, fällt bei der Analyse ihrer Selbstdarstellungen eine Umkehrung der Legitimation eines smarten Stadtbbaus im Vergleich zu den EU-Papieren ins Auge. Während vonseiten der EU insbesondere auf ökonomische Ziele verwiesen wird, rücken die Projektdarstellungen die Bewohner_innen der Städte und Stadtteile in den Vordergrund – sowohl als Profiteur_innen als auch als zentrale Akteur_innen des Transformationsprozesses: Für sie soll ein „vielfältiges Programm“ umgesetzt werden, das die Stadt „lebenswert“ (NL1) macht, den Bewohner_innen Kosten erspart und sie zu Teilen einer „vibrant“ (W1) sowie ökonomisch und ökologisch nachhaltigen und stimulierenden Gemeinschaft werden lässt (COR1). Ein Stadtentwicklungsprojekt sei zuallererst smart, „weil es Menschen verbindet“, und erst dann, weil es „die Wirtschaft einbezieht, das partnerschaftliche Zusammenwirken aller unterstreicht“ und die „Standortattraktivität international fördert“ (NL2).

In der Projektkommunikation vieler Städte sind es demzufolge die Stadtbewohner_innen selbst, die Vernetzung schaffen und neue Infrastrukturen nutzen sollen, um die Stadt in einen smarten Raum zu verwandeln. Im Mittelpunkt stehe nicht nur die Erneuerung von Infrastrukturen, sondern ein Wandel der Bewohner_innenschaft, ihrer gelebten Praktiken und Glaubenssätze: „Engage the citizens in creating a high quality living environment that inspires environmentally aware decisions and new patterns of behaviour“ (W2). So investieren viele Smart-City-Projekte in umfassende Kommunikationsstrategien und Outreach-Aktivitäten, die sich konkret an Kinder und Jugendliche richten. Ihr Ziel ist es, junge Menschen mit der Smart-City-Programmatik vertraut zu machen und sie in zentralen Bereichen der Smartifizierung weiterzubilden, sodass sie in ihrem künftigen Handeln die Kernanliegen des Smart-City-Leitbildes beherzigen und weitertragen. Kinder sollen sich im Rahmen verschiedener Aktivitäten smarte Kenntnisse und Kompetenzen aneignen und sich so selbst zu „critical citizens“ erziehen, ihr Umweltbewusstsein verbessern und „the world around them using energy, water and gas“ (W3) lieben und respektieren.

Eine besondere Wirksamkeit versprechen sich Smart-City-Leuchtturmprojekte von der expliziten Integration von Alltagsräumen und Institutionen junger Menschen in smarte Transformationsprozesse. Vor allem Schulen

Abb. 2 Photovoltaik-Tischplatte vor zwei Schulen in Simmering (Quelle: eigene Aufnahme, 2020)



werden in einigen Projekten zu wichtigen Orten für smarte Veränderungen und zur Bühne für die internationale Projektrepräsentation. Sanierungs- und Modernisierungsarbeiten sind ebenso wie „Verschönerungs“-Projekte, Feste und Spielaktionen Bestandteile von Smart-City-Leuchtturmprojekten und geben Raum für ein Doppelversprechen: Durch bauliche Aufwertungen sollen **erstens die Alltagsorte und Lernkontexte von Kindern verbessert werden**. Zweitens sind „Kinder, die gerne in ihre Schule gehen, [...] einfach der beste Garant, dass sie ihre Chancen in Zukunft nutzen können und dass wir alle gemeinsam die Stadt weiterhin lebenswert gestalten“ (NL3). Von smarten Schulen erhoffen sich Stadtentwicklung und Politik eine Langzeitwirkung durch die Verankerung von Wissen, Fähigkeiten und positiven Visionen in den Curricula und Alltagserfahrungen der Heranwachsenden sowie durch die lokale Anbindung an zentrale Institutionen und wichtige Akteur_innen in den Bezirken. Schulen gelten als ideale Orte, an denen über Lehrpersonen und -inhalte, Rituale und Veranstaltungen neue Themen an Kinder und ihre Familien herangetragen werden können.

Die Integration von Schulen bringt das Ziel des smarten Stadtlebens bereits heute auf den Plan: „Everyone ranging from personnel to teachers and students are involved in all the energy management procedures and participate actively in all the decisions.“ (W3) Neben Kindern und Jugendlichen werden insbesondere auch Lehrpersonen durch ihre Mittlerfunktion zwischen Schule und lokaler Elternschaft und aufgrund ihrer anerkannten Autorität zu zentralen Agent_innen des Smart-City-Projekts:

„Nachdem wir quasi einen Wettbewerb hatten, die beste Schule bekommt die Turngeräte, konnten die Lehrer das – die wurden sehr intensiv vorher vorbereitet, ja – quasi vermitteln: Wenn die Kinder brav sind und viel spazieren, dann kriegen sie ein Turngerät.“ (IN1)

Lehrkräfte sind aufgefordert, Kinder zur Nutzung von smarten Infrastrukturen zu motivieren und damit abstrakte Visionen in neuen Gewohnheiten und Räumen konkret werden zu lassen. Smarte Gadgets sollen junge Menschen anregen, „umweltfreundliche Nachhaltigkeit bis in den Alltag“ zu leben (NL4). In diesem Sinne dienen im Rahmen der Smart-City-Projekte installierte Solar-Bänke und Photovoltaik-Tischplatten (vgl. Abb. 2) auf dem Schulgelände nicht nur zum Aufladen von Smartphones. Sie sollen vielmehr



Abb. 3 Auch in Wiens Smart-City-Partnerstadt München wurde ein Mobilitätsspiel mit dem Titel „kreuz & quer“ durchgeführt. (Quelle: eigene Aufnahme, 2019)

„dauerhaft an die Werte und Vision einer smarten und inklusiven Stadt mit Zukunftschancen erinnern“ (NL5) und werden damit für alle Bewohner_innen zu einem „Denkmal“ für nachhaltige und innovative Stadtentwicklung.

Darüber hinaus initiieren Smart-City-Projekte eine ganze Reihe an Aktionen jenseits des engeren Schulumfelds, die sich gezielt an Kinder richten: Gemeinsam mit Wissenschaftsvereinen und Bildungseinrichtungen werden etwa Workshops veranstaltet, die jungen Menschen naturwissenschaftliches, ökologisches und informationstechnologisches Wissen näherbringen sollen. Auch eher spielerisch ausgelegte Initiativen wie der „Lighting Route“-Run für Schüler_innen im Rahmen eines Festakts für smarte Straßenlampen (NL6) oder das Bemalen von Blumentöpfen für die Begrünung der Stadt (NL7) bringen die *Smartness*-Mentalität in den Lebensraum von Kindern und involvieren diese gleichzeitig als tatkräftige Akteur_innen in die Projekte. Wettbewerbe wie das Energie-Quiz am „SIMmobil“ (NL8) oder ein Bus-Design-Wettbewerb (NL9) setzen weitere Anreize, zu partizipieren. Spielerische gouvernementale Erziehungsmethoden finden sich auch in „interaktiven Geh- und Radspielen“ (W4) wie dem eingangs erwähnten (vgl. Abb. 3).

Solche Spiele locken mit Gewinnchancen, während sie das Ziel verfolgen, eine Änderung des Mobilitätsverhaltens von Kindern und ihren Familien herbeizuführen. Zunächst kurz- und dann langfristig sollen dadurch der Stadtraum ökologisch entlastet und Stadtbewohner_innen zu mehr Bewegung und einem gesunden Lebensstil angeregt werden. Spielerische Techniken dienen dabei als subtile, aber wirkungsvolle Regierungsweisen und verwischen die Grenzen zwischen Freiwilligkeit und Verpflichtung (Vanolo 2018). Nach dem Motto „Introducing a more sustainable way of life through gaming“ (NL9) werden prominente Krisendiskurse zu Umwelt und Gesundheit durch Spiellogiken nicht nur forciert, sondern auch handhabbar gemacht. Stadtbewohner_innen sollen sich so auf niederschwellige Weise mit städtischen Problemen beschäftigen und die vorgetragenen Lösungsstrategien implementieren. Kinder und Jugendliche erhalten beispielsweise Fahrräder „to promote modal shift, as part of a competition among schools to promote environmentally responsible behaviours“ (NL10). E-Bikes mit Kindersitzen sollen es Familien ermöglichen, nachhaltige Mobilitätsformen zu nutzen

(W5). Paradoxerweise sind in Smart-City-Initiativen insbesondere solche Strategien – etwa richtige Müllentsorgung und mehr Bewegung – prominent, die im Rahmen der Umweltbildung im Schulkontext schon seit Jahrzehnten behandelt werden. Wie Räume der Kindheit als Experimentierfelder smarter Stadttransformationen genutzt werden, folgt demnach weniger innovativen Ideen, sondern zeigt sich als Fortsetzung und räumliche und zeitliche Ausweitung von Maßnahmen mit dem Ziel, Stadtbewohner_innen dazu zu bewegen, so früh und umfassend wie möglich etablierte Diskurse um „gute Lebensweisen“ zu inkorporieren.

3.2. Kinder als „Heilsbringer_innen“

In den Programmen der Smart-City-Leuchtturmprojekte der EU wird zweitens das für neoliberale Gesellschaften typische Phänomen der zunehmenden Inwertsetzung von Kindheit (Katz 2008) sichtbar. Angesichts allgegenwärtiger Krisen werden junge Menschen als Potenzial für Sicherheit, Wachstum und Fortschritt stilisiert. Gesellschaften investieren in Kinder in der Hoffnung, „that they actually will ‚save the world‘ or at least save us from ourselves and the consequences of our actions or inactions“ (ebd.: 12). Dabei werden hohe und teils widersprüchliche Erwartungen an Kinder gestellt: Sie sollen einerseits in ihrem Kind-Sein als authentische, schnell lernende, neugierige, unvoreingenommene, optimistische und tatkräftige Akteur_innen bestärkt werden. Andererseits sollen sie künftig als „erfolgreiche“ produktive Erwachsene zum wirtschaftlichen Erfolg beitragen, anstatt Sozialsysteme zu belasten (Redmond 2010: 479).

In der Charakterisierung von Smart-City-Leuchtturmstädten als lernende Städte (NL11) mit „Bildungsgrätzln“[1] und „student cities“ werden junge Menschen zu zentralen Agent_innen der Steigerung städtischer Lebensqualität. Jugendlichkeit, Dynamik und neue Ideen scheinen Attribute zu sein, die sich in smarten Stadtteilen produktiv bündeln lassen: „This means the historic university town is always full of youth, life and new ideas which are turned into high-tech start-ups and companies.“ (W2) Die Art und Weise, in der junge Menschen zu Repräsentant_innen für eine aufstrebende Stadt der Zukunft werden, gleicht einer Dynamik, die Katz (2008) mit Blick auf neoliberale Gesellschaften als „childhood as ornament“ beschrieben hat: „Ornament here refers to the museumification of the world, wherein there is a flattening of historical and geographical specificity that enables the projection of essences onto the object.“ (Ebd.: 14) Kinder werden damit zu einer homogenen Gruppe zusammengefasst, deren vermeintlich spezifische Eigenschaften es zu erhalten gelte. Die essenzialistische Vorstellung von Kindern als gesellschaftlichen Heilsbringer_innen – mystisch verklärt als halb übermenschliche, naturverbundene Wesen, die die Potenziale einer langen Lebenszeit und einer besonderen Verbindung zur natürlichen Welt haben (Taylor 2011) – ist grundlegender Teil dieser „Musealisierung“ (ebd.). Wie sich in aktuellen Stadtentwicklungsprojekten zeigt, gilt einerseits die Jugendlichkeit selbst als wichtiges Attribut smarter Stadtvisionen. Gleichzeitig schaffen Smart-City-Initiativen vielfältige Formate für junge Menschen, bei denen neue Infrastrukturen nicht nur konsumiert werden, sondern sich Kinder selbst in die Gestaltung der Zukunftsszenarien ihrer Stadt einbringen



Abb. 4 Graffiti „Meine Zukunft in Simmering“ (Quelle: eigene Aufnahme, 2019)

sollen: „The students should describe what this town could look like in about 50 years from now.“ (NL12) Um junge Stadtbewohner_innen als „smart citizens“ mit Vorbildfunktion sichtbar zu machen, wurden Kinder in einem Projekt beispielsweise dazu motiviert, Zukunftsvisionen für ihren Bezirk in Form eines Graffitis an die Wand einer S-Bahn-Station zu sprühen (vgl. Abb. 4).

Eine Strategie neoliberaler Gesellschaften im Umgang mit drohenden Krisen sei es, so Katz (2008: 14 f.), Kinder anzuregen, präventiv gegen ungewollte Zukunftsszenarien vorzugehen. Die Hoffnung, negative Entwicklungen abzuwenden, wird in Smart-City-Leuchtturmprojekten der EU besonders sichtbar und Kindern und Jugendlichen buchstäblich übergestülpt. Junge Menschen werden aufgefordert, zu „Climate Heroes“ im Stadtteil zu werden (NL13) und zusammen mit anderen „super Kids und Jugendliche[n], super Papis, super Mamis, super Omis und super Opis [...] und nicht zu vergessen: [den] super Lehrer_innen“ aktiv eine „unglaublich nette Erfolgsgeschichte“ zu schreiben (NL5). Anstelle des Superman-Logos prangt der Schriftzug „I bin a smarter Simmeringer“/„I bin a smarte Simmeringerin“ auf T-Shirts, die Schüler_innen bei der Eröffnung der im Rahmen einer Smart-City-Initiative sanierten und teilweise neu errichteten Schulgebäude erhielten (vgl. Abb. 5).

Die politische Rationalität für die Zukunftssicherung städtischer Gesellschaften ganz besonders bei jungen Menschen anzusetzen, basiert vor allem auf neuen Kommunikations- und Regierungstechniken. Wie zuvor dargestellt, geht es in der Vermittlung smarter Themen zum einen darum, ein Verständnis für die Funktionsweisen smarter Technologien zu schaffen. Zum anderen steht „the promotion of an innovative business model such as energy and economic savings in schools“ (W3) auf der Agenda der Smart-City-Projekte. Kinder und Jugendliche sollen als „Türöffner_innen“ agieren, um vor allem Familien und Erwachsene für die Smart-City-Vision zu gewinnen, die sich sonst kaum für stadtgesehliche oder europapolitische Belange interessieren oder denen die Kompetenzen fehlten, neue Konzepte und Maßnahmen zu realisieren:

„Wir haben auch sehr viel über die Kinder argumentiert, weil mit Smart City, das haben wir schnell gemerkt, das interessiert keinen Menschen, da glauben die Leute: Das ist irgendwas von der Industrie

Abb. 5 T-Shirts für Schüler_innen: „I bin a smarter Simmeringer“ / „I bin a smarte Simmeringerin“ (Quelle: eigene Aufnahme, 2019)



und von Europa und das ist so englisch. [...] Wir haben immer gesagt: ‚Welche Stadt wollen wir für unsere Kinder, Enkelkinder, Patenkinder, Nichten, Neffen, manche haben ja keine eigenen Kinder [...], welche Stadt wollen wir ihnen hinterlassen, ja? Und das ist eigentlich das beste Argument. [...] Und da haben sie dann keine Angst, dass das jetzt irgendwie konzerngesteuert ist oder von irgendwelchen Eliten [...] ausgedachte Konzepte sind, sondern da geht es wirklich im Kern um ihren Stadtteil. Und eben die meisten haben ja irgendwo Kinder oder Nichten, Neffen, die ihnen viel wert sind. Und das war eigentlich immer der *icebreaker*.‘ (IN2)

Kinder werden hier erstens als „unvoreingenommener“ (IN2) und damit zugänglicher für die Smart-City-Initiativen dargestellt. Zweitens erscheinen Kinder als lokal verankerte Subjekte, denen eine höhere Affinität zum Stadtteil zugesprochen wird als Erwachsenen – und für den hätten sie auch einzutreten. Drittens wird Kindern eine besondere Vertrauens- und Glaubwürdigkeit attestiert, die sich durch ihre Position als Kind begründe. Diese könne dem mit der globalisierten und neoliberalisierten Stadtentwicklung einhergehenden Vertrauensverlust (Gerhard/Keller 2019: 301) entgegenwirken und die Lücke zwischen Bürger_innen, Stadtentwicklung und Politik schließen:

„Wenn man ein bisschen großzügiger ist, dann helfen solche Projekte mit Kindern als Anstoß auch, um eine ganze Dynamik zu entwickeln. Auch mehr Glaubwürdigkeit zu haben und attraktiv zu sein. Wo dann alle möglichen sagen, ja, da möchte ich auch mitmachen.“ (IN1)

Smarte Regierungstechniken in EU-Leuchtturmprojekten agieren nicht im Modus von Geboten und Verboten, sondern setzen Impulse, sich als „enablers“ zu verstehen. Damit diese Impulse ihre Wirkung entfalten können, werden Dienste notwendig „that support people in their own motivations to engage, express ownership, and change behaviour“ (W6). Selle (2011: 11) konstatiert den unbändigen Drang von Stadtentwicklungspolitik nach mehr Beteiligung der Bewohner_innenschaft schon seit Jahren: „Das Heischen um Aufmerksamkeit, die öffentlichkeitswirksame Inszenierung von Verfahren,

die L'art-pour-l'art-Nutzung ‚sozialer Medien‘ – alles das weist in diese Richtung.“ (ebd.) Im Projekt „Smarter Together“ in Wien-Simmering zeigt sich in besonderer Weise, dass sich die Aufmerksamkeit immer auf zwei Seiten richtet. Erstens soll Wien nach außen auf internationaler Bühne als smarte Stadt attraktiv wirken, um die eigene Wettbewerbsfähigkeit langfristig zu erhöhen:

„Es gibt einen Wettbewerb um die besten Köpfe, global, ja. Es gibt auch einen Wettbewerb um Forschungseinrichtungen, es gibt einen Wettbewerb einfach um innovative Menschen. Auch hier das Signal rauszusenden: Wien ist so verfasst, dass es nicht nur ein guter Ort zum Leben ist, sondern dass es auch in 20, 30 Jahren noch ein guter Ort zum Leben ist.“ (IN3)

Zweitens geht es jedoch auch darum, „nach innen“ zu agieren und die Stadtbevölkerung auf die Smart-City-Programme aufmerksam zu machen, damit diese auch wirksam werden können: „Ich meine, wie gesagt, das ist eine Strategie und die muss man auf den Boden bringen.“ (IN4) Denn es fehle – so kam es in den Interviews immer wieder zur Sprache – den Bewohner_innen an Bereitschaft, sich mit den Zielen und Belangen der Smart-City-Initiativen auseinanderzusetzen: „Die haben ihre Jobs. Die sind oft schlecht bezahlt, sehr prekär. Warum sollen die sich überhaupt diese Zeit und Energie nehmen, um darüber nachzudenken, was jetzt vor ihrer Haustüre anders sein könnte, und mir diese Zeit zu schenken?“ (IN2) Gleichzeitig hätte die lokale Bevölkerung „mehr Kinder“ (IN2) und damit eine Grundvoraussetzung für notwendige Veränderungen, um „im Kopf, im Mindset etwas [zu] ändern“ (IN5). Kinder seien potenziell besser erreichbar und könnten mit Spiel, Spaß, Gewinnmöglichkeiten und Geschenken gewonnen werden, auch weil hier problemlos Einzelaspekte des „integrativen“, „ganzheitlichen“ Smart-City-Wandels herausgegriffen und spielerisch vorgestellt werden, während andere Aspekte unkommentiert im Hintergrund bleiben können: „Gerade so Themen wie Mobilität und Stadtplanung oder so, das ist oft so abstrakt. Das muss einfach Spaß machen [...], damit die Leute sich damit auseinandersetzen. Und da bietet halt die Digitalisierung sehr, sehr viele Möglichkeiten.“ (IN2)

Die Begeisterung und Bereitwilligkeit vieler Menschen, Transformationen unhinterfragt anzunehmen und mitzugestalten, hat sich Barry (2020) zufolge vor allem im Zuge der Digitalisierung mithilfe von Apps verstärkt. Besonders im Kontext von Online-Nutzungen wirke die Prozesskette „trigger – action – reward“ (Liu/Li 2016, zit. nach Barry 2020: 14). Diese mache Nutzer_innen geradezu süchtig nach neuen Gelegenheiten, um emotional angesprochen zu werden, sich (an-)erkannt zu fühlen, neue Handlungsweisen anzuwenden und dafür belohnt zu werden (ebd.: 14 f.). Unsere Untersuchung lässt vermuten, dass digitale Ökonomien derart dominant in den Alltagspraktiken vieler Stadtgemeinschaften angekommen sind, dass deren Logiken auch in Feldern wirksam werden, die gar nicht oder nur in geringem Maße auf digitalen Technologien basieren. In der Smart City mit ihren „accessible, easy and fun“ Dienstleistungen (W7) wird diese Form der Ansprache sichtbar. Der Fokus auf affektive und emotionale Potenziale verspricht die Akzeptanz von Transformationsangeboten und die Bereitschaft, diese Veränderungen selbst

aktiv mit umzusetzen, sodass die Beteiligten nach Beendigung von Projekten hungrig nach neuen Transformationsmöglichkeiten zurückbleiben.

4. Die Beziehung von Smart City und Kindheit: Eine kritische Bilanz

In unserem Beitrag konnten wir nachzeichnen, dass Smart-City-Leuchtturmprojekte sowohl auf die Schaffung neuer Märkte für innovative Technologien als auch auf die Verbesserung von Lebensqualität für die Stadtbevölkerung zielen. Diese unterschiedlichen Prämissen stehen hier nicht im Widerspruch. Vielmehr werden sie in der Kommunikation mit verschiedenen Zielgruppen unterschiedlich gewichtet und verstärken sich gegenseitig. Kinder sind dabei explizit und implizit im Mittelpunkt. Sie werden zugleich als Leidtragende unsmarter Städte sowie als Heilsbringer_innen für eine ökologisch, ökonomisch und sozial sichere, wettbewerbsfähige und aufstrebende Zukunftsstadt adressiert. Eine „smart citizenship“, wie sie die Smart City in glanzvollen Visionen, multimodalen Räumen, neuen Plattformen und Gadgets sowie mit innovativen Teilhabestrukturen anbietet, soll bewirken, dass Stadtbewohner_innen ihre Verhaltensweisen, Alltagsstrukturen und Gewohnheiten prüfen und mittel- und langfristig ändern. Junge Menschen erfahren dabei eine oft vermischte Aufmerksamkeit und einen in Zeiten omnipräsenter Krisendiskurse überraschenden Optimismus. Neue Organisationsstrukturen, veränderte Diskurs- und Beteiligungsformate, Investitionen in ressourcenschonende Technologien und teure Aufwertungsstrategien für Stadtgebiete versprechen, dass die smarte Stadt unverhoffte Handlungsmöglichkeiten schafft und Chancen auf gesellschaftliche Teilhabe neu verteilt.

„Cruel optimism“ nennt Berlant (2011) das siegessichere Streben nach etwas, das Glück verspricht, letztlich jedoch kontraproduktiv wirkt und keine echten Chancen schafft. Auch die Smart City folgt einem geradlinigen und teils erbarmungslosen Technikoptimismus, mit dem Stadtbewohner_innen eine Aufwertung ihrer Lebensräume und eine neue Beachtung erfahren. Allerdings geschieht dies unter den Prämissen von Effizienzsteigerung und Optimierung von Massen und konzentriert sich auf nur wenige, für die lokale Bevölkerung zum Teil abseitige Themen und kaum auf deren tatsächliche Bedürfnisse. Eine direkte Auseinandersetzung der Stadt mit ihren Bewohner_innen und vice versa findet kaum statt. Damit fehlt es an echten Teilhabepotenzialen und an Investitionen an wichtigen Stellen. So stellt sich etwa die Frage, wo die Smart City Ressourcen und Raum für Experimente, alternative Lebensweisen, unproduktives Ausprobieren und Auffangnetze für Misserfolge zur Verfügung stellt.

Diese Beobachtung deckt sich mit den Untersuchungsergebnissen von Follmann, Leitheiser und Kretschmer (2021) zu Beteiligungsangeboten des Projekts „SmartCity Cologne“: Das enge Korsett der von Sparmaßnahmen und strikten Antragslogiken diktierten Stadtentwicklung für Innovationsförderung führt dazu, dass Zeit, Geld und Bereitschaft dafür fehlt, „eine Form der Bürger_innenbeteiligung [zu] bieten, bei der nicht nur unterschiedliche Interessen diskutiert werden, sondern auch emanzipatorisch-demokratisch [...] neue (digitale) Diskussionsräume zur Zukunft der Stadt geschaffen werden“ (ebd.: 122). Stattdessen beschränken sich Städte in Smart-City-Konsortien auf

eine zielführende „Alibi-Beteiligung“ (ebd.: 134) der Bewohner_innen, um die erfolgreiche Implementierung ohne große Widerrede sicherzustellen. Gleichzeitig basiert das smarte Engagement auf einer instrumentalisierenden Haltung und defizitären Auffassung gegenüber der Bewohner_innenschaft. Trotz ihrer Bemühungen, mit Kindern zusammenzuarbeiten, erfassen Smart-City-Projekte kaum die heterogenen Lebenswirklichkeiten oder die vielfältigen und weitreichenden Formen politischer und gesellschaftlicher Beteiligung von Kindern, ihre persönlichen Verwicklungen und sozialen Anteilnahmen (vgl. Mayall 2006; Skelton 2010; Kallio/Häkli 2013; Kallio 2018; Börner/Kraftl/Giatti 2020). Vielmehr verfestigen sie generalisierende Zuschreibungen und zu kurz greifende Strategien. Kinder finden hier zwar eine neue Anerkennung. Allerdings basiert diese auf altersbezogener Differenzierung und macht sich den „Reichtum der Kinder“ (Blaisdell 2019) zu eigen. Junge Menschen erscheinen als kompetente Kraft der Stadt, von der Erwachsene lernen sollen. Gleichzeitig wird dabei erneut ein Unterschied in den generationalen Verhältnissen konstruiert. Ferner greift die vermeintliche Umkehr der generationalen Ordnung nur oberflächlich: Um kindergerecht zu erscheinen, werden Initiativen niedrigschwellig und unterkomplex geplant; Zusammenhänge und Prozesse werden stark vereinfacht dargestellt. Was gegenüber Erwachsenen möglicherweise als paternalistische, wenn nicht herabwürdigende Vorgehensweise beurteilt würde, gilt bei Kindern als alterssensibel und entwicklungsgerecht.

Unsere Studie lässt die Schlussfolgerung zu, dass die Beziehung der Smart City zu jungen Menschen – so visionär und partizipativ sie daher kommen mag – auf bestehenden Zuschreibungen, fixen Vorstellungen, großen Visionen und hohen Erwartungen basiert. Nur an wenigen Stellen wird die Frage gestellt, um welche Kinder und um wessen Zukunft und Gegenwart es eigentlich gehen soll. Aufgrund der Dominanz von „adultist norms“ (Blaisdell 2019: 279) wird Partizipation von Kindern vor allem dann zum Thema, wenn sie zweckdienlich erscheint. Dagegen bleibt oft unbeachtet, in welcher unterschiedlichen Formen Kinder ganz alltäglich am sozialen Leben teilnehmen (Mayall 2006). Kaum wird in Betracht gezogen, dass Kinder immer schon an der Gesellschaft partizipieren – allein schon, weil sie im Rahmen ihrer Schullaufbahn zum „Funktionieren komplexer Gesellschaften“ auf Basis von Wissen und Arbeitskraft mitwirken (vgl. ebd.: 15 f.), vor allem aber, weil sie sehr wohl eigene Erfahrungen in und mit dieser Gesellschaft machen, eine Haltung zu Ereignissen und Diskursen einnehmen und sich in ihrem Alltag dazu verhalten (müssen) (Skelton 2010: 147 f.).

Dennoch fühlen sich viele junge Menschen von Smart-City-Maßnahmen angesprochen und beteiligen sich bereitwillig an den Initiativen, wie Gespräche mit Kindern und Jugendlichen gezeigt haben. Einige schätzten es, jenseits ihres üblichen Kontaktkreises Aufmerksamkeit zu erfahren, vor allem im Zuge der öffentlichen Berichterstattung. Manche nutzten zudem die Möglichkeit, im Rahmen der Initiative Dinge mit ihrer Familie oder Freunden zu tun, für die im Alltag sonst wenig Gelegenheit besteht – etwa gemeinsame Stadtpaziergänge im Rahmen von Mobilitätsspielen.

In unserer Studie zeigte sich auch, dass junge Menschen ebenso dringende und heterogene Bedürfnisse haben wie Erwachsene – und bei Weitem nicht so homogen sind, wie sie in der Smart-City-Programmatik konzipiert werden.

Kinder gaben sich im Prozess der Datenerhebung genauso fragend, kritisch, kreativ und umweltbewusst wie desinteressiert, gleichgültig, antriebslos und unaufmerksam – und das oft unmittelbar nacheinander. So sprachen wir gerade über den hohen Stellenwert, den die Gruppe dem Naturschutz und dem richtigen Umgang mit Müll zurechnete, als eine Teilnehmerin ihr Bonbonpapier – nicht ungestraft vom Rest der Gruppe – auf eine Wiese warf (GD1). Ein Teilnehmer dachte viel über die harten Arbeitsbedingungen auf einer Großbaustelle im Stadtteil nach und kritisierte die geringe Vergütung auf dem Bau (GD2). Ein anderer Teilnehmer machte sich Gedanken über die Nutzung der öffentlichen Räume in Simmering: Die Parks im Bezirk seien zwar wichtige Treffpunkte für Jugendliche, allerdings viel zu gefährlich für jüngere Kinder. Alkohol- und Drogenkonsum, Konflikte mit anderen Personengruppen, Gewalt sowie eine hohe Polizeipräsenz mache die Stadtparks trotz Spielgeräten und Freiflächen zu eher kinder-unfreundlichen Orten (IG1).

Gerade junge und jüngste Menschen setzen sich in ihrem Alltag also mit gesellschaftlich drängenden Fragen auseinander. Dazu gehören Themen, die auch die Smart City forciert – wie etwa Umweltschutz, Klimawandel und Mobilitätsformen. Darüber hinaus fragen sie nach Arbeitsbedingungen, thematisieren finanzielle Probleme, Freundschaften oder das Zusammenleben mit Tieren und Pflanzen. Auffällig ist dabei, dass auch diese Themen sehr wohl Bereiche sind, die für eine zukunftsweisende Stadtentwicklung wichtig sind. Eine ernsthafte Einbeziehung junger Menschen wäre daher sowohl lohnend als auch notwendig.

Doch die Komplexität des heterogenen und dynamischen Stadtlebens wird in lokalen Smart-City-Initiativen künstlich begrenzt und stark vereinfacht. Während spielerische Kommunikationsformen möglicherweise das Potenzial haben, Menschen freiwillig zur Beschäftigung mit stadtgemeinschaftlichen Themen zu motivieren, ist fraglich, ob sie zu einer tiefergreifenden, kritischen Auseinandersetzung führen oder vielmehr Gelegenheiten für die Erarbeitung alternativer Lösungswege verhindern. Unser Blick auf die Smart-City-Leuchtturmprojekte legt den Schluss nahe, dass Partizipation von Kindern besonders dann im Fokus steht, wenn greifbare und lösbare Herausforderungen benannt und mithilfe einfacher Handlungsanweisungen angegangen werden können. Probleme ohne Lösungsanleitung scheinen dagegen kaum Anlass für partizipative Initiativen zu geben. Entgegen dem zunehmend komplexen Weltbild, das im öffentlichen Diskurs verhandelt wird, betont die Smart City gegenüber jungen Stadtbewohner_innen zu einfache Vorschläge, wie städtisches Zusammenleben aussehen kann. Paradoxerweise birgt ein solcher Ansatz von „dosierter“ Teilhabe einerseits die Unterstellung, junge Menschen seien nicht in der Lage, sich mit komplexen Zusammenhängen auseinanderzusetzen, während er andererseits insbesondere Kinder zu vorbildlichen Akteur_innen der Smart City erziehen und ihnen in der Rolle von Multiplikator_innen und Botschafter_innen eine große Verantwortung übertragen möchte. Kinder werden also nicht als „reflexive agents“ (Redmond 2010) angesehen, sondern vielmehr zu Ausführenden neuer Praktiken und Gewohnheiten für einen Mentalitätswandel im Sinne einer smarten Gesellschaft.

Der Beitrag hat sich dem spannungsreichen Verhältnis von Smart City und Kindheit gewidmet. Hier schließen sich zahlreiche weitere Fragen für

geographische Forschung, etwa zu Nachhaltigkeitsdiskursen, Raumgestaltung und Umnutzungsformen an. Auch methodisch sehen wir wertvolle Anschlussstellen: etwa über repräsentative Methoden hinauszugehen und mithilfe kreativer Methoden insbesondere emotionale und affektive Dimensionen der Beziehung junger Menschen zu ihrem Stadtraum zu erschließen. Nicht zuletzt verweisen wir mit unserem Beitrag auf die Notwendigkeit, universale, vereinfachte und stigmatisierende Diskurse und Handlungsweisen gegenüber jungen Menschen aufzudecken und ihnen entgegenzuwirken.

Wir danken den Herausgeber_innen von s u b \ u r b a n und den anonymen Gutachter_innen für ihre konstruktiven Kommentare zum Beitrag.

Die Publikation wurde mit Mitteln der DFG (SCHR 1329/2-1) und durch den Open Access-Publikationsfonds des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und der Pädagogischen Hochschule Freiburg gefördert.

Endnoten

- [1] Der Begriff „Bildungsgrätzl“ bezeichnet in Österreich Kooperationen von Schulen und Kindergärten mit außerschulischen Einrichtungen im Stadtteil. Akteur_innen aus der Kinder-, Jugend- und Erwachsenenbildung sowie aus den Bereichen Sport, Kultur, Sozialarbeit und Gesundheit verfolgen dabei das Ziel, mithilfe vielfältiger Angebote den Stadtteil ganzheitlich zu einem innovativen, inklusiven und vernetzten Lernort zu machen.

Autor_innen

Dana Ghafoor-Zadeh forscht im Bereich Humangeographie mit dem Schwerpunkt Children's Geographies und Stadtgeographien.
dana.ghafoor@ph-freiburg.de

Verena Schreiber lehrt in den Bereichen Geographiedidaktik und Humangeographie und forscht zu aktuellen Stadtentwicklungsprozessen, Children's Geographies und feministisch-transformativer Bildung.
verena.schreiber@ph-freiburg.de

Literatur

- Aitken, Stuart C. (2001): Geographies of young people. The morally contested spaces of identity. London u. a.: Routledge.
- Alanen, Leena (1997): Soziologie der Kindheit als Projekt. Perspektiven für die Forschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 17/2, 162-177.
- Ariès, Philippe (1976 [1960]): Geschichte der Kindheit. München: Hanser.
- Barry, Laurence (2020): The quantified self and the digital making of the subject. In: Matteo Stocchetti (Hg.), The digital age and its discontents. Critical reflections in education. London: Helsinki University Press, 95-110.
- Bauriedl, Sybille (2018): Smart-City-Experimente. Normierungseffekte in Reallaboren. In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten. Bielefeld: transcript, 75-85.

- Bauriedl, Sybille / Strüver, Anke (2017): Smarte Städte. Digitalisierte urbane Infrastrukturen und ihre Subjekte als Themenfeld kritischer Stadtforschung. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/1-2, 87-104.
- Bauriedl, Sybille / Strüver, Anke (2018): Raumproduktionen in der digitalisierten Stadt. In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), *Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*. Bielefeld: transcript, 11-30.
- Berg, Christa (2004): Kind/Kindheit. In: Dietrich Benner / Jürgen Oelkers (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Pädagogik*. Weinheim/Basel: Beltz, 497-517.
- Berlant, Lauren Gail (2011): *Cruel optimism*. Durham: Duke University Press.
- Blaisdell, Caralyn (2019): Participatory work with young children. The trouble and transformation of age-based hierarchies. In: *Children's Geographies* 17/3, 278-290.
- Börner, Susanne / Kraftl, Peter / Giatti, Leandro Luiz (2020): Blurring the „-ism“ in youth climate crisis activism. Everyday agency and practices of marginalized youth in the Brazilian urban periphery. In: *Children's Geographies* 19/3, 275-283
- Brown, Caroline / Lannoy, Ariane de / McCracken, Deborah / Gill, Tim / Grant, Marcus / Wright, Hannah / Williams, Samuel (2019): Special issue. Child-friendly cities. In: *Cities & Health* 3/1-2, 1-7.
- Bühler-Niederberger, Doris / Sünker, Heinz (2009): Gesellschaftliche Organisation von Kindheit und Kindheitspolitik. In: Michael-Sebastian Honig (Hg.), *Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung*. Weinheim/München: Juventa, 155-182.
- Cardullo, Paolo / Kitchin, Rob (2018): Being a „citizen“ in the smart city. Up and down the scaffold of smart citizen participation in Dublin, Ireland. In: *GeoJournal* 84/4, 1-13.
- Datta, Ayona (2015): A 100 smart cities, a 100 utopias. In: *Dialogues in Human Geography* 5/1, 49-53.
- Europäische Kommission (o. J.): *Horizon 2020*. <https://ec.europa.eu/programmes/horizon2020/en> (letzter Zugriff am 11.1.2021).
- Follmann, Alexander / Leitheiser, Stephen / Kretschmer, Holger (2021): Smart und/oder partizipativ? Eine kritische Betrachtung der SmartCity Cologne. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 115-139.
- Füller, Henning / Michel, Boris (Hg.) (2012): *Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Gabrys, Jennifer (2014): Programming environments. Environmentality and citizen sensing in the smart city. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 32/1, 30-48.
- Gerhard, Ulrike / Keller, Judith (2019): „My home is my castle“ – über die Rolle von Vertrauen im Wohnungsbau. Ein Blick auf US-amerikanische Städte. In: *Forum Wohnen und Stadtentwicklung* 11/6, 300-304.
- Ghafoor-Zadeh, Dana (2021): Kindheit. In: Tabea Bork-Hüffer / Henning Füller / Till Straube (Hg.), *Handbuch Digitale Geographien: Welt – Wissen – Werkzeuge*. Paderborn: utb Schöningh.
- Greenfield, Adam (2013): *Against the smart city*. New York: Do Publications.
- Greenfield, Adam (2017): Practices of the minimum viable utopia. In: *Architectural Design* 87/1, 16-25.
- Hollands, Robert G. (2008): Will the real smart city please stand up? In: *City* 12/3, 303-320.
- Hollands, Robert G. (2015): Critical interventions into the corporate smart city. In: *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society* 8/1, 61-77.
- Holloway, Sarah L. (2014): Changing children's geographies. In: *Children's Geographies* 12/4, 377-392.
- Holloway, Sarah L. / Pimlott-Wilson, Helena (2011): The politics of aspiration. Neo-liberal education policy, „low“ parental aspirations, and primary school extended services in disadvantaged communities. In: *Children's Geographies* 9/1, 79-94.
- Holt, Louise (Hg.) (2011): *Geographies of children, youth and families. An international perspective*. London: Routledge.
- Horton, John / Kraftl, Peter / Tucker, Faith J. (Hg.) (2012): *Critical geographies of childhood and youth. Contemporary policy and practice*. Bristol: Policy Press.
- Jakubowski, Peter (2018): *Nudging in der digitalen Stadt. Idee, Potenziale und kritische Reflexionen*. Bonn: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR).
- James, Allison / Prout, Alan (Hg.) (1997): *Constructing and reconstructing childhood. Contemporary issues in the sociological study of childhood*. London: RoutledgeFalmer.

- Jenks, Chris (2004): Many childhoods? Editorial. In: *Childhood* 11/1, 5-8.
- Kallio, Kirsi Pauliina (2018): Not in the same world: Topological youths, topographical policies. In: *Geographical Review* 108/4, 566-591.
- Kallio, Kirsi Pauliina / Häkli, Jouni (2013): Children and young people's politics in everyday life. In: *Space and Polity* 17/1, 1-16.
- Katz, Cindi (1994): Textures of global change. Eroding ecologies of childhood in New York and Sudan. In: *Childhood* 2/1-2, 103-110.
- Katz, Cindi (2008): Cultural Geographies lecture. Childhood as spectacle. Relays of anxiety and the reconfiguration of the child. In: *cultural geographies* 15/1, 5-17.
- Kitchin, Rob (2014): The real-time city? Big data and smart urbanism. In: *GeoJournal* 79/1, 1-14.
- Klauser, Francisco / Paasche, Till / Söderström, Ola (2014): Michel Foucault and the smart city. Power dynamics inherent in contemporary governing through code. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 32/5, 869-885.
- Kocina, Erich (2015): Simmering: Der Prügelknabe der Wiener Bezirke. In: *Die Presse*, 18.9.2015. <https://www.diepresse.com/4824511/simmering-der-prugelknabe-der-wiener-bezirke> (letzter Zugriff am 6.11.2020).
- Kogler, Raphaela (2019): Räume für Kinder – Räume der Kinder. Typologien urbaner Kinderräume. In: *Forum Wohnen und Stadtentwicklung* 11/1, 11-14.
- Krafl, Peter (2020): *After childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives*. London: Routledge.
- Kropp, Cordula (2018): Intelligente Städte. Rationalität, Einfluss und Legitimation von Algorithmen. In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), *Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*. Bielefeld: transcript, 33-42.
- Leban, Petra / Leban, Hannelore (2001): *Simmering*. Wiens 11. Bezirk. Erfurt: Sutton.
- Lee, Nick / Motzkau, Johanna (2011): Navigating the bio-politics of childhood. In: *Childhood* 18/1, 7-19.
- Lemke, Thomas (2008): *Gouvernementalität und Biopolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lessenich, Stephan (2012): Der Sozialstaat als Erziehungsagentur. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 62/49-50, 55-61.
- Lindner, Peter (2018): Smart Cities – Smart Bodies? In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), *Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*. Bielefeld: transcript, 161-173.
- Marquardt, Nadine (2019): Oikopolitik. In: *Geographische Zeitschrift* 106/4, 212.
- Marquardt, Nadine / Schreiber, Verena (2021): Wenn Raumproduktionen zu Regierungspraktiken werden. Michel Foucaults Angebote an die Geographie. In: Georg Glasze / Annika Mattissek (Hg.), *Handbuch Diskurs und Raum* (vollständig überarbeitete und erweiterte Ausgabe). Bielefeld: transcript, 195-206.
- Mayall, Berry (2006): Values and assumptions underpinning policy for children and young people in England. In: *Children's Geographies* 4/1, 9-17.
- Muchow, Martha / Muchow, Hans Heinrich (Hg.) (1998): *Der Lebensraum des Großstadtkindes*. Weinheim: Juventa.
- Pløger, John (2008): Foucault's dispositif and the city. In: *Planning Theory* 7/1, 51-70.
- Prout, Alan (2005): *The future of childhood. Towards the interdisciplinary study of children*. London: RoutledgeFalmer.
- Pykett, Jessica (2012): The new maternal state. The gendered politics of governing through behaviour change. In: *Antipode* 44/1, 217-238.
- Qvortrup, Jens (1993): Die soziale Definition von Kindheit. In: Manfred Markefka / Bernhard Nauck (Hg.), *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied u. a.: Luchterhand, 109-124.
- Ranchordás, Sofia (2019): Nudging citizens through technology in smart cities. In: *International Review of Law, Computers & Technology* 34/3, 254-276.
- Redmond, Gerry (2010): Children's agency and the welfare state. Policy priorities and contradictions in Australia and the UK. In: *Childhood* 17/4, 470-484.
- Rose, Gillian (2020): Actually-existing sociality in a smart city. In: *City* 24/3-4, 512-529.
- Rosol, Marit (2015): Governing cities through participation. A Foucauldian analysis of CityPlan Vancouver. In: *Urban Geography* 36/2, 256-276.

- Schreiber, Verena (2017): Forschen mit Kindern. In: Quasus. Qualitatives Methodenportal zur Qualitativen Sozial-, Unterrichts- und Schulforschung. <https://quasus.ph-freiburg.de/forschen-mit-kindern> (letzter Zugriff am 15.1.2021).
- Schreiber, Verena (2018): Kindheit. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 306-311.
- Schreiber, Verena (2020): Geographien der Kindheit. Zur Relevanz des Räumlichen für die Kindheitsforschung. In: Sabine Bollig / Lars Alberth / Larissa Schindler (Hg.), Materialitäten der Kindheit. Körper – Dinge – Räume. Wiesbaden: Springer VS, 249-261.
- Selle, Klaus (2011): „Particitainment“ oder: Beteiligen wir uns zu Tode? Wenn alle das Beste wollen und Bürgerbeteiligung dennoch zum Problem wird. In: Planung neu denken online 3/2011. http://publications.rwth-aachen.de/record/140376/files/2011_selle_particitainment.pdf (letzter Zugriff am 5.10.2021).
- Shelton, Taylor / Lodato, Thomas (2019): Actually existing smart citizens. In: City 23/1, 35-52.
- Shelton, Taylor / Zook, Matthew / Wiig, Alan (2015): The „actually existing smart city“. In: Cambridge Journal of Regions, Economy and Society 8/1, 13-25.
- Singer, Katrin (2019): Confluencing Worlds. Skizzen zur Kolonialität von Kindheit, Natur und Forschung im Callejón de Huaylas, Peru. Hamburg.
- Skelton, Tracey (2010): Taking young people as political actors seriously. Opening the borders of political geography. In: Area 42/2, 145-151.
- Skelton, Tracey / Aitken, Stuart C. (Hg.) (2019): Establishing geographies of children and young people. Singapore: Springer.
- Smarter Together – gemeinsam g'scheiter (2020): Über Smarter Together. <https://www.smartertogether.at/ueber-smarter-together/> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Söderström, Ola / Paasche, Till / Klauser, Francisco (2014): Smart cities as corporate storytelling. In: City 18/3, 307-320.
- Späth, Philipp / Knieling, Jörg (2018): Endlich Smart-City-Leuchtturm. Auswirkungen des EU-Projektes mySMARTLife auf die Planungspraxis in Hamburg. In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten. transcript, 345-356.
- Stadt Wien (2020): Wien stärkt Kinder- und Jugendmitbestimmung. <https://www.wien.gv.at/menschen-gesellschaft/kinder-und-jugendstrategie.html> (letzter Zugriff am 11.1.2021).
- Stadt Wien, Jugendabteilung (2020): Die Wiener Kinder- und Jugendstrategie. Wien.
- Stadt Wien, Stadtentwicklung und Stadtplanung (2014): Smart City Wien Rahmenstrategie.
- Taylor, Affrica (2011): Reconceptualizing the „nature“ of childhood. In: Childhood 18/4, 420-433.
- The Smart Cities Information System (2020): Smart Cities and Communities Lighthouse projects. <https://smart-cities-marketplace.ec.europa.eu/> (letzter Zugriff am 31.8.2021).
- Tonucci, Francesco / Rissotto, Antonella (2001): Why do we need children's participation? The importance of children's participation in changing the city. In: Journal of Community and Applied Social Psychology 11/6, 407-419.
- UNICEF (2020): Child Friendly Cities Initiative. <https://childfriendlycities.org/what-is-the-child-friendly-cities-initiative/> (letzter Zugriff am 25.11.2020).
- Valentine, Gill / Holloway, Sarah L. (Hg.) (2000): Children's geographies. Playing, living, learning. London/New York: Routledge.
- van der Graaf, Shenja (2020): The right to the city in the platform age. Child-friendly city and smart city premises in contention. In: Information 11/6, 1-16.
- Vanolo, Alberto (2014): Smartmentality. The smart city as disciplinary strategy. In: Urban Studies Journal Limited 51/5, 883-898.
- Vanolo, Alberto (2018): Cities and the politics of gamification. In: Cities 74, 320-326.
- Zeiher, Helga (2009): Ambivalenzen und Widersprüche der Institutionalisierung von Kindheit. In: Michael-Sebastian Honig (Hg.), Ordnungen der Kindheit. Problemstellungen und Perspektiven der Kindheitsforschung. Weinheim/München: Juventa, 103-126.
- Zeiher, Helga (2018): Kindheit und Stadträume – Wandel in den letzten Jahrzehnten. In: Informationen zur Raumentwicklung 2/2018, 28-39.
- Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. In: Imbke Behnken (Hg.), Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 142-162.

Dokumente, Interviews und Gruppendiskussionen

Arbeitsprogramme Horizon 2020

AP1 European Commission: Horizon 2020 Smart, Green and Integrated Transport: Horizon 2020 Work Programme 2014-2015. https://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/wp/2014_2015/main/h2020-wp1415-transport_en.pdf (letzter Zugriff am 31.8.2021).

AP2 European Commission: Horizon 2020 Smart, Green and Integrated Transport: Horizon 2020 Work Programme 2018-2020. https://ec.europa.eu/research/participants/data/ref/h2020/wp/2018-2020/main/h2020-wp1820-transport_en.pdf (letzter Zugriff am 31.8.2021).

Smart-City-Projektdarstellung des Community Research and Development Information Service

COR1 CORDIS: RUGGEDISED. Fact Sheet. <https://cordis.europa.eu/project/id/731198> (letzter Zugriff am 3.6.2020).

Smart-City-Projektwebsites

W1 SHARING CITIES: Vision. www.sharingcities.eu/ (letzter Zugriff am 5.3.2020)

W2 SMARTEN CITY: Tartu. <https://smartencity.eu/about/lighthouse-cities/tartu-estonia/> (letzter Zugriff am 8.5.2020).

W3 MATCH UP: News. Good practices start from schools: MATCHUP kicks off its study tours in Valencia to educate critical citizens. <http://www.matchup-project.eu/news/good-practices-start-from-schools-matchup-kicks-off-its-study-tours-in-valencia-to-educate-critical-citizens/> (letzter Zugriff am 2.9.2020).

W4 SMARTER TOGETHER: Simmering: München.de (2019): Schnitzeljagd mal anders. <https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Referat-fuer-Arbeit-und-Wirtschaft/Europa/Smart-Cities/News-Smarter-Together-M-nchen/Kreuz-und-Quer.html> (letzter Zugriff am 2.3.2020).

W5 SHARING CITIES: Milan. www.sharingcities.eu/sharingcities/city-profiles/milan (letzter Zugriff am 5.3.2020).

W6 IRIS: The Iris Smart Cities Concept and Approach underpinning the project. <https://www.irissmartcities.eu/content/iris-smart-cities-concept-approach-underpinning-project> (letzter Zugriff am 31.8.2021).

W7 IRIS: Context. <https://www.irissmartcities.eu/content/context> (letzter Zugriff am 31.8.2021).

Newsletter (NL) Smart-City-Leuchtturmprojekte der EU

- NL1 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 30, 11/2018.
- NL2 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 28, 09/2018.
- NL3 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 41, 09/2020.
- NL4 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 36, 08/2019.
- NL5 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 18, 11/2017.
- NL6 TRIANGULUM: Nr. 6, 10/2017.
- NL7 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 25, 06/2018.
- NL8 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 12, 07/2017.
- NL9 STARDUST: Nr. 2, 03/2019.
- NL10 TRIANGULUM: Nr. 2, 04/2017.
- NL11 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 4, 11/2016.
- NL12 SMARTEN CITY: Nr. 19, 04/2020.
- NL13 SMARTER TOGETHER Simmering: Nr. 38, 10/2019.

Teilnehmende Beobachtung

TB1 Auftaktveranstaltung Mobilitätsspiel „Street-Points“, Wien-Favoriten, 7.10.2019.

Interviews (IN), Gruppendiskussionen (GD), informelles Gespräch (IG)

IN1 Mitarbeiter_in des EU-Smart-City-Leuchtturmprojekts „Smarter Together“ Simmering, 13.9.2019.

IN2 Mitarbeiter_in des EU-Smart-City-Leuchtturmprojekts „Smarter Together“ Simmering, 10.9.2019.

IN3 Mitarbeiter_in der Planungsdirektion der Stadt Wien, 10.8.2020.

IN4 Mitarbeiter_in im Projekt „Smart City Wien“, Magistratsabteilung Stadtentwicklung und Stadtplanung, 8.10.2019.

IN5 Mitarbeiter_in der Geschäftsgruppe Bildung, Integration, Jugend und Personal der Stadt Wien, 11.9.2019.

GD1 Fünf Teilnehmer_innen der offenen Kinder- und Jugendarbeit, 10/2019.

GD2 Zwei Teilnehmer_innen der offenen Kinder- und Jugendarbeit, 08/2020.

IG1 Informelles Gespräch mit Teilnehmer_innen der offenen Kinder- und Jugendarbeit, 08/2020.

Smart Childhoods.

When young people become the focus of urban governance

The smart city vision comprises the hope of overcoming pressing ecological, economic and social urban crises, as well as the aspiration to transition to a resource-saving and livable city of the future. It is conspicuous that smart city initiatives specifically address children and young people. Drawing on approaches from governmentality and geographical childhood studies, we explore how the practically unchallenged ideal of a city shaped by innovation optimism changes notions of childhood and drives its social valorization. First we use discourse analysis to examine how EU smart city lighthouse projects invest in children's immediate environment and use it as a laboratory for smart urban development. We then discuss how smart city refurbishment influences the everyday lives of children and young people and how it addresses their needs. For this we draw on a case study of the smart city project Vienna Simmering. Our results show that young people, as smart citizens, are obliged to support urban development policy objectives and to implement the corresponding courses of action into their everyday lives. This results in new relationships of dependency that need to be critically examined.

Von Kinderdomänen zum Reich der Normen

Überlegungen zu Spielplätzen in Mexiko-Stadt und globale Perspektiven

Tuline Gülgönen

In verschiedenen städtischen Kontexten weltweit brachte das 20. Jahrhundert den Übergang von der Stadt-als-Spielplatz, die von Kindern angeeignet und gelebt wird, zum Rückzug der Kinder auf speziell für sie gestaltete Spielplätze. Die gegenwärtige Verbreitung von Spielgeräten ähnlicher Bauart und Materialien in vielen Städten entspricht bestimmten Vorstellungen sowohl der Kindheit als auch der Stadt. Dieser Beitrag wählt einen interdisziplinären Ansatz, um diese Repräsentationen von Kindheit und Stadt und die Interaktion zwischen ihnen zu diskutieren. Mit besonderem Fokus auf Spielplätze in Mexiko-Stadt diskutiert der Aufsatz das Verhältnis zwischen diesen und der Entstehung eines globalen Bildes von Kindheit. Es wird untersucht, inwieweit der Bau von Spielplätzen tatsächlich auf die Förderung des kindlichen Spiels abzielt und ob Spielplätze heute noch räumliche Bezüge und Territorien für Kinder darstellen (können). Der Artikel setzt sich kritisch mit dem Begriff des öffentlichen Raums auseinander und zeigt, wie dieser dazu dienen kann, eine neoliberale Transformation der Stadt voranzutreiben.

Ersteinreichung: 28. Januar 2021; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

„Ist doch das Kind kein Robinson, sind doch auch Kinder keine abgesonderte Gemeinschaft, sondern ein Teil des Volkes und der Klasse, aus der sie kommen. So gibt denn auch ihr Spielzeug nicht von einem autonomen Sonderleben Zeugnis, sondern ist stummer Zeichendialog zwischen ihm und dem Volk.“ (Benjamin 1969: 65)

1. Einleitung

Forschungen zu Geographien der Kindheit haben die große Bedeutung der Alltagsräume von Kindern hervorgehoben, in denen deren Identitäten und Leben geprägt werden und die sie gleichzeitig als Orte aktiv gestalten (Holloway/Valentine 2000; Rasmussen/Smidt 2003). Dem Spiel sowie der Art und Weise, auf die diese Räume das Spiel ermöglichen oder einschränken, wurden aufgrund ihrer Bedeutung im Leben von Kindern besondere Aufmerksamkeit zuteil – insbesondere, weil das Spiel der erste Mechanismus ist, durch den Kinder mit ihrer Umwelt vertraut werden (Matthews 1992; Murnaghan 2019). Dabei hat die sukzessive Verbannung

der Kinder (oder bestimmter Gruppen von Kindern) von den Straßen, die in verschiedenen urbanen Kontexten weltweit beobachtbar ist, Spielplätze zu einem zentralen Raum im Leben vieler Stadtkinder werden lassen – und zu einem privilegierten Studienobjekt der Kindheitsgeographien.

In diesem Artikel möchte ich einige zentrale Facetten von Spielplätzen und ihrer zeitlichen Transformation aufzeigen. Dazu fokussiere ich insbesondere auf den Kontext von Mexiko-Stadt. Ich unterscheide zwischen Orten *für* Kinder (*places for children*) – für Kinder gebauten Orte – und Orten *der* Kinder (*children's places*) – von Kindern angeeignete Orte (Rasmussen 2004). Dabei gehe ich der Frage nach, inwieweit die von Erwachsenen gebauten Orte, die der Einhegung des Kinderspiels im städtischen öffentlichen Raum dienen, das Spiel fördern und zu „Territorien der Kinder“ (Moore 2019 [1986]) werden können.

Das Spiel zeichnet sich vor allem durch seinen freien und freiwilligen, kreativen und fundamental anti-utilitaristischen Charakter aus, ebenso wie durch die Ungewissheit seines Ausgangs (Caillois 2012 [1958]; Huizinga 1951).

„Wir spielen nur, wenn wir wollen, wann wir wollen und so lange wir wollen. In diesem Sinne ist das Spiel eine freie Tätigkeit. Es ist auch eine ungewisse Tätigkeit. Der Zweifel über den Ausgang muss bis zum Schluss bestehen bleiben. [...] Das Spiel besteht in der Notwendigkeit, eine Antwort zu finden und unmittelbar zu erfinden, die innerhalb der Grenzen der Regeln frei ist. Dieser Spielraum des Spielers, dieser seinem Handeln eingeräumte Freiraum, ist wesentlich für das Spiel und erklärt zum Teil das Vergnügen, das es hervorruft.“ (Caillois 2012 [1958]: 39 f.; Übers. d. A.)

In diesem Sinne ist das Spiel, wie Benjamin feststellt, in erster Linie eine freie und kreative Beziehung zu Objekten, Materialien und Spuren (Tarragoni 2015) und hat einen grundsätzlich transgressiven Charakter.

Die Charakteristika des städtischen Raums und der geographischen Kontexte von Kindern im Allgemeinen sowie ihre sozialen und kulturellen Rahmenbedingungen sind von zentraler Bedeutung für das Verständnis des kindlichen Spiels und des Verhältnisses von Kindern zu Spielplätzen (Valentine/McKendrick 1997). In Europa und den Vereinigten Staaten wurde dieses Thema relativ ausführlich untersucht, ebenso wie die Geographien der Kindheit im Allgemeinen (Ansell 2019; Hanson et al. 2018; Holloway 2014). Für Mexiko-Stadt beschränkt sich die bisherige Forschung auf die Beziehung besonders marginalisierter Gruppen von Kindern (insbesondere auf der Straße lebende oder arbeitende Kinder) zum städtischen Raum (Pérez López 2016).

Die Einbeziehung weiterer Gruppen von Kindern sowie des Themas Spielplatz fand in dieser Forschung nur sehr marginal statt (Gülgönen/Laboratorio para la ciudad 2016). Die wenigen vorhandenen Studien in diesem Kontext zeigen, dass europäische und nordamerikanische Spielplätze stets Modellcharakter für Spielplätze in Mexiko hatten (Solano Rojas 2018). Anhand eines kurzen historischen Überblicks, der sich auf diese Studien bezieht, sowie einer Untersuchung zeitgenössischer Spielplätze werde ich im Folgenden erläutern, wie einerseits soziale, historische und kulturelle Repräsentationen von Kindheit und andererseits städtische

Transformationsprozesse die Form von Spielplätzen beeinflusst haben. Die Diskussion der jüngeren Geschichte von Spielplätzen in Mexiko, ihrer aktuellen Form und ihrer weltweiten Homogenisierung fußt auf meiner Forschung zu diesem Thema in Mexiko-Stadt, insbesondere auf zahlreichen Interviews mit Beamt_innen und Stadtplaner_innen.[1] Auf diese Weise möchte ich beleuchten, wie diese Räume dazu beitragen, ein globales Bild von Kindheit zu prägen. Dabei geht es mir nicht darum, von einer „globalen Kindheit“ als solcher zu sprechen, sondern zu untersuchen, wie der globale Kapitalismus Kindheiten in unterschiedlichen Kontexten maßgeblich beeinflusst (Hanson et al. 2018) und wie Spielplätze die Verbreitung eines normativen Bildes von Kindheit – von den USA und Europa ausgehend – in anderen Weltregionen vorantreiben. Gleichzeitig möchte ich zu einer Reflexion über die sich verändernde Natur des Spielens (Murnaghan 2019) beitragen und fragen, ob und inwiefern sich die Transformation des Spielplatzes darauf auswirkt, wie Kinder spielen.

2. Die Erfindung des Spielplatzes: Ausschluss und Moral

Die von Pieter Bruegel dem Älteren im 16. Jahrhundert in *Die Kinderspiele* und *Die Jäger im Schnee* gemalte Stadt-als-Spielplatz, in der sich Kinder jeden Alters und aller sozialen Milieus frei im städtischen Raum bewegen, ist in Europa einem „langen Prozess der Privatisierung“ von Kindheit gewichen. In dessen Verlauf wurden Kinder allmählich von den Straßen verbannt. Gleichzeitig wurden spezifische Gelände für sie geschaffen, in denen sie all jene Aktivitäten ausüben sollen, die ihnen körperlich, sozial und moralisch „guttun“: draußen sein und spielen (Ariès 1993).

Die Verbannung der Kinder von der Straße sollte sie vor den Lastern der Stadt schützen, aber gleichzeitig auch die Stadt vor einer eventuell unerwünschten Präsenz bewahren, die sich nicht an die allgemein akzeptierten Regeln hält (Hart 2002). So wurden Spielplätze Ende des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten und in England von philanthropischen Vereinen geschaffen – nicht um Kinder zum Spielen zu animieren, sondern aus hygienischen und moralischen Motiven. Kindern sollten adäquate Räume für ihre körperliche und geistige Entwicklung geboten werden. Im Gegensatz dazu stand das vorherrschende Bild der Straße als Ort der Verderbtheit. Zugleich wollte man sowohl die Räume als auch die (Frei-)Zeit der Kinder, insbesondere der Arbeiterkinder, kontrollieren (Hart 1986). Wie Franklin D. Roosevelt es 1907 in seiner Zeit als New Yorker Polizeipräsident ausdrückte: „City streets are unsatisfactory playgrounds.“ (Cazalis 2018: 184)

In Mexiko entstanden die ersten Spielplätze zu Beginn des 20. Jahrhunderts, wobei die Form europäischer Kinderspielplätze importiert wurde. Der Einfluss des Entwicklungsmodells großer nordamerikanischer und europäischer Städte auf die Umgestaltung des Stadtgefüges ist dabei deutlich zu erkennen. So geht der Bau von Spielplätzen mit dem politischen Willen zur „Modernisierung der Stadt“ einher und ist untrennbar mit der Stärkung sozialer Institutionen und der Schaffung kollektiver Wohnungen, Krankenhäuser und Erholungsräume verbunden (Solano Rojas 2018).

Im 20. Jahrhundert veränderte die zunehmende Präsenz des Automobils die Gestalt der Städte – dies wird oft als Hauptursache für das Verschwinden

der Kinder von den Straßen und die Vervielfachung der Enklaven für kindliches Spiel genannt (Borja 2010; Lynch 1977; Wridt 2004). Die Straßen sind nicht länger „gemeinschaftliche“ Räume, „place[s] of popular sociality, [...] play space[s] for kids“, sondern werden zum „public space dominated by the advent of the automobile“ (Harvey 2012: 117). Die Vervielfachung der Spielplätze ist dank massiver staatlicher Investitionen möglich; staatlich angestellte erwachsene Aufsichtspersonen überwachen das kindliche Spiel.

Die aufkommende Kritik an dieser dem Auto unterworfenen Stadt ist eng verbunden mit der Kritik am funktionalistischen Urbanismus. Dieser trägt dazu bei, die Nutzungsvielfalt von Räumen einzuschränken, das Verschwinden gemeinsam genutzter Räume voranzutreiben und gleichzeitig die Schaffung spezifischer Orte für Kinder notwendig zu machen. Auch das Leben auf den Gehwegen nimmt dadurch ab, die „Augen der Straße“ – die eine natürliche, anonyme Aufsicht der Kinder im öffentlichen Raum ermöglichen – verschwinden (Jacobs 1992 [1961]).

Seit ihrer Entstehung ist einer der Hauptkritikpunkte an Spielplätzen folglich, dass sie Kinder vom städtischen Raum absondern. Mit ihrem spezifischen (und oft identischen) Mobiliar – Rutschen, Klettergerüste, Schaukeln etc. – können sie nicht die Nutzungsvielfalt und Begegnungsmöglichkeiten ersetzen, die die Straße zu einem grundsätzlich spielerischen Raum machen. Viele Autor_innen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrachteten Spielplätze deshalb als zutiefst langweilige Räume, die die Spielbedürfnisse von Kindern nicht befriedigen können (Jacobs 1992 [1961]; Ward 1990 [1978]).

3. Der Spielplatz als kreativer Raum

In Europa kam es in der Nachkriegszeit zu einem Umdenken hinsichtlich der Spielplätze, während gleichzeitig der Staat verstärkt in die Stadt investierte. Amsterdam ist in diesem Sinne emblematisch: Während auf den durch Bombenangriffe entstandenen Brachflächen Spielplätze entstehen, versucht der Architekt Aldo van Eyck, Kinder „in das Alltagsgefüge der Stadt“ zu integrieren (van Eyck 2014 [1962]). Entgegen der früheren Ausgrenzungsdynamik steht hier der Wille zur Einbeziehung von Kindern „als wesentliche[m] Bestandteil der Stadt“ im Mittelpunkt (ebd.: 127). So sind Spielplätze nicht umzäunt und als „Räume für alle“ gedacht. Gestaltung und Standorte der Spielgeräte werden als wesentlich dafür erachtet, dass Kinder sie sich durch Erkundung und Spiel zu eigen machen können (Moore 2019 [1986]). Sie bestehen aus einfachen geometrischen Elementen und sind so konzipiert, dass Kinder frei in und mit ihnen spielen können. Die Wahl vielfältiger, aber einfacher Formen und Materialien deckt sich mit Walter Benjamins Kritik an der Spielzeugindustrie der 1920er Jahre, die dem Wesen des Spiels widerspreche:

„Heute darf man vielleicht schon hoffen, den gründlichen Irrtum zu überwinden, der da vermeint, der Vorstellungsgehalt seines Spielzeugs bestimme das Spiel des Kindes, da es in Wahrheit eher sich umgekehrt verhält. Das Kind will etwas ziehen und wird Pferd, will mit Sand spielen und wird Bäcker, will sich verstecken und wird Räuber oder Gendarm. [...] Denn je ansprechender im gewöhnlichen Sinne Spielsachen sind,

umso weiter sind sie vom Spielgeräte entfernt; je schrankenloser in ihnen die Nachahmung sich bekundet, desto weiter führen sie vom lebendigen Spielen ab. [...] Nachahmung – so lässt sich das formulieren – ist im Spiel, nicht im Spielzeug zu Hause.“ (Benjamin 1969: 65)

Dieses Anliegen findet sich in den Entwürfen zahlreicher europäischer und nordamerikanischer (Borja-Ville et al. 2014; Burkhalter 2018; Cazalis 2018) sowie mexikanischer (Solano Rojas 2018) Designer_innen und Architekt_innen der 1950er bis 1970er Jahre wieder, deren Ideen radikal mit den moralisierenden Vorstellungen der Gründer_innen der ersten Spielplätze brechen.

Im gleichen Zeitraum erfolgen in Mexiko große staatliche Investitionen in die Modernisierung der Städte – die Erneuerung der öffentlichen Infrastruktur und den Ausbau der Erholungsgebiete in den Großstädten. Parks und Kindergärten werden im ganzen Land saniert und neu angelegt. Dafür sind auch hier starke öffentliche Institutionen entscheidend, etwa die Ende der 1950er Jahre entstehenden *Centros Deportivos Ferrocarrileros* (Eisenbahn-Sportzentren) oder das Nationale Institut zum Schutze der Kindheit (*Instituto Nacional de Protección a la Infancia*, INPI), das 1961 gegründet wird. Der Neubau großer Wohnkomplexe und -siedlungen stellt einen weiteren Impuls für die Schaffung von Spielplätzen dar, unter anderem in Mexiko-Stadt (Solano Rojas 2018).

Bei der Gestaltung der Spielplätze ist eine ähnliche Kreativität zu beobachten wie zur gleichen Zeit in Europa und den Vereinigten Staaten. Das zwölf Meter hohe raketenförmige Spielgerät mit drei Riesenrutschen, das 1964 im größten dieser Wohnkomplexe, dem *Complejo Urbano Nonoalco-Tlatelolco*,^[2] aufgestellt wird, ist aufgrund seiner schwindelerregenden Höhe sinnbildlich hierfür. Mitte der 1970er Jahre wird es allerdings wieder entfernt, nachdem es zu tödlichen Stürzen kam.

Der ästhetische Anspruch fällt hier zusammen mit dem pädagogischen Interesse, Kreativität und Risiko als grundlegende Elemente des kindlichen Spiels zu fördern. Es ist einerseits die Möglichkeit des freien und vielfältigen Spiels, die es Kindern erlaubt, sich den Spielplatz zu eigen zu machen. Andererseits ist die räumliche Anordnung des Spielplatzes innerhalb eines Umkreises, in dem sich die Kinder autonom bewegen können, ausschlaggebend. So wird der Spielplatz zu einer räumlichen Referenz für Kinder und zu einem Ort, an dem sie eine gewisse Freiheit erleben können (Moore 2019 [1986]).

Als radikalster Vorschlag in dieser Richtung gilt der Abenteuerspielplatz, der Mitte des 20. Jahrhunderts in mehreren Städten Europas und – in geringerem Maße – in den Vereinigten Staaten populär wird.^[3] Ohne vorgefertigte Spielgeräte stellt er Kindern die Werkzeuge und die Freiheit zur Verfügung, die Räume, die sie sich wünschen, zu bauen und permanent umzugestalten. Abenteuerspielplätze fungieren als Lücken im städtischen Raum, in denen Kinder forschen, bauen, Risiken eingehen und bis zu einem gewissen Grad die Freiheit wiedererlangen können, die sie einst auf den Straßen und Brachflächen der Stadt hatten – wenn auch unter der Aufsicht von Erwachsenen, die die Kinder hierbei unterstützen (und nicht etwa überwachen).

Diese Räume basieren auf einer nicht-autoritären, kollaborativen Pädagogik, weshalb anarchistische Theoretiker_innen wie Colin Ward sie als „a free society in miniature“ bezeichnet haben (Ward 1961: 193). Sie stellen

eine antiautoritäre Antwort auf das Problem der Des-Integration von Kindern in das städtische Leben dar:

„The authoritarian solution to this need is to provide an area of tarmac and some pieces of expensive ironmongery in the form of swings, see-saws and roundabouts, which provide a certain amount of fun (though because of their inflexibility children soon tire of them), but which call for no imaginative or constructive effort on the child's part and cannot be incorporated in any self-chosen activity.“ (Ward 1961: 193 f.)

Spielplätze offenbaren eine bestimmte Vorstellung von Kindheit und, allgemeiner, ein bestimmtes Gesellschaftsmodell. Ab den 1980er Jahren verstärken sich Phänomene der Überbehütung von Kindern und einer damit einhergehenden Überwachung. Dies ist sicherlich einer der Hauptgründe, warum die bei Kindern sehr beliebten Abenteuerspielplätze an Bedeutung verlieren und stattdessen Sicherheitsstandards die Gestaltung der Spielplätze bestimmen. So tragen einerseits die den Abenteuerspielplätzen innewohnende Gefahr, andererseits ihre Kosten (sie erforderten die Anwesenheit bezahlter Aufsichtspersonen) zu ihrem Niedergang bei.

4. Versicherheitlichung und Überwachung: Desinvestition und Verödung des öffentlichen Raums

Ab Ende der 1970er Jahre markiert der Rückzug des Staates aus der Finanzierung und Erhaltung von Spielplätzen den Beginn eines neuen Kapitels in deren Geschichte. Das gilt für Mexiko-Stadt ebenso wie für viele europäische und nordamerikanische Städte. In New York führen die ausbleibende Instandsetzung von Spielplätzen und die Streichung des Budgets für die Bezahlung erwachsener Aufsichtspersonen zu ihrem Verfall und zur Besetzung durch andere, als unerwünscht angesehene Gruppen, etwa Jugendliche aus ärmeren Schichten. Hier, wie in Mexiko-Stadt, bleiben Kinder aus wohlhabenden Familien daraufhin den Spielplätzen fern und nutzen verstärkt private Räume.

In Mexiko-Stadt ist die – gefühlt oder real – zunehmende Unsicherheit im öffentlichen Raum (nicht mehr nur auf der Straße) einer der Hauptfaktoren, die zum Fernbleiben der Kinder von Spielplätzen und anderen öffentlichen Plätzen beitragen. Die reale Zunahme von Gewaltdelikten, ihre Dramatisierung in den Massenmedien und ihre Instrumentalisierung durch die Regierungen befördert ein allgegenwärtiges Gefühl der Unsicherheit (Guerrien 2001; Pansters/Berthier 2007). Gewalt ist zu einem „Gespenst“ geworden, das täglich und ungehindert durch lateinamerikanische Metropolen streift“ (Pansters/Berthier 2007: 508) und das die Art und Weise verändert, auf die Stadt und insbesondere der öffentliche Raum erlebt wird. In lateinamerikanischen Städten führt dies ab den späten 1980er Jahren zu einer radikalen Wende in der Produktion der Stadt (Caldeira 2007; Capron 2012): Zum Schutz vor Kriminalität werden hohe Mauern um die Häuser der Mittel- und Oberschicht errichtet. Sie zeugen von dem Wunsch, sich vom Rest der Stadt abzusondern, von einer wachsenden Distanz zum öffentlichen Raum und zu Menschen aus anderen sozialen Schichten. „Die Begegnungen im öffentlichen Raum werden jeden Tag angespannter, sogar gewalttätiger,

denn ihre Referenz sind die Stereotype und Ängste der Menschen. Spannung, Trennung, Diskriminierung und Misstrauen sind die neuen Kennzeichen des öffentlichen Lebens.“ (Caldeira 2007: 363)

Dieses Gefühl der Unsicherheit wirkt sich auch darauf aus, wie Kinder mit der Stadt in Beziehung treten. Über reale Risiken – etwa im Straßenverkehr – hinaus steigt die Angst vor Entführungen stark an. Sie hält Eltern davon ab, ihre Kinder im öffentlichen Raum allein zu lassen und hat deren ständige Überwachung zur Folge. Diese Angst verinnerlichen auch Kinder (Gülgönen/Corona 2015). Aufgrund des Fehlens verlässlicher Statistiken über Kindesentführungen in Mexiko kennen wir das tatsächliche Ausmaß dieses Phänomens nicht. Interessant ist, dass die Figur des *robachicos* (Kinderräubers) schon lange vor der Verschlechterung der Sicherheitslage auftauchte und dass Medien schon ab den 1950er Jahren ähnliche Narrative aufnahmen und damit Ängste in der Stadtbevölkerung schürten (Sosenski 2018: 105).

In ständiger Begleitung eines Erwachsenen (ausschließlich mit dem Auto) von einem privaten Raum zum anderen transportiert, erleben Mittel- und Oberschichtskinder die Stadt wie einen Archipel. Diese „Insularisierung“ der Stadterfahrung charakterisiert das Leben von Stadtkindern in sehr unterschiedlichen städtischen Kontexten und unabhängig vom realen Grad der Unsicherheit (Gillis 2018; Karsten/van Vliet 2006). Insbesondere in Mexikos Städten sind diese Inseln vor allem Orte des Konsums, zu denen Kinder ihre Mütter oder Väter begleiten (Gülgönen 2021) – was die Idee der Stadt selbst obsolet macht (Giglia 2003).

Auch die Spielplätze sind solche Inseln. In Mexiko-Stadt ist der Spielplatzbesuch in erster Linie ein gelegentlich stattfindendes Familienerlebnis. Dort stehen Kinder unter der ständigen Aufsicht von Erwachsenen, es sind keine Orte, an denen Kinder andere Kinder treffen oder kennenlernen (Gülgönen/Corona 2019). Somit können diese Plätze auch nicht zu *ihren* Territorien werden, zu räumlichen wie sozialen Bezugspunkten (Lehman-Frisch/Authier/Dufaux 2012; Moore 2019 [1986]).

Abb. 1 Delegación Miguel Hidalgo, Mexiko-Stadt, 2016 (Quelle: Börries Nehe)



Dass Überwachung und Kontrolle immer mehr zu zentralen Aspekten der Kinderbetreuung werden – auf Kosten des freien Spiels und der kindlichen Autonomie –, ist nicht nur in Lateinamerika zu beobachten. In der westlichen Literatur über Kindheit und Stadt der letzten 30 Jahre bilden Ängste und der damit verbundene Wille zur permanenten Überwachung eine Konstante im Verhältnis von Kindern und ihren Eltern zur Stadt (Carver et al. 2013; Hillman/Adams/Whitelegg 1993; Kytä et al. 2015; Rissotto/Giuliani 2006; Tyagi/Raheja 2020). Damit korrespondiert ein weltweit vorherrschendes Bild von Kindheit „as an idyllic, happy time when a child is temporally set apart from the adult world (although there are multiple and conflicting definitions of the age at which this division occurs) and is free from the responsibilities of adulthood“ (Valentine/McKendrick 1997). Gleichwohl werden Kinder aus nichtbürgerlichen Milieus per se von diesem Bild ausgeschlossen und im Gegensatz dazu als Bedrohung wahrgenommen (Rodrigues Breitman 1994).

5. Architektur der Angst: Spielplätze ohne Spiel

Die Versicherheitlichung der Stadt hat einen direkten Einfluss auf die Architektur von Spielplätzen. Hier materialisiert sich die „Hyperüberwachung der Kinder“ (Katz 2006) in Form eines „paranoiden Versuchs, risikolose Umgebungen zu schaffen“ (Hart 2002: 144): umzäunte Räume ohne Hindernisse, die die Sicht versperren könnten; Spielgeräte, die so konzipiert sind, dass sie das Verhalten der Kinder antizipieren und nicht zulassen, dass sie fallen oder sich verletzen; stoßgedämpfte Böden und Überwachungskameras. Das Design der Spielplätze ist nicht mehr vom Wunsch bestimmt, freies kindliches Spiel zu ermöglichen, sondern es soll damit verbundene Risiken bestmöglich reduzieren.

Die Priorisierung der Sicherheit hat in den vergangenen Jahrzehnten zu einer neuen Präsenz von Staatlichkeit auf Spielplätzen geführt, und zwar in Form von Reglementierungen. Die ersten Vorschriften für den Bau von Spielplätzen gab es in den 1970er Jahren in den USA und einigen europäischen Ländern. Insbesondere in den Vereinigten Staaten führten Klagen gegen städtische Gemeinden aufgrund von Unfällen auf Spielplätzen zur Schaffung strikter Vorschriften und Sicherheitsstandards. Auf europäischer Ebene wurden Ende der 1990er Jahre verbindliche Normen für die Gestaltung und Instandhaltung von Spielplätzen eingeführt (Jansson 2009).[4]

Befördert durch das Wachstum der globalen Spielzeugindustrie verbreiteten sich europäische und US-amerikanische Normen in den vergangenen Jahren auch in anderen Teilen der Welt. Zudem führte der Import von in den USA oder Europa produzierten Spielgeräten (und später die Entwicklung lokaler, mit denselben Standards arbeitenden Industrien) dazu, dass weltweit vollkommen identische Spielplätze entstanden: dieselben Spielgeräte, dieselben grell leuchtenden Farben, dieselben stoßgedämpften Böden.

In Mexiko-Stadt existieren keine klaren Richtlinien für Spielplätze, abgesehen von einigen Dokumenten, die nicht groß im Umlauf sind. In den meisten Fällen sind Gebietskörperschaften für die Spielplatzflächen zuständig und der Gestaltungsprozess wird direkt an – meist ausländische – Unternehmen vergeben, die Spielgeräte verkaufen:

„Im Grunde genommen, die Spielgeräte [...] ich zumindest habe viele davon aus dem Katalog gekauft. Ich war für [den Bezirk] Gustavo I. Madero verantwortlich, und wir haben viele Spielplätze gebaut. Also ich habe sie dem damaligen Bezirksbürgermeister präsentiert: ‚Dies hier mag ich‘, und er sagte mir: ‚Nein, ich mag diese Farbe lieber.‘ Das waren schöne Kataloge, amerikanische, ich weiß nicht, alle Spielgeräte waren amerikanisch. [...] Alle Spielgeräte, die ich aufgestellt habe, kamen aus dem Ausland. Es gibt auch mexikanische [Firmen] [...]. Was ich sagen will, ist, dass der Großteil, sagen wir mal 80 Prozent, außerhalb Mexikos produziert wird. [...] Aber es gibt Unternehmen, die in Mexiko eine gesetzliche Vertretung haben. Die Tatsache, dass [die Geräte] in einem anderen Land hergestellt werden, bedeutet nicht, dass die Mexikaner nichts zu sagen haben.“[5]

Der Wunsch, europäische oder US-amerikanische Spielplätze zu kopieren, sowie die Marktdominanz der per Katalog gekauften Spielgeräte haben dazu geführt, dass viele Sicherheitsvorschriften ebenfalls importiert wurden, ohne den lokalen Kontext zu berücksichtigen (Gülgönen/Laboratorio para la ciudad 2016). Dabei werden Spielgerätehersteller_innen oft als „Experten“ für das Spielen angesehen:

„Sie sind die Experten fürs Aufstellen von Spielgeräten, sie können uns jenes Modul empfehlen, das mit der Schaukel, mit der Rutsche, mit dem Spinnennetz, mit dem Handlauf [...]. Also was die Sicherheit angeht, das liegt bei den Lieferanten. Können sie etwas empfehlen? Sicherlich, denn der Lieferant will Ihnen natürlich den kompletten Bausatz verkaufen, und er wird Ihnen sagen: ‚Kauf auch den Gummiboden.‘ Der funktioniert aber auch wirklich. [...] Die Unternehmen haben diesen Projektbereich. Wenn Sie ein Spielplatzgerät installieren wollen, gehen Sie [...] zu der Firma und sagen: ‚Ich habe 100 Quadratmeter und ich möchte Spielplatzgeräte installieren, welche empfehlen Sie?‘ Und sie machen dir ein Projekt und sie arrangieren die Spielgeräte für dich, sie platzieren sie so, dass sie nicht in der Nähe eines Astes sind. Und der Boden, den sie angepriesen haben, der ist aus Gummi, um keine Unfälle zu verursachen. Als man damit anfang, diese Spielplätze zu bauen, war das Konzept, dass man sie wie einen Laufstall gestaltete, um die Kinder ein wenig mehr unter Aufsicht zu halten.“[6]

Mit dem zentralen Sicherheitsargument der Stadtverwaltung werden die alten Spielgeräte aus Holz und Metall ausgetauscht, was oft mit erheblichen Investitionen verbunden ist (vgl. Abb. 2). Oft stellt dann die ausbleibende Instandhaltung der Geräte ein Problem dar. Das geschieht gegen die Empfehlungen lokaler Instanzen, „witterungsbeständige, leicht zu wartende und zu reparierende Materialien wie Eisenrohre, Zement und Holz“ zu nutzen (SEDESOL 2007).[7]

Als weiteres Argument für die Anschaffung der neuartigen Spielgeräte fungiert ihr Design, das die Entwicklung der Kinder stimulieren soll:

„Andere Arten von Spielen, wie Spinnennetze, die ein bisschen mehr kosten und die ihnen helfen, ein bisschen mehr Geschicklichkeit, Fähigkeiten zu entwickeln. [...] Die Idee ist jetzt, die Spielgeräte mit



Abb. 2 Jardín del Arte, Mexiko-Stadt, 2021. Übersetzung des Aufdrucks: „Kinderspielplatz in Vorbereitung. Auf Wunsch von Menschen, die in der Nachbar_innenschaft des Jardín del Arte [Kunstgarten] leben und wohnen, wird dieser Raum umgestaltet und ein Spielplatz mit den notwendigen Sicherheitsvorkehrungen geschaffen.“ (Quelle: Óscar Sánchez Hernández)

dieser Art zu ersetzen, die die Kinder stimulieren, sodass sie auf eine andere Art und Weise spielen können, wo sie reingehen, hochklettern und runtergehen können. Vielleicht kostet sie das ein bisschen mehr Arbeit, aber es hilft ihnen, ein bisschen mehr darüber nachzudenken, wie sie es anstellen sollen. [...] Ich meine, es gibt verschiedene Altersgruppen, von drei bis sieben Jahren, die erste Etappe, da haben alle Rutschen unterschiedliche Texturen, damit man dies... also, um Dingsda anzuregen... das motorische System oder ich weiß nicht was. Also diese Geräte haben irgendwas Besonderes.“[8]

Diese Spielgeräte sind bereits in vielen Städten weltweit, in etlichen Einkaufszentren und Fast-Food-Restaurants aufgestellt worden, stets mit den gleichen Argumenten: Sicherheit und Stimulation der motorischen Fähigkeiten von Kindern. Sie implizieren eine *globale Kindheit* und entsprechen einer Kommerzialisierung der familiären Freizeit. Denn sie erlauben es den Eltern oder Begleitpersonen, ihre Aufmerksamkeit anderweitig (auf den Konsum) auszurichten, ohne sich Sorgen um die Sicherheit ihrer Kinder machen zu müssen (McKendrick/Bradford/Fielder 2001).

Indem sie jedoch ausschließlich Sicherheitsaspekten entsprechen, negieren solche Geräte das eigentliche Wesen des Spiels – das Eingehen von Risiken – und seinen freien, erkundenden Charakter. Ein Design, das explizit darauf ausgerichtet ist, das Verhalten von Kindern zu antizipieren und Risiken so weit wie möglich zu minimieren (Treppensteigen, eine Plastikröhre durchrutschen), ist damit unvereinbar (Hart 2002). Damit stehen diese Spielgeräte in einem starken Widerspruch zu den Entwürfen spielerisch-kreativer Räume, die ich im vorigen Abschnitt dargestellt habe. Das Problem kann wohl kaum darin bestehen, dass Designer_innen unterschiedliche Auffassungen von der Natur des kindlichen Spiels haben. Stattdessen erscheint es mir vielversprechend, das globale Geschäft mit Spielgeräten und Spielplätzen und die damit einhergehende Kommerzialisierung der Stadt genauer zu untersuchen.

6. Die Rolle von Spielplätzen in der neoliberalen Stadt

Oft investieren Stadtverwaltungen in teure Spielplatzgeräte, die von Kindern gar nicht genutzt werden, was häufig ihrer ungünstigen Lage geschuldet ist:

„[...] zwischen 2007 und 2010 gab es hier im Bezirk ein interessantes Programm zur Wiederherstellung öffentlicher Räume durch den Bau von Spielplätzen. Viele von denen, die Sie im Bezirk sehen, stammen aus dieser Zeit. Einige hatten keinen Erfolg, andere hatten Erfolg und sind bis heute sehr gut gepflegt. Ich weiß nicht, ob Sie den einen [Spielplatz] kennen, der hier auf der [Stadtautobahn] Periférico fast auf der Höhe des Museums für Militärkartografie ist, Ecke Periférico und Observatorio. Es ist wahr, dass die Lage sehr schlecht ist. Es gibt dort kein hohes Fußgängeraufkommen, und wenn es Menschen gibt, steigen sie von einem Bus in den anderen um, Leute spazieren dort nicht und kommen auch nicht aus einer Schule, da gibt es keine Anbindung für eine Mutter, die mit ihren Kindern spazieren geht. Ich denke, das ist der Grund, warum er nicht erfolgreich war.“[9]

Abb. 3 Cuitlahuac-Park, Delegación Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 2016 (Quelle: Börries Nehe)



„Im Cuitlahuac-Park hat die vorherige Verwaltung Spiele für Kinder mit Behinderungen aufgestellt. Und sie sind sehr schön, sehr modern, sie haben etwa eine Million Pesos gekostet. Aber ich denke, es fehlt uns an Publicity, der Park ist sehr verlassen. In der letzten Regierungsperiode wurden dort viele Ressourcen investiert, aber ich sehe nie, dass die Leute in den Park gehen würden... Ich sehe nie, dass Kinder dorthin gehen, niemand bringt sie dorthin.“[10]

Mit den sogenannten *pocket parks* und *bajopuentes* (wörtlich: Unterbrücken) hat man versucht, ein quantitatives Ziel zu erreichen: einen Zugang zu Erholungsräumen für möglichst viele Menschen. Dafür wird die Stadt auf den wenigen noch verbliebenen Freiflächen mit Spielgeräten gefüllt. *Pocket parks* greifen in Mexiko-Stadt in kleineren Ausmaßen ein Modell auf, das weltweit in zahlreichen Städten umgesetzt wird.[11] Als *bajopuentes* werden Flächen bezeichnet, die sich unter Autobahnen befinden und von privaten Unternehmen mit Spielgeräten bestückt werden. Dies setzt die Praxis der „linearen Parks“ fort, die sich oftmals auf Mittelstreifen zwischen viel befahrenen Straßen und unter Hochspannungsleitungen befinden, was der Bekämpfung von Unsicherheitsgefühlen im städtischen Raum dienen soll (SEDESOL 2007: 42). Die Verortung von Spielplätzen in diesen prekären Räumen zeugt von der marginalen Position, die Kindheit innerhalb der Stadtlandschaft zugesprochen wird.

Es stellt sich die Frage, woher der Wille rührt, so viele dieser Orte in der Stadt einzurichten. Die Antwort könnte in den Verbindungen und Interessenkonflikten zwischen Unternehmen und Beamten_innen zu finden sein. Dafür spricht der Fall eines Interviewpartners, der zunächst für ein Unternehmen arbeitete, das mit dem Bau von Spielplätzen beauftragt war, und dann als Beamter in jener Behörde arbeitete, die für die Ausschreibungen der Spielplätze zuständig war:

Abb. 4 Bajopuente, Mexiko-Stadt, 2016
(Quelle: Börries Nehe)



„Kennen Sie [die Ringautobahn] Rio Churubusco? Dort, wo die Spielgeräte aufgestellt wurden? Das habe ich vor sieben Jahren entworfen. Ich war mit einer Firma dabei, wir haben die Ausschreibung gewonnen [...] Wir haben den Wettbewerb 2012 gewonnen, für das Design. Wir! Wir wurden von der Stadtregierung beauftragt, von irgendeinem Bezirk, mit Budget des Bundes. [...] Für diese Marke, diese Firma habe ich gearbeitet, aus Alabama, wo diese Spielgeräte hergestellt werden, und wir haben die Ausschreibung gewonnen [...]. Damals war ich kein Beamter, ich war im Unternehmen. Wir als Unternehmen, ich meine, ich war zu dieser Zeit nicht im öffentlichen Dienst, wir haben all diese Arbeit gemacht.“[12]

Von Beginn an ist die Einrichtung von Spielplätzen mit dem Bewusstsein verbunden, dass sie zur Wertsteigerung nahe gelegener Immobilienprojekte beitragen: Befindet sich ein Spielplatz in der Nähe, sind wohlhabendere Familien eher geneigt, ein Haus zu kaufen. In New York betreibt die Immobilienbranche seit den 1920er Jahren Lobbyarbeit, um über Public-private-Partnerships den Bau von Spielplätzen zu fördern. In einer 1928 erschienenen Ausgabe der Zeitschrift der *Playground Association of America* (PAA) ist zu lesen:

„It is a proved fact that beautiful play areas not only enhance real estate values in the surrounding neighborhood, but also counteract the discordant emotions of the children using them, overcoming the usual destructive tendencies of children who are served by unattractive, barren play spaces.“ (Zit. nach Cazalis 2018: 182)

In dieselbe Richtung zielt die Instrumentalisierung des Begriffs „öffentlicher Raum“ in der neoliberalen Stadt: Seine breite Verwendung durch Designer_innen, Architekt_innen, Stadtplaner_innen und Manager_innen in den 1980er und 1990er Jahren in Europa und den USA korrespondiert mit strategischen staatlichen Investitionen im öffentlichen Raum am Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts (Delgado 2015; Harvey 2012).

In Mexiko-Stadt wurde 2008 die Behörde für den öffentlichen Raum (*Autoridad del Espacio Público*, AEP) gegründet, die dort vor allem strategische Projekte plante und durchführte. Neben den schon erwähnten *pocket parks* und *bajopuentes* war die AEP etwa für den Bau zahlreicher Fußgängerzonen im historischen Zentrum und die Umgestaltung von Plätzen zuständig, die zur beschleunigten Gentrifizierung mehrerer Stadtteile beitrug. In ihrem Portfolio sind auch einige ambitionierte Spielplätze in wohlhabenderen Gegenden. Diese zielen darauf ab, die Lebensqualität der Bewohner_innen – oder jener, die es werden wollen – zu verbessern. Weitläufige Flächen mit freier Sicht, viel Licht und etlichen Überwachungskameras sorgen dafür, dass unerwünschte Gruppen (Obdachlose, informelle Straßenhändler_innen) nicht hierherkommen.

„Eines der großen Probleme, die es [vor der Umgestaltung des Puschkin-Parks] gab, waren die Unebenheiten, erinnern Sie sich? Es handelte sich um eine Reihe von Plattformen, die sich überlappten, die nass wurden oder über die Kinder stolpern konnten. Die Spielgeräte waren in einem schrecklichen Zustand, es gab eine Rutsche, auf der



Abb. 5 Jardín Pushkin,
Mexiko-Stadt, 2016
(Quelle: Börries Nehe)

sich Jugendliche zum Rauchen und Drogenkonsum aufhielten, sie waren also eine Infektionsquelle. [...] Die Rutsche wurde abgerissen, weil sie ein von den Bewohnern selbst erkannter Brennpunkt sozialer Probleme war, deshalb haben sie darum gebeten, sie zu entfernen.“[13]

„Bei [den umgestalteten Parks] handelt es sich um bereits existierende, verlassene Räume, die wie gesagt von Landstreichern, von Delinquenten besetzt waren. Sie werden instand gesetzt, um diese Leute auszurotten.“[14]

Die Rolle von Spielplätzen im Prozess der zunehmenden räumlichen Fragmentierung von Stadtteilen kann an den Beispielen des Puschkin-Park (2016 von der AEP umgestaltet; vgl. Abb. 5) und des Dr.-Ignacio-Chávez-Parks (vgl. Abb. 6) verdeutlicht werden. Diese befinden sich gegenüberliegend auf beiden Seiten der Avenida Cuauhtémoc in Mexiko-Stadt. Diese viel befahrene Straße markiert die Grenze zwischen dem stark gentrifizierten Viertel Roma und dem marginalen, als unsicher geltenden Viertel Doctores. Der Dr.-Ignacio-Chávez-Park ähnelt mit seinen Spielgeräten aus Plastik, den abgenutzten stoßdämpfenden Bodenbelägen und der wuchernden Vegetation, die die Sicht einschränkt, zahlreichen anderen Spielplätzen in der Stadt.

Der im Puschkin-Park gelegene Spielplatz ist Teil der Aufwertungsstrategie des Viertels und bricht völlig mit der Praxis des willkürlichen Aufstellens von Plastikgeräten. Stattdessen wurden die älteren Spielgeräte aus Beton aufwendig restauriert und neue, formschöne Metallspielgeräte wurden ergänzt.[15] Anstelle eines Gummibodens liegen Naturmaterialien aus, die geometrische Formen auf den Boden zeichnen. Die alten Bäume wurden entfernt und durch wenige neue ersetzt – zusammen mit der Beleuchtung garantiert dies eine gute Sichtbarkeit bei Tag und Nacht. Der Puschkin-Park wurde – zusammen mit dem Spielplatz – von Architekt_innen und Landschaftsplaner_innen gestaltet, mit dem Ziel, einen öffentlichen Raum zu schaffen, in dem die Hyperüberwachung der Kinder in perfekter Weise mit den ästhetischen Vorlieben der hier ansässigen wohlhabenden Klasse zusammenfällt.



Abb. 6 Jardín Dr. Ignacio Chávez, Mexiko-Stadt, 2020 (Quelle: Ruth Pérez López)

Die hier offenbar werdende klassistische Planung, die sich einerseits in der ungleichen Verteilung öffentlicher Räume in der Stadt und andererseits in der sehr unterschiedlichen Qualität dieser Räume widerspiegelt, verteidigen Beamte_innen der Stadtverwaltung ganz offen:

„[Die Frage ist,] welche Art von Spielgeräten wir brauchen, welche Art von Spielgeräten für verschiedene Arten von Kindern, denn die Kinder aus [dem armen Bezirk] Iztapalapa sind nicht die gleichen wie die Kinder aus [dem reichen] Santa Fe. Sie sind nicht gleich, auch wenn sie auf die gleiche Weise essen. Aber sie haben unterschiedliche Bedürfnisse.“[16]

„Nun, wenn man alle Aspekte berücksichtigt..., kommt es auf die Umgebung an, nicht wahr? Das Viertel San Felipe de Jesús in [dem Bezirk] Francisco I. Madero zum Beispiel ist ein sehr konfliktreiches Viertel. Und dann gehen wir in das Viertel Lindavista: Das ist eine andere Art von Viertel. Ich stelle in San Felipe de Jesús und Lindavista nicht die gleichen Spielgeräte auf, verstehen Sie? Da werde ich andere Arten von Spielgeräten aufstellen [...], [die] widerstandsfähiger sind, die kampferprobter sind, richtig? Im anderen [Viertel] sind sie teurer. Na ja, weil die da drüben, die zerlegen sie, die klauen sie, die schneiden sie auf, die nehmen kiloweise davon mit, was weiß ich. Nun, es kommt auf die Umgebung an, auf viele Dinge.“[17]

Spielplätze in wohlhabenden Gegenden und in Vierteln, die einen Prozess der Gentrifizierung durchlaufen, sind gepflegter, doch ebenso wie die Straßen und Plätze „nur Garnitur für große Immobiliengeschäfte“ (Delgado 2015: 11). Tatsächlich werden einige dieser öffentlichen (und mit öffentlichen Geldern finanzierten) Räume direkt neben großen (privaten) Immobilienprojekten errichtet, wie beispielsweise der „lineare Park“ in Nuevo Polanco (Delgadillo 2014).[18] Somit ist die Aufmerksamkeit, die diesen städtischen Spielplätzen gewidmet wird, weniger einem Interesse am kindlichen Spiel geschuldet als vielmehr Teil städtischer Umstrukturierungsmaßnahmen im Zuge der Gentrifizierung. Die „Ästhetisierung des Viertels“ (Smith 1996: 351)

steigert dessen kommerziellen Wert und stellt eine „Klassenrekonstruktion der innerstädtischen Landschaft“ dar: Gentrifizierte Viertel werden so umgestaltet, dass sie dem Lebensstil der Mittelschicht entsprechen. Dazu gehört die „Geringschätzung [...] der Straße zugunsten ihrer Wohn- und Schlafzimmer“ (Smith 1996: 87), aber auch die Forderung nach sicheren Räumen für Kinder. Die Schaffung oder Umgestaltung dieser Räume geht zwangsläufig einher mit dem Ausschluss oder der Verweigerung des Zugangs einher „für all die Menschen, die nicht in der Lage sind, die Manieren jener Mittelschicht an den Tag zu legen, für deren Nutzung sie bestimmt sind“ (Delgado 2015: 10).

Diese Räume zeigen nur scheinbar eine „Gemeinschaftlichkeit“ städtischer öffentlicher Güter; tatsächlich tragen sie dazu bei, den Wert des Vermögens privilegierter Eigentümer_innen zu steigern. So reduzieren öffentliche Räume, die in Strategien der Immobilienaufwertung eingeschrieben sind, eher die Möglichkeit ihrer gemeinschaftlichen Nutzung, als dass sie diese erweitern (Harvey 2012: 145).

7. Fazit

Die Geschichte der Spielplätze in Mexiko ist untrennbar mit jener der Spielplätze in den Vereinigten Staaten und Europa verbunden, wie meine Ausführungen gezeigt haben. Dabei wurde deutlich, dass sich der Bau von Spielplätzen größtenteils an Interessen ausgerichtet hat, die nicht am kindlichen Spiel orientiert sind. Bei den ersten Spielplätzen standen noch moralische Argumente im Vordergrund. Heutzutage haben Sicherheitsbedenken viele Spielplätze in aseptische Orte ohne jeglichen Anreiz zum Spiel verwandelt, während gleichzeitig der Rentabilitätslogik unterworfenen stark lokalisierte Aufwertungsprozesse die Schaffung aufwendigerer Spielplätze in wohlhabenden Vierteln befördern.

Spielplätze spiegeln wider, wie eine Gesellschaft Kindheit(en) definiert, auch in Bezug auf soziale Klassen. In diesem Sinne entsprechen die Plastik-Spielplätze, die gegenwärtig die meisten (mexikanischen) Städte überschwemmen, ebenso wie alle anderen ausdrücklich dem Kinderspiel gewidmeten Flächen einem globalen Bild von Kindheit bzw. Kinderbetreuung, das in erster Linie auf Risikominimierung abzielt. Dem Wesen des kindlichen Spiels laufen diese Spielplätze deshalb in jeder Hinsicht zuwider.

Freilich gab und gibt es immer wieder Ausnahmen: dort, wo Architekt_innen und Designer_innen am Werke sind, die darauf abzielen, das freie kindliche Spiel zu fördern, und wo der Staat bereit und in der Lage ist, erhebliche Investitionen in den Bau und die Instandhaltung dieser Orte zu tätigen. Zudem gibt es einige Städte (Berlin ist ein gutes Beispiel), die Kindern weiterhin eine größere Autonomie gewähren als andere Städte und die nach wie vor eine große Vielfalt an Spielplätzen bieten, deren Gestaltung es den Kindern ermöglicht, zu experimentieren und Risiken einzugehen.

Spielplätze zeugen von dem Stellenwert, der Kindheit in der Stadt zugeschrieben wird. In diesem Sinne hängt die Forderung nach guten städtischen Orten für Kinder ganz grundsätzlich mit der gesellschaftlichen Forderung nach der Integration von Kindern in das städtische Leben zusammen (Ward 1990 [1978]). Wie Kinder den öffentlichen Raum

tatsächlich nutzen – nämlich indem sie auf ihren Wegen durch die Stadt Lücken und Zwischenräume suchen und finden –, zeigt uns jedoch, dass die Hyperüberwachung diese Zwischenräume und das kollektive Spiel der Kinder zwar einschränken, aber nicht bändigen kann. Das kindliche Spiel hat weiterhin jenen subversiven Charakter, der es seit jeher ausmacht.

Übersetzung aus dem Spanischen von Börries Nehe.

Endnoten

- [1] Diese Forschung entstand im Rahmen eines Postdocs am Institut für Sozialforschung der Nationalen Autonomen Universität von Mexiko (UNAM) (2013-2015) innerhalb des Projekts „Citizenship, urban space and children’s social actorship: How to think children’s integration in the city?“ und des Projekts „Public spaces for children in Mexico City“ (Französisches Zentrum für mexikanische und zentralamerikanische Studien (CEMCA)/Französische Botschaft) zwischen 2015 und 2017. Sie umfasste die Entwicklung von Workshops zur Untersuchung der Beziehung von Kindern zu Mexiko-Stadt (Gülgönen/Corona 2015), Interviews mit Beamt_innen und Stadtplaner_innen (Gülgönen/Laboratorio para la ciudad 2016) und die Produktion des Dokumentarfilms *Ciudad Grande* (Gülgönen/Álvarez 2017).
- [2] Das Projekt des Architekten Mario Pani war damals das größte Wohnungsbauprojekt der Welt: 102 Gebäude mit 12.004 Wohnungen für rund 78.000 Menschen, dazu 600 Geschäfte, 21 Schulen, sechs Gesundheitsstationen und Krankenhäuser, drei Sportzentren, drei Theater und ein Kino. 60 Prozent der Gesamtfläche wurden für öffentliche Räume genutzt. Zahlreiche Orte waren für Kinder gedacht, die „Rakete“ war jedoch der imposanteste von ihnen.
- [3] Der erste *skrammellegeplads* (Gerümpelspielplatz) wurde in den 1930er Jahren in Dänemark vom Landschaftsarchitekten Carl Theodor Marius Sørensen geschaffen. Der Begriff „Abenteuerspielplatz“ wurde 1953 eingeführt.
- [4] Es handelt sich um die Normen UNE 147103 („Planung und Verwaltung von Spielplätzen und Parks im Freien“, 2001), UNE-EN 1176 („Ausstattung von Spielplätzen und Spielflächen“, 2009) und UNE-EN 1177 („Stoßabsorbierende Oberflächenbeläge für Spielplätze“, 2009).
- [5] Interview, Generaldirektion für städtische Arbeiten und Dienstleistungen der Delegation Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 21.4.2016.
- [6] Interview, Koordination von Sonderprojekten der Delegation Miguel Hidalgo, 28.3.2016.
- [7] Das wiederkehrende Argument, dass Kinder sich an kaputtem Metall schneiden könnten, ist kaum haltbar, wenn dieselben Befragten angeben, dass Metall und Holz in den eigenen Werkstätten der Gemeindeverwaltung repariert werden können, die Kunststoffbausätze aber mangels Budget nicht ausgetauscht werden, wenn sie kaputtgehen (Interview, Generaldirektion für städtische Arbeiten und Dienstleistungen der Delegation Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 21.4.2016).
- [8] Interview, Umweltministerium, Direktion „Bosque de Chapultepec“, Mexiko-Stadt, 5.4.2016.
- [9] Interview, Koordination von Sonderprojekten der Delegation Miguel Hidalgo, 28.3.2016.
- [10] Interview, Generaldirektion für städtische Arbeiten und Dienstleistungen der Delegation Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 21.4.2016.
- [11] *Pocket parks* in Mexiko-Stadt sind zwischen 100 und 400 qm groß, während sie in London bis zu 4.000 qm umfassen (Parques de México 2014; Ministry of Housing, Communities & Local Government o. J.).
- [12] Interview, Generaldirektion für städtische Arbeiten und Dienstleistungen der Delegation Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 21.4.2016.
- [13] Interview, Behörde für den öffentlichen Raum, 4.5.2016.

- [14] Interview, Generaldirektion für städtische Arbeiten und Dienstleistungen der Delegation Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 21.4.2016.
- [15] Der Weg, der hier mit der Instandsetzung alter Spielgeräte eingeschlagen wurde, ist neu: „Also was wir getan haben, war einerseits zu versuchen, bestimmte Elemente wiederaufzunehmen und die Verwurzelung und das historische Gedächtnis einiger Spielelemente anzuerkennen, wie zum Beispiel die Betontiere, die sehr traditionelle Spielgeräte in den Parks sind, die in den 1970er Jahren entwickelt wurden. Diese Spiele wollten wir würdigen, wiederherstellen und sanieren, damit sie nicht aus dem Gedächtnis und der städtischen und sozialen Landschaft verschwinden. Und wir haben viele der bestehenden Spielgeräte instandgesetzt.“ (Interview, Behörde für den öffentlichen Raum, 4.5.2016)
- [16] Interview, Dirección del Patrimonio Cultural Urbano de la Secretaría de Desarrollo Urbano y Vivienda (SEDUVI), 3.5.2016.
- [17] Interview, Generaldirektion für städtische Arbeiten und Dienstleistungen der Delegation Iztapalapa, Mexiko-Stadt, 21.4.2016.
- [18] Mit dem Regierungswechsel in Mexiko-Stadt im Jahr 2018 wurde die AEP aufgelöst. Die aktuelle Gouverneurin von Mexiko-Stadt kritisierte in diesem Zuge die Ausrichtung der Vorgängerregierung scharf und hob insbesondere die Tatsache hervor, dass „[der] städtische Raum nicht im Dienst der Interessen der Immobilienentwickler, der Korruption der Gouverneure und der Planung mit externen Programmen stehen kann, die das Recht der Bürger auf partizipative Planung ihrer Nachbar_innenschaften, Viertel und Städte nicht anerkennen“ (Gobierno de la Ciudad de México 2019).

Autor_innen

Tuline Gülgönen arbeitet über das Verhältnis von Kindern zur Stadt in kollaborativen interdisziplinären Projekten und untersucht, wie man ihren Blick auf die Welt durch hybride und manchmal experimentelle Methoden verstehen kann.

tulinegulgonen@gmail.com

Literatur

- Ansell, Nicola (2019): Global south research in children's geographies. From useful illustration to conceptual challenge. In: Tracey Skelton / Stuart Aitken (Hg.), *Establishing geographies of children and young people*. Singapur: Springer, 51-70.
- Ariès, Philippe (1993): *Essais de mémoire 1943-1983*. Paris: Editions du Seuil.
- Benjamin, Walter (1969): Kulturgeschichte des Spielzeugs. In: Walter Benjamin, *Über Kinder, Jugend und Erziehung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 61-65.
- Borja, Jordi (2010): *La ciudad conquistada*. Madrid: Alianza Editorial.
- Borja-Villel, Manuel J. / Díaz, Tamara / Velázquez, Teresa / Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia (Hg.) (2014): *Playgrounds. Reinventar la plaza*. Madrid: Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia/Siruela.
- Burkhalter, Gabriela (2018): *The playground project*. Zürich: JRP Ringier.
- Caillois, Roger (2012 [1958]): *Les jeux et les hommes. Le masque et le vertige*. Paris: Gallimard.
- Caldeira, Teresa Pires do Rio (2007): *Ciudad de muros*. Barcelona: Gedisa.
- Capron, Guénola (2012): *Sentiment d'insécurité et inconfort chez les classes moyennes et supérieures des banlieues résidentielles au Sud et au Nord*. In: *Espaces et sociétés* 150/2, 129-147.
- Carver, Alison / Watson, Ben / Shaw, Ben / Hillman, Mayer (2013): *A comparison study of children's independent mobility in England and Australia*. In: *Children's Geographies* 11/4, 461-475.
- Cazalis, Ferdinand (2018): *Le gouvernement des playgrounds. Histoire fragmentée des aires de jeux, 1770-2010*. In: Clément Cogitore (Hg.), *Encore un jour pour le poisson-rêve. Another banana day for the dream-fish*. Paris: Palais de Tokyo, 167-189.

- Delgadillo, Víctor (2014): La política del espacio público y del patrimonio urbano en la Ciudad de México. Discurso progresista, negocios inmobiliarios y buen comportamiento social. Paper präsentiert beim XIII. Coloquio Internacional de Geocrítica. „El control del espacio y los espacios de control“, 5.-10.5.2014, Barcelona.
- Delgado, Manuel (2015): El espacio público como ideología. Madrid: Catarata.
- van Eyck, Aldo (2014 [1962]): Sobre el diseño del equipamiento lúdico y la disposición de los espacios de juego. In: Manuel J. Borja-Villel / Tamara Díaz / Teresa Velázquez / Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía (Hg.) (2014), Playgrounds. Reinventar la plaza. Madrid: Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía/Siruela, 120-161.
- Giglia, Angela (2003): Espacio público y espacios cerrados en la Ciudad de México. In: Patricia Ramírez Kuri (Hg.), Espacio público y reconstrucción de ciudadanía. Mexiko-Stadt: FLACSO-Porrúa, 341-364.
- Gillis, John R. (2018): L'insularisation des enfants. Remodeler les paysages mythiques de l'enfance. In: Clément Cogitore (Hg.), Encore un jour banane pour le poisson rêve. Another banana day for the dream-fish. Paris: Palais de Tokyo, 135-147.
- Gobierno de la Ciudad de México (2019): Programa de gobierno de la Ciudad de México 2019-2024. <https://plazapublica.cdmx.gob.mx/processes/programa-de-gobierno-cdmx/f/1/proposals/46> (letzter Zugriff am 16.7.2021).
- Guerrien, Marc (2001): Délinquance, criminalité et sentiment d'insécurité. Quelques réflexions sur le cas de Mexico. In: Cahiers des Amériques latines 37, 61-84.
- Gülgönen, Tuline (2021): The notion of neighborhood. Children's perspectives on the city and sense of place in Mexico City. In: Victoria Derr / Yolanda Corona (Hg.), Latin American transnational children and youth. Experiences of nature and place, culture and care across the Americas. New York: Routledge, 39-54.
- Gülgönen, Tuline / Álvarez, Ana (2017): Ciudad grande. CEMCA.
- Gülgönen, Tuline / Corona, Yolanda (2015): Children's perspectives on their urban environment and their appropriation of public spaces in Mexico City. In: Children, Youth and Environments 25/2, 208-228.
- Gülgönen, Tuline / Corona, Yolanda (2019): ¿Jugar en la ciudad? La percepción de niñas y niños de la Ciudad de México sobre su entorno urbano. In: Cadernos de Pesquisa em Educação PPGE/UFES 21/49, 60-80.
- Gülgönen, Tuline / Laboratorio para la ciudad (2016): Jugar la ciudad. Reimaginar los espacios públicos urbanos de juego para la infancia en la Ciudad de México. Mexiko-Stadt: CEMCA/Laboratorio para la ciudad.
- Hanson, Karl / Abebe, Tatek / Aitken, Stuart C. / Balagopalan, Sarada / Punch, Samantha (2018): „Global/local“ research on children and childhood in a „global society“. In: Childhood 25/3, 272-296.
- Hart, Roger (1986): The changing city of childhood. Implications for play and learning. The 1986 Catherine Molony memorial lecture. New York: City College Workshop Center.
- Hart, Roger (2002): Containing children. Some lessons on planning for play from New York City. In: Environment and Urbanization 14/02, 135-148.
- Harvey, David (2012): Rebel cities. From the right to the city to the urban revolution. London/New York: Verso.
- Hillman, Mayer / Adams, John / Whitelegg, John (1993): One false move. A study of children's independent mobility. London: Policy Studies Institute.
- Holloway, Sarah (2014): Changing children's geographies. In: Children's Geographies 12/4, 377-392.
- Holloway, Sarah / Valentine, Gill (2000): Children's geographies. Playing, living, learning. London: Routledge.
- Huizinga, Johan (1951): Homo ludens. Essai sur la fonction social du jeu. Paris: Gallimard.
- Jacobs, Jane (1992 [1961]): The death and life of great American cities. New York: Vintage Books.
- Jansson, Märit (2009): Management and use of public outdoor playgrounds. Doctoral Thesis. Alnarp: Swedish University of Agricultural Sciences.
- Karsten, Lia / van Vliet, Willem (2006): Children in the city. Reclaiming the street. In: Children, Youth and Environments 16/1, 151-167.
- Katz, Cindy (2006): Los terrores de la hipervigilancia. Seguridad y nuevas especialidades de la niñez. In: Documents D'Anàlisi Geogràfica 47, 15-29.

- Kyttä, Marketta / Hirvonen, Jukka / Rudner, Julie / Pirjola, Iris / Laatikainen, Tiina (2015): The last free-range children? Children's independent mobility in Finland in the 1990s and 2010s. In: *Journal of Transport Geography* 47, 1-12.
- Lehman-Frisch, Sonia / Authier, Jean-Yves / Dufaux, Frédéric (2012): „Draw me your neighbourhood“. A gentrified Paris neighbourhood through its children's eyes. In: *Children's Geographies* 10, 17-34.
- Lynch, Kevin (1977): *Growing up in cities*. Cambridge/Paris: M.I.T. Press/UNESCO.
- Matthews, Michael Hugh (1992): *Making sense of place. Children's understanding of large-scale environments*. Harmondsworth: Harvester Wheatsheaf.
- McKendrick, John H. / Bradford, Michael G. / Fielder, Anna V. (2001): Kid customer? Commercialization of playspace and commodification of childhood. In: *Sage Family Studies Abstracts* 23/1, 3-135.
- Ministry of Housing, Communities and Local Government (o. J.): *Pocket parks plus: Frequently Asked Questions*. https://assets.publishing.service.gov.uk/government/uploads/system/uploads/attachment_data/file/767523/PPP_Q_A.pdf (letzter Zugriff am 16.7.2021).
- Moore, Robin C. (2019 [1986]): *Childhood's domain. Play and place in child development*. London/New York: Routledge.
- Murnaghan, Ann Marie F. (2019): Play and playgrounds in children's geographies. In: Tracey Skelton / Stuart Aitken (Hg.), *Establishing geographies of children and young people*. Singapur: Springer. https://link.springer.com/referenceworkentry/10.1007/978-981-4585-88-0_12-1 (letzter Zugriff 5.10.2021).
- Pansters, Wil / Berthier, Héctor Castillo (2007): Violencia e inseguridad en la ciudad de México. Entre la fragmentación y la politización. In: *Foro Internacional* 47/3 (189), 577-615.
- Parques de México (2014): *Reciclan espacios con „Pocket Parks“ en el DF*. <http://www.parquesdemexico.org/consultora/reciclan-espacios-con-pocket-parks-en-el-df> (letzter Zugriff am 16.7.2021).
- Pérez López, Ruth (2016): *Vivre et survivre à Mexico*. Paris: Editions Karthala.
- Rasmussen, Kim (2004): Places for children – children's places. In: *Childhood* 11/3, 155-173.
- Rasmussen, Kim / Smidt, Soren (2003): Children in the neighbourhood. The neighbourhood in the children. In: Pia Christensen / Margaret O'Brien (Hg.), *Children in the city home, neighbourhood and community*. London/New York: Routledge Falmer, 82-100.
- Rissotto, Antonella / Giuliani, M. Vittoria (2006): Learning neighbourhood environments. The loss of experience in a modern world. In: Christopher Spencer / Mark Blades (Hg.), *Children and their environments*. Cambridge: Cambridge University Press, 75-90.
- Rodrigues Breitman, Miriam (1994): La construcción social de la infancia delincuente. In: *Nueva Sociedad* 129, 152-163.
- SEDESOL – Secretaría de Desarrollo Social (2007): *Guía de diseño del espacio público seguro, incluyente y sustentable*. Mexiko-Stadt: SEDESOL.
- Smith, Neil (1996): *The new urban frontier. Gentrification and the revanchist city*. New York: Routledge.
- Solano Rojas, Aldo (2018): *Playgrounds del México moderno*. Mexiko-Stadt: Promotora Cultural Cubo Blanco.
- Sosenski, Susana (2018): Infancia y violencia. Los robachicos en las historietas para adultos en México (1945-1950). In: *Humanidades. Revista de la Universidad de Montevideo* 4, 103-128.
- Tarragoni, Federico (2015): Jeu, matérialité et politique chez Walter Benjamin. In: *Tracés* 28, 137-154.
- Tonucci, Francesco (1997): *La ciudad de los niños. Un modo nuevo de pensar la ciudad*. Madrid: Fundación Germán Sánchez Ruipérez.
- Tyagi, Megha / Raheja, Gaurav (2020): Indian parents' perception of children's independent mobility in urban neighbourhoods. A case study of Delhi. In: *Children's Geographies* 19/4, 1-17.
- Valentine, Gill / McKendrick, John (1997): Children's outdoor play. Exploring parental concerns about children's safety and the changing nature of childhood. In: *Geoforum* 28/2, 219-235.
- Ward, Colin (1961): *Adventure playground. A parable of anarchy*. London: Freedom Press.
- Ward, Colin (1990 [1978]): *The child in the city*. Harmondsworth: Penguin.
- Wridt, Pamela J. (2004): An historical analysis of young people's use of public space, parks and playgrounds in New York City. In: *Children, Youth and Environments* 14/1, 86-106.

From children's domains to the kingdom of norms. Reflections on playgrounds in Mexico City and global perspectives

The transition from a city-as-playground, appropriated and lived by children, to children's withdrawal into playgrounds specifically designed for them during the 20th Century, has been shown in a variety of urban contexts around the world. The current proliferation of children's playground equipment of similar design and materials in many cities corresponds to a representation of both childhood and the city. This paper adopts an interdisciplinary approach to discuss these representations of childhood and the city, and the interaction between them. With a particular focus on playgrounds in Mexico City, it interrogates their link with the conformation of a global image of childhood. It examines whether the construction of playgrounds aims to enhance children's play, and whether they still constitute spatial references and territories for contemporary children. It critically addresses the concept of public space to show how it can be used to enhance a neoliberal approach to the city.

Parental Control Technologies und die Überwachung kindlicher Mobilität

Sarah Berg

Jan Wehrheim

Im Kontext fortschreitender (auch urbaner) Technisierung und Digitalisierung etabliert sich ein stetig wachsender Markt an Tracking-Anwendungen, die es Eltern ermöglichen, den Standort ihrer Kinder in Echtzeit zu erfahren und ihre Bewegungen nachzuverfolgen. Die bloße Verfügbarkeit dieser als Parental Control Technologies verhandelten Technologien erklärt aber noch nicht ihre tatsächliche Nutzung. Auch ob sie Technologien der Kontrolle und Überwachung von Kindern und Jugendlichen sind, erklärt sich nicht aus ihnen selbst, sondern wird in konkreten Praktiken interaktiv und machtvoll ausgehandelt. Der Artikel formuliert Thesen zu den Hintergründen der Verbreitung raumbezogener Parental Control Technologies sowie zu ihren Folgen und fragt, welche stadt- und raumforscherischen Implikationen diese haben können.

Ersteinreichung: 30. November 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

Sogenannte Parental Control Technologies (PCT) stellen eine neue Variante der in Gegenwartsgesellschaften boomenden Technologien dar. In der sich in der Bezeichnung ausdrückenden Perspektive geht es um Techniken, zum Beispiel Apps, die es im Kern Eltern oder anderen Nutzer_innen erlauben, Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen nachzuvollziehen respektive zu überwachen. Wir wollen im Folgenden einen Einstieg und Überblick über jüngere technische Entwicklungen in Bezug auf PCT liefern und Thesen zu den Hintergründen ihrer Verbreitung sowie zu deren Folgen formulieren. Dabei interessieren uns insbesondere raumbezogene PCT und damit deren stadt- und raumbezogene Implikationen für kindliche und jugendliche Mobilität. Zwei miteinander verbundene Dimensionen sind dabei zu unterscheiden, die jeweils mit den in der Anwendung entstehenden Daten zusammenhängen: die (Mit-)Konstruktion von (Stadt-)Gesellschaft und Räumlichkeit durch Massendaten sowie der Einfluss der Technologien auf soziale Beziehungen und Aktivitäten der konkreten Nutzer_innen. Zunächst erfolgen jedoch einige basale Überlegungen zu den jüngeren Entwicklungen der Digitalisierung von Gesellschaft, denn Parental Control Technologies stellen nur eine kleine Neuerung unter vielen dar und sie sind gleichzeitig in ihrer Relevanz nur in Verbindung mit weiteren Entwicklungen versteh- und erklärbar.

1. Die Digitalisierung von Gesellschaft und drei Prämissen zur Einordnung von PCT

Technische sind nicht von gesellschaftlichen Entwicklungen zu trennen. Sie verlaufen vielmehr in Wechselwirkungen, das heißt, weder resultiert aus gesellschaftlichen „Problemen“ automatisch eine Suche nach technischen Lösungen, noch determinieren neue Technologien, wie und wofür sie genutzt werden, und somit auch nicht gesellschaftliche Entwicklungen (zur Einführung vgl. etwa Degele 2002). Gesellschaften sind zudem keine homogenen sozialen Gebilde, sondern vielmehr als Beziehungen zwischen unterschiedlichen Akteur_innen mit unterschiedlichen Deutungen und Interessen zu denken. Diese Überlegungen sind auch für das Verhältnis von Technisierung und Digitalisierung zu Überwachung zu berücksichtigen, denn Überwachung ist kein analytisch präziser Begriff. Er wird vor allem normativ verwendet: Nicht jegliche Tätigkeit des gegebenenfalls systematischen Beobachtens oder des Erhebens von Daten wird als Überwachung verhandelt. Seine Brisanz erlangt der Begriff erst dann, wenn entsprechende Prozesse beziehungsweise Erwartungen, was aus ihnen folgen könnte, kritisiert werden.[1] Ob Prozesse der Digitalisierung und Technisierung von Gesellschaft und sozialen Beziehungen zu Überwachung führen und dies weitere Veränderungen nach sich zieht, wie es auch die Bezeichnung Parental *Control* Technologies nahelegt, ergibt sich also nicht unmittelbar aus Digitalisierung und Technisierung selbst.

Dies gilt auch für den Trend zur Digitalisierung von Stadt und für den Boom an verräumlichten Datensätzen und raumbezogenen Technologien. Die zentralen Entwicklungen sind ganz überwiegend aber keine städtischen oder auch nur raumbezogene Phänomene, sondern sie werden lediglich *auch* in Bezug auf Stadt und Raum relevant. Entsprechende Bezüge lassen sich vielfältig finden: von massenhaften Videokameras, die vermeintliche Kriminalitätsschwerpunkte beobachten, über E-Tickets im ÖPNV und Google Maps, das den Weg zum nächsten Restaurant im Verhältnis zum eigenen Standort oder den freien Parkplatz anzeigt, bis zur sensorbestückten Hauswand, die Graffiti noch während des Sprühens melden soll. Mobilitäts- und Ortsbezüge werden jedoch deshalb besonders relevant, weil Bewegungen und Räume als Chiffre für soziale Phänomene und Beziehungen interpretiert werden und damit gleichzeitig vom Sozialen abstrahiert wird (vgl. grundsätzlich Belina 2013).

Mindestens drei Aspekte sind dabei für die wissenschaftliche und politische Diskussion von Stadt und Gesellschaft in Bezug auf Digitalisierung und die dabei entstehenden Daten grundlegend relevant. Erstens sind die entstehenden Daten potenziell alle miteinander verknüpfbar, und dazu gehören auch alle Daten, die sonst noch produziert werden: durch das Surf- und Kaufverhalten, die Nutzung von Zoom oder Lernplattformen wie Moodle, Handystandortdaten, Gesundheitsdaten, digitale Steuererklärungen, Bild-dateien bei Einwohnermeldeämtern, Flughäfen oder Instagram und so weiter und so fort. Zweitens determinieren die intendierten Nutzungen nicht die tatsächlichen: Apps für Smartphones können praktisch sein oder Spaß machen; insbesondere jedoch kostenlose, aber kommerzielle Apps sammeln vor allem Daten und greifen dabei nicht selten auch auf Bilder

oder Kontaktlisten zu, die auf den Handys gespeichert sind.[2] Moodle und andere Systeme ermöglichen es, (universitäre) Lehre mehr oder weniger brauchbar online abzuhalten, und zeigen Lehrenden, wann welche Studierenden sich letztmalig eingeloggt haben. Die Techniken bieten somit immer mehr Funktionen als eventuell geplant war oder als sichtbar sind. Was dabei die manifeste und was die latente Funktion ist, zeigt sich oft erst mit der Zeit und variiert mit den Perspektiven und damit ebenso, welche Funktionen intendiert programmiert wurden – also ob etwa das Sammeln von Daten Ziel oder Nebeneffekt ist. Drittens sind alle Daten geeignet, sowohl Einzelpersonen über sehr wenige Kombinationen zu identifizieren, selbst wenn diese vermeintlich anonym sind (vgl. Rocher et al. 2019; de Montjoye et al. 2015), als auch in Massendaten Muster zu erkennen, Personenkategorien statistisch zu generieren und soziale Prozesse zu beeinflussen – seien sie als Steuerung intendiert oder das Nebenprodukt von Algorithmen.

Gary T. Marx (2006) hat deshalb die Unterscheidung zwischen *hard* und *soft surveillance* eingeführt. Ersteres umschreibt Prozesse, die früher mit dem Tragen von Schlapphüten assoziiert wurden oder heutzutage etwa als IMSI-Catcher[3] daherkommen; Zweiteres meint die Potenzialität der Überwachung, die nicht als solche empfunden wird. Es muss eben kein_e Polizist_in ununterbrochen neben einem herfahren, um zu erfassen, wo sich jemand bewegt, solange das Smartphone (mit oder ohne WLAN-, Bluetooth- oder GPS-Aktivierung) eingeschaltet ist. Kevin D. Haggerty und Richard V. Ericson (2006) wiederum sprechen von *function creep*, um zu verdeutlichen, wie zu bestimmten Zwecken eingeführte Technologien und deren Daten (einzeln oder in Kombination mit anderen) geradezu proliferierend für andere Zwecke genutzt werden. Damit verbunden sprechen sie von einer *surveillance assemblage*: Es ist – international durchaus variierend – nicht mehr (nur) der orwellsche Big Brother, sondern eine Vielzahl höchst unterschiedlicher Akteur_innen und Systeme, die mit ihren Datenproduktionen und (potenziellen) Nutzungen ineinandergreifen, und als Überwachung deutbare Aktivitäten werden auch in privaten Beziehungen relevanter. Überwachung, so wiederum Shoshana Zuboff (2018), ist zu einem Motor und Kernelement des spätmodernen Kapitalismus geworden.

Trotz der drei genannten Aspekte und ihrer Einordnungen müssen die einzelnen technischen Neuerungen zunächst für sich betrachtet werden. Aus ubiquitärem Computing und ubiquitärer Digitalisierung lässt sich nicht ableiten, warum eine *konkrete* Neuerung wie PCT genutzt wird und was daraus folgt. Das „Zeitalter des Überwachungskapitalismus“ (Zuboff 2018) muss im interaktiven Handeln erst hervorgebracht werden. Technologien werden in der Praxis mit Bedeutungen gefüllt und erst so (in der Summe und in ihren Verbindungen) gesellschaftlich relevant.

2. Beobachtete Kindheit und Jugend: Parental Control Technologies

Unter der Abkürzung PCT werden zahlreiche Anwendungen und Geräte gefasst, die auf unterschiedliche Bereiche des elterlichen oder kindlichen und jugendlichen Lebens zielen. Wie Marx und Valerie Steeves (2010) ausführen, beginnt diese Bandbreite im weiteren Sinne bereits vorgeburtlich mit der

Möglichkeit des Zyklus- und Ovulationstrackings oder pränataler Diagnostik und setzt sich später dann als akustische oder häufig auch videobasierte Überwachung des – zumeist schlafenden – Babys oder Kleinkinds über das sogenannte Babyphone fort. Für Kinder und Jugendliche existieren viele weitere Produkte, vom vernetzten und abhörenden Spielzeug^[4] über private Drogentests bis hin zu Tests auf sexuelle Aktivität (vgl. ebd.). Am meisten etabliert und ausdifferenziert sind jedoch zum einen sogenannte Jugendschutz-Apps, die auf Aktivitäten von Kindern und Jugendlichen im Internet zielen, die Nachverfolgung und das Blockieren spezifischer Webseiten oder des Internetzugangs zu spezifischen Zeiten sowie das Lesen der online verschickten Nachrichten ermöglichen; zum anderen sind es die hier interessierenden *raumbezogenen* Parental Control Technologies. Diese nutzen Ortungstechnologien wie Global Positioning System (GPS) oder Radio-Frequency Identification (RFID) zur zeitgleichen oder zeitversetzten Nachverfolgung der kindlichen/jugendlichen Aufenthaltsorte durch die Eltern. Dazu sind die Kinder mit einem entsprechenden Gerät ausgestattet, das zum Beispiel in einen Anhänger, eine Armbanduhr/Smartwatch oder den Schulranzen integriert, aber auch in Kleidungsstücke eingenäht oder als Anwendung auf dem Smartphone des Kindes installiert sein kann. Die Eltern können nun auf ihrem Computer oder Smartphone je nach Funktionsumfang der entsprechenden Technologie live den Standort ihres Kindes auf einer Karte beobachten und bei Bewegung verfolgen (Tracking) oder sich rückwirkend die Historie der Aufenthaltsorte anzeigen lassen (Tracing; vgl. Gryl 2019). Viele der Technologien sind über diese Basisfunktion der räumlichen Ortung hinaus noch mit Zusatzfunktionen ausgestattet. Häufige Bestandteile sind zum Beispiel Notruftknöpfe und -funktionen oder das „Geofencing“, das es den Eltern erlaubt, spezifische Orte und Bereiche als „sichere“ und „gefährliche“ beziehungsweise erlaubte und verbotene Orte zu definieren und einen Alarm bei Verlassen und Betreten der jeweiligen Bereiche einzurichten. So können beispielsweise das eigene Zuhause oder die Schule als sicher definiert werden, sodass Eltern eine Benachrichtigung über ihr Smartphone erhalten, wenn ihr Kind zu Hause oder in der Schule angekommen ist. Umgekehrt können Orte wie viel befahrene Straßen, vermeintliche Kriminalitätsschwerpunkte, Industriebrachen, Rotlichtviertel oder Aufenthaltsorte „falscher Freunde“ als verboten markiert werden, sodass die Eltern in Echtzeit eine Warnung erhalten, wenn ihr Kind diese dennoch betritt. Welche Orte entsprechend ausgeschlossen werden, variiert mit den lokalen Gegebenheiten und deren Bewertungen durch die Nutzer_innen der PCT.

Der Markt für diese raumbezogenen Parental Control Technologies ist bereits groß, weit ausdifferenziert und stark wachsend: Die international verfügbare Tracking-App „Findmykids“ wurde den Angaben im Google Play Store zufolge bis Oktober 2020 bereits über zehn Millionen Mal heruntergeladen, die Anwendung „Life360“ sogar über 50 Millionen Mal, zudem mit circa einer Million Bewertungen. Das Play-Store-interne Ranking gibt als die drei erfolgreichsten Apps in der Kategorie „Eltern“ drei Parental Control Technologies an, die alle mindestens GPS-Ortung und Geofencing erlauben, zum Teil darüber hinaus auch Kontrollen der Handynutzung wie eine sekundengenaue Zeitleiste der kindlichen App-Nutzung oder eine automatische Erkennung „verdächtiger“ Fotos („FamiSafe“). Während „Life360“

vor allem in den USA große öffentliche Bekanntheit erlangt hat,[5] ist der Markt für ähnliche Anwendungen auch in Deutschland fest etabliert: Die Nutzungszahlen der deutschen Anwendung „Familonet“ stiegen innerhalb von vier Jahren von rund 500.000 (vgl. Kistler 2015) auf circa 2,5 Millionen im Jahr 2019 (vgl. Maas 2019).

Für Wearables und eigenständige Devices, die im Gegensatz zu oben genannten Anwendungen auch dann genutzt werden können, wenn das Kind (noch) kein eigenes Smartphone besitzt, gelten ähnliche Einschätzungen: Eine Suche beim Online-Versandhandel Amazon liefert für die Suchbegriffe „Kinder“ und „GPS“ über 3.000 Treffer – von Anhängern bis zur Kinder-Smartwatch –, die vielfach auch mit deutschsprachigen Bewertungen versehen sind. Der Mobilfunkanbieter Vodafone brachte im Jahr 2018 eine eigene Smartwatch heraus, die mit den Smartphones der Eltern verknüpft werden kann und explizit für Grundschulkindern beworben wird (vgl. Baumann 2018).[6] International werden solche Geräte als GPS-Tracker oder RFID-Tags mit unterschiedlichen Verbreitungsgraden etwa zur Kontrolle von Anwesenheitszeiten bereits an Schulen in den USA, Brasilien (Ema/Fujigaki 2011; Donath 2012), Japan, Südkorea (Ema/Fujigaki 2011) und Schweden (Nihlén Fahlquist 2017) eingesetzt. In Deutschland machte die in einen Schulranzen integrierte „Schulranzen-App“ über angekündigte Kooperationen unter anderem mit den Städten Wolfsburg (dort wurde die Kooperation nach massiver Kritik durch Datenschützer_innen mittlerweile wieder abgesagt; vgl. Greiner/Horchert 2018) und Ludwigsburg Schlagzeilen (vgl. Ludwigsburger Kreiszeitung 2018).

3. Vorstellungen kindgerechter Räume

Hinsichtlich der Funktionen solcher PCT und deren Anwendung ist das Grundprinzip elterlicher Kontrolle der kindlichen Wege und Aufenthaltsorte kein neues und die Ausgestaltung der Differenzierung zwischen kindgerechten und nicht kindgerechten Räumen ist dabei keineswegs eindeutig. Bereits die Vorstellung, es gäbe überhaupt so etwas wie Räume für Kinder – und damit auch solche, die für Kinder *nicht* geeignet sind –, ist keine historische Kontinuität, sondern vielmehr ein Produkt der Moderne. Erste Voraussetzung dafür war eine Perspektive auf Kindheit als eigenständige Lebensphase, die sich im 17. und 18. Jahrhundert herausformte – mit einem damit einhergehenden Bildungsverständnis, in dem das Lehren und Lernen an Bedeutung gewann und Kinder zunehmend Gegenstand – auch staatlicher – erzieherischer Zugriffe wurden (vgl. Schreiber 2018; Wucherpfennig 2019).

Im Zuge der Industrialisierung und der damit einhergehenden Trennung (männlicher) Lohnarbeit und (weiblicher) Haushaltsarbeit etablierte sich schließlich auch die ideologische Unterscheidung öffentlicher und privater Sphären, die dadurch ebenfalls jeweils geschlechtlich kodiert sind (vgl. Strüver 2018). Mit ihren Müttern und deren Sorgearbeit werden auch die Kinder zunehmend in die private Sphäre verwiesen – und in raumbezogenen PCT wird dies nicht zuletzt über die Markierung des eigenen Zuhauses als „sicherer Ort“ im Rahmen der Geofencing-Funktion (re-)produziert.

Thematisierungen kindgerechter Räume und damit einhergehende Problematisierungen von unbeaufsichtigter kindlicher Mobilität waren

jedoch von Beginn an zusätzlich milieu- beziehungsweise klassenspezifisch konnotiert. Als Folge von Armut und Ungleichheit wurden die sich neu etablierenden Kinderzimmer zunächst nur Teile des bürgerlichen Wohnens und auch die Aufsicht der Kinder durch Eltern oder Hausangestellte war entsprechenden Haushalten vorbehalten. Auf den Straßen der großen, industrialisierten Städte waren vor allem Kinder aus dem Proletariat präsent, was wiederum als Indikator für Erziehungsrisiken und für eine defizitäre, klassenspezifische Sozialisation als Gefährdung sozialer Ordnung gedeutet wurde. Es ging also um Gefahren für Kinder und Jugendliche – durch Gewalt, Verführung, Verkehr – und um Gefahren durch Kinder und Jugendliche, die durch die Straßensozialisation „Kriminalität“ erlernten oder gesellschaftliche Moralvorstellungen unterminierten.

Die mittlerweile zu Klassikern avancierten Diagnosen einer „Verhäuslichung“ (Zinnecker 1990) oder einer „Verinselung“ (Zeiger 1990) von Kindheit legen eine Verstärkung und Ausdifferenzierung von „Zonen der Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Kindern“ (Schreiber 2018: 309) in der Stadt nahe. Sie sind jedoch nicht unumstritten: Zwar wird auf die genannten Thesen der Verhäuslichung und Institutionalisierung von Kindheit, die zunehmend an gezielt für Kinder eingerichteten Orten und in Bildungseinrichtungen stattfindende, vielfach Bezug genommen, gleichzeitig wird jedoch aus einer sozialisations- und bildungstheoretischen Perspektive auch die Bedeutung der Zwischenwege für Kinder betont und auf deren eigensinnige Perspektiven und Praktiken verwiesen (vgl. Egger/Hummel 2016). Doch nicht nur die Frage, *ob* es spezifisch (nicht) kindgerechte Räume gibt, wurde historisch unterschiedlich beantwortet. Auch die Vorstellungen davon, *wie* diese Räume für Kinder auszusehen haben, unterliegen gesellschaftlichen und historischen Wandlungsprozessen. So changiert in der Pädagogik die Bewertung der Straße zwischen gesellschaftlichem Lernfeld und „Ort des Verderbens“ (vgl. Fegter/Andresen 2019; Behnken/Zinnecker 2019).

Diese kontroversen Perspektiven auf die Straße als (kein) Ort für Kinder verweisen auf die Funktionen raumbezogener Parental Control Technologies – Schutz (vor den Gefährdungen von Straße und Großstadt), Fürsorge und Kontrolle – sowie auf die fließenden Übergänge von „care and control“ (Lyon 2001). Dabei ist das Räumliche als Chiffre für Annahmen zu sozialen Phänomenen, Beziehungen und mit ihnen assoziierten Risiken zu lesen. Die „Straße“ ist diesbezüglich das Symbol für alle Räume außerhalb der Sichtbarkeit und Kontrolle von (als vertrauenswürdig gedeuteten) Erwachsenen – elterliche Wohnung, Heim, Schule, Sportverein, Kindergarten, Jugendzentrum.[7] PCT sind neue technische Optionen, mit den genannten Ambivalenzen und variierenden Problematisierungen umzugehen.

Das Technische der PCT ist jedoch nicht das einzige Neue und Strategien der Beaufsichtigung von Kindern verändern sich. Einige Eltern entscheiden sich für das sogenannte Chauffeurtag und bringen ihr Kind mit dem Fahrrad, dem Auto oder zu Fuß zur Schule, zu Freund_innen oder zum Musikunterricht, um so den sicheren Weg zu garantieren (vgl. Fotel/Thomsen 2004; Carver et al. 2013). Michael Feldhaus (2003) untersuchte Anfang der 2000er Jahre, wie und warum Eltern Handys nutzen, um die Aufenthaltsorte und Abwesenheitszeiten ihrer Kinder zu erfragen, zu kontrollieren und (neu) auszuhandeln. Entsprechende Praktiken führten, so Carol

Barron (2014, 2017), auch zu teilweise subversiven Umgangsstrategien der Kinder und Jugendlichen mit dieser elterlichen Kontrolle über Telefonate und Kurznachrichten. Der Unterschied zwischen der Handynutzung der frühen 2000er Jahre und dem Einsatz von Smartphones mit entsprechenden PCT-Apps liegt zuvorderst in der Intentionalität: Bringen Handys nur das Potenzial der Kontrolle (und permanenten) Erreichbarkeit mit sich und produzieren gegebenenfalls erst im Gebrauch den Verdacht der kindlich-jugendlichen Abweichung, zielen PCT explizit auf (auch unbemerkte/unverhandelte) Beobachtung. Der Unterschied zum „Chauffeur“ wiederum liegt in der Distanz und somit der „Unsichtbarkeit“ der Beobachtung sowie in den Daten, die über die Nutzung entstehen.

Die Frage ist nun, wie es dazu kommt, dass Eltern verstärkt zu Parental Control Technologies greifen. Die schlichte Existenz der technischen Möglichkeit reicht als Erklärung nicht aus.

4. Thesen zu Gründen der Verbreitung von PCT

Der PCT-Boom fällt zunächst in den erwähnten allgemeinen Boom der Technisierung und Digitalisierung. Immer mehr Bereiche des Lebens werden technisch organisiert und gemanagt und jenseits von Open-Source-Produkten werden die entsprechenden Techniken ökonomisch interessiert beworben – wobei Gewinne aus Verkaufs-/Abonnementpreisen und/oder über die Sammlung und den Verkauf der entstehenden Daten generiert werden. Unabhängig von Gebrauchswerten der Techniken für ihre Nutzer_innen erscheint diese Entwicklung „alternativlos“. [8] Insofern ist es naheliegend, dass Digitalisierung und Technisierung auch in Eltern-Kind-Beziehungen Einzug halten, wenn entsprechende Produkte verfügbar sind. Dies fällt jedoch in eine Phase gesellschaftlicher Transformation, die zur Interpretation der Nutzung und Verbreitung von PCT mitzudenken ist. Aktuelle Gesellschaften vor allem des globalen Nordens werden als neoliberale und neosoziale beschrieben, die zudem durch gesellschaftliche Ausdifferenzierung gekennzeichnet sind.

Zu nennen sind unter anderem deregulierte Arbeitsmärkte und – damit zusammenhängend – Änderungen bei wohlfahrtsstaatlichen Arrangements, die auf die jeweiligen Haushalte respektive Familien wirken. Dabei ist insbesondere die mit Ende des sogenannten Normalarbeitsverhältnisses teilweise erzwungene, teilweise im Kontext von weiblicher Emanzipation erwünschte Verbreitung von Doppelverdiener_innenhaushalten relevant. Zudem nimmt die Anzahl von Haushalten Alleinerziehender zu. Beide Familienkonstellationen bringen veränderte Herausforderungen in Bezug auf die Betreuung, Versorgung und Aufsicht von Kindern mit sich, die nur begrenzt durch Kitas, Ganztagschulen oder sozial differenziert durch Au-pair-Mädchen kompensiert werden (vgl. Jurczyk et al. 2009). Der generalisierte Anspruch an Eltern, sich um ihre Kinder „adäquat“ zu kümmern, und der stigmatisierende Vorwurf, Kinder gar „verwahrlosen“ zu lassen, wenn diese Teile des Tages ohne Betreuung sind, betrifft also nicht mehr ausschließlich unterprivilegierte Eltern, sondern es sind immer breitere Teile der Mittelschichten damit konfrontiert, das „Problem“ der Kinderbetreuung und der Sorge um die Kinder zu lösen. Politische und sozioökonomische Rahmenbedingungen bleiben in dieser individuellen

Responsibilisierung, für die PCT potenziell Teillösungen anbieten, jedoch **außen vor**: „None of the technologies – no matter how strange or impractical – offer anything more than micro-scale and private solutions to what are social and political-economic problems. Of course, in the contemporary neoliberal climate, that is precisely their allure.“ (Katz 2001: 49)

Solche objektivierbaren Hintergründe treffen neben der Verfügbarkeit der PCT ihrerseits auf veränderte Diskurse und Leitbilder im Zusammenhang mit der grundsätzlichen Ambivalenz von Fürsorge zwischen Versorgung, Sicherheit, Bildung und Autonomie. Zum einen geht es um Entwicklungen, **die als Securitization oder Versicherheitlichung gefasst werden, also darum**, immer mehr Bereiche des alltäglichen Lebens aus der Perspektive sicher/unsicher zu betrachten, und daran anknüpfende oder dem vorausgehende politische Programmatiken (vgl. Krasmann et al. 2014). Datensammlungen und Überwachungstechnologien werden typischerweise mittels Unsicherheitsdiskursen durchgesetzt. PCT können dann als Artefakte des spätmodernen Sicherheitsdispositivs begriffen werden. Sie versprechen, Aufenthalte und Bewegungen und damit soziale Aktivitäten transparenter zu machen, also neues Wissen zu produzieren und damit über Kontroll- und Interventionsmöglichkeiten (das spätere Gespräch mit der Tochter, der Ruf der Polizei etc.) Unsicherheiten oder auch nur Unsicherheitsgefühle zu reduzieren. Insbesondere Geofencing-Funktionen ermöglichen es, „unverantwortliches“ Verhalten von Kindern und Jugendlichen durch „verantwortliche“ Eltern sichtbar zu machen.

Bei den raum- und bewegungsbezogenen PCT geht es zudem um die **Verortung von Risiken**, wobei Apps auch neues „Wissen“ bereitstellen und so die Anlässe ihrer Nutzung mitproduzieren und gleichzeitig die Risiken über die **Möglichkeit räumlichen Vermeidungsverhaltens beherrschbar** erscheinen lassen. So zeigt der Marktführer „Life360“ in den USA auch „local threats in your area“, also „Crime Spots“ oder Wohnorte registrierter „sex offender“ auf den Karten an. Darüber hinaus fügen sich PCT in Sicherheitsstrategien, **die auf Prävention setzen**. Trends zur Technisierung und zur potenziell unbegrenzten Risikovorsorge greifen ineinander. In Bezug auf Kinder und Jugendliche bewegen sich diese Risiken auf zwei Ebenen: erstens der Sorge um mögliche Gefahren sowie darum, die eigene Fürsorge und Verantwortung angemessen gewährleisten zu können; und zweitens auf der Ebene des Risikos **von Abweichung – und damit des Strebens nach Regulierung insbesondere jugendlicher Identität und jugendlichen Verhaltens**.

Merkmale von Un-Sicherheitsdiskursen sind dementsprechend nicht nur staatliche Programme, vielmehr wird die Verantwortung für die eigene Sicherheit im neoliberalen Staat zunehmend an die Bürger_innen delegiert und marktförmig organisiert (vgl. Goold et al. 2010; Katz 2001). Mit dieser Kommodifizierung werden Sicherheits- und Kinderschutzprodukte zu Gütern – **und in ihrer Vermarktung und ihrem Erwerb spielen Schutz, Angst und Sicherheit eine große Rolle**. So zeigen Benjamin Goold et al. (2010: 9 f.), wie bereits der Akt des Erwerbs von Sicherheitsprodukten das Gefühl bringen kann, etwas selbst in die Hand genommen zu haben, und so Beruhigung ermöglicht. Beworben wird Sicherheit dementsprechend weniger im Kontext von Kontrolle als vielmehr von Selbstschutz: **Hilfe per Knopfdruck rufen zu können** (etwa familo.net/de). Gleichzeitig sind die Gründe für den Konsum

jedoch vielfältig und gehen deutlich darüber hinaus: Sicherheitsprodukte können Gegenstände von Moden, also „cool“ sein, und sie haben eine spezifische Ästhetik, die in die Konsumententscheidung einbezogen wird. Als Konsumgüter fungieren sie auch als „key marker of social identity and belonging“ (ebd.: 7) und sind so Mittel des Ausdrucks von Subjektivität, sozialer Hierarchie und Distinktion.

Der in Deutschland dominierende Anbieter familo.net wirbt entsprechend mit einer Multifunktionalität, die gleichzeitig vielfältige Be-Deutungen der App erlaubt: „Kommunikation, Freiheit, Sicherheit“ (familo.net/de) und auch die umgekehrte Richtung der Standort- und Bewegungsbestimmung bietet: Standorte von Eltern und Geschwistern können mit angezeigt und Gruppen zusammengestellt werden. Auch wird bei der Produktpräsentation mit der Einstellung von „Lieblingsorten“ begonnen, nicht mit „gefährlichen Orten“. Je nach Funktionalitätsumfang und Bewerbung werden also unterschiedliche Möglichkeiten und Wirkungen nahegelegt, die in der Anwendung erst hergestellt werden müssen.

Aber auch wenn man den Analysen zur Versicherheitlichung und den Thesen einer „politics of fear“ (Altheide 2009) oder eines „paranoid parenting“ (Furedi 2002) folgt, zeigen sich in der Literatur konkurrierende Annahmen: So argumentiert Jessica Nihlén Fahlquist (2017: 124), die Nutzung von PCT erlaube es Eltern, ihre Angst zu managen. Demgegenüber konstatieren Marx und Steeves (2010), dass die Bewerbung der Technologien einen geradezu appellativen Charakter entfalte, weil sie nicht nur vielfältige Risikolagen für Kinder und Jugendliche präsentiere, sondern auch Eltern (und Schulen) spezifisch adressiere: „parents and schools simply cannot ‚afford‘ to allow children to interact without surveillance because of the proliferating ‚risks‘ that must be managed and controlled“ (ebd.: 214).

Die Versicherheitlichung korrespondiert insofern zum anderen mit der neoliberalen Betonung von Eigenverantwortung und damit mit dem, was als Leitbild responsabilisierter Elternschaft diskutiert wird. Responsibilisierung bedeutet hier, Eltern nicht mehr nur für den Schutz ihrer Kinder etwa vor körperlicher Verletzung in die Verantwortung zu nehmen, sondern auch für ihre optimale Entwicklung und Förderung (vgl. Richter/Andresen 2012; Jergus et al. 2018). Die Anrufung an Eltern, eigenverantwortlich und präventiv tätig zu werden, ordnet sich dabei in allgemeine wohlfahrtsstaatliche Entwicklungen aktivierender Sozialpolitik ein (vgl. Lessenich 2008). Inhaltlich sind Verhaltenserwartungen dabei an Idealen und Lebensweisen der Mittelschicht orientiert und die somit milieuspezifische Kritik am Erziehungsverhalten erweist sich vielmehr als Kritik habitueller Unterschiede beziehungsweise als „Sanktionierung von Lebensstilen, ungleichen Ressourcen und gesellschaftlichen Machtverhältnissen als defizitäre Verhaltensmuster“ (Kutscher 2008: 40). Zu fragen ist damit auch, ob die Nicht-Nutzung von PCT prospektiv als defizitäre und mangelhafte Verantwortungsübernahme gedeutet oder empfunden wird.

Parental Control Technologies können somit als Instrumente der Ausübung elterlicher Eigenverantwortung im Zuge veränderter wohlfahrtsstaatlicher Arrangements und damit einhergehender normativer Vorstellungen von Elternschaft gelesen werden. Eltern und insbesondere Mütter sind gerade bei gleichzeitiger Berufstätigkeit verstärkt herausgefordert, den Anforderungen

eigenverantwortlich zu genügen. In diese Familiensituationen und Normenkomplexe treten nun Parental Control Technologies und – so Feldhaus (2003) für Handynutzung zur elterlichen Kontrolle – mit dem Wissen um diese (neuen) technologischen Möglichkeiten tritt zugleich die Verpflichtung zu ihrer Nutzung im Rahmen der verantwortungsvollen Erziehung. PCT ordnen sich damit in generelle Entwicklungen der Mediatisierung von Familie und das *remote parenting*, also die Gestaltung von Elternschaft über räumliche Distanz, ein (vgl. Kamin/Meister 2020; Ponte et al. 2018).

5. Thesen zur Nutzung von PCT und deren Folgen

Verantwortete Elternschaft und etwa arbeitsmarktgetriebenes *remote parenting* verweisen nicht nur auf neue Anforderungen, Elternschaft zu gestalten. Es stellt sich auch die Frage, welche Implikationen dies auf räumliche Aktivitäten und Strukturen hat. Überlegungen zur Nutzung von PCT und deren Folgen können damit in zwei Dimensionen diskutiert und in Bezug auf Stadt und Raum analysiert werden: einerseits hinsichtlich des „Wissens“, das die Apps und Wearables für die Nutzer_innen produzieren, und andererseits hinsichtlich der Daten, die PCT für die Hersteller_innen und für Dritte produzieren, die wiederum auf sozialräumliche Wirklichkeiten rückwirken und diese verändern können. Der Forschungsstand zu PCT ist bislang überschaubar, aber es werden diverse und teilweise konträre Befunde und Thesen diskutiert. Gleichzeitige ambivalente Effekte sind naheliegend.

So hat bereits die Forschung zu Mobiltelefonen gezeigt, dass diese nicht nur der elterlichen Fernkontrolle dienen, sondern auch als Mittel, mit dem die familiäre Beziehungsgestaltung (vgl. Röser 2007: 136 f.) im Allgemeinen und die Organisation funktionaler Abläufe im Besonderen erleichtert wird (vgl. Feldhaus 2003). Insofern liegt die Annahme nahe, dass PCT zwischen Eltern und Kindern nicht nur ein potenzielles Kontrollverhältnis etablieren, sondern auch neue Möglichkeiten zur Beziehungsgestaltung eröffnen, innerhalb derer wiederum Sicherheitsinteressen zwischen „care and control“ (vgl. auch Fotel/Thomsen 2004; Taylor/Rooney 2017) schwimmen. So gaben in einer Studie des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (2015: 59) 21 Prozent der befragten Eltern an, mittels Mobiltelefon die Sicherheit und Erreichbarkeit auf dem Schulweg zu gewährleisten und fernmündliche Absprachen zu treffen.

Mit und durch Technologien, die über räumliche Aktivitäten informieren, deutet sich zudem eine andere Konnotation an, die den Fokus gerade nicht auf Überwachung legt: Durch das potenzielle Monitoring der Bewegung könnten neue Freiräume wie etwa längere Spiel- oder Ausgehzeiten, Mobilität ohne elterliche Begleitung und erweiterte Aktivitätsradien verhandelt werden (Feldhaus 2003; Williams/Williams 2005). Gerade die Kontaktier- und Ortbarkeit könnte paradoxerweise zu Autonomiegewinnen bei Kindern und Jugendlichen führen, wie es Susann Fegter (2014: 28) auf Basis ihrer Untersuchung zum Frankfurter Bahnhofsviertel für Mobiltelefone und genderspezifisch für Mädchen beschreibt: Wege könnten dadurch ohne Begleitung von Erwachsenen erfolgen (vgl. Ponte et al. 2018; Lachance 2020). Die Deutung von PCT als „Erziehung aus der Distanz“ sowie – aus der Perspektive von Kindern und vor allem von Jugendlichen – teilweise als „lazy

parenting“ (vgl. Ghosh et al. 2018) kann wiederum als Ausdruck bemängelter Vernachlässigung oder Verlust des Raums für subjektiven Austausch[9] interpretiert werden, ist aber auch dahingehend sinnhaft, dass Jugendliche wegen so geduteter elterlicher Bequemlichkeit widerständige Praktiken entwickeln und solche Freiräume von Face-to-face-Begleitung nutzen: Das über die PCT produzierte Wissen, das an die Eltern übermittelt wird, beschränkt sich eben primär darauf, wo sich eine Person (bzw. ihr Smartphone, ihre Jacke oder ihr Ranzen) zu einer bestimmten Zeit befindet oder wohin sie sich bewegt. Was sie dort tut, bleibt unbekannt beziehungsweise wird aufgrund von mit den Orten verbundenen Erwartungen sozialer Phänomene assoziiert. Die potenzielle Kontrollintensität ist eine andere im Vergleich zum elterlichen Chauffeurdienst. Das „helicopter parenting“ (LeMoyné/Buchanan 2011) ist mit PCT *nur* ein technisiertes und so zunächst von geringerer Intensität. Freiheits- oder Autonomiegewinne für Kinder und Jugendliche sind örtlich jedoch auf die Räume beschränkt, die ihnen in den machtvollen Eltern-Kind-Aushandlungen zugestanden werden.

Die Möglichkeiten dessen, was Eltern über ihre Kinder auch unabhängig von einer freiwilligen Informationspreisgabe wissen können, verändern sich und das Wissen bleibt Gegenstand von interaktiven Aushandlungspraktiken. Innerhalb sozialer Beziehungen kann aber gerade die Bereitschaft des (partiellen) Nicht-Wissens und damit ein Entgegenbringen von Vertrauen als wesentliche Grundlage für die Gewährung von Privatsphäre gesehen werden (Drücke et al. 2007; Kühne 2019: 147 ff.). Eine weitere Frage hinsichtlich der Nutzung von PCT wäre also, ob sie zusätzlich oder anstelle anderer Kontrollpraktiken oder Wissensquellen eingesetzt werden und wie dies von den Beteiligten und gegebenenfalls involvierten Dritten – Geschwister, andere Eltern, Lehrer_innen etc. – gedeutet wird: als *care* oder *control*, als Schutz oder als Überwachung oder nur als Bequemlichkeit – und damit, ob die „Vertrauensfrage“ überhaupt relevant wird. Vor diesem Hintergrund erweist sich technologisch medierte Kontrolle also auch als Frage des Eingriffs in die Freiheitsrechte von Kindern und Jugendlichen sowie in ihre Möglichkeiten, Selbstbestimmung und -verantwortung zu erlernen und über räumliche Mobilität bisher unbekannte Erfahrungen zu machen, die jedoch nicht aus den Technologien selbst resultieren, sondern erst Ergebnis verhandelter Praktiken im Kontext konkurrierender Anforderungen an Elternschaft wären: „The ideals of protecting a child and promoting their independence can come into conflict with each other. Using technology to track children puts their potential conflict to the fore: How do we protect our children without impeding their growth as individuals?“ (Nihlén Fahlquist 2017: 125)

Die Anwendungen von PCT folgen unterschiedlichen Rationalitäten, die erst in diskursiver Praxis wirkmächtig werden. Pragmatistisch und interaktionistisch argumentiert (vgl. grundsätzlich: Blumer 1981), entstehen die Be-Deutungen erst im Gebrauch. Es entsteht jedoch nicht nur für Eltern anderes Wissen über ihre Kinder (oder in den selteneren Fällen vice versa). Die den PCT immanenten Datenproduktionen bieten Potenziale jenseits der Eltern-Kind-Beziehungen. Über die Verbreitung dieser Apps und Wearables und der massenhaft dabei erhobenen beziehungsweise „nebenbei“ entstehenden Daten sind diese in ihrer gesellschaftlichen Relevanz zu

denken. Greift man den US-amerikanischen Marktführer „Life360“ heraus, so verweist er in seinen Geschäftsbedingungen und der Privacy Policy auf diverse Kooperationspartner_innen und vielfältige Datenerhebungen, die für die eigentlichen Funktionen irrelevant sind.[10] Diese werden mit verschiedenen Partnerfirmen für Werbezwecke – zu denen explizit auch Facebook und Twitter gehören –, aber etwa auch mit Kfz-Versicherungen geteilt (die App beinhaltet auch eine Funktion, die sich auf die elterliche Kontrolle des Fahrverhaltens von Jugendlichen bezieht) und gegebenenfalls an Strafverfolgungs- und andere staatliche Behörden weitergegeben. (Bewegungs- und Aufenthalts-)Daten von Kindern und Jugendlichen können dann in die anfangs angedeuteten „Datenpools“ einfließen und Auswirkungen etwa auf ein „Scoring“ haben, das erst im späteren Leben relevant wird: individualisierend, wenn es bei Versicherungen oder Polizeibehörden um Zugehörigkeiten zu Risikokategorien oder um tatsächliche Aktivitäten der PCT-Träger_innen geht, und damit gleichzeitig statistisch und über die prospektive Steuerung gesellschaftlicher Prozesse. Gerade bei Daten zu Aufenthaltsorten geht es um die statistische Aggregation auf unterschiedlichen räumlichen Maßstabsebenen, aus denen heraus dann Rückschlüsse auf aktuelle oder zukünftige soziale Prozesse oder Ereignisse gezogen werden sollen.[11]

Damit ist anzunehmen, dass PCT sowohl für ihre direkten Nutzer_innen als auch gesellschaftlich Wechselwirkungen in Bezug auf Vorstellungen sozial-räumlich verfasster Strukturiertheit von Städten haben werden. So liegen bei lernenden Apps etwa selbstverstärkende Effekte nahe, wenn Gegenden, die oft mit Geofencing belegt werden, als neue „gefährliche Gegenden“ in die Karten der Apps eingespeist würden und so wiederum neues Geofencing nahelegten. Das Image von als gefährlich, amoralisch oder wie auch immer stigmatisierten Orten dürfte sich jenseits sonstiger Informationen verstärken und über Wirkungen auf Mobilität „reale“ Erfahrungen in dort verorteten Situationen unterminieren. PCT wären dann Teil einer technischen Konstruktion „gefährlicher Räume“. Auch könnten sich Ausprägungen (klein-räumlicher) Segregation verstärken und Möglichkeiten, den Umgang mit Differenz zu lernen, reduzieren, wenn eine „Verinselung“ und damit auch Bewegungen zwischen den Orten zunehmend technisch vorinformiert und gezielt stattfinden.

6. Fazit

Ob Technologien wie PCT Technologien der Kontrolle und Überwachung von Kindern und Jugendlichen sind oder werden, resultiert nicht aus den Technologien selbst. Entscheidend sind die konkreten Praktiken der Überwachung, die im Handeln interaktiv entstehen und machtvoll verhandelt werden, sowie die Bewertung dieser Praktiken. Parental Control Technologies verweisen daher nicht auf prinzipiell neue Konstellationen in Bezug auf das Verhältnis von Gesellschaft und Kindheit/Jugend einerseits und Eltern-Kind-Beziehungen und Elternschaft andererseits. Die Raum- und Mobilitätsbezogenheit der Apps und Wearables führt die mit der Industrialisierung und Urbanisierung entstandene Unterscheidung zwischen Räumen für Kinder und Räumen, die nicht für Kinder gedacht werden, technisiert fort. Sie modifizieren so die Praktiken der Kontrolle und damit die Formen ihrer

Aushandlungen und ihrer Wirkungen. Wie entsprechende Veränderungen in der Praxis hergestellt werden und was daraus folgt, ist noch offen. Parental Control Technologies können allerdings bereits jetzt als Technologien gelesen werden, die über die Digitalisierung neue Potenziale entfalten, die über Eltern-Kind-Beziehungen hinausgehen und sich in konkrete gesellschaftliche Entwicklungen fügen: veränderte Anforderungen an und veränderte Thematisierungen von Elternschaft einerseits und einen datengetriebenen Überwachungskapitalismus andererseits.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Duisburg-Essen gefördert.

Endnoten

- [1] Die Richtung der Kritik hat sich jedoch verändert. Ziele der Begriff etymologisch zunächst darauf, zu bezeichnen, dass jemand zu lange gewacht hat und damit die Tätigkeit ineffektiv wurde, wird nun die Tätigkeit an sich kritisiert.
- [2] Dabei ist zu berücksichtigen, dass es z. B. bei Internetnutzungen um eine Vielzahl von Daten für eine Vielzahl späterer Nutzer_innen geht (bei der Lektüre eines Spiegel-Online-Artikels etwa erfolgen oft viele Hundert Zugriffe von Externen): IP-Adresse und darüber grober Standort, Browser, Bildschirmgröße, Computerhersteller, Betriebssystem, Verweildauer, zuvor besuchte Seiten, Häufigkeit des Besuchs etc. – und dies nicht nur vom Seitenbetreiber, sondern von sämtlichen Anbieter_innen verlinkter oder eingebetteter Seiten.
- [3] IMSI-Catcher simulieren Mobilfunkzellen und erlauben es so, Informationen auf SIM-Karten auszulesen, Telefongespräche mitzuhören oder zu unterbinden und den Standort des Mobilfunkgeräts exakter zu bestimmen, ohne dass die Besitzer_innen dies einfach bemerken können.
- [4] Die „Hello Barbie“ beispielsweise ist mit Mikrophon, Spracherkennung und Konversationssoftware ausgestattet und kann auf Fragen und Sätze des mit ihr spielenden Kindes reagieren. Über eine Cloud können die Eltern auf die aufgezeichneten und gespeicherten Gespräche ihres Kindes mit der Puppe zugreifen (vgl. Mattel 2015; Praschl 2015).
- [5] Im Sommer 2019 wurde „Life360“ zu einem verbreiteten Meme auf der Social-Media-Plattform TikTok und kurz darauf zu einem intensiv diskutierten Gegenstand auf der Plattform Reddit (vgl. Ohlheiser 2019). Die Online-Debatten zogen große Aufmerksamkeit auf sich, unter anderem die des CEO der App, Chris Hulls, der im Folgenden medienwirksam unter Beteiligung jugendlicher TikTok-Nutzer_innen eine neue Funktion zur (vermeintlichen) Erhöhung der Privatsphäre einführte (vgl. Perez 2020).
- [6] Im Jahr 2020 wurde das firmeneigene Repertoire durch den „smarten“ Tracker „Curve“ erweitert, der neben GPS auch Bluetooth, Mobilfunk und WLAN zur Standortbestimmung verwendet und bewusst neutral vermarktet wird: „[...] etwa für die Verfolgung von Hunden, Wertsachen wie Schul- oder Laptop-Taschen und Autos“ (Hoepken 2020a). Zudem läuft gemeinsam mit dem Disney-Konzern die Entwicklung einer neuen, noch „smarteren“ „Kids-Watch“ (Hoepken 2020b).
- [7] Michael Schetsche hat die sich verändernden Konjunkturen der Problematisierung, ihrer Akteur_innen und Deutungsmuster und damit auch der Verortung sexualisierter Gewalt gegen Kinder herausgearbeitet: Wurde diese zunächst als „Triebverbrechen“ durch Fremde und außerhalb von Familie, Zuhause oder anderen Institutionen verortet, folgten – auch im Zuge von Emanzipationsprozessen – deren Verortung zunehmend in den Familien und Deutungen als „Missbrauch“ durch Väter (Schetsche 1993: 64). In jüngerer Zeit richten sich Problematisierungen verstärkt auf außerfamiliale Institutionen wie Sportvereine, Heime oder Kirchen.
- [8] So wird teilweise selbstverständlich beklagt, die Digitalisierung der Schulen sei „verschlafen“ worden, ohne überhaupt darzulegen, welchen Mehrwert die Digitalisierung für Lernprozesse außerhalb von „Pandemiezeiten“ hat.

- [9] „According to the discourses of the teens, the questions asked by those parents in these kinds of situations were not ‚how are you?‘, ‚where are you?‘ or even ‚who are you hanging out with?‘ but rather ‚are you still reachable?‘ and ‚will you answer me when I contact you?‘.“ (Lachance 2020: 357)
- [10] Für Kalifornien etwa benennt das Unternehmen explizit diese Datenarten: „Identifiers, such as your name, address, phone number, email address, unique device identifiers or other similar identifiers; California customer records, such as birth date and payment information; Commercial information, such as records of services purchased, obtained or considered; Internet/Network information, such as device information, logs and analytics data; Geolocation data, such as precise location data from your mobile device (e.g., GPS coordinates) or generated based on your IP address; Inferences about your interests and preferences, generated from your use of our services; and Other personal information, such as driving event and movement data collected from your mobile device, or content or messages you send through the Service.“ (<https://support.life360.com/hc/en-us/articles/360043228154-Full-Privacy-Policy>; letzter Zugriff am 11.8.2021)
- [11] Beim sogenannten predictive policing bzw. über den Bezug zu räumlichen Einheiten beim Geopolicing etwa geht es darum, über die Verbindung von Massendaten Ereignisse zu prognostizieren und räumlich spezifisch zu polizieren (Frers et al. 2013).

Autor_innen

Sarah Berg hat Soziale Arbeit studiert und arbeitet zu Sozialer Arbeit in der Stadt, abweichendem Verhalten und Kontrolle.
sarah.berg@uni-due.de

Jan Wehrheim ist Sozialwissenschaftler und Entwicklungspolitologe. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Stadt- und Devianzsoziologie sowie neue Kontrolltechnologien.
jan.wehrheim@uni-due.de

Literatur

- Altheide, David (2009): The Columbine shootings and the discourse of fear. In: *American Behavioral Scientist* 52/10, 1354-1370.
- Barron, Carol (2014): „I had no credit to ring you back“. Children’s strategies of negotiation and resistance to parental surveillance via mobile phones. In: *Surveillance & Society* 12/3, 401-413.
- Barron, Carol (2017): „Where are you, who are you with, what are you doing?“. Children’s strategies of negotiation and resistance to parental monitoring and surveillance via mobile phones. In: Emmeline Taylor / Tonya Rooney (Hg.), *Surveillance Futures. Social and ethical implications of new technologies for children and young people*. London/New York: Routledge, 110-121.
- Baumann, Janette (2018): V-Kids Watch: Neue Vodafone Smartwatch verbindet Dich mit Deinen Kindern. <https://www.vodafone.de/featured/inside-vodafone/v-kids-watch-neue-vodafone-smartwatch-verbindet-dich-mit-deinen-kindern/#/> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Behnken, Imbke / Zinnecker, Jürgen (2019): Straße. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), *Räume der Kindheit. Ein Glossar*. Bielefeld: transcript, 329-335.
- Belina, Bernd (2013): *Raum*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Blumer, Herbert (1981): Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit* Bd. 1. Opladen: Westdeutscher Verlag, 80-146.
- Carver, Alison / Watson, Ben / Shaw, Ben / Hillman, Mayer (2013): A comparison study of children’s independent mobility in England and Australia. In: *Childrens Geographies* 11/4, 461-475.
- Degele, Nina (2002): *Einführung in die Techniksoziologie*. München: W. Fink.
- Deutsches Institut für Vertrauen und Sicherheit im Internet (2015): *DIVSI U9-Studie. Kinder in der digitalen Welt. Eine Grundlagenstudie des SINUS-Instituts Heidelberg*

- im Auftrag des Deutschen Instituts für Vertrauen und Sicherheit im Internet (DIVSI). Hamburg. <https://www.divsi.de/wp-content/uploads/2015/06/U9-Studie-DIVSI-web.pdf> (letzter Zugriff am 20.11.2020).
- Donath, Andreas (2012): Schulkinder durch Funkchips erfassbar. <https://www.golem.de/news/rfid-schulkinder-durch-funkchips-erfassbar-1203-90726.html> (letzter Zugriff am 20.11.2020).
- Drüeke, Ricarda / Haug, Sonja / Keller, Wolfgang / Weber, Karsten (2007): Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser? – Privatsphäre und die Nutzung digitaler mobiler Endgeräte in interpersonalen Beziehungen. In: merz – medien + erziehung, Zeitschrift für Medienpädagogik 51/6, 25-35.
- Egger, Rudolf / Hummel, Sandra (2016): Lernwelt Schulweg. Sozialräumliche Annäherungen an ein Alltagsphänomen. Wiesbaden: Springer VS.
- Ema, Arisa / Fujigaki, Yuko (2011): How far can child surveillance go? Assessing the parental perceptions of an RFID child monitoring system in Japan. In: Surveillance & Society 9/1-2, 132-148.
- Fegter, Susann (2014): Mobilität – Technik – Geschlecht: Sozialisationsprozesse von Jungen und Mädchen in der Stadt. In: Berliner Debatte Initial 3, 20-33.
- Fegter, Susann / Andresen, Sabine (2019): Erziehung und Bildung in der Kindheit. In: Fabian Kessl / Christian Reutlinger (Hg.), Handbuch Sozialraum. Wiesbaden: Springer VS, 401-418.
- Feldhaus, Michael (2003): „Remote Control“ durch das Mobiltelefon – empirische Ergebnisse zu einer neuen Qualität in der Soziologie der Erziehung. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 23/4, 416-432.
- Fotel, Trine / Thomsen, Thyra Uth (2004): The surveillance of children's mobility. In: Surveillance & Society 1/4, 535-554.
- Frers, Lars / Krasmann, Susanne / Wehrheim, Jan (2013): Geopolicing und Kriminalitätskartierungen. Wie Polizeien sich ein Bild machen. In: Kriminologisches Journal 45/3, 166-179.
- Furedi, Frank (2002): Paranoid parenting: Why ignoring the experts may be best for your child. Chicago: Chicago Review Press.
- Ghosh, Arup Kumar / Badillo-Urquiola, Karla / Guha, Shion / LaViola Jr, Joseph J. / Wisniewski, Pamela J. (2018): Safety vs. surveillance: What children have to say about mobile apps for parental control. In: Regan Mandryk / Mark Hancock (Hg.), Engage with CHI. Proceedings of the 2018 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems. New York: Association for Computing Machinery, 1-14.
- Goold, Benjamin / Loader, Ian / Thumala, Angelica (2010): Consuming security? Tools for a sociology of security consumption. In: Theoretical Criminology 14/3: 3-30.
- Greiner, Lena / Horchert, Judith (2018): Der Spion im Ranzen. In: Der Spiegel, 25.1.2018. <https://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/schutzranzen-wolfsburg-stoppt-projekt-mit-peilsendern-an-schultaschen-a-1189624.html> (letzter Zugriff am 25.11.2020).
- Gryl, Inga (2019): Tracking. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, 336-341.
- Haggerty, Kevin D. / Ericson, Richard V. (2006): The new politics of surveillance and visibility. In: Kevin D. Haggerty / Richard V. Ericson (Hg.), The new politics of surveillance and visibility. Toronto u. a.: University of Toronto Press, 3-25.
- Hoepken, Thorsten (2020a): Vodafone Curve: Brandneuer GPS-Tracker verbindet, was uns lieb und teuer ist. <https://www.vodafone.de/newsroom/digitales-leben/vodafone-curve-brandneuer-gps-tracker-verbindet-was-uns-lieb-und-teuer-ist/> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Hoepken, Thorsten (2020b): Vodafone und Disney kooperieren bei der Entwicklung einer neuen Smart Watch für Kinder. <https://www.vodafone.de/newsroom/digitales-leben/vodafone-und-disney-kooperieren-bei-der-entwicklung-einer-neuen-smart-watch-fuer-kinder/> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Jergus, Kerstin / Krüger, Jens Oliver / Roch, Anna (2018): Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Einleitung in den Band. In: Kerstin Jergus / Jens Oliver Krüger / Anna Roch (Hg.), Elternschaft zwischen Projekt und Projektion. Aktuelle Perspektiven der Elternforschung. Wiesbaden: Springer VS, 1-27.
- Jurczyk, Karin / Schier, Michaela / Szymenderski, Peggy / Lange, Andreas / Voß, Günter (2009): Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie. Berlin: edition sigma.
- Kamin, Anna-Maria / Meister, Dorothee M. (2020): Familie und Medien. In: Jutta Ecarius / Anja Schierbaum (Hg.), Handbuch Familie Bd. 3. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 1-19.

- Katz, Cindi (2001): The state goes home: Local hyper-vigilance of children and the global retreat from social reproduction. In: *Social Justice* 28/3, 47-56.
- Kistler, Katharina (2015): Tracking-Apps. Wenn Eltern das Handy der Kinder ausspähen. In: *Wirtschaftswoche*, 9.7.2015. <http://www.wiwo.de/technologie/digitale-welt/tracking-apps-wenn-eltern-das-handy-der-kinder-ausspaehen/11998838-all.html> (letzter Zugriff am 10.7.2020).
- Krasmann, Susanne / Kreissl, Reinhard / Kühne, Sylvia / Paul, Bettina / Schlepper, Christina (2014): Die gesellschaftliche Konstruktion von Sicherheit. Zur medialen Vermittlung und Wahrnehmung der Terrorismusbekämpfung. Schriftenreihe Forschungsforum Öffentliche Sicherheit, Berlin.
- Kühne, Sylvia (2019): Sanfte Überwachung? Eine Untersuchung zur Akzeptanz von digitalen Fingerabdrucktechnologien im Alltag. Dissertationsschrift Universität Hamburg. <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2019/9995/pdf/Dissertation.pdf> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Kutscher, Nadia (2008): Prävention unter Druck. Frühwarnsysteme und Elterntrainings. In: *Sozial Extra* 32/1-2, 38-41.
- Lachance, Jocelyn (2020): Parental surveillance of teens in the digital era: the „ritual of confession” to the „ritual of repentance”. In: *International Journal of Adolescence and Youth* 25/1, 355-363.
- LeMoyne, Terri / Buchanan, Tom (2011): Does „hovering” matter? Helicopter parenting and its effect on well-being. In: *Sociological Spectrum* 31/4, 399-418.
- Lessenich, Stephan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Ludwigsburger Kreiszeitung (2018): Wirbel um neue Schulranzen-App. In: *Ludwigsburger Kreiszeitung*, 29.1.2018. https://www.lkz.de/lokales/stadt-ludwigsburg_artikel,-wirbel-um-neue-schulranzen-app-_arid,462118.html (letzter Zugriff am 25.11.2020).
- Lyon, David (2001): *Surveillance society. Monitoring everyday life.* Buckingham/Philadelphia: Open University Press.
- Maas, Marie-Charlotte (2019): FAMILONET: Gründer kaufen Ortungs-App zurück. In: *Wirtschaftswoche Gründer*, 28.8.2019. <https://gruender.wiwo.de/familonet-gruender-kaufen-ortungs-app-zurueck/> (letzter Zugriff am 25.11.2020).
- Marx, Gary T. (2006): Soft surveillance: The growth of mandatory volunteerism in collecting personal information – „Hey buddy can you spare a DNA?”. In: Torin Monahan (Hg.), *Surveillance and security. Technological politics and power in everyday life.* New York/London: Routledge, 37-56.
- Marx, Gary T. / Steeves, Valerie (2010): From the beginning: Children as subjects and agents of surveillance. In: *Surveillance & Society* 7/3, 192-230.
- Mattel (2015): Hello Barbie Messaging Q&A. <http://helloworldbarbiefaq.mattel.com/wp-content/uploads/2015/12/hellobarbie-faq-v3.pdf> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- de Montjoye, Yves-Alexandre / Radaelli, Laura / Singh, Vivek Kumar / Pentland, Alex S. (2015): Unique in the shopping mall. On the reidentifiability of credit card metadata. In: *Science* 347/6221, 536-539.
- Nihlén Fahlquist, Jessica (2017): The ethical concerns of using GPS to track children. In: Emmeline Taylor / Tonya Rooney (Hg.), *Surveillance futures. Social and ethical implications of new technologies for children and young people.* London/New York: Routledge, 122-131.
- Ohlheiser, Abby (2019): „Don’t leave campus”. Parents are now using tracking apps to watch their kids at college. In: *The Washington Post*, 22.10.2019. <https://www.washingtonpost.com/technology/2019/10/22/dont-leave-campus-parents-are-now-using-tracking-apps-watch-their-kids-college/> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Perez, Sarah (2020): Family tracking app Life360 launches „Bubbles”, a location-sharing feature inspired by teens on TikTok. <https://techcrunch.com/2020/10/12/family-tracking-app-life360-launches-bubbles-a-location-sharing-feature-inspired-by-teens-on-tiktok/> (letzter Zugriff am 26.11.2020).
- Ponte, Cristina / Velicu, Anka / Simões, José Alberto / Lampert, Claudia (2018): Parental practices in the era of smartphones. In: Jane Vincent / Leslie Haddon (Hg.), *Smartphone cultures.* London: Routledge, 41-54.
- Praschl, Peter (2015): Eine Barbie mit WLAN ist das Ende der Kindheit. In: *Welt*, 22.4.2015. www.welt.de/kultur/article139863883/Eine-Barbie-mit-WLAN-ist-das-Ende-der-Kindheit.html (letzter Zugriff am 25.11.2020).
- Richter, Martina / Andresen, Sabine (2012): Orte „guter“ Kindheit? Aufwachsen im Spannungsfeld öffentlicher und privater Verantwortung. In: Andreas Lange / Regina

- Soremski (Hg.), Familie als Bildungswelt – Bildungswelt Familie. Schwerpunktheft der Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE) 32/3, 250-265.
- Rocher, Luc / Hendrickx, Julien M. / de Montjoye, Yves-Alexandre (2019): Estimating the success of re-identifications in incomplete datasets using generative models. In: Nature Communication 10/1, 3069.
- Röser, Jutta (2007): Medialisierter Beziehungsalltag. Wie im Medienhandeln Gemeinschaft und Rückzug gestaltet werden. In: Werner Faulstich (Hg.), Beziehungskulturen. München: Fink, 130-139.
- Schetsche, Michael (1993): Sexualkontakte zwischen Erwachsenen und Kindern als soziales Problem. In: Soziale Probleme 4, 56-77.
- Schreiber, Verena (2018): Kindheit. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 306-312.
- Strüver, Anke (2018): Doreen Massey – Stadt und Geschlecht. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 42-47.
- Taylor, Emmeline / Rooney, Tonya (2017): Digital playgrounds. Growing up in the surveillance age. In: Emmeline Taylor / Tonya Rooney (Hg.), Surveillance futures. Social and ethical implications of new technologies for children and young people. London/New York: Routledge, 1-16.
- Williams, Stephen / Williams, Lynda (2005): Space invaders. The negotiation of teenage boundaries through the mobile phone. In: The Sociological Review 53/2, 314-331.
- Wucherpfnig, Claudia (2019): Kinderzimmer. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, 179-184.
- Zeiber, Helga (1990): Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern – Einheitlichkeit oder Verinselung? In: Lothar Bertels / Ulf Herlyn (Hg.), Lebenslauf und Raumerfahrung. Opladen: Leske + Budrich, 35-58.
- Zinnecker, Jürgen (1990): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. In: Imbke Behnken (Hg.), Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 142-162.
- Zuboff, Shoshana (2018): Das Zeitalter des Überwachungskapitalismus. Frankfurt am Main/New York: Campus.

Parental Control Technologies and the surveillance of children's mobility

In the context of advancing (urban) technisation and digitalisation, a continuously growing market of tracking applications is establishing, enabling parents to find out the location of their children in real-time and track their movements. However, the mere availability of these parental control technologies does not explain their actual use. Nor does their definition as control and surveillance of children and adolescents result from the technologies themselves, but is being negotiated in interactions and practices. The article proposes hypotheses on why these technologies are increasingly used and what consequences this has for the individual and society and asks which implications this holds for urban research.

Gemeinschaftsnarrative unter Kindern und Jugendlichen in marginalisierten Quartieren

Strategien im Umgang mit stigmatisierenden Diskursen am Mehringplatz in Berlin-Kreuzberg

Nils Zimmer

Das Quartier am Mehringplatz in Berlin-Kreuzberg ist seit vielen Jahren einer immensen Stigmatisierung ausgesetzt. Die Diskurse rund um den Stadtteil zeichnen sich durch eine (Re-)Produktion rassistischer und diskriminierender Bilder aus. Diese ignorieren soziale Ungleichheiten und strukturelle Benachteiligungen infolge gesellschaftlicher Machtverhältnisse. Vor allem die Kinder und Jugendlichen aus dem Stadtteil werden dabei eigenen Repräsentationen beraubt. Daher bleiben ihnen kaum Möglichkeiten, die vorgefertigten Bilder und die ihr innewohnende Gewalt aufzubrechen. Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, welche Strategien die Kinder und Jugendlichen im Umgang mit diesen Darstellungen des Quartiers entwickeln und wie sie diesen für sie so wichtigen Raum selbst wahrnehmen. Der Artikel basiert auf den Ergebnissen einer ethnographischen Studie.

Ersteinreichung: 30. November 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Anfang 2016 begann ich als sozialpädagogischer Betreuer im Offenen Bereich einer Kinder- und Jugendeinrichtung im Quartier am Mehringplatz in Berlin-Kreuzberg zu arbeiten – in einer Gegend, die keinen guten Ruf genießt. Das Quartier zeichnet sich durch einen hohen Anteil an Familien mit Migrationsgeschichte sowie überdurchschnittlich viele Haushalte in ökonomisch prekären Verhältnissen aus. Das führt für viele Bewohner_innen zu einer Überschneidung multipler benachteiligender Faktoren, zu denen auch die Stigmatisierung des Viertels beiträgt. Dieser Beitrag wirft eingangs einen Blick auf die sozialräumlichen Strukturen des Stadtteils. Anschließend geht es um die Frage, welche Kräfte an den stigmatisierenden Zuschreibungen des Quartiers und seiner Bewohner_innen beteiligt sind. Das macht eine Auseinandersetzung mit den Darstellungen des Quartiersmanagements sowie mit der raumbezogenen Stadtpolitik des Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt“ (kurz: „Soziale Stadt“) erforderlich. Darauf folgt eine Betrachtung des medialen Umgangs mit der Gegend, bevor der Beitrag wissenschaftliche Perspektiven auf marginalisierte Stadtteile und deren Stigmatisierung diskutiert. Da es letztlich die Erzählungen der Kinder und Jugendlichen waren, die mich auf die Idee brachten, diese Untersuchung durchzuführen, geht der Beitrag nach einer kurzen

Erläuterung des methodischen Vorgehens und einer Reflexion meiner eigenen Rolle im Feld der zentralen Frage nach: Welche Strategien entwickeln diese Kinder und Jugendlichen im Umgang mit den stigmatisierenden Zuschreibungen? Dabei lassen sich drei zentrale Narrative ausmachen, die sich grob wie folgt charakterisieren lassen: erstens eine diskursive Umkehr gesamtgesellschaftlicher Mehrheits- und Machtverhältnisse, zweitens positive (Gegen-)Erzählungen und drittens Formen der Aneignung des Stigmas. Alle drei Narrative bedürfen hinsichtlich ihrer Verwobenheit mit multiplen Ausgrenzungs- und Diskriminierungserfahrungen eines genauen analytischen Blicks.

2. Das Quartier am Mehringplatz

Das Quartier am Mehringplatz liegt im nordwestlichen Teil Kreuzbergs und damit im Zentrum Berlins. Architektonisch zeichnet es sich durch Gebäude im Stil des sozialen Wohnungsbaus der 1970er Jahre und große Wohnblocks aus. Laut dem Amt für Statistik Berlin-Brandenburg haben knapp 71 Prozent aller Einwohner_innen einen sogenannten Migrationshintergrund. Viele Haushalte leben in ökonomisch prekären Verhältnissen. Gemessen am Altersdurchschnitt der Bewohner_innen handelt es sich um einen vergleichsweise jungen Stadtteil (vgl. QM 2017: 7). Das Bild des Quartiers ist seit etlichen Jahren von großflächigen Bauarbeiten geprägt, in deren Folge Teile des Gebiets immer wieder abgesperrt sind. Regelmäßig betonen die aus dem Quartier stammenden Kinder und Jugendlichen, wie sehr sie sich dadurch räumlich eingeschränkt fühlten – manche von ihnen kennen die Gegend gar nicht anders. Nicht selten mutmaßen sie, die Arbeiten würden nur deshalb so lange anhalten, weil sich schlichtweg niemand für die Gegend und deren Bewohner_innen interessiere.

Seit 2005 ist das Quartier Teil des Programms „Soziale Stadt“. Bauliche Mängel, fehlende Ressourcen im Bereich kultureller und sozialer Angebote, die prekäre wirtschaftliche Lage eines Großteils der Haushalte sowie mangelnde Möglichkeiten politischer Partizipation für viele Bewohner_innen aufgrund der fehlenden deutschen Staatsangehörigkeit führen dazu, dass das Quartier als marginalisiert bezeichnet werden kann (vgl. Ottersbach 2003: 34 f.).

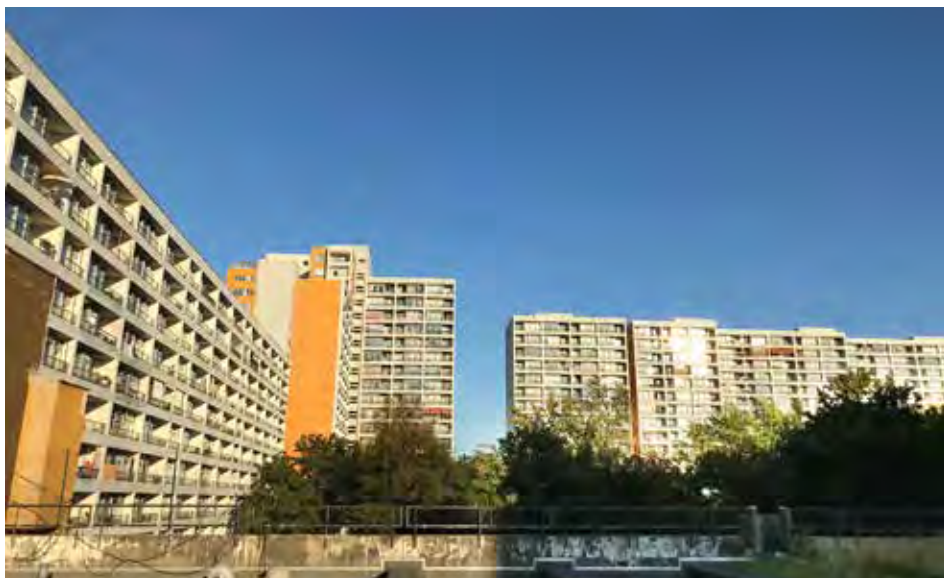


Abb. 1 Hochhäuser im Quartier am Mehringplatz (Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 2 Seit Jahren ist der Mehringplatz wegen Bauarbeiten gesperrt (Quelle: eigene Aufnahme)

Solche Stadtteile, die sich durch vielfältige benachteiligende Faktoren auszeichnen, sind ein Ausdruck kapitalistischer Urbanisierungsprozesse (vgl. Harvey 2009 [1973]: 110 ff.).^[1] Diese Prozesse führen dazu, dass sich gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse in den städtischen Strukturen abbilden (vgl. Bürkner 2020: 158; Kemper 2018; Alisch 2018: 504 f.; Farwick 2007: 114 f.). Dahinter verbergen sich Strategien, die aus raumanalytischer Sicht als Territorialisierung bezeichnet werden können und eine spezifische Form der Machtausübung ermöglichen (vgl. Belina 2017: 88 ff.). Hans-Joachim Bürkner (2020) bemerkt dazu: „Segregation entsteht nicht nur in der sozialen Praxis, sie wird auch politisch inszeniert, d.h. je nach Interessenlage gefördert, bekämpft oder hingenommen“ (Bürkner 2020: 160 f.). Betroffene Stadtviertel weisen eine tendenzielle Homogenität hinsichtlich der Klassenlage ihrer Bewohner_innen auf bei gleichzeitig deutlicher Heterogenität hinsichtlich aller anderen Faktoren (vgl. Alisch 2018: 505). Dabei fallen ethnische und soziale Segregationsprozesse häufig ineinander, da migrantische Familien überproportional stark von prekären Beschäftigungsverhältnissen betroffen sind (vgl. ebd.: 507; Farwick 2018: 5).^[2] Das darf jedoch nicht dazu führen, „soziale Problemlagen einseitig auf die Dimension Ethnie zu reduzieren“ (Alisch 2018: 507) oder „falsche Schlüsse hinsichtlich einer mangelnden Integration der Zugewanderten“ (ebd.) zu ziehen. Zudem hat die Marginalisierung des Quartiers keineswegs nur sozioökonomische Faktoren. Auch Aspekte von Stigmatisierung müssen in den Blick genommen werden (vgl. Wacquant/Slater/Borges Pereira 2014: 1272; Ottersbach 2009: 55 f.; Gebhardt 2001: 12), denn ein negatives Image „fördert und festigt schließlich den Prozess der Marginalisierung“ (Chamakalayil et al. 2017: 179) und ist so an der (Re-)Produktion beziehungsweise Verstärkung sozialer Ungleichheiten beteiligt (vgl. Bürkner 2020: 160; Chamakalayil et al. 2017: 178 f.; Hill 2016: 55; Ottersbach 2009: 55 f.; Wacquant 2007: 400). Da es in erster Linie die mediale und stadtpolitische Berichterstattung ist, die zur Konstruktion des Stadtteils als Problemquartier beiträgt, unterziehe ich diese im Folgenden einer genaueren Analyse.

3. Die Konstruktion des Stadtraums als benachteiligtes Quartier

Für das Quartier am Mehringplatz wird seit 2013 alle zwei Jahre das Integrierte Handlungs- und Entwicklungskonzept (IHEK) veröffentlicht. Es beschreibt aktuelle Entwicklungen und vermeintliche Probleme des Gebiets und leitet daraus Handlungsbedarfe sowie Zielvorstellungen ab. Den Handlungskonzepten wird seitens der sozialen Stadtpolitik eine hohe Signifikanz eingeräumt (vgl. Walther/Güntner 2007: 396 f.). Im Folgenden werfe ich einen genaueren Blick auf das vom Quartiersmanagement am Mehringplatz veröffentlichte IHEK für die Jahre 2017 bis 2019. Dieses nimmt eine konstante Dichotomisierung zwischen autochthonen Deutschen und migrantischen Familien vor. Letzteren werden vehement desintegrative Eigenschaften und ein geringes Verantwortungsbewusstsein für den Sozialraum unterstellt. Neben der insgesamt starken defizitorientierten Fokussierung auf die migrantischen Familien des Stadtteils macht der Bericht Müll und Schmutz, ein unattraktives Erscheinungsbild, drogen- und alkoholkonsumierende Gruppen, die geringe Kaufkraft der Bewohner_innen, hohe Erwerbslosigkeit, einen insgesamt niedrigen Bildungsstand und kriminelle Jugendliche als Probleme des Quartiers ausfindig (vgl. QM 2017). Mit Blick auf Letztere heißt es etwa, dass Ansammlungen von Jugendlichen in den Abendstunden das Unsicherheitsgefühl im Quartier förderten (vgl. ebd.: 17). Zugleich führen Bautätigkeiten und Modernisierungsarbeiten sowie ausgelaufene Mietpreisbindungen im Gebiet zu immensen Mietsteigerungen und zur Entstehung von (Eigentums-)Wohnungen im hochpreisigen Segment (vgl. ebd.: 16). Dies mache „Prognosen über die soziale Schicht der neuen Bewohnerschaft möglich“ (ebd.: 16), deren Einbindung für das Quartiersmanagement von fundamentaler Bedeutung ist. Um diese Einbindung zu erreichen, sollen Bildungseinrichtungen, die sich seit Jahren in Sanierung befinden, endlich fertiggestellt und so neu ausgerichtet werden, dass sie nicht mehr nur von der bisherigen Bewohner_innenschaft genutzt werden (vgl. ebd.: 19). Diese Maßnahmen betrachtet das Quartiersmanagement als entscheidenden Schritt, „um die weitere Ausbildung von Parallelgesellschaften am Mehringplatz zu verringern“ (ebd.: 5). Bei den Kindern und Jugendlichen, um die es in der vorliegenden Untersuchung geht, sorgt die Entstehung eben jener neuen Nachbarschaften hingegen für wenig Begeisterung. Der 20-jährige Deniz, der am Mehringplatz aufgewachsen ist und noch immer dort lebt, äußert sich dazu in einem kürzlich ausgestrahlten Bericht des *Rundfunks Berlin-Brandenburg* (rbb 2021) folgendermaßen: „Für mich persönlich ist es eine Sorge, weil man fühlt sich irgendwie so, dass man hier außen rum zugebaut wird von neuen Leuten. Und dass wir irgendwann alle hier innen drin rausgenommen werden. So fühlt sich das an für uns“ (rbb 2021).

Das Quartiersmanagement als Herausgeberin des IHEK 2017-2019 ist Teil einer Interventionsstrategie, deren Ziel die Stabilisierung defizitärer Nachbarschaften ist. Diese sollen zu „selbstständig lebensfähigen Stadtteilen mit positiver Zukunftsperspektive“ (Difu 2003: 299) gemacht werden. Als eigenständiger Maßnahmenswerpunkt wurde 2005 die „Integration von Migrantinnen und Migranten“ (Reimann/Schuleri-Hartje 2005) hinzugefügt. So bringt das Programm „Soziale Stadt“ betreffende Stadtteile nicht nur mit

fehlendem ökonomischem Kapital, sondern stets auch mit Migration in Verbindung und problematisiert diese (vgl. Weber 2013; Lanz 2002: 69 ff.). Das hat eine (Re-)Produktion gesellschaftlicher Differenzierungen zur Folge und macht insbesondere Menschen mit Migrationsgeschichte zu Träger_innen von Problemen oder zu Abweichter_innen (vgl. Weber 2013). Dieser Hergang kann als Prozess der Entgleichung bezeichnet werden (vgl. dazu Lanz 2007: 357 ff.; Terkessidis 2004: 195 ff.). Thomas Franke (2014) weist auf die Schwierigkeiten der Bewertung vermeintlicher Defizite hin, die sich nicht nur auf Statistiken berufen, sondern ebenso auf subjektive Aussagen über den sozialen Zusammenhalt oder Gefühle der (Un-)Sicherheit innerhalb eines Quartiers (vgl. ebd.: 162). Im Falle des Mehringplatzes stützt sich das Quartiersmanagement dabei nicht unwesentlich auf Informationen des Quartiersrats, der sich aus Anwohner_innen und lokalen Akteur_innen zusammensetzt. In diesem Quartiersrat sind jedoch Personen, die nicht autochthon deutsch sind, deutlich unterrepräsentiert. Die Perspektive von Kindern und Jugendlichen fehlt gänzlich. Das ist für solche Formen der quartiersbezogenen Beteiligung nicht ungewöhnlich (vgl. Holm 2010). Margit Mayer (2003) schreibt dazu: „In Gebieten wo das Quartiersmanagement zum Einsatz kommt, ist ein häufig beobachteter Effekt, dass bestimmte Stadtteilbewohnergruppen beteiligt werden bei gleichzeitiger Ausgrenzung anderer (unerwünschter oder problematischer) Gruppen“ (ebd.: 272). Diese Einschätzung deckt sich mit der Wahrnehmung mehrerer Jugendlicher, die mir gegenüber einst äußerten, deshalb keine Lust zu haben, sich am Quartiersrat zu beteiligen.

Als wichtigen Schritt betrachtet das Quartiersmanagement die Schaffung einer „sozialen Mischung“, womit im Wesentlichen der Zuzug sozioökonomisch bessergestellter, autochthon deutscher Familien und deren Einbindung in das Quartier gemeint ist. Solche Formen der Durchmischung sollen bewirken, dass Quartiere wie das am Mehringplatz „normalisiert“ werden. Dadurch wird allerdings nicht nur eine Verdrängung ökonomisch deprivilegierter Haushalte forciert (vgl. Böhmer/Holm/Jacob 2021: 136 ff.; Rinn 2018: 21 ff.; Holm 2010). Obendrein wird die fehlende „soziale Mischung“ nur dann problematisiert, wenn es sich um Quartiere handelt, die von Migration und Armut geprägt sind (vgl. Ha/Schneider 2020: 62; Alisch 2018: 509 f.; Ronneberger/Tsianos 2009: 144). Moritz Rinn (2018) kommt folglich zu dem Schluss: „Diese Arbeit an der Verbürgerlichung der Stadt will soziale Ungleichheiten nicht abbauen, sondern re-arrangieren“ (ebd.: 22). Es verwundert daher kaum, dass eine solche (Stadt-)Politik im Kampf gegen Armut wirkungslos ist und auch die räumliche Konzentration prekärer Haushalte innerhalb städtischer Gebiete nicht abgenommen hat (vgl. Zimmer-Hegmann 2014: 126 f.; Ronneberger/Tsianos 2009: 144 f.). Stattdessen führt die Lokalisierung sozialer Probleme im Sinne einer räumlichen Verortung dazu, bestimmte Stadtteile als benachteiligt zu klassifizieren und damit aktiv zu deren Stigmatisierung beizutragen (vgl. Preissing 2019a: 45 f.; Weber 2013: 268; Walther/Güntner 2007: 395).

4. „...der größte Schandfleck der Hauptstadt“ – mediale Darstellungen

In verschiedenen Berliner Tageszeitungen fanden sich in den vergangenen Jahren Berichte über das Quartier am Mehringplatz, die sich einer sehr

bildgewaltigen Sprache bedienen und regelmäßig völlig überzogene Schreckensszenarien kreierten. Auch diese Zeitungsberichte verweisen meist ohne ersichtlichen Grund auf den hohen Anteil migrantischer Familien oder die vergleichsweise hohe Anzahl von Personen, die Transferleistungen beziehen. Vor allem die jugendlichen Bewohner_innen des Quartiers werden wiederkehrend mit Kriminalität, Drogenhandel und/oder Gewalt in Verbindung gebracht.[3] In mehreren Berichten über das Quartier am Mehringplatz ist außerdem von einer Ghettoisierung des Stadtteils die Rede. Die Beschreibung des Quartiers als dreckig, vermüllt oder hässlich zieht sich dabei wie ein roter Faden durch diverse Berichte. So sehr sich die Artikel auch vordergründig unterscheiden, setzen sie doch allesamt auf die Konstruktion eines Angstraumes und machen sich dadurch automatisch stark für eine Stadtpolitik, die von Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit geprägt ist. Dass auch die Jüngerer aus dem Quartier sehr genau um diese Darstellungen wissen, wurde mir bewusst, als mir ein damals neunjähriger Junge auf der Straße entgegenkam und mir zurief: „Wir sind in der Zeitung!“ Wenig später verstand ich was er meinte. Etliche der Kinder und Jugendlichen hatten sich per Handy gegenseitig Screenshots eines Artikels aus der *B.Z.* vom 20. August 2018 zugeschickt und diese auf Instagram geteilt. Die Überschrift dieses Artikels lautete: „Der Mehringplatz ist der größte Schandfleck der Hauptstadt“ (Wilkens/Klier 2018).

Dramatisierenden Darstellungen über das Leben in marginalisierten Quartieren liegt vielfach eine ethnisierte Sichtweise zugrunde. Die vielfältigen Lebensentwürfe der Bewohner_innen solcher Stadtteile werden ignoriert und ihre gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen ausgeblendet (vgl. Geisen/Riegel/Yildiz 2017: 4 f.). Stattdessen werden sozialer Zerfall und Desorganisation zu inhärenten Eigenschaften der Viertel erklärt (vgl. Wacquant/Slater/Borges Pereira 2014: 1274). Damit wird Raum zum „distinctive anchor of social discredit“ (ebd.: 1272). Dirk Gebhardt (2001) spricht in diesem Zusammenhang von einer Pathologisierung städtischer Orte (vgl. ebd.: 28), die letzten Endes zu einer „räumliche[n] Konstruktion des Anderen“ (Lanz 2007: 146) führt.

Zwar existieren auch Presseberichte, die andere Aspekte des Quartiers hervorheben, die negativen Darstellungen können aber durchaus als



Abb. 3 Screenshot
B.Z. (Quelle: Wilkens/
Klier 2018)

hegemonial bezeichnet werden. Dabei dienen medial erzeugte Bilder nie ausschließlich einer Beschreibung der Realität, sondern immer auch deren Konstruktion (vgl. Yildiz 2016: 31 ff.; Schulze/Spindler 2006: 65; Gebhardt 2001). Dirk Gebhardt macht diesbezüglich „Ideologie, Hegemonie und *common sense*“ (Gebhardt 2001: 12, Hervorhebung im Original) als Mechanismen aus, „die bestimmten Wahrheiten zur Durchsetzung verhelfen“ (ebd.). Bernd Belina verweist hierzu auf das Prinzip der Abstraktion, das ein entscheidendes Merkmal des „strategischen Einsatzes von Raumideologien“ (Belina 2006: 103) sei und das auch genutzt werde, um ganze Personengruppen zu stigmatisieren (vgl. ebd.: 114 ff.). An solchen Konstruktionen sind allerdings keineswegs nur Medien und (Stadt-)Politik beteiligt, sondern auch die Wissenschaft.

5. Territoriale Stigmatisierung

Loïc Wacquant fasst die Stigmatisierung städtischer Räume unter dem Begriff der „territorialen Stigmatisierung“ zusammen. Dazu schreibt er: „Territorial stigmatization [...] is [...] a novel urban phenomenon characteristic of the post-Fordist metropolis.“ (Wacquant/Slater/Borges Pereira 2014: 1275). Auch in sozialwissenschaftlichen Debatten werden städtische Räume immer wieder als „soziale Brennpunkte“ markiert und als besonders konfliktgeladen und defizitär dargestellt. Dabei handelt es sich um ein „für die deutsche Stadtforschung charakteristische[s] Bild von räumlicher Segregation, das Stadt dichotom zwischen ‚ethnischen Kolonien‘ und ‚Ghettos‘ und bürgerlich ‚normalen‘ Sozialräumen der Mehrheitsgesellschaft spaltet“ (Lanz 2007: 247). Nach wie vor kann (institutioneller) Rassismus innerhalb der deutschen Stadtforschung als blinder Fleck bezeichnet werden (vgl. Ronneberger/Tsianos 2009: 148 f.; Lanz 2007: 173). Dabei sind es häufig staatlich geförderte Auftragsforschungen, die sich reduktionistischer Erklärungsmuster bedienen, um vermeintliche Risiken von Migration und Urbanisierung zu behaupten (vgl. dazu Mecheril/Polat 2019).

„Aus solchen falschen und interessengeleiteten Abstraktionen können ganze ideologische Theoriegebäude entstehen, die sich in den Sozialwissenschaften in großer Zahl finden. Gemeinsam ist ihnen, dass in ihren Basisannahmen bereits das Interesse und die Praxis stecken, die sie legitimieren sollen.“ (Belina 2006: 104)

Auf diese Weise tragen „wissenschaftliche Diskussionen [...] mit zur Marginalisierung von Stadtvierteln bei“ (Hill 2016: 54).

Die Folgen dieser Stigmatisierung für die Bewohner_innen der betroffenen Viertel sind vielfältig. Zu ihnen zählen Adressendiskriminierung, im Falle migrantisch geprägter Stadtteile die Rassifizierung etlicher Anwohner_innen (vgl. Kirkness/Tijé-Dra 2017: 2), behördliche Willkür sowie besonders repressive Formen des Polizierens (vgl. Belina 2017; Wacquant/Slater/Borges Pereira 2014: 1275; Wacquant 2018 [2008]). In früheren Publikationen weist Loïc Wacquant zusätzlich auf den Wegfall kollektiver Gemeinschaft und im Zuge dessen auf Distanzierungen der Bewohner_innen von ihrem Stadtteil hin (vgl. etwa Wacquant 2006: 29). Er spricht in diesem Kontext von einer „Auflösung des ‚Ortes‘“ (vgl. Wacquant 2007; Wacquant 2018 [2008]).[4] Gerade

diese Annahme blieb nicht unwidersprochen (vgl. exemplarisch Kirkness 2014; Slater/Anderson 2012). Dabei bezieht sich die Kritik an seinem Konzept vor allem auf die vermeintliche Passivität, die den Betroffenen unterstellt wird (vgl. dazu auch Glasze/Pütz/Tijé-Dra 2014: 59 f.).[5] Auch in meiner Untersuchung wird deutlich, dass die Distanzierung der Kinder und Jugendlichen von ihrem Viertel nur eine von vielen möglichen Reaktionen ist und dass diese keineswegs mit dem Verlust positiver Gefühle zum Quartier einhergehen muss.

In diesem Sinne ergänzten Wacquant/Slater/Borges Pereira (2014) in einem jüngeren Beitrag: „even as some strive to disregard or to resist spatial stigma“ (ebd.: 1275). Aufbauend auf dieser Annahme nehmen sie eine Differenzierung verschiedener Strategien im Umgang mit territorialer Stigmatisierung vor, die grob in „Submission“ (ebd.: 1276) und „Recalcitrance to resistance“ (ebd.) unterteilt werden können. Anhand eines Beispiels bemerken sie: „The seemingly incongruent mating of strategies [...] is stabilized by strictly segregating the scenes on which each is deployed.“ (Ebd.) Dennoch weisen Paul Kirkness und Andreas Tijé-Dra (2017) zu Recht darauf hin, Wacquant habe „not devoted much writing to the contestations of territorial stigmatization“ (ebd.: 3). Folglich müssen Wacquants Arbeiten um eine Reihe wissenschaftlicher Beiträge ergänzt werden, die sich nicht nur der vielschichtigen Prozesse territorialer Stigmatisierung fernab reduktionistischer Erklärungsmuster annehmen, sondern diese zudem um die vielfältigen Umgangsweisen der Bewohner_innen mit stigmatisierenden Diskursen erweitern (vgl. exemplarisch die Arbeiten von Preissing 2019a und Yildiz 2016, den Sammelband von Kirkness/Tijé-Dra 2017 sowie die Themenhefte von Wacquant/Slater/Borges Pereira 2014 und Glasze/Pütz/Tijé-Dra 2014).[6] Entsprechende Veröffentlichungen gilt es in Bezug auf den vorliegenden Untersuchungsgegenstand um Arbeiten zu ergänzen, die sich mit aktuellen Problemlagen und gesellschaftspolitischen sowie polarisierenden Diskursen rund um die Themen Kindheit und Jugend auseinandersetzen, insbesondere solcher, die sich im Hinblick auf die Situation von Kindern und Jugendlichen der zweiten und dritten Migrationsgeneration transdisziplinärer Ansätze bedienen und dabei gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse berücksichtigen (vgl. exemplarisch die Beiträge aus Geisen/Riegel/Yildiz 2017; Groenemeyer/Hoffmann 2014; Riegel/Geisen 2010).

Kritische (Stadt-)Forscher_innen nehmen sich seit geraumer Zeit einer dekonstruktivistischen Lesart an, um die ich mich hier ebenfalls bemühe. Vor dem Hintergrund, dass den Kindern und Jugendlichen des Quartiers eigene Repräsentationen im öffentlichen Diskurs verwehrt bleiben, gilt mein Interesse der Frage, wie sie das Quartier entgegen hegemonialer Diskurse wahrnehmen, welche Darstellungen sie im Zuge dessen vornehmen und welche Strategien sich dabei im Umgang mit dessen Stigmatisierung ausmachen lassen. Parallelen zu den Beobachtungen anderer Untersuchungen sind unverkennbar (vgl. unter anderem Preissing 2019a; Yildiz 2016; Kirkness 2014; Schulze 2010).

6. Methodisches Vorgehen

Ausgangspunkt für meine Untersuchung ist eine Perspektive, die Kinder und Jugendliche als Expert_innen ihres Alltags ernst nimmt und auf ihr

Wissen fokussiert. Die Kinder und Jugendlichen sind aktiv Handelnde. Sie entwickeln eigene Strategien, deren kritische Reflexion Ziel dieses Beitrags ist. Methodisch eignen sich dazu ethnographische Ansätze wie die teilnehmende Beobachtung besonders gut (vgl. Heinzel/Kränzl-Nagl/Mierendorff 2012: 18 ff.). Das bedeutet zugleich, „immer auch anzuerkennen, dass zwischen Kindern und Erwachsenen eine Perspektivendifferenz besteht“ (ebd.: 17). Im Falle meiner Untersuchung muss diese zusätzlich um die Reflexion eigener Normalitätsvorstellungen und der damit verbundenen (Re-)Produktion von Differenzkategorien erweitert werden (vgl. Preisling 2019b: 145 f.; Mecheril/Polat 2019: 52; Sylla et al. 2019: 91 f.).

Mein Zugang zum Feld, mein Verhältnis zu den Kindern und Jugendlichen und die Frage, wie ich von ihnen wahrgenommen werde, sind dabei von grundlegender Bedeutung. Über einen Zeitraum von knapp vier Jahren war ich als sozialpädagogischer Betreuer im Offenen Bereich eines anerkannten freien Trägers der Kinder- und Jugendhilfe im Quartier am Mehringplatz tätig. Dadurch nahm ich mehrere Tage pro Woche am Alltagsgeschehen rund um den Mehringplatz teil. Der vorliegende Beitrag baut im Kern auf den Ergebnissen meiner Masterarbeit auf. Das empirische Material stammt aus Beobachtungen, die ich während meines Arbeitsalltags machte. Mein Aufenthalt im Feld reichte nicht nur weit über die bloße Forschung hinaus. Diese vermischte sich mit meiner beruflichen Tätigkeit und emotionalen Bezügen, was eine kritische Reflexion erforderlich macht. Als sozialpädagogischer Betreuer war ich in ständiger Interaktion mit den Kindern und Jugendlichen, weshalb meine Rolle aus Forscher_innenperspektive als „aktiv-teilnehmend“ (Atteslander 2010: 95) bezeichnet werden kann. Die Ambivalenz dieser Rolle machte sich auf zweierlei Weise bemerkbar: Zum einen war es mir aufgrund meiner beruflichen Tätigkeit nicht möglich, mich über längere Zeit aus dem Feld zurückzuziehen. Zum anderen entwickelte ich zu den Kindern und Jugendlichen ein Verhältnis, das durch Vertrauen und Loyalität gekennzeichnet ist. Das muss jedoch nicht zwangsläufig zum Verlust einer Sichtweise führen, wie es sie zum Zwecke der Analyse zu bewahren gilt (vgl. dazu Flick 2017: 291 ff.; Atteslander 2010: 94 f.). Stattdessen bedarf es einer der Situation angepassten Distanzierung und Reflexion. Diese bestand aus einem wiederkehrenden Wechsel zwischen Analyse und Datengewinnung sowie der fortwährenden Produktion von Text (vgl. Breidenstein et al. 2015: 109 ff.). Eine bedeutende Rolle spielte während des Forschungsprozesses die Fokussierung auf mein Forschungsinteresse. Ich ließ mich diesbezüglich von dem leiten, was den Kindern und Jugendlichen in ihren Erzählungen augenscheinlich von Bedeutung war (vgl. dazu ebd.: 88 f.). Hinsichtlich der Nachvollziehbarkeit der gesammelten Daten erwies sich umfassendes Hintergrund- und Kontextwissen als unabdingbar (vgl. ebd.: 114 ff.). Obwohl ich die Kinder und Jugendlichen, mit denen ich zu dieser Zeit regelmäßig arbeitete, über das Vorhaben meiner Masterarbeit informierte und ihnen gegenüber darlegte, welches Ziel ich damit verfolge, stand dies nie im Mittelpunkt unserer Beziehung. Vielmehr schien es so, als sei dieses bei den meisten schnell wieder in Vergessenheit geraten. Bei der Anfertigung dieses Artikels sprach ich erneut mit ihnen und fragte sie, ob diese Veröffentlichung für sie in Ordnung sei, ob sie Bedenken hätten und bot ihnen an, gemeinsam über den Beitrag zu sprechen (siehe dazu DGSA 2020: 6 ff.). Im Zuge dessen

sicherte ich ihnen zu, sämtliches Material so zu anonymisieren, dass eine Identifikation durch Außenstehende unmöglich sei.[7]

7. Ergebnisse

Die Strategien, die die Kinder und Jugendlichen im Umgang mit den hegemonialen Diskursen über den Stadtteil entwickeln, fallen sehr unterschiedlich aus. Dabei lassen sich drei zentrale Narrative nachzeichnen: Erstens kehren die Kinder und Jugendlichen die gesellschaftlichen Mehrheits- und Machtverhältnisse diskursiv um. Zweitens nehmen sie positiv Bezug auf das Leben im Stadtteil und kreieren dadurch (Gegen-)Erzählungen und drittens eignen sie sich das Stigma an. Im Folgenden präsentiere ich einige Schlaglichter meiner Untersuchungsergebnisse.

7.1. *Diskursive Umkehr gesellschaftlicher Mehrheits- und Machtverhältnisse*

Ein anhaltendes Prinzip der Kinder und Jugendlichen ist die Markierung von Personen, die sie als nicht zugehörig zum Quartier wahrnehmen. Das können Besucher_innen, Tourist_innen oder andere Personen sein, die sie nicht kennen. Der gleichen Logik folgt die wiederkehrende Benennung von Personen, die sie als „Deutsche“ lesen. Sie bringen dabei wiederholt zum Ausdruck, dass sich autochthone Deutsche gemäß ihrer Vorstellungen am Mehringplatz zu integrieren hätten. Solche Benennungspraxen stehen in unmittelbarem Bezug zu ständigen Verweisen der Kinder und Jugendlichen, dass das Quartier eine „Ausländergegend“ oder „Kanakengegend“ sei. Einerseits heben sie immer wieder hervor, dass es Regeln im Stadtteil gäbe, an die es sich zu halten gelte. Andererseits lassen sie kaum eine Gelegenheit aus, um zu betonen, dass es sich um *ihr* Viertel handle, in dem sie tun und lassen könnten, was sie wollten. In solchen Momenten spiegeln sie auf überzeichnete Weise wider, was sie aus den öffentlichen Diskursen kennen – nämlich die ständige und zumeist völlig unvermittelte Bezugnahme auf den hohen Anteil an Personen im Gebiet, die nicht autochthon deutsch sind, und damit verbundene Fragen gesellschaftlicher Zugehörigkeit. Die ständigen Verweise auf vermeintliche Regeln im Quartier können – ebenso wie die an autochthone Personen gerichteten Aufforderungen nach (mehr) Integration – in diesem Sinne als Pendant zu den Integrationsaufforderungen gelesen werden, denen die Kinder und Jugendlichen selbst fortwährend ausgesetzt sind und die hinsichtlich ihres Gehalts ähnlich abstrakt bleiben, wie die angeblichen Regeln im Quartier.

Binäre Kategorisierungen in einerseits „Deutsche“ und andererseits „Ausländer“ oder „Kanaken“ manifestieren sich im Sprachgebrauch der Kinder und Jugendlichen. Sie können als Folge einer in der Öffentlichkeit hergestellten „diskursive[n] Spaltung der Gesellschaft in die Kollektive ‚Deutsche‘ und ‚Ausländer‘“ (Lanz 2007: 173) betrachtet werden. Dieser Annahme liegt die in der kritischen Migrationsforschung weitverbreitete Beobachtung zugrunde, dass „Differenzen und damit verbundene Kategorisierungen [...] [längst] einen ontologischen Status“ (Riegel/Yildiz 2011: 168 f.) erhalten haben. Die Kinder und Jugendlichen machen in Reaktion darauf

das Quartier zum Referenzpunkt eigener Logiken von Anerkennung oder Ausschluss bestimmter Personen(-gruppen). Die Voraussetzung dafür sind Gefühle der Zugehörigkeit zum Quartier (*place belongingness*). Solche Aushandlungsprozesse können als *politics of belonging* bezeichnet werden, hinter denen sich Machtverhältnisse verbergen, die ihre Wirkung nicht zuletzt auf diskursiver Ebene entfalten (vgl. Antonsich 2010). Dabei handelt es sich um „a discursive resource which constructs, claims, justifies, or resists forms of socio-spatial inclusion/exclusion“ (ebd.: 645). Darüber hinaus gilt: „Every politics of belonging involves two opposite sides: the side that claims belonging and the side that has the power of ‚granting‘ belonging“ (ebd.: 650). In diesem Kontext wird die Zugehörigkeit zu einem Ort gleichbedeutend mit der Zugehörigkeit zu einer Gruppe (vgl. ebd.: 649). In den Worten von Kathleen Mee und Sarah Wright (2009) zeigt sich anhand solcher Situationen, „how belonging is used by people [...] on their own terms. We find a belonging created through active, hybrid, fragile and always contested processes that refuse containment.“ (Ebd.) Solche Aushandlungsprozesse offenbaren allerdings auch, wie sehr die Rassismuserfahrungen der Kinder und Jugendlichen durch Erfahrungen des Markiert- und Bewertet-Werdens als „Andere“ geprägt sind (vgl. Castro Varela/Mecheril 2016: 16 f.; Hall 2004: 143 ff.). Den meisten von ihnen ist es aufgrund phänotypischer Merkmale nicht möglich, Einfluss auf negative Fremdzuschreibungen zu nehmen. Darum gehören sie in den Worten Erving Goffmans (1967: 56) zur Gruppe der „Diskreditierten“. Dass ihre Erzählungen häufig mit Prozessen der (Selbst-)Ethnisierung einhergehen, kann also in erster Linie als Reaktion auf vehemente Zuschreibungen und damit einhergehende Stigmatisierungen als „ethnisch Andere“ verstanden werden. Die Funktion der Selbstethnisierung ist dabei primär die Schaffung eines Gefühls von Zusammengehörigkeit (vgl. Bozay 2012: 122; Ha 2000: 378 ff.). Sie kann damit als Schutzreaktion auf Erlebnisse rassistischer Diskriminierung und Ausgrenzung verstanden werden. Aufgrund der gemeinsamen Erfahrung rassistischer Zuschreibungen werden Differenzen bezüglich sozialer und kultureller Herkunft innerhalb der Peer-Group obsolet. Auf ähnliche Weise dient auch die positive Selbstkennzeichnung als „Kanake“ einer Form der Vergemeinschaftung (vgl. Böder/Karabulut 2017: 279). Zwar handelt es sich dabei um die Aneignung und Umkehrung einer Begrifflichkeit, die fremdbestimmt und aufgezwungen ist. Durch den Prozess der Aneignung findet jedoch eine Intervention statt. Hinter dieser Form der Aneignung verbirgt sich das Ziel, die rassistische Konnotation des Begriffs zu überschreiben und vollkommen neu zu besetzen (vgl. Ha 2004: 199 ff.). Laut Stuart Hall (2004) können derlei Umwendungen als Teil einer Strategie der Transkodierung verstanden werden: Die Kinder und Jugendlichen nehmen eine „Umkehrung der Bewertung alltagsstruktureller Stereotype“ (ebd.: 160) vor, indem sie den Begriff positiv besetzen (vgl. ebd.: 158 ff.). Dabei wird diese Selbstbezeichnung und die damit einhergehende Vergemeinschaftung unter den Kindern und Jugendlichen fortwährend an den Stadtteil rückgekoppelt, in dem sie sich Tag für Tag aufhalten und den sie infolgedessen mit dem Label „Kanakengegend“ versehen. Sonja Preissing (2019a: 241) hält zu solchen Beobachtungen fest: „Das was ihnen gesellschaftlich abgesprochen wird, markieren sie mit der Zugehörigkeit zum Stadtviertel.“

7.2. Positive (Gegen-)Erzählungen

In etlichen Momenten heben die Kinder und Jugendlichen hervor, wie gerne sie im Quartier am Mehringplatz leben. Besonders gut nachvollziehbar ist das anhand der Darstellungen zweier Jugendlicher, die im Quartier aufgewachsen sind und in der Anfang 2021 ausgestrahlten rbb-Dokumentation (rbb 2021) zu Wort kommen. Darin spricht die zu diesem Zeitpunkt 21-jährige Leyla von „schöne[n] Erinnerungen“ aus dem Leben im Quartier. Kurz darauf sagt sie: „Der Mehringplatz ist für mich ein Ort vieler Kulturen. Ich finde es schön, dass da so viele verschiedene Nationen auch aufeinandertreffen.“ (rbb 2021) Sie schließt ihren Beitrag mit dem Satz: „Ich würde hier gerne wohnen bleiben. Das ist auf jeden Fall ein Wunsch.“ (rbb 2021) Der zu diesem Zeitpunkt 20-jährige Deniz vergleicht das gemeinsame Aufwachsen im Quartier mit einer Imagination von Dorf, die für ihn äußerst positiv besetzt ist. Dazu sagt er: „Der Vorteil ist, dass wir hier alle zusammenhalten, egal was passiert. Wir haben schlechte Tage, auch gute Tage zusammen mit den Jungs. Wie eine Familie.“ (rbb 2021) Die etwa viereinhalbminütige Sequenz des Berichts, die den Jugendlichen zugestanden wird, schließt er mit den Worten: „Für mich persönlich schmeckt diese Luft hier viel besser als wenn ich außerhalb der Gegend bin. Wenn wir hier zurückkommen wieder, aus dem Urlaub oder sonst etwas, dann atmen wir einmal tief ein und sagen: ‚Endlich haben wir unsere Luft wieder so, unseren Atem.‘“ (Dabei lacht er) (rbb 2021). Die Hervorhebung positiver Eigenschaften des Quartiers, etwa der Vergleich des Zusammenlebens und des gemeinsamen Aufwachsens mit einer idealisierten Vorstellung von Dorf, ist unter den Kindern und Jugendlichen weit verbreitet. Sie betonen das gemeinsame Aufwachsen als unbestreitbare Tatsache, deren positive Konnotation ihnen bei allen stigmatisierenden und abwertenden Darstellungen der Gegend niemand nehmen kann. Dabei stellen sie auch immer wieder heraus, wie viel wohler sie sich im Quartier fühlen als in anderen Teilen der Stadt, in denen sie als Nicht-Angehörige der *weißen* Mehrheitsgesellschaft stärker auffallen. Solche Erzählungen enthalten Hinweise auf ihre Wertschätzung des Quartiers als Raum, der ihnen einen gewissen Schutz bietet vor den alltäglichen Begegnungen mit Rassismus. Dabei entspricht die Annahme, der fehlende soziale Zusammenhalt innerhalb des Stadtteils würde die Identifikation mit dem Quartier belasten – wie es in mehreren wissenschaftlichen Arbeiten sowie im IHEK (vgl. QM 2017: 16) heißt – keineswegs den Darstellungen der Kinder und Jugendlichen. Diese halten dem nahezu vehement entgegen, indem sie in sozialen Medien darauf verweisen, aus „H-Town“ [8] zu stammen, ihren Mannschaften bei der Teilnahme an Fußballturnieren Namen wie „H-Town Kickers“ geben, T-Shirts mit der Silhouette der Wohnblocks am Mehringplatz drucken oder ihre Herkunft aus dem Quartier in Rap-Texten verarbeiten. Welche Bedeutung das Viertel für sie hat, zeigte sich auch in Vorbereitung auf den 1. Mai 2019. Mehrere Jugendliche malten ein großes Banner für das *MaiFest*, das seit einigen Jahren in einem nahegelegenen Kinder- und Jugendzentrum stattfindet, parallel zum bekannten Straßenfest rund um die Kreuzberger Oranienstraße. Es wurde später gut sichtbar an der Außenfassade der Kinder- und Jugendeinrichtung am Mehringplatz befestigt. Darauf stand: „Unser Kiez! Mehr als nur ein Ort, es ist unsere Heimat! Also Hände weg von Kreuzberg!“

Abb. 4 Jugendliche befestigen für das *MaiFest* (2019) ein selbstgemaltes Banner am Zaun eines Kreuzberger Kinder- und Jugendzentrums (Quelle: eigene Aufnahme)



Die Forderung „Hände weg von Kreuzberg“ bezieht sich auf voranschreitende Prozesse der Gentrifizierung und die damit verbundenen Sorgen der Jugendlichen, aus ihrem Quartier verdrängt zu werden. Aus Sicht der Kinder und Jugendlichen gilt es die Struktur des Kiezes zu schützen und zu wahren.

Das Beispiel zeigt, wie zutreffend die Annahme ist, es handle sich um „Strategie[n] der Lokalisierung“ (Niedermüller 2000: 124) denen der Versuch zugrunde liege, „sich mit dem ausgegrenzten Territorium zu identifizieren und dadurch Identität zu territorialisieren, das heißt ‚Heimat‘ zu konstruieren“ (ebd.) und sich im Zuge dessen politisch und gesellschaftlich zu artikulieren. Das Ziel bestehe darin, einen Raum zu schaffen, der Schutz vor Ausgrenzung und Marginalisierung biete (vgl. ebd.). Auf diese Weise setzen die Kinder und Jugendlichen den abwertenden Darstellungen des Stadtteils etwas entgegen. Begrifflich lässt sich ihre tiefe Verbundenheit zum Quartier als *sense of place* erfassen. Emotionale Bindungen an einen Ort sind das Resultat subjektiver Erlebnisse und Erinnerungen, in deren Folge diese Orte mit (durchaus unterschiedlichen) Attributen belegt und so zu einem wichtigen Bezugspunkt werden. So können Orte beispielsweise mit einem Gefühl von Heimat oder Sicherheit verbunden werden.[9] Das *Place*-Konzept umfasst verschiedene räumliche Dimensionen, die in einem wechselseitigen Verhältnis zueinander stehen. Der Fokus meiner Untersuchung liegt auf der symbolischen beziehungsweise diskursiven Ebene, die bei der Konstituierung von *place* eine zentrale Rolle spielt (vgl. Belina 2017: 108 ff.; Vogelpohl 2014: 61 ff.). Das schließt auch medial erzeugte Bilder ein (vgl. Vogelpohl 2014: 63). Zudem verfügen Orte nicht über eindeutige oder einzigartige und starre Identitäten. Diese sind vielmehr äußerst vielfältig. Dementsprechend ist auch der *sense of place* innerhalb einer Gruppe nichts Einheitliches (vgl. Massey 1991: 28 f.). Was *places* als territoriale Eingrenzung betrifft, gilt für meine Untersuchung: „Boundaries‘ may of course be necessary, for the purposes of certain types of studies for instance, but they are not necessary for the conceptualisation of a place itself.“ (Ebd.: 29) Bezüglich solcher positiver (Gegen-)Darstellungen des Quartiers halten Kirkness und Tijé-Dra (2017) fest, dass die Verbundenheit

zum eigenen Viertel ein wichtiger Schritt sei, um der Macht des Stigmas etwas entgegenzusetzen (vgl. ebd.: 3). Darüber hinaus prangern viele Kinder und Jugendliche regelmäßig an, dass der öffentliche Blick auf das Quartier in keinerlei Verhältnis zu den realen Begebenheiten stehe. Dabei übergehen sie keineswegs, dass das Leben im Stadtteil durchaus mit Schwierigkeiten behaftet sein kann. Es geht ihnen in solchen Momenten nicht primär darum, Probleme im Quartier zu relativieren. Sie fordern lediglich eine differenziertere und weniger dramatisierende Berichterstattung über die Lebensrealitäten und Geschehnisse im Quartier ein.

7.3. Aneignung des Stigmas

Mitunter sind es dieselben Kinder und Jugendlichen, die in einem Moment ausschließlich positive Seiten des Quartiers hervorheben und sich im nächsten Moment von ihm distanzieren. Vor allem Jugendliche äußern immer wieder den Wunsch, das Quartier zu verlassen. Das mag auf den ersten Blick widersprüchlich erscheinen, muss jedoch als Verweis auf unterschiedliche Strategien im Umgang mit territorialen Stigmatisierungserfahrungen verstanden werden, die sich je nach Situation und Kontext ändern. Dabei werden die in der Öffentlichkeit präsenten negativen Darstellungen durch die Erzählungen der Kinder und Jugendlichen gelegentlich noch weit übertroffen. Es gibt Momente, in denen ein defizitorientierter und ausschließlich problematisierender Blick Überhand gewinnt und in extrem negative Darstellungen gipfelt. Nicht selten kommen dann Metaphern wie „Loch“ oder „Hölle“ zum Einsatz, um die Gegend zu beschreiben. Eine ganz andere Form der (Re-)Produktion stigmatisierender Darstellungen besteht in der bewussten Aneignung des Stigmas. Negative Bilder des Quartiers, verbunden mit Attributen wie „kriminell“ oder „gefährlich“, schreiben sich häufig in die Selbstethnisierungsprozesse der Kinder und Jugendlichen ein. Diese rückbeziehen sie dann wieder auf den Raum, das heißt, sie konstruieren Bilder, die sowohl den gängigen Diskursen über das Quartier entsprechen als auch dem weitverbreiteten ethnisierenden Blick auf Jugendgewalt und -kriminalität. Die Kinder und Jugendlichen machen sich das negative Image des Quartiers zu eigen und nutzen es für ihre Zwecke, etwa um Härte und Macht zu demonstrieren. Auf diese Weise können sie beispielsweise gegenüber Personen, die nicht aus dem Quartier stammen, eine Form von Überlegenheit artikulieren. Erika Schulze und Susanne Spindler (2006) bezeichnen solche Praxen als Taktiken des strategischen Einsatzes des Stigmas (vgl. ebd.: 72 ff.). Moritz Ege (2010) bringt es folgendermaßen auf den Punkt: „Die (relative) Machtlosigkeit in anderen gesellschaftlichen Arenen wird durch Gesten territorialer Dominanz theatralisch kompensiert, überhöht, ästhetisiert.“ (Ebd.: 62) Dabei spielt auch die Inszenierung von Männlichkeit eine nicht unwesentliche Rolle. Zwar gehen die Kinder und Jugendlichen dadurch ein erhöhtes Risiko ein, bestehende Stereotype zu bestärken und an deren Fortschreibung mitzuwirken, allerdings müssen solche Inszenierungen immer auch als Teil von Bewältigungsstrategien im Umgang mit Fremdzuschreibungen und Marginalisierung betrachtet werden. Die Vorstellung, (junge) muslimische Männer zeichneten sich vor allem durch patriarchale Männlichkeit sowie einen Hang zu Gewalt und religiösem

Fundamentalismus aus, ist weit verbreitet (vgl. Spindler 2010: 291). Entsprechende Stereotype existieren also völlig unabhängig von den Selbstpräsentationen und Handlungen der Jugendlichen. Genau das betonen auch die Kinder und Jugendlichen immer wieder. Es sei völlig egal, wie sie sich präsentierten, sie würden ja doch nur als das wahrgenommen, was Andere in ihnen sehen wollen. So gelten Jungen, die ohnehin schon von Rassismus betroffen sind, etwa im Kontext Schule seit geraumer Zeit als die Problemgruppe schlechthin (vgl. Huxel 2011; Spindler 2010: 296 ff.). Dabei ist der Verweis auf ihre vermeintliche Herkunftskultur eine gängige Erklärung für defizitäre Schulleistungen (vgl. Spindler 2006: 297). Aber auch in anderen Kontexten legt sich „Rassismus [...] immer mehr über die jugendlichen Geschlechtskonstruktionen, indem er ihre Männlichkeit als abweichende thematisiert“ (Spindler 2010: 304). Katrin Huxel (2011) verweist darauf, dass solche Erfahrungen Auswirkungen auf die Inszenierung von Männlichkeit haben (vgl. ebd.: 94 ff.). Raewyn Connell (2015) spricht diesbezüglich von „protestierende[r] Männlichkeit“ (ebd.: 168). Diese sei „eine marginalisierte Form von Männlichkeit“ (ebd.: 173) und entwickle sich „in einer randständigen Klassenlage, wo der für hegemoniale Männlichkeit essentielle Machtanspruch permanent durch wirtschaftliche und kulturelle Schwäche in Frage gestellt wird“ (ebd.: 175). Connell unterscheidet hierbei zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit, die zueinander in Beziehung stehen. „Hegemoniale Männlichkeit“ etwa bildet sich über die Ausstattung mit ökonomischen Ressourcen, institutioneller Macht und einem „erfolgreich erhobenen Anspruch auf Autorität“ (ebd.: 131) aus. Dabei definiert sich Männlichkeit stets in Relation zu anderen Männlichkeiten, die entweder inferior oder hegemonial sind. Hegemoniale Männlichkeit darf daher nicht als starr betrachtet werden. Sie ist grundsätzlich wandelbar (vgl. Connell 2015). Dazu schreibt Paul Scheibelhofer (2010): „Current hegemonic masculinity is held to be *white, heterosexual* masculinity“ (ebd.: 278, Hervorhebung im Original). Demnach muss die ökonomische Lage, in der sich die meisten der Jugendlichen im Quartier befinden, um spezifische Erfahrungen vergeschlechtlicher Ethnisierung ergänzt werden (Connell 2015). Für sie gilt: „Überall, wo sich die Jugendlichen bewegen, werden ihre Ethnizität und ihr Geschlecht relevant. Ethnisierung und Vergeschlechtlichung sind unmittelbar miteinander verbunden und beeinflussen sich wechselseitig“ (Spindler 2006: 315).[10]

Mit Blick auf sämtliche beschriebene Handlungsweisen bleibt festzuhalten, dass sich die Kinder, und viel mehr noch die Jugendlichen in vielen Situationen der Ironie als Stilmittel bedienen. Das führt nicht selten dazu, dass Geschichten oder Inszenierungen im Gelächter aller Beteiligten enden. Das Verständnis von Ironie setzt einen gewissen Konsens an Auffassungen, Betrachtungsweisen und Empfindungen voraus, da sie auf dem Prinzip basiert, gegen diese geteilten Überzeugungen zu verstoßen. Die Ironie darf jedoch nicht über die Ernsthaftigkeit hinwegtäuschen, die sich hinter den Erzählungen verbirgt. Sie kann also ein Mittel sein, das den Kindern und Jugendlichen hilft, mit unterschiedlichen Formen tiefgreifender Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen umzugehen. Erol Yildiz (2017) nennt dies eine „postmigrantische Strategie [...] mit subversiver Wirkung“ (ebd.: 29).

8. Fazit

In den Diskursen, die ich im ersten Teil des Beitrags beschrieben habe, sind vor allem Kinder und Jugendliche eigener Repräsentationen beraubt. Dies muss als besonderer Aspekt ihrer Marginalisierung betrachtet werden. Vor allem für die Jüngeren gilt: „Keine andere gesellschaftliche Gruppe ist in ihrer Wahrnehmung so abhängig von räumlichen Zuschreibungen [...] wie Kinder.“ (Schreiber 2020: 306) Wie aber gehen die jungen Bewohner_innen des Quartiers mit der ständigen Stigmatisierung um? Ich habe drei zentrale Narrative ausgemacht, die in ihrer jeweiligen Verwobenheit vor allem eines deutlich machen: Die Komplexität der Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen, die die Kinder und Jugendlichen aus dem Gebiet machen, geht weit über Zuschreibungen auf der räumlichen Maßstabebene des Quartiers hinaus. Im Kern werden hier gesellschaftliche Auseinandersetzungen auf den Raum übertragen. So wird das Quartier fortwährend zu einem Bezugspunkt der Diskussion um Zugehörigkeit und Ausschluss beziehungsweise um Anerkennung und Nicht-Anerkennung. Das spiegelt sich auch in den Praxen der Kinder und Jugendlichen wider. Neben der von mir beschriebenen diskursiven Umkehr gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse heben sie immer wieder die positiven Seiten des Lebens im Quartier hervor. Bei der bewussten Aneignung des Stigmas hingegen findet eine (Re-)Produktion negativer Darstellungen statt. Dadurch darf allerdings nicht der Eindruck entstehen, die Kinder und Jugendlichen seien deshalb selbst verantwortlich für eine Verstärkung stigmatisierender Betrachtungen der Gegend und ihrer Bewohner_innen. Vielmehr sind solche Praxen Reaktionen auf hegemoniale Diskurse. Der Aneignung des Stigmas geht immer die Stigmatisierung voraus. Welche Inszenierungen in der Öffentlichkeit aufgegriffen werden, liegt also nicht in der Hand der Stigmatisierten. Hier macht sich einmal mehr die Machtlosigkeit der Kinder und Jugendlichen im Quartier bemerkbar.

Meine Untersuchung offenbart, dass die Kinder und Jugendlichen Erzählungen produzieren, die ihnen zur Selbstermächtigung dienen. Diese Erzählungen müssen unter Einbezug der Bedingungen gedeutet werden, unter denen sie hervorgebracht werden. Es sind dynamische Erzählungen, die weder als persistent noch als starr betrachtet werden dürfen und die der Situation entsprechend eingesetzt werden. Zudem erfahren diese Erzählungen einen ständigen Austausch innerhalb der Peer-Groups der Kinder und Jugendlichen. Aufgrund dieser Form der Perpetuierung begreife ich sie als Gemeinschaftsnarrative. Auffällig ist, dass die Kinder und Jugendlichen Erfahrungen mit Rassismus sehr viel häufiger benennen, als klassenbasierte Diskriminierungen, auch wenn sich beides häufig überlagert.

Trotz ihres jungen Alters scheinen sich auch die Kinder der Diskurse rund um den Stadtteil und seines schlechten Rufes bewusst zu sein. Ohnehin halten sich die Kinder und Jugendlichen im Quartier kaum räumlich getrennt voneinander auf. Die Orte, an denen sie innerhalb ihrer Peer-Groups Zeit verbringen, liegen nah beieinander, überschneiden oder wechseln sich ab. Das führt dazu, dass bestimmte Erzählungen innerhalb des Stadtteils weit verbreitet sowie unabhängig vom Alter bekannt sind. Letzten Endes machen Untersuchungen wie diese einmal mehr deutlich, wie wichtig es ist, städtische

Räume in ihrer jeweiligen Besonderheit zu erfassen sowie Kinder und Jugendliche als Expert_innen ihrer eigenen Lebensrealitäten anzuerkennen. Dies gilt vor allem, wenn sie auf gesellschaftliche Positionen verwiesen werden, die ihnen eigene Repräsentationen massiv erschweren. Kinder und Jugendliche müssen auch in der Stadtforschung als „aktive Gestalter_innen von Gesellschaft“ (ebd.: 307) anerkannt werden. Entsprechend wichtig ist es, die Perspektiven junger Stadtbewohner_innen aufzuzeigen und ernst zu nehmen.

Endnoten

- [1] Ein besonderes Augenmerk sollte dabei auf wirtschaftliche Entwicklungen, den Abbau des Sozialstaats (vgl. Wacquant 2006: 26 ff.) und die damit einhergehende (Neo-)Liberalisierung von (Stadt-)Politik (vgl. Mayer 2003) gelegt werden – sowie nicht zuletzt auf den Wandel städtischer Ökonomien infolge voranschreitender Tertiärisierung (vgl. Kemper 2018: 7; Farwick 2007: 113 f.).
- [2] Ein weiterer Faktor für diese Überschneidung ist die Wohndiskriminierung, der migrantisierte Personen auch unabhängig von ihrem Einkommen ausgesetzt sind (vgl. Sarbo/Wolf 2021: 90; Meksem 2021: 59 f.). Nichtsdestotrotz sind die Hauptursache ethnischer Segregation die sozioökonomischen Verhältnisse (vgl. Farwick 2018: 5).
- [3] Jugend wird innerhalb öffentlicher Diskurse ohnehin als defizitär wahrgenommen und ist im Zuge dessen häufig Projektionsfläche für gesellschaftliche Probleme (vgl. Griese 2014: 25; Scherr 2014: 36; Eulenbach/Ecarius 2012: 9). Das gilt in besonderem Maße für migrantisierte Jugendliche, denen innerhalb öffentlicher Diskurse regelmäßig abweichende, gewalttätige und kriminelle Eigenschaften unterstellt werden (vgl. Yildiz 2016: 54 ff.; Griese 2014: 19).
- [4] Laut Wacquant geht diese „Auflösung des Ortes“ für die Bewohner_innen der Viertel nicht zuletzt mit einem Gefühl der Unsicherheit einher. Dem kann jedoch beispielsweise die Untersuchung Adefemi Adekunle (2017) entgegengehalten werden, die dieser gemeinsam mit Jugendlichen in London durchführte. Darin widerlegt er die These, dass die Stigmatisierung eines Stadtteils unter den Bewohner_innen unweigerlich in einem Verlust des Sicherheitsgefühls münde.
- [5] Allerdings weist Wacquant (2018 [2008]) in *Die Verdammten der Stadt* darauf hin, dass unter Jugendlichen – im Gegensatz zur restlichen Bevölkerung der stigmatisierten Stadtteile – „die Identifikation mit dem Wohnort [durchaus; Anm. d. A.] übersteigerte Formen“ (ebd.: 295) annehmen kann.
- [6] Während die Beiträge im Sammelband von Wacquant/Slater/Borges Pereira (2014) vorrangig marginalisierte Stadtteile ins Blickfeld nehmen, deren Bewohner_innen stereotypen und abwertenden Darstellungen sowie in einigen Fällen Prozessen (taktisch) herbeigeführter Gentrifizierung und Verdrängung ausgesetzt sind, verdeutlichen die Untersuchungen in Kirkness/Tijé-Dra (2017), dass bei weitem nicht nur marginalisierte Viertel von Stigmatisierung betroffen sind. Ursachen und (Aus-)Wirkungen territorialer Stigmatisierung sowie Strategien des Umgangs mit dieser können sehr unterschiedlich ausfallen.
- [7] Ich habe beide Jugendliche, deren Aussagen aus der rbb-Dokumentation (rbb 2021) ich zitiere, zuvor um ihr Einverständnis gebeten. Anstelle ihrer Namen verwende ich Pseudonyme.
- [8] „H-Town“ (englische Aussprache) ist eine Bezeichnung für das Quartier am Mehringplatz, die sämtliche Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene gebrauchen, mit denen ich zusammenarbeite. Der Buchstabe H leitet sich ab von Hallesches Tor, dem Namen der U-Bahn Station im Quartier. Die Verwendung des Begriffs „H-Town“ reicht laut Erzählungen einiger älterer Anwohner_innen bis in die 1980er Jahre zurück. Andere oft verwendete Bezeichnungen für das Gebiet sind schlichtweg „Hallesches“ oder „Halle“.
- [9] Hierbei ist zu bedenken, dass auch die emotionale Bindung an einen Ort ein Resultat sozialer Verhältnisse und damit keineswegs frei von Machtverhältnissen ist (vgl. Belina 2017: 108). Anne Vogelpohl (2014) hält dazu fest: „Die große Bedeutung von

Emotionalität und Einzigartigkeit, die in den humanistischen Ansätzen wurzelt, möchte ich [...] zugunsten eher sozialer und politischer Perspektiven relativieren. Denn auch Subjektivitäten und Bewusstsein sind beeinflussbar und teilweise von sozialen, ökonomischen oder politischen Zwängen behindert und eingeschränkt artikulierbar.“ (Ebd.: 65 f.)

- [10] Es wäre jedoch falsch, davon auszugehen, dass Diskriminierungserfahrungen unweigerlich in dem Versuch münden, Männlichkeit über die Inszenierung von Dominanz und Härte herzustellen. Schon Connell (2015) warnte davor, derartige reduktionistische Schlüsse zu ziehen (vgl. ebd.: 129 f.). Sogenannte Protestmännlichkeiten können sehr unterschiedlich ausgestaltet sein, sie müssen sich also keinesfalls zwangsläufig aus der Übernahme stereotyper Männlichkeitsbilder speisen, sondern können auch mit Selbstdarstellungen einhergehen, die nicht herkömmlichen Rollenverständnissen entsprechen (vgl. ebd.: 171).

Autor_innen

Nils Zimmer forscht zum Thema Kinder- und Jugendpartizipation im Kontext kultureller Bildungsnetzwerke, weitere Schwerpunkte liegen in der Kritischen Stadt- und Migrationsforschung sowie in der Protest- und Bewegungsforschung.
nils.zimmer@fu-berlin.de

Literatur

- Adekunle, Adefemi (2017): „You have got to represent your ends“. Youth territoriality in London. In: Paul Kirkness / Andreas Tijé-Dra (Hg.), *Negative neighbourhood reputation and place attachment. The production and contestation of territorial stigma*. London: Routledge, 194-215.
- Alisch, Monika (2018): Sozialräumliche Segregation: Ursachen und Folgen. In: Ernst-Ulrich Huster / Jürgen Boeckh / Hildegard Mogge-Grotjahn (Hg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung*. Wiesbaden: Springer, 503-522.
- Antonsich, Marco (2010): Searching for belonging. An analytical framework. In: *Geography Compass* 4/6, 644-659.
- Atteslander, Peter (2010): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: Erich Schmidt.
- Belina, Bernd (2006): *Raum. Überwachung. Kontrolle. Vom staatlichen Zugriff auf städtische Bevölkerung*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Belina, Bernd (2017): *Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geografischen Materialismus*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Böder, Tim / Karabulut, Aylin (2017): „Haftbefehl hat konkret irgendwie einiges für uns geändert“. In: Martin Seeliger / Marc Dietrich (Hg.), *Deutscher Gangsta-Rap II. Popkultur als Kampf um Anerkennung und Integration*. Bielefeld: transcript, 267-286.
- Böhmer, Felix / Holm, Andrej / Jacob, Matthias (2021): Wohnen und Ideologie. In: Andrej Holm (Hg.), *Wohnen zwischen Markt, Staat und Gesellschaft. Ein sozialwissenschaftliches Handbuch*. Hamburg: VSA, 123-150.
- Bozay, Kemal (2012): Probleme und Ursachen der Re-Ethnisierung und Selbstethnisierung im Lehrerzimmer. In: Karim Fereidooni (Hg.), *Das interkulturelle Klassenzimmer. Perspektiven neuer deutscher Lehrkräfte auf den Bildungs- und Integrationsdiskurs*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 117-124.
- Breidenstein, Georg / Hirschauer, Stefan / Kalthoff, Herbert / Nieswand, Boris (2015): *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz/München: UVK.
- Bürkner, Hans-Joachim (2020): Segregation. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), *Handbuch Kritische Stadtgeographie*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 158-163.
- Castro Varela, María do Mar / Mecheril, Paul (2016): *Die Dämonisierung des Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*. Bielefeld: transcript.
- Chamakalayil, Lalitha / Gilliéron, Gwendolyn / Günes, Sevda Can / Hill, Miriam / Imširović, Elvira (2017): Marginalisierte Quartiere? Positionierungen und Deutungen von Bewohner_innen. In: Thomas Geisen / Christine Riegel / Erol Yildiz (Hg.), *Migration,*

- Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer, 157-173.
- Connell, Raewyn (2015): Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden: Springer.
- DGSA – Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (2020): Forschungsethische Prinzipien und wissenschaftliche Standards für Forschung der Sozialen Arbeit. https://www.dgsa.de/fileadmin/Dokumente/Ueber_uns/Forschungsethikkodex_DGSA_abgestimmt.pdf (letzter Zugriff am 23.7.2021).
- Difu – Deutsches Institut für Urbanistik (2003): Strategien für die Soziale Stadt. Erfahrungen und Perspektiven – Umsetzung des Bund-Länder-Programms „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“. https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/FP/ExWoSt/Studien/2004undFrueher/ProgrammSozialeStadt/DL_Endbericht.pdf?__blob=publicationFile&v=3 (letzter Zugriff am 23.7.2021).
- Ege, Moritz (2010): Eine Ästhetik der Territorialität. Postleitzahlen und urbanes Charisma in der Berliner „Straßenmode“. In: Alexa Färber (Hg.), Stoffwechsel Berlin. Urbane Präsenzen und Repräsentationen. Berlin: Panama, 50-65.
- Eulenbach, Marcel / Ecarius, Jutta (2012): Zum Systematisierungsdefizit in aktuellen Debatten der Jugendforschung. In: Jutta Ecarius / Marcel Eulenbach (Hg.), Jugend und Differenz. Aktuelle Debatten der Jugendforschung. Wiesbaden: Springer, 7-23.
- Farwick, Andreas (2007): Soziale Segregation in den Städten – Von der gespaltenen Gesellschaft zur gespaltenen Stadt. In: Detlef Baum (Hg.), Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 111-122.
- Farwick, Andreas (2018): Segregation und Integration – ein Gegensatz? <http://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216880/segregation-und-integration> (letzter Zugriff am 23.7.2021).
- Flick, Uwe (2017): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.
- Franke, Thomas (2014): „Soziale Stadt“ und raumorientiertes Handeln. In: Olaf Schnur (Hg.), Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: Springer, 157-173.
- Gebhardt, Dirk (2001): „Gefährliche fremde Orte“ – Ghetto-Diskurse in Berlin und Marseille. In: Ulrich Best / Dirk Gebhardt (Hg.), Ghetto-Diskurse. Geographie der Stigmatisierung in Marseille und Berlin. Potsdam: Universität Potsdam, 3-89.
- Geisen, Thomas / Riegel, Christine / Yildiz, Erol (2017): Unterschiedliche Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In: Thomas Geisen / Christine Riegel / Erol Yildiz (Hg.), Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer, 3-16.
- Glasse, Georg / Pütz, Robert / Tijé-Dra, Andreas (2014): Stigmatisierung von Stadtvierteln. Einleitung in das Themenheft. Europa Regional 14/2-3, 59-62.
- Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Griese, Hartmut M. (2014): Jugend – immer noch ein soziales Problem? Persönliche Anmerkungen nach 30 Jahren. In: Axel Groenemeyer / Dagmar Hoffmann (Hg.), Jugend als soziales Problem – soziale Probleme der Jugend? Diagnose, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 17-28.
- Groenemeyer, Axel / Hoffmann, Dagmar (2014): Jugend und soziale Probleme – Einführung in den Band. In: Axel Groenemeyer / Dagmar Hoffmann (Hg.), Jugend als soziales Problem – soziale Probleme der Jugend? Diagnose, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 11-16.
- Ha, Kien Nghi (2000): Ethnizität, Differenz und Hybridität in der Migration: Eine postkoloniale Perspektive. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 30/3, 377-397.
- Ha, Kien Nghi (2004): Ethnizität und Migration reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag.
- Ha, Noa / Schneider, Andreas (2020): Kritisches Weißsein. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 58-63.
- Hall, Stuart (2004): Ideologie, Identität, Repräsentationen. Hamburg: Argument.
- Harvey, David (2009 [1973]): Social justice and the city. Athens/London: University of Georgia Press.

- Heinzel, Friederike / Kränzl-Nagl, Renate / Mierendorff, Johanna (2012): Sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung – Annäherungen an einen komplexen Forschungsbereich. In: Theo-Web. Zeitschrift für Religionspädagogik 11/1, 9-37.
- Hill, Marc (2016): Nach der Parallelgesellschaft. Neue Perspektiven auf Stadt und Migration. Bielefeld: transcript.
- Holm, Andrej (2010): Gefahren der Aufwertung. <https://gentrificationblog.wordpress.com/2010/03/29/berlin-gefahren-der-aufwertung-interview/> (letzter Zugriff am 23.7.2021).
- Huxel, Katrin (2011): Geschlecht und Ethnizität im Feld Schule. In: Bulletin Texte, Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien, Humboldt-Universität zu Berlin 37, 87-101.
- Kemper, Jan (2018): Ungleichheit in den Städten. Stadtentwicklung und soziale Ungleichheit. <https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/stadt-und-gesellschaft/216890/stadtentwicklung-und-soziale-ungleichheit> (letzter Zugriff am 23.7.2021).
- Kirkness, Paul (2014): The cités strike back: Restive responses to territorial taint in the French banlieues. In: Environment and Planning A 46, 1281-1296.
- Kirkness, Paul / Tijé-Dra, Andreas (2017): Introduction. Exploring urban tainted spaces. In: Paul Kirkness / Andreas Tijé-Dra (Hg.), Negative neighbourhood. Reputation and place attachment. The production and contestation of territorial stigma. London/New York: Routledge, 1-8.
- Lanz, Stephan (2002): Mythos europäische Stadt – Fallstricke aktueller Rettungsversuche. In: Wolf-Dietrich Bukow / Erol Yildiz (Hg.), Der Umgang mit der Stadtgesellschaft. Ist die multikulturelle Stadt gescheitert oder wird sie zu einem Erfolgsmodell? Opladen: Leske + Budrich, 63-77.
- Lanz, Stephan (2007): Berlin aufgemischt: abendländisch, multikulturell, kosmopolitisch? Die politische Konstruktion einer Einwanderungsstadt. Bielefeld: transcript.
- Massey, Doreen (1991): A global sense of place. In: Marxism Today 6, 24-29.
- Mayer, Margit (2003): Das Potenzial des Regulationsansatzes für die Analyse städtischer Entwicklungen am Beispiel territorialer Anti-Armutspolitik. In: Ulrich Brand / Werner Raza (Hg.), Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes. Münster: Westfälisches Dampfboot, 265-280.
- Mecheril, Paul / Polat, Ayça (2019): „Richtige“ (sozial-)pädagogische Forschung in „falschen“ Verhältnissen? Von Migrationsforschung als Integrationsforschung zu Migrationsforschung als Kritik. In: Verena Klomann / Norbert Frieters-Reermann / Marianne Genenger-Stricker / Nadine Sylla (Hg.), Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklogiken und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen. Wiesbaden: Springer, 47-73.
- Mee, Kathleen J. / Wright, Sarah (2009): Geographies of belonging. Why belonging? Why geography? In: Environment and Planning A 41, 772-779.
- Meksem, Miriam Zineb (2021): Eine Intersektionale Perspektive auf das Wohnen und die Wohndiskriminierung. In: Andrej Holm (Hg.), Wohnen zwischen Markt, Staat und Gesellschaft. Ein sozialwissenschaftliches Handbuch. Hamburg: VSA, 49-64.
- Niedermüller, Peter (2000): Öffentlichkeit und Urban Underclass. In: Martin Wentz (Hg.), Die kompakte Stadt. Frankfurt am Main/New York: Campus, 119-125.
- Ottersbach, Markus (2003): Die Marginalisierung städtischer Quartiere in Deutschland als theoretische und praktische Herausforderung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 28/2003, 432-439.
- Ottersbach, Markus (2009): Jugendliche in marginalisierten Quartieren Deutschlands. In: Markus Ottersbach / Thomas Zitzmann (Hg.), Jugendliche im Abseits. Zur Situation in französischen und deutschen marginalisierten Quartieren. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 51-76.
- Preissing, Sonja (2019a): Jugend am Rande der Stadt. Eine vergleichende Studie zu Marginalisierung und Raumeignung in Deutschland und Frankreich. Wiesbaden: Springer.
- Preissing, Sonja (2019b): Zur Forschung am Rande der Stadt: Herausforderungen, Ambivalenzen und Perspektiven. In: Verena Klomann / Norbert Frieters-Reermann / Marianne Genenger-Stricker / Nadine Sylla (Hg.), Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklogiken und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen. Wiesbaden: Springer, 143-152.
- QM – Quartiersmanagement am Mehringplatz (2017): Integriertes Handlungs- und Entwicklungskonzept 2017-2019 mit Jahresbilanz seit 2015. http://www.qm-mehringplatz.info/fileadmin/user_upload/IHEK_Mehringplatz_2017_2019.pdf (letzter Zugriff am 23.7.2021).

- rbb – Mehringplatz. Das Tor zur Friedrichstraße (2021): Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb), Heimatjournal, 6.2.2021, 19:00, 26:16. <https://www.rbb-online.de/heimatjournal/videos/mehringplatz---das-tor-zur-friedrichstrasse.html> (letzter Zugriff am 23.7.2021).
- Reimann, Bettina / Schuleri-Hartje, Ulla-Kristina (2005): Integration von Migrantinnen und Migranten im Stadtteil. In: Soziale Stadt info 17, 2-8.
- Riegel, Christine / Geisen, Thomas (Hg.) (2010): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Riegel, Christine / Yildiz, Erol (2011): Jugendliche mit Migrationshintergrund. Akteure eigener Lebenswirklichkeit oder determinierte Andere? In: Axel Pohl / Barbara Stauber / Andreas Walther (Hg.), Jugend als Akteurin sozialen Wandels. Weheim/München: Juventa, 163-181.
- Rinn, Moritz (2018): Ein Urbanismus der Ungleichheit. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung, 6/1, 9-28.
- Ronneberger, Klaus / Tsianos, Vassilis S. (2009): Panische Räume. Das Ghetto und die „Parallelgesellschaft“. In: Sabine Hess / Jana Binder / Johannes Moser (Hg.), No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld: transcript, 137-152.
- Sarbo, Bafta / Wolf, Lukas (2021): Politische Ökonomie des Wohnens. In: Andrej Holm (Hg.), Wohnen zwischen Markt, Staat und Gesellschaft. Ein sozialwissenschaftliches Handbuch. Hamburg: VSA, 83-96.
- Scheibelhofer, Paul (2010): A question of honour? Masculinities and positionalities of boys with Turkish background in Vienna. In: Christine Riegel / Thomas Geisen (Hg.), Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 275-290.
- Scherr, Albert (2014): Jugend als soziale Kategorie. Oder: Warum Jugend keine Gruppe und auch kein soziales Problem ist. In: Axel Groenemeyer / Dagmar Hoffmann (Hg.), Jugend als soziales Problem – soziale Probleme der Jugend? Diagnosen, Diskurse und Herausforderungen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 29-49.
- Schreiber, Verena (2020): Kindheit. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 306-312.
- Schulze, Erika (2010): „Und ich fühl mich als Kölner, speziell als Nippeser“. Lokale Verortung als widersprüchlicher Prozess. In: Christine Riegel / Thomas Geisen (Hg.), Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 99-112.
- Schulze, Erika / Spindler, Susanne (2006): „...dann wird man direkt als asozial abgestempelt.“ – Vom Stigma und seinen Folgen. In: Wolf-Dietrich Bukow / Markus Ottersbach / Elisabeth Tuidar / Erol Yildiz (Hg.), Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 63-81.
- Slater, Tom / Anderson, Ntsiki (2012): The reputational ghetto: Territorial stigmatisation in St Paul's, Bristol. In: Transactions of the Institute of British Geographers (New Series) 37/4, 530-546.
- Spindler, Susanne (2006): Corpus delicti. Männlichkeit, Rassismus und Kriminalisierung im Alltag jugendlicher Migranten. Münster: Unrast.
- Spindler, Susanne (2010): Eine andere Seite männlicher Gewalt, Männlichkeit und Herkunft als Orientierung und Falle. In: Christine Riegel / Thomas Geisen (Hg.), Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 291-308.
- Sylla, Nadine / Frieters-Reermann, Norbert / Genenger-Stricker, Marianne / Klomann, Verena (2019): Forschungspraktische Reflexionen: Eine Einführung. In: Verena Klomann / Norbert Frieters-Reermann / Marianne Genenger-Stricker / Nadine Sylla (Hg.), Forschung im Kontext von Bildung und Migration. Kritische Reflexionen zu Methodik, Denklagen und Machtverhältnissen in Forschungsprozessen. Wiesbaden: Springer, 89-98.
- Terkessidis, Mark (2004): Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld: transcript.
- Vogelpohl, Anne (2014): Stadt der Quartiere? Das Place-Konzept und die Idee von urbanen Dörfern. In: Olaf Schnur (Hg.), Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden: Springer, 59-76.

- Wacquant, Loïc (2006): Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays. Basel: Birkhäuser – Verlag für Architektur und Gütersloh/Berlin: Bauverlag.
- Wacquant, Loïc (2007): Territoriale Stigmatisierung im Zeitalter fortgeschrittener Marginalität. In: Das Argument 271 (49/3), 399-409.
- Wacquant, Loïc (2018 [2008]): Die Verdammten der Stadt. Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität. Wiesbaden: Springer.
- Wacquant, Loïc / Slater, Tom / Borges Pereira, Virgílio (2014): Territorial stigmatization in action. In: Environment and Planning A 46, 1270-1280.
- Walther, Uwe-Jens / Güntner, Simon (2007): Soziale Stadtpolitik in Deutschland. Das Programm „Soziale Stadt“. In: Detlef Baum (Hg.), Die Stadt in der sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 389-400.
- Weber, Florian Daniel (2013): Soziale Stadt – Politique de la Ville – Politische Logiken. (Re-)Produktion kultureller Differenzierung in quartiersbezogenen Stadtpolitiken in Deutschland und Frankreich. Wiesbaden: Springer.
- Wilkins, Julien / Klier, Sabine (2018): Trinker, Junkies und Dreck. Der Mehringplatz ist der größte Schandfleck der Hauptstadt. In: B.Z. online, 20.8.2018. <https://www.bz-berlin.de/berlin/friedrichshain-kreuzberg/der-mehringplatz-ist-der-groesste-schandfleck-der-hauptstadt> (letzter Zugriff am 27.9.2021).
- Yildiz, Erol (2017): Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In: Thoma Geisen / Christine Riegel / Erol Yildiz (Hg.), Migration, Stadt und Urbanität. Perspektiven auf die Heterogenität migrantischer Lebenswelten. Wiesbaden: Springer, 19-33.
- Yildiz, Miriam (2016): Hybride Alltagswelten. Lebensstrategien und Diskriminierungserfahrungen Jugendlicher der 2. und 3. Generation aus Migrationsfamilien. Bielefeld: transcript.
- Zimmer-Hegmann, Ralf (2014): Zwischen Stigmatisierung und positiver Imageentwicklung – Soziale Stadt als Instrument der Quartiersentwicklung. In: Europa Regional 14/2-3, 120-134.

Community narratives among children and youth in marginalized neighborhoods. Strategies in dealing with stigmatizing discourses at Mehringplatz in Berlin Kreuzberg

For many years, the Mehringplatz neighborhood in Berlin-Kreuzberg has been subject to immense stigmatization. The discourses about the district are characterized by a (re-)production of racist and discriminatory images, ignoring social inequalities and structural disadvantages as results of social power relations. Especially children and young people of the district are deprived of their own representations. Hence, they have hardly any possibility to break up the prefabricated images and the violence inherent to them. This article asks, which strategies the children and teenagers develop in reaction to these images and how they themselves perceive this important space. This text is based on the results of an ethnographic study.



Urbane Kindheiten zwischen Utopie und Dystopie

Sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rationalisierungsweisen zum Topos „Kinder in der Stadt“

Dominik Farrenberg

Der vorliegende Beitrag nimmt analytisch in den Blick, wie urbane Kindheiten in der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede über Kinder in der Stadt rationalisiert werden. Dies geschieht, indem die spezifischen Rationalisierungsweisen aus der Rede herausgearbeitet werden, welche „Kinder“ und „Stadt“ diskursiv miteinander relationieren und hierüber topologisch letztlich zwischen Utopie und Dystopie positionieren. Angeleitet von dieser diskurstopologischen Perspektive wird der Topos nach einer kurzen Einleitung zunächst als expliziter Gegenstand empirischer, sozial- und erziehungswissenschaftlicher Forschung in den Blick genommen, bevor dann wesentliche Etappen der Rede über Kinder in der Stadt in Form von chronologischen Schlaglichtern nachgezeichnet werden. Im Anschluss hieran werden die Straßenkindheit und die pädagogische Provinz als vielschichtige und zentrale Narrative dieser Rede analysiert. Schlussgedanken führen die vorliegende Analyse wieder in die Rede ein und reflektieren den Topos „Kinder in der Stadt“ als eine Art „diskursive Heterotopie“.

Ersteinreichung: 30. November 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

„Herb und streng ist die Großstadt gegen das Kind vom ersten Lebens- tage an. Selbst den Sonnenschein mißt sie ihm kärglich zu. Mit den Blumen und Tieren wird es nicht so vertraut, wie die Jugend in Dorf und Kleinstadt.“ (Tews 1911: 22)

Überdeutlich machte das Eingangszitat bereits zu Beginn des 20. Jahr- hundert auf die Schattenseiten des Aufwachsens von Kindern in der Stadt aufmerksam. Seine Aussage erfährt gerade heute – so ist angesichts der Zunahme des motorisierten Verkehrs, der Bebauungsdichte und der Flächenversiegelung zu vermuten – überwiegend assoziativ-reflexhafte Zustimmung. An dem Zitat überrascht weniger die Aussage, als vielmehr ihr Entstehungskontext. Denn das Werk *Großstadtpädagogik* (Tews 1911), aus dem es stammt, hebt die Stadt primär als einen anregungsreichen Lern- und Lebensraum für Kinder hervor. So wird ihr zugesprochen, „ein Schulbuch mit Tausenden von Illustrationen“ (ebd.: 112) zu sein, welches in pädagogisch bedeutsamer Weise für das Leben bilde. Dieses Plädoyer für eine „Großstadtpädagogik“ wird jedoch – mal unterschwellig, mal explizit

(hierauf weist das Eingangszitat exemplarisch hin) – von einem steten Rechtfertigungszwang zusammengehalten: Warum sieht sich selbst eine programmatische Fürsprache *für* ein urbanes Aufwachsen zu einer solchen Verteidigungshaltung veranlasst?

Tatsächlich wird der Diskurs über Kinder in der Stadt spätestens seit dem 18. Jahrhundert überwiegend kritisch geführt. In sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Diskursräumen[1] werden mit dem Topos „Kinder in der Stadt“ zahlreiche, vielfach miteinander verwobene Problemmatisierungen aufgerufen, wobei sich kulturpessimistische mit bewahrpädagogischen Motiven verschränken (Reutlinger/Brüschweiler 2016: 48 ff.): Kindliches Aufwachsen in der Stadt wird primär als Problem markiert (Kars ten/Thunemeyer 1991: 142). Zugleich erhalten diese Diskursräume, die das Wissen über Kinder in der Stadt ordnen, ihre Spannungsmomente und ihr Anregungspotenzial gerade über vereinzelt Positionen, die den vielfältigen Problemmatisierungen auf eine Weise gegenüberstehen, die das urbane Aufwachsen idealisiert – wie etwa auch in der Tews'schen *Großstadt pädagogik*. So werden Kinder – ob implizit oder explizit – ebenso als verletzlich, gefährlich, gefährdet, lernend oder sich aktiv Räume aneignend beschrieben, wie die Stadt als gleichermaßen hektisch, verrucht, chancengebend, gefährlich, vielschichtig und facettenreich sowie als Asphalt dschungel, Ballungsraum, Sozialisationsort oder Totalität schraffiert wird.

Der vorliegende Beitrag geht in einer hermeneutisch angelegten Darstellung der Frage nach, *wie urbane Kindheiten in der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede über Kinder in der Stadt rationalisiert werden*. Analysiert wird damit im Besonderen, welche Bedeutungen und Bedeutungszuweisungen und insofern (Re-)Produktionen von Denkweisen (Kessl 2011: 8) in die sozial- und erziehungswissenschaftliche Rede über Kinder in der Stadt eingelassen sind. Es wird beschrieben, „wie Zusammenhänge, Unterschiede, Begrenzungen oder Einordnungen gedacht, benannt und gedeutet werden“ (Kessl 2011: 8). Diskurstopologisch perspektiviert sind damit „die Lagebeziehungen der Aussagen in diskursiven Formationen“ (Schreiber 2009: 207) angesprochen, die den Topos „Kinder in der Stadt“ als solchen erst hervorbringen. Rationalisierungsweisen urbaner Kindheiten, die durch diesen Topos aufgerufen werden, verweisen insofern auf die (Re-)Produktion machtvoller Wissensordnungen (Farrenberg 2018: 50 ff.). Erkenntnis- und sozialtheoretisch wird mit dieser Perspektive auf soziale Wirklichkeit *als* eine insgesamt diskursive Konstruktion abgestellt. Demnach kann auch nicht zwischen Diskurs und „Nicht-Diskurs“ unterschieden werden (etwa in der Annahme eines vom Diskurs unabhängig existierenden „Dahinter“) (Parr 2014: 234; Quadflieg 2008: 94). Abgrenzbewegungen finden vielmehr insofern statt, als der Versuch unternommen wird, die sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rede über Kinder in der Stadt innerhalb des „diskursiven Gewimmels“ zu identifizieren, sie aus ihm herauszulösen und von anderen Diskursformationen zu separieren. Methodisch angeleitet wird dies von einer systematischen Quellenrecherche. Der bei diesem Vorgehen herausdestillierte Textkorpus bildet die Basis für die in diesem Beitrag vorgelegten Analysen. Er setzt sich zusammen aus den in einschlägigen Bibliothekskatalogen im deutschen Sprachraum verfügbaren sozial- und erziehungswissenschaftlich orientierten Publikationen, die

entweder Begrifflichkeiten wie „Kind(er) bzw. Kindheit und Stadt“ explizit im Titel führen oder aber eine begrifflich zwar lediglich implizite, inhaltlich jedoch direkte Verbindung zum Topos „Kinder in der Stadt“ aufweisen.[2]

Unter Zugriff dieses diskurstopologischen Fokus wird im Verlauf des Beitrags sichtbar gemacht, wie die Rationalisierungsweisen urbaner Kindheiten letzten Endes zwischen Utopie und Dystopie oszillieren: *Einerseits* wird der Topos „Kinder in der Stadt“ vereinzelt mit *utopischen Gehalten* aufgeladen. Bis in das machtvolle und polyseme (sprich: vielstimmige) Narrativ der Straßenkindheit lassen sich diese – etwa in Tews' *Großstadtpädagogik* – in Form von idealistisch überhöhten pädagogischen Zielen aufspüren, deren Realisierungsmöglichkeiten jedoch vielfach ungewiss bleiben. *Andererseits* steht der Topos „Kinder in der Stadt“ mehrheitlich mit *dystopischen Gehalten* in Verbindung. Neben der bereits erwähnten Polysemie der Straßenkindheit spiegeln diese sich vor allem im Narrativ der pädagogischen Provinz wider, so wie darin ein utopischer Gegenort zur Stadt und ihren (vermeintlichen) Gefahren aufgerufen wird.

Angeleitet von dieser Perspektive wird der Topos „Kinder in der Stadt“ im Folgenden zunächst als expliziter Gegenstand empirischer, sozial- und erziehungswissenschaftlicher Forschung in den Blick genommen. Mit diesem Analyseschritt wird der empirische Forschungsstand im Kontext des Topos exemplarisch umrissen. Dabei wird aufgezeigt, wie das Forschungsfeld maßgeblich von zwei Vergleichshorizonten strukturiert wird, wodurch sich letztlich eine Problematisierung voranschreitender Urbanisierung mit der Problematisierung sozialer Ungleichheiten verschränkt (2.). Unter dem Begriff des „diachronen Streifzugs“[3] werden sodann wesentliche Etappen der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede über Kinder in der Stadt in Schlaglichtern chronologisch nachgezeichnet. In diesem Analyseschritt wird aufgezeigt, wie sich im Verlauf der Rede der Fokus verschiebt von der Stadt als dem das Kind verderbenden Ort schlechthin, zu zunächst konkreten zivilisationsbedingten Veränderungen urbanen Aufwachsens und schließlich zu einzelnen benachteiligten Sozialräumen und einer institutionell begleiteten Kindheit (3.). Im Anschluss hieran werden die Straßenkindheit und die pädagogische Provinz als zentrale und zugleich polyseme Narrative analysiert und in ihren utopischen wie dystopischen Gehalten dargestellt. Über diesen Schritt der Analyse gerät zudem die Frage der Sichtbarkeit von Kindern bzw. Kindheiten im urbanen Raum in den Blick – und damit letztlich auch die Möglichkeit von Überwachung, Disziplinierung und Kontrolle (4.). Schlussgedanken führen die Ergebnisse der vorliegenden Analyse wieder in die Rede ein. Analytisch wird der Topos „Kinder in der Stadt“ hierbei als eine Art „diskursive Heterotopie“ reflektiert (5.).

2. Kinder in der Stadt als Gegenstand empirischer Forschung

Blickt man exemplarisch auf empirische Studien sozial- und erziehungswissenschaftlicher Provenienz, die „Kinder in der Stadt“ als Gegenstand von Forschung anvisieren, so ist nach wie vor eine Studie hervorzuheben, die in den Diskursräumen als „Klassiker“ bezeichnet wird: *Der Lebensraum des Großstadtkindes* (Muchow/Muchow 2012 [1935]). Mit innovativen, quasi ethnographischen Untersuchungsmethoden beschreibt Martha Muchow im

Spätherbst der Weimarer Republik am Beispiel des Hamburger Stadtteils Barmbek drei analytische Zugänge, in denen Kind und Stadt unter der konzeptionellen Klammer des Lebensraums zueinander relationiert werden.[4] Muchows Konzept des Lebensraums nimmt – wenn auch nicht durchgängig systematisch ausbuchstabiert – die Perspektive eines antiessenzialistischen, relationalen Raumbegriffs vorweg, wie er für zahlreiche aktuelle Zugänge kennzeichnend ist. Über den heute veraltet erscheinenden Begriff rücken Subjekt (Kinder) und materiale Territorialität (Stadt) in eine produktive und dynamische Dialektik ein (vgl. Büttner/Coelen 2012: 199 ff.; Zinnecker 2012 [1978]: 43 ff.).

Indem die Kinder gebeten werden, ihre vertrauten Wege und Orte ebenso auf einem Stadtplan zu schraffieren, wie separat hiervon solche, die ihnen nur durch ein gelegentliches Passieren bekannt sind, adressiert Muchow sie in einem *ersten Zugang* als ortskundige Expert_innen ihrer Lebensräume. Die kartographierten Lebensräume bilden das Differenzial, anhand dessen die abstrakte Stadt in relevante und irrelevante Areale unterteilt wird – wobei die relevanten Lebensräume nochmals in unmittelbare, den Kindern vertraute *Spielräume* und mittelbare, fußläufig erkundbare *Streifräume* differenziert werden. Durch diesen topologisch-territorialen Forschungszugang zerfällt die Stadt in Wohngebiete, Verkehrswege, Grünanlagen, Spielplätze und infrastrukturell bedeutende Einrichtungen wie Schulen und Kaufhäuser. Deren Bedeutung bemisst sich daran, inwiefern sie Aufenthalts- oder Durchgangsorte für die Kinder darstellen. Kinder und (diese parzellierten Orte der) Stadt werden topologisch zueinander in einer Art Lagebeziehung ins Verhältnis gesetzt. Über diese Verzonung und Territorialisierung werden Aufwachsen und Stadtkindheit erst sichtbar als ortsgebundene Phänomene. Untersucht wird der „Raum, in dem das Kind lebt“ (Muchow/Muchow 2012 [1935]: 80).

In einem *zweiten Zugang* spricht Muchow die Kinder über ein Erfragen ihrer Lieblingsaktivitäten und Spielorte noch einmal stärker als im ersten als Subjekte von Forschung an. Anvisiert wird hier der „Raum, den das Kind erlebt“ (ebd.: 97), also die Qualitäten des urbanen Raumes aus der Erlebensperspektive der Kinder. Inhaltlich favorisieren die Kinder dabei das Spielen auf der Straße.

Mittels verschiedener Beobachtungstechniken geraten die Kinder schließlich in einem *dritten Zugang* als Akteur_innen in den Blick, die sich die von Erwachsenen konzipierte dinglich-örtliche Umgebung aktiv aneignen und für ihre spezifischen Bedarfe „umleben“ (ebd.: 160). Stadt erscheint in diesem Zugang als „Raum, den das Kind lebt“ (ebd.: 106), das heißt als eine den Kindern durch Bebauung und Verkehr gegebene, aber gleichzeitig (um-)gestaltbare, (um-)lebende material-territoriale Struktur.

Insgesamt betrachtet fungiert Stadt in Muchows Studie als eine Art Kulisse *und* Bühne. Bildet sie in ihrer Gänze und als abstrakte Idee lediglich die Kulisse, vor welcher der „Lebensraum des Großstadtkindes“ (Muchow/Muchow 2012 [1935]) prozessiert wird, so treten einzelne Fragmente dieser Kulisse qua ihrer dinglich-örtlichen Gegebenheiten als vorstrukturierte Bühne hervor, auf der die als Akteur_innen positionierten Kinder ihre Aktions-, Wahrnehmungs- und Aneignungsräume aktiv er- und durchleben (Büttner/Coelen 2012: 203 f.).

In Versatzstücken und Variationen instruieren die drei analytischen Zugänge der „Lebensraum-Studie“ bis heute zahlreiche einschlägige

Studien zu Kindern in der Stadt (exemplarisch von Seggern/Ohrt 1980; Harms/Preissing/Richtermeier 1985; Blinkert 1993; Zeiher/Zeiher 1994; DKHW 2015; Andresen et al. 2016). Mehr oder minder deutlich wird auch die darin eingelassene Verhältnissetzung von Kindern und Stadt somit weiter transportiert und fortgeschrieben. Indes diesen Forschungen zwar gemein ist, dass sie Kinder als von Erwachsenen differente Akteur_innen beschreiben, rückt hingegen die Handlungsmacht der Kinder, die mit diesem Akteur_innen-Status angesprochen ist, in den Hintergrund. Dies gilt insbesondere für jene Studien, die den urbanen Lebensraum der Tendenz nach entweder als unzureichend oder als gefährlich problematisieren (von Seggern/Ohrt 1980; Blinkert 1993; DKHW 2015).

Weiterhin fällt auf, dass die Studien zu Kindern in der Stadt nahezu durchgängig von zwei Vergleichshorizonten strukturiert werden. Zum einen gerät Stadt mehr oder weniger explizit als Kristallisationspunkt zivilisatorischer Wandlungsprozesse in den Blick. Vermittelt über Merkmale wie die Zunahme des Autoverkehrs, die Erhöhung der Bebauungsdichte oder die Entmischung des innerstädtischen Lebens materialisieren sich diese Wandlungsprozesse in veränderten, oftmals als Verschlechterung gelesenen Bedingungen des Aufwachsens. Damit wird der jeweils gegenwärtige Status quo des Forschungsgegenstandes zumindest implizit vor der rekursiven Matrix einer Transformationsbewegung gelesen. Dies erst erlaubt es, das Aufwachsen in der Stadt ortsübergreifend in seiner Qualität zu evaluieren (exemplarisch Blinkert 1993: 9). Zum anderen rückt diskurstopologisch perspektiviert an die Seite dieses *diachronen Vergleichs* der *synchronen Vergleich* unterschiedlicher, territorial begrenzter urbaner Räume etwa von Wohnquartieren, Stadtteilen oder ganzen Städten. Der urbane Raum wird hierbei in seiner Konkretion gewissermaßen vor Ort aufgeschlossen und in territorial voneinander unterscheidbare Orte zerlegt, aus denen wiederum differente Qualitäten des Aufwachsens herausgelesen werden. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich dieser Vergleichshorizont allerdings als keineswegs rein territorial. Vielmehr ist er Ausdruck von Segregation, in deren Folge soziale und ökonomische Bedingungen des Aufwachsens mit der jeweiligen territorial umgrenzten Ökologie amalgamieren. Exemplarisch zeigt sich dies in folgenden Untersuchungen:

Die historische Studie *Stadtgeschichte als Kindheitsgeschichte* (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989) rekonstruiert unterschiedliche Muster historischer Stadtkindheiten um 1900 am Beispiel der Städte Wiesbaden und Leiden. Diese Muster differenzieren sich entlang von Klassenunterschieden in entsprechend segregierten Wohnquartieren aus.

Die Studien *Kinder und Jugendliche in der Großstadt* (Harms/Preissing/Richtermeier 1985) sowie *Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern* (Zeiher/Zeiher 1994) untersuchen das Aufwachsen von Kindern in jeweils zwei unterschiedlichen Stadtvierteln. Sie machen sichtbar, dass die Freizeit- und Alltagsgestaltung von Kindern je nach Wohnumfeld deutlich divergiert. Sie ist sowohl mit ökologischen als auch mit sozial-ökonomischen Bedingungen verwoben – hier geplante Verabredungen in Zweierfreundschaften im häuslichen Umfeld, dort spontane, ungeplante und teilweise illegale Aktivitäten in losen Cliquen sowie die Teilnahme an Angeboten eines nahen Freizeitheimes.

Die Studie *Raum für Kinderspiel!* (DKHW 2015) zeigt auf, dass die Chance von Kindern, in einem Wohngebiet aufzuwachsen, das „für ihre Lebensqualität und Entwicklungsmöglichkeiten günstig“ (DKHW 2015: 205) ist, in hohem Maße von den sozial-ökonomischen Ressourcen ihrer Herkunftsfamilie abhängt. Diese bilden in Verschränkung mit den ökologischen Bedingungen des jeweiligen Wohnumfeldes eine Art „latentes Curriculum“ – entweder für ein aktives und autonomes oder für ein eher passives und heteronomes Aufwachsen.

Die Studie *Urbane Lernräume* (Andresen et al. 2016) nimmt Gentrifizierungsprozesse, soziale Diversität sowie den Umgang mit Gefahren im Straßenraum als zentrale Herausforderungen von Eltern in den Blick, sich in einem Innenstadtviertel *als Familie* zu konstituieren. Dabei werden soziale Ungleichheiten sichtbar, die sowohl die Familien benachteiligen, als auch distinktiv von diesen fortgeschrieben werden.

Empirische Aussagen über Kinder in der Stadt weisen somit vielfach auf die Wirkmacht sozial-ökonomischer Bedingungen hin. Das Aufwachsen in urbanen Räumen ist in erster Linie ein Aufwachsen in unterschiedlichen sozialen Klassen (Ward 1978: 7 ff.). Es differenziert sich auf grundlegende Weise entlang von Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeiten aus, die sich zu schichtspezifischen Mustern städtischer Kindheiten typologisieren lassen. Über die beiden aus den empirischen Studien herausgearbeiteten Vergleichshorizonte wird der Topos „Kinder in der Stadt“ gleich zweifach in problematisierender Weise rationalisiert: Die Kritik an einer zunehmenden, das Aufwachsen beeinträchtigenden Urbanisierung verschränkt sich mit einer Kritik an sozialen Ungleichheiten, die als Folge von Segregationsprozessen urbane Kindheiten erkennbar strukturieren (exemplarisch Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989: 12, 22; Ward 1978).

Die Schichtspezifik urbaner Lebensräume, der Vergleich verschiedener urbaner Territorien sowie die rekursive Matrix einer problematisierenden Bezugnahme auf zivilisatorische Wandlungsprozesse stellen Zusammenhänge dar, welche die sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rede über „Kinder in der Stadt“ – auch über die einzelnen Studien hinaus – insgesamt wirkmächtig ordnen. Im Folgenden werden nun wesentliche Etappen dieser Rede chronologisch in Schlaglichtern nachgezeichnet. In diesem diachronen Streifzug geht es darum, das Geworden-Sein des Topos „Kinder in der Stadt“ darzustellen. So wie darin Konstanten, Verschiebungen und Brüche der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede sichtbar werden, so wird ebenfalls erkennbar, dass sich der Fokus der Rede in ihrem Fortgang zunehmend zuspitzt und kanalisiert.

3. Die Rede über Kinder in der Stadt – ein diachroner Streifzug

Spätestens Mitte des 18. Jahrhunderts dringt die überwiegend kritisch geführte Rede über „Kinder in der Stadt“ in die Öffentlichkeit. Beispielfhaft und einflussreich bemängelt Jean-Jacques Rousseau die verdorbene Luft und das zusammengepferchte Gedränge der Stadt. Diesen Mängeln stellt er die reinere Landluft und das freiere, räumlich großzügigere Landleben als positiven Entwurf gegenüber (Rousseau 2010/1762: 62 f.). Weiterhin bringt Rousseau

das kindliche Aufwachsen in der Stadt zusammen mit dem Vorwurf sexueller Ausschweifungen und krimineller Machenschaften sowie mit einem das Kind verderbenden Umgang schlechthin. Auf geradezu idealtypische Weise ruft sein Erziehungsroman *Émile oder über die Erziehung* (Rousseau 2010 [1762]) dazu auf, das Aufwachsen von Kindern fern von schädlichen urbanen Einflüssen und Einflüsterungen, im Schutz- und Schonraum der „pädagogischen Provinz“ zu organisieren. Diese Rationalisierungsweise, den Lebensraum Stadt mit einem schlechten, das Kind gefährdenden Einfluss zusammenzudenken, reicht indes weit über Rousseau und seine Perspektive auf die französischen Städte hinaus. Sie entfaltet bis heute Wirkmacht und amalgamiert vielfach mit verklärten Vorstellungen „mittels derer Erwachsene die eigene Kindheit im Rückblick romantisieren“ (Reutlinger/Brüschweiler 2016: 48).

In Rekurs auf die Urbanisierungsschübe des 20. Jahrhunderts wird der Topos „Kinder in der Stadt“ dieser Zeit mit weiteren Gefährdungen und Mängeln aufgeladen. Problematisiert wird dabei vor allem, dass synchron zum Wachstum der Großstädte Wohnräume von Arbeits- und Verkaufsräumen geschieden und vom Zentrum an die Peripherie gedrängt werden. Urbanes Aufwachsen verlagert sich somit zu großen Teilen in monofunktional auf Wohnen ausgerichtete Außenbezirke. So hält Johannes Tews im frühen 20. Jahrhundert für Berlin fest, die Großstadt werde „gewissermaßen ausgehöhlt“ (Tews 1911: 4). Auch in der historischen Studie von Imbke Behnken et al. (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989: 12 f.) findet sich beispielhaft in Wiesbaden und Leiden jene Gleichzeitigkeit städtischer Verdichtung einerseits und einer Zunahme (segregierter) bürgerlicher Vororte und Arbeiter_innenvorstädte andererseits. Dem Band *Das Kind in der Stadt* (Ward 1978) zufolge markiert die Vorstadt in Europa und Nordamerika gar „das typische Siedlungsmuster des zwanzigsten Jahrhunderts“ (ebd.: 67) schlechthin. Parallel zu dieser Diagnose über den Zerfall eines zuvor als multifunktional interpretierten Stadt(er)lebens gewinnen eine stete Zunahme von Konsum, Lohnerwerbstätigkeit, motorisiertem Verkehr sowie einer dichteren Bebauung an Bedeutung. Diese Veränderungen werden in den sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Diskursräumen spätestens seit den 1960er Jahren als Modernisierungsnebenfolgen problematisiert, die das Aufwachsen von Kindern in der Stadt einschränken und bedrohen (Zeihner 1991: 179). Neben das Bild einer eher diffusen Gefährdung des Kindes im urbanen Raum treten jetzt konkrete modernisierungsbedingte Veränderungen der sozialen Praxis sowie ihrer greifbaren materiell-territorialen Kontexte. Indem sich die Vielfalt des öffentlichen Lebens auf der Straße auflöst, verliert sie auch als Spielraum an Bedeutung. Ein eindrucksvolles Beispiel hierzu gibt der Beitrag „Das Kind und die Straße – von der Stadt zur Anti-Stadt“ (Ariès 1994). Philippe Ariès zeigt darin exemplarisch auf, wie sich Pariser Vororte zwischen 1900 und 1970 dadurch veränderten, dass Bürgersteige verengt, Straßen verbreitert und dem wachsenden Autoverkehr zugewiesen werden (Ariès 1994: 90 ff.). Der Beitrag „Kinder in der Großstadt“ (Zeihner 1995) nimmt Modernisierungsnebenfolgen wie diese auf und beschreibt, wie sich urbane Kindheiten zunehmend in eigens dafür hergerichtete eingezäunte Spielplätze und in private Wohnräume verlagern sowie in weitere kindspezifische institutionelle Umgebungen vor und neben der Schule (ebd.: 39 ff.).

Eine gängige Rationalisierungsweise, die der hier untersuchten Rede inhärent ist, hält fest, dass sich der öffentliche großstädtische Raum im 20. Jahrhundert auch für Kinder sukzessive von einem Aufenthalts- zu einem Durchgangsort transformiert (Ariès 1994: 75; Götzelmann 2017: 123). So ist die Rede davon, dass sich Stadtkindheit von einer Straßenkindheit zu einer „verhäuslichten“ und „verinselten“ Kindheit verschiebt (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989: 11 ff.; Behnken/Jonker 1990: 165 f.; Zeiher 1991: 189 ff.; Zinnecker 2001 [1990]). Der Rede nach findet das Aufwachsen nun vermehrt im privaten, begrenzten und vielfach als anregungsarm beschriebenen Binnenraum der Familie statt (Zinnecker 2001 [1990]: 41 f.). An die Stelle eines zusammenhängenden, zonenhaft in Nah- und Streifraum unterscheidbaren Territoriums, in dem das Kind *lebt*, Stadt *erlebt* und *umlebt* (Muchow/Muchow 2012 [1935]) tritt ein loses Netz mit einzelnen Knotenpunkten – etwa der Schule, der Kindertageseinrichtung sowie Wohnungen von Spielpartner_innen und Freizeitangeboten. Der Rede nach erlaubt diese Verinselung kein zusammenhängendes Raumerleben mehr, sondern nur noch ein punktuell Ortserleben ohne Zugang zu einem territorial-räumlichen Dazwischen. Eine Erlebensweise, die durch elterliche Bring- und Abholdienste mit dem PKW noch potenziert wird. Über das eigentliche Raumerleben hinaus, so der Befund, fragmentiert die Verinselung auch das Bewusstsein eines einheitlich-konsistenten Selbst sowie die sozialen Beziehungen (Zeiher 1991: 189).

Parallel zu den Diagnosen urbaner Modernisierungsprozesse und den analytischen Rekonstruktionen veränderter, hierauf reagierender Kindheitsmuster nehmen insbesondere in den 1970er bis 1990er Jahren weitere empirische und programmatische Beiträge, aber auch Praxisberichte zu. In diesen, teilweise auf der Ebene von Kommunalpolitik und Stadtplanung verorteten Beiträgen wird das konkrete urbane Territorium zunächst nun in kinderfreundliche und kinderfeindliche Aspekte und Faktoren zergliedert. Hierauf aufbauend werden schließlich Empfehlungen für eine kinderfreundliche Stadt formuliert (exemplarisch Blinkert 1993; Harms/Preissing/Richtermeier 1985; Kibler/Keller-Ebert 1994; Difu 1991; TU Braunschweig 1980). Dem Befund einer autogerechten Stadt wird die Utopie einer kindergerechten Stadt gegenübergestellt, die durch geeignete politische Steuerungsmaßnahmen zur Realutopie werden soll. Unter anderem wird diskutiert, neue Bauvorhaben analog zu Umweltverträglichkeitsprüfungen einer „Kinderverträglichkeitsprüfung“ zu unterziehen (Blinkert 1993: 225; Difu 1991). Vielfach wird das programmatische Ziel einer kinderfreundlichen Stadt mit der Idee von Beteiligungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten für die lokalen Kinderöffentlichkeiten verknüpft – etwa über die Implementierung von Kinderbeauftragten, -büros, -versammlungen und -parlamenten (Difu 1991; Schröder 1995). Gleichzeitig wird postuliert, eine kinderfreundliche Stadt stelle quasi unweigerlich zugleich eine insgesamt bürger_innenfreundliche Stadt dar (exemplarisch Pickmann 1980: 192; Feldtkeller 2001: 88). Implizit scheint in dieser Diskursfigur jener „romantische Kindheitsmythos“ (Baader 2004) durch, der seit Beginn des 19. Jahrhunderts das Kind (quasi-)religiös und ästhetisch auflädt, es als rein und unverdorben glorifiziert und es in seiner als natürlich gegeben verstandenen Unbekümmertheit und Phantasie zum idealisierten Vorbild für eine

deformierte Erwachsenengesellschaft macht (ebd.: 418). In dieser Vorstellung vom Kind spiegelt sich die (real-)utopische Potenzialität, die Stadt bürger_innenorientiert in einen vitaleren, grüneren und das Wohlergehen aller befördernden Wohn- und Lebensraum umzugestalten. Vielerorts werden kommunale Modellprojekte initiiert, die ihre Überzeugungskraft implizit aus einer Rationalisierungsweise ziehen, wonach eine am Prädikat der Kinderfreundlichkeit ausgerichtete kommunale Stadtentwicklung und -planung den urbanen Raum zu einer lebenswerten Stadt für alle transformieren kann.

Jedoch bleiben die Modellprojekte dieser Zeit mehr Projekte als Modelle. So wie die Rede über Kinder in der Stadt – gemessen am Publikationsaufkommen – insbesondere in den 1970er bis 1990er Jahren stark anschwillt, so ist sie in darauf folgenden Jahrzehnten bis heute nahezu verstummt, zumindest auf den ersten Blick. Der Reformeifer scheint absorbiert worden zu sein von einer an anderen Rationalitäten ausgerichteten Realität. Jedenfalls wird die bis hierhin skizzierte Rede heute lediglich punktuell fortgesetzt, etwa in Gestalt des Sammelbandes *Kind sein in der Stadt* (Fischer/Rahn 2017) oder der vom Deutschen Kinderhilfswerk herausgegebenen Studie *Raum für Kinderspiel!* (DKHW 2015). Kann es sein, dass die bis hierhin skizzierte Rede analog dazu, wie die Stadtkindheit von der Sichtbarkeit auf der Straße in eine zunehmend unsichtbare Verhäuslichung sowie in ein institutionelles Aufwachsen eingewandert ist (Blinkert 1993: 23; Müller 1980: 49; Muri Koller 2017: 49), dorthin mitgewandert ist?

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich durchaus eine Verschiebung bzw. Kanalisierung der Diskurslinien. Etwa seit den 1990er Jahren wird urbanes Aufwachsen vor allem im Kontext von Segregation und benachteiligten Stadtquartieren sowie den institutionellen Bedingungen des Aufwachsens akzentuiert. Publikationstitel wie *Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen* (Bruhns/Mack 2001) oder *Quartier macht Schule* (Fritsche/Rahn/Reutlinger 2011) verweisen ebenso darauf wie politische Programme und Konzepte, etwa das Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“ (Difu 1999) oder das Positionspapier des Bundesjugendkuratoriums „Neue Bildungsorte für Kinder und Jugendliche“ (Bundesjugendkuratorium 2004). Mit dieser diskursiven Verschiebung wird die Rede über „Kinder in der Stadt“ nun ein weiteres Mal konkretisiert und zugespitzt. Angesprochen werden nun nicht mehr die urbane soziale Praxis und deren materiell-territorialen Kontexte schlechthin. Stattdessen werden einerseits die schwierigen Bedingungen des Aufwachsens in benachteiligten, von Segregation gekennzeichneten und mitunter als „soziale Brennpunkte“ markierten Wohnquartieren fokussiert. Andererseits geraten Schulen und weitere institutionelle Orte städtischen Aufwachsens stärker in den Blick. Diese beiden Foki laufen zusammen in einer wiederentdeckten, politisch wie fachwissenschaftlich-professionell gestaltbaren Steuerungsgröße: dem sozialen Nahraum.

Programmatisch sowie fachwissenschaftlich-konzeptionell wird diese Möglichkeit kommunaler Steuerung über die Leitbegriffe „Sozialraum“ und „Bildungslandschaften“ ausbuchstabiert (Dirks/Kessl 2012: 512 ff.; Brüscheiler/Falkenreck 2019). Beiden Konzepten ist die Machbarkeitsvorstellung inhärent, unter der Prämisse von Vernetzung und Kooperation Ressourcen lokaler Bildungs-, Gesundheits- und Sozialeinrichtungen sowie

der Bürger_innen eines Stadtteils aktivieren und Potenziale arrangieren zu können (Koch/Schulz 2018: 44). Hierdurch soll „eine optimale Begleitung von Kindern und Jugendlichen, durch gesundes Aufwachsen und gutes Lernen *vor Ort*“ (Brüschweiler/Falkenreck 2019: 423) möglich werden (Dirks/Kessl 2012: 512; Kessl/Reutlinger 2011). Kritisiert wird indes, dass die Fokussierung auf solche Synergieeffekte die unterschiedlichen Ziele, Arbeitsweisen, Kindheits- und Bildungsverständnisse der beteiligten Akteur_innen außer Acht lässt (z. B. von Schule und Kinder- und Jugendhilfe). Zudem wird auf unzulässige Weise eine Planbarkeit von Bildungsprozessen suggeriert (Koch/Schulz 2018). Weiterhin sieht sich die Konzentration auf den Sozialraum der Kritik ausgesetzt, dass sämtliche Probleme territorialisiert und auf ein sodann als problematisch markiertes Quartier bezogen werden, auch wenn Probleme primär sozial oder ökonomisch bedingt sind bzw. mit dem Wohn- und Wirtschaftsstandort einer ganzen Stadt oder einer gesamten Region zusammenhängen (Häussermann 2011: 277; Dirks/Kessl 2012: 515 f.; Kessl/Reutlinger 2011).

Jedenfalls wird der Topos „Kinder in der Stadt“ in der Rede von Sozialräumen und Bildungslandschaften nun mehrheitlich indirekt angesprochen. Indem diese zuvorderst auf bildungsbezogene Aktivitäten, die Infrastruktur des sozialen Nahraums sowie eine Vernetzung der unterschiedlichen Akteur_innen und Institutionen abstellt, wird das Kind diskursiv dezentriert und die Stadt in verschiedene lokale Sozial- und Bildungsräume zergliedert. Die Stadt als Ganzes tritt als Abstraktum in den Hintergrund. Unbehelligt von den benachteiligenden Lebenslagen in einzelnen Quartieren und der dortigen, das Aufwachsen institutionell rahmenden Infrastruktur, wird die Stadt in ihrer Gesamtheit weder als Verursacherin von Problemlagen noch als Problemlöserin adressiert. Im Unterschied dazu gerät das parzellierte Territorium benachteiligter Quartiere auf diffuse Weise in den Blick – sowohl als Kumulationspunkt von Konflikten und Problemen als auch, vermittelt über den Taschenspielertrick einer nahräumlichen Vernetzung von Bildungsangeboten und der Aktivierung von Ressourcen, als deren Lösung (Kessl/Reutlinger 2011: 286 f.; Dirks/Kessl 2012: 515). Ähnlich diffus erscheint auch die polyseme Position, die infolge der Konzentration auf den urbanen Nahraum dem Kind zugeschrieben wird. So werden in der Rede vom benachteiligten Quartier gleichermaßen die Muster eines gefährdeten wie eines gefährlichen Kindes aufgerufen (Jenks 2005 [1996]: 62 ff.). Das Konzept der Bildungslandschaften ist hingegen auf das Muster des aktiven, wissbegierigen Entdeckerkindes angewiesen (Elschenbroich 2001), das seine Bildungsprozesse im Zusammenspiel vernetzter Bildungsorte in seinem Nahraum selbst organisiert (Koch/Schulz 2018). Letzteres Muster fungiert unreflektiert oftmals als anthropologische Vorannahme jener „neuen Bildungsdebatte“, die seit der Jahrtausendwende nicht nur die gesellschaftliche Aufmerksamkeit auf Bildung zentriert, sondern zugleich auch das Bildungsgeschehen kommunalisiert, territorialisiert sowie mit Stadt(teil)entwicklung verschränkt. Insofern stellt es einen diskursiven Begründungszusammenhang für die Programmatik kommunaler Bildungslandschaften dar (Million/Heinrich/Coelen 2015; Brüschweiler/Falkenreck 2019).

Zusammengefasst verschiebt sich im Verlauf der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede der Fokus von der Stadt als einem das Kind

insgesamt verderbenden Ort zunächst zu konkreten zivilisationsbedingten Veränderungen im urbanen Raum und einer darauf abgestimmten sozialen Praxis, bevor schließlich mehrheitlich nur noch punktuell einzelne benachteiligte Sozialräume und ein institutionell begleitetes Aufwachsen anvisiert werden. Den vielen in die Rede eingelassenen Problematisierungen von Stadt stehen dabei vorwiegend Idealisierungen gegenüber, die das Kind in seiner Verletzlichkeit hervorheben.

In diesem diachronen Streifzug durch die sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rede über Kinder in der Stadt kristallisieren sich zwei zentrale, polyseme und ambivalente Narrative heraus, die den Topos auf wirkmächtige Weise strukturieren – gewissermaßen querliegend zu den vorliegend skizzierten Etappen. Gemein ist ihnen, dass sie beide implizit – wenn auch unterschiedlich konnotiert – auf die Sichtbarkeit von Kindern bzw. Kindheiten abstellen: Angesprochen sind damit die Narrative der Straßenkindheit und der pädagogischen Provinz. Diese beiden Narrative halten die Rede gewissermaßen zusammen. Sie werden im Folgenden einer tiefergehenden Analyse unterzogen.

4. Straßenkindheit und pädagogischer Provinz – zentrale Narrative des Topos „Kinder in der Stadt“

Das Narrativ der Straßenkindheit

Grundsätzlich ist das Wissen, das sich aus dem Topos „Kinder in der Stadt“ speist, eng verknüpft mit der Frage der Sichtbarkeit von Kindern im urbanen Raum. Die sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rede greift unmittelbar auf das Sichtbar-Werden oder eben auch Nicht-Sichtbar-Werden urbaner Kindheiten zurück. Im Rückgriff auf die rekursive Matrix eines zivilisatorischen Wandels wird in diesem Zusammenhang vor allem das Verschwinden der einstigen, überwiegend sichtbaren Straßenkindheit problematisiert. In diesem Narrativ der Straßenkindheit finden sich zwei negative Gegenhorizonte eingelassen: die vielfache Verlagerung von Stadtkindheit in städtische Vororte und mehr noch die zunehmende Etablierung einer überwiegend unsichtbaren „verhäuslichten Kindheit“, die sich mehrheitlich im Wohnungsinernen abspielt (Müller 1980: 49). Hierüber wird die ohnehin ambivalente und polyseme Position, die die Straßenkindheit im Diskursfeld ausfüllt, aktualisiert und weiter fortgeschrieben (Zinnecker 2001 [1979]: 48).

Zum einen wird mit dem Begriff der Straßenkindheit idealisierend die Mitgliedschaft in einem nachbarschaftlichen Kinderkollektiv aufgenommen, das draußen auf der Straße, an der frischen Luft und in Bewegung einen anregungsreichen Spiel- und Sozialisationsort vorfindet. Diese Idealisierung war mancherorts, insbesondere in den Arbeiter_innenvierteln, bis in die 1960er Jahre hinein zugleich Realität, wie historische Rekonstruktionen von Stadtkindheiten im 20. Jahrhundert in Wiesbaden und Leiden exemplarisch zeigen (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989: 12 f.). Mit der Straßenkindheit verbindet sich der Gedanke eines Aufwachsens in einem sozialen Biotop. Dieses fördert über das soziale Miteinander in der Gruppe Selbstbehauptung, Unterordnung und Gemeinschaftssinn. Die aktive Teilhabe von Kindern an der Straßenöffentlichkeit ermöglicht

Vergesellschaftung. Gemäß diesem Ideal einer „Pädagogik der Straße“ (Tews 1911: 114) wird die Straße als Lernfeld, als pädagogischer Ort besonderer Qualität verstanden (Zinnecker 2001 [1979]: 51; Fuhs 2001: 138; Tews 1911: 108 ff.; Forsell 2014: 204 f.). Mit dieser Rationalisierungsweise verbindet sich geradezu utopisch die Hoffnung, dass die Straßenkinder „die Samen eines neuen kulturellen Lebens in sich tragen könnten: einer anderen Sozialisierung und einer freieren Gesellschaft“ (Forsell 2014: 205). Im semantischen Gefolge dieser Idealisierung erscheint Straßenkindheit bis heute als positiver Antipode zu einer verhäuslichten Kindheit, welche die Rede über Kinder in der Stadt vielfach mit Bewegungsmangel, Anrengungsarmut, dem Fehlen sozialer Kontakte, der intensiven Nutzung digitaler Medien sowie einer verstärkten Konsumorientierung assoziiert (exemplarisch Muri Koller 2017: 50; Zinnecker 2001 [1990], DKHW 2015).

Zum anderen verengt sich im Verlauf der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede – in etwa parallel zum Befund einer zunehmenden Verhäuslichung städtischer Kindheiten – der Begriff der Straßenkindheit. Während das bürgerliche Kind sich in einem gewissen Sinne seit jeher – das heißt in etwa seit dem 18. Jahrhundert – weitestgehend in Privaträumen verorten lässt, folgen ihm in einer langen „Privatisierungsbewegung“ (Ariès 1994: 75) dorthin zunächst Kinder aus kleinbürgerlichen Milieus sowie später aus Arbeiter_innenmilieus (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989: 11 ff.; Behnken/Jonker 1990: 165 ff.; Forsell 2014: 215; Zinnecker 2001 [1990]: 37 ff.). Die Straße entvölkert sich schrittweise. Sie wird mehr und mehr zum Durchgangsort und „als Aufenthaltsort unmoralisch“ (Ariès 1994: 75). „Der Übergang von einer straßen- zu einer haus- und familienorientierten Kindheit vollzieht sich“ (Behnken/Jonker 1990: 166) in einer zunehmenden Segregation der sozialen Klassen „von oben nach unten“ (Behnken/Jonker 1990: 166, Hervorhebung im Original). Schließlich umreißt der Begriff der Straßenkindheit nur noch einzelne und als abweichend markierte Straßenkinder. „Ausreißer und Trebegänger“ (Jogschies 1998: 193), die „jugendpolitisch und jugendhilfepolitisch einen Handlungsbedarf“ (ebd.: 195) signalisieren. So wird das Narrativ der Straßenkindheit schleichend zum Synonym für ein Aufwachsen in ärmlichen, teilweise erbärmlichen Verhältnissen (Ariès 1994: 79 ff.) sowie zur Metapher für ein „gegenpädagogisches Milieu“ (Zinnecker 2001 [1979]: 48). Diese lineare, gesellschaftstheoretisch gerahmte Rationalisierungsweise des Narrativs ist aus historischer Perspektive betrachtet allerdings weit weniger eindeutig. Denn die Spur von „Straßenkindern“, die als Tagelöhner_innen und Tagelöhner_innen auf dem „rauen Pflaster“ der Straße ihr Überleben zwischen Kriminalität und Armut sichern müssen (Cunningham 2006: 204 ff.; Forsell 2014: 203), lässt sich mindestens bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen (Cunningham 2006: 164 ff.). Analog hierzu lassen sich ebenso für die polizeilichen, caritativen und sozialpädagogischen Eingriffe, die im 18. Jahrhundert verstärkt einsetzten, um die Kinder „von der Straße zu holen“, sie in öffentlichen Erziehungseinrichtungen zu versorgen und dort für eine Zukunft „jenseits der Straße“ auszurüsten (Ariès 1994: 81), historische Vorläuferpraktiken und Institutionen beschreiben. Hiervon zeugen Berichte etwa aus Paris, Stockholm sowie aus weiteren Städten in Preußen (Cunningham 2006: 165 f.; Bühler-Niederberger 2003: 176).

In einer Zusammenschau der Ambivalenz und Polysemie des hier dargestellten Narrativs zeigt sich anstelle einer eindeutigen und linearen Verschiebung der semantischen Gehalte des Begriffs der Straßenkindheit vielmehr ein ambivalentes Oszillieren zwischen problematisierenden und idealisierenden Rationalisierungsweisen. Verbunden hiermit werden zugleich divergierende Muster von Kindheit aufgerufen: Problematisierende Rationalisierungsweisen sehen die Straße als einen Umschlagplatz, an dem sich das zuvorderst verwahrloste und von Armut betroffene *gefährdete Kind* sukzessive transformiert in ein gaunerisches, verdorbenes *gefährliches Kind* (Ariès 1994: 85 f.; Bühler-Niederberger 2010: 36; Cunningham 2006: 164 f., 204 ff.). Idealisierende Rationalisierungsweisen erteilen hingegen dem verletzlichen und verdorbenen Kind eine Absage und stellen ihm das lernende, mit Handlungsmacht ausgestattete Kind entgegen (Forsell 2014: 204). Entsprechend ist die Straßenkindheit bis heute gleichermaßen Zielpunkt von Utopien wie Dystopien. Zudem wird sie zu einer Art Vexierbild, in dem sich die mit ihr aufgerufenen Problematisierungen zwar stets auf die Stadt richten, jedoch mal die *Öffentlichkeit der Straße*, mal die *Privatheit des Wohnungsinneren* adressieren.

Diese Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit macht auf wesentliche Bedeutungshorizonte des Narrativs aufmerksam: Noch in der mittelalterlichen Stadt spielte nicht nur das Kind auf der Straße. Vielmehr war jene Dreh- und Angelpunkt des sozialen Lebens schlechthin. Philippe Ariès verdeutlicht dies beispielhaft an Kunstwerken aus unterschiedlichen Epochen, die den Archetypus der italienischen Stadt porträtieren (Ariès 1994: 75 ff.). Ab dem Beginn der Moderne driften die Aktionsräume von Erwachsenen und Kindern – Arbeit und Spiel – jedoch in einem jahrhundertlang andauernden Prozess mehr und mehr auseinander. Erst hierdurch kristallisiert sich Kindheit als eigene Lebensphase heraus (Ariès 2014). Kinder werden zu einem Erziehungsprojekt, dessen „zentrale Mechanismen der *Scholarisierung* und *Familialisierung* [...] als aufteilende Verräumlichung von Kindheit zwischen gesellschaftlich-staatlicher wie privater Sphäre“ (Bollig 2018: 112) alternative Sozialisationsorte jenseits der Straße markieren. Neben die Öffentlichkeit der Straße treten im Zivilisationsprozess der Moderne zunächst der private Raum familialer Intimität sowie später der halb-öffentliche, staatlich kontrollierte Raum der Schule (Zinnecker 2001: 10; Mierendorff 2013; Ariès 2014): Diese „eingezäunte[n] Kinderghetto[s]“ verschärfen „die Trennung zwischen der Welt der Erwachsenen und der der Kinder“ (Ward 1978: 87). Zivilisationstheoretisch gesprochen ist Straßenkindheit somit die „Kennzeichnung einer Differenz“ (Zinnecker 2001: 10): Diese „bezeichnet das vormoderne wilde, unzivilisierte Kind – im Kontrast zum zivilisierten Familien- und Schulkind“ (ebd.). Schlussendlich stellte sich eine „Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit im heutigen Sinne“ (Müller 1980: 49) erst ein, nachdem die moderne Familie im 18. Jahrhundert eine „Mauer des Privatlebens zwischen sich und die Gesellschaft schob“ (Ariès 2014: 562). Was bedeutet diese „Mauer der Privatheit“ nun im Hinblick auf die Sichtbarkeit städtischer Kindheiten?

Auf diese Frage bezogen liegt eine Pointe darin, dass das Einziehen der zivilisierenden Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit (Elias 2017 [1939]) zwar vordergründig zu einer Unsichtbarkeit von Kindern in der urbanen Öffentlichkeit geführt hat. Gleichzeitig haben jedoch

halb-öffentliche institutionelle Erziehungsräume wie Schule und Kindertageseinrichtung oder der private Erziehungsraum der Familie eine spezifisch veränderte Sichtbarkeit erhöht, in der auf besondere Weise die Möglichkeit von Überwachung, Disziplinierung und Kontrolle angelegt ist (Bühler-Niederberger 2003: 175 ff.; Fegter 2014: 521). Diese neuen Sichtbarkeitsräume einer verhäuslichten Familienkindheit sowie zeitlich versetzt einer institutionell gerahmten Bildungskindheit etablieren sich in den westeuropäischen Städten des 19. und 20. Jahrhunderts sukzessiv und großflächig. Sie werden zum Gegenentwurf einer öffentlich sichtbaren Straßenkindheit. Im Folgenden werden sie in der Utopie der „pädagogischen Provinz“ reflektiert, jenem zweiten zentralen Narrativ, das den Topos „Kinder in der Stadt“ wirkmächtig strukturiert. Darin enthalten ist eine zweite Pointe: Die pädagogische Provinz – ursprünglich konzipiert als Gegenentwurf zu einem Aufwachsen in der Stadt – verlagert sich selbst zunehmend in die Stadt. Sie wird Teil von Stadt und kann somit nicht mehr ohne Weiteres als deren utopisches Gegenüber in Stellung gebracht werden.

Das Narrativ der pädagogischen Provinz

Als diskursiver Ausgangspunkt des Narrativs der pädagogischen Provinz gilt gemeinhin die bereits erwähnte Problematisierung eines städtischen Aufwachsens bei Rousseau. Indem dieser die schädlichen und lasterhaften Einflüsse durchgängig auf den urbanen Raum projiziert, macht er die Stadt zum topologischen Ort für eine grundsätzliche Staats- und Gesellschaftskritik, vor deren Hintergrund er seine negative Erziehung ausformuliert (Rousseau 2010 [1762]: 28, 280, 642 f., 766 ff.). Die Stadt wird so zum Sinnbild und zur verräumlichten Manifestation allen die gute Natur des Kindes bedrohenden gesellschaftlichen Übels. In der Stadt lassen sich der Fortschritt der Moderne, der Sitz der bürgerlichen Klasse, die Etablierung gesellschaftlicher Institutionen, ja das gesellschaftliche Leben schlechthin verorten. Dieses Zusammenfallen von Gesellschaft und Urbanität im Verständnis einer Gefahr für die Erziehung führt mehr oder weniger zwangsläufig zu Rousseaus Devise „raus aus der Stadt“. Der Gegenentwurf einer Erziehung auf dem Land ist nicht nur Stadtflucht, sondern vor allem Schutz vor den das Kind verderbenden gesellschaftlichen Einflüssen. In der „pädagogischen Provinz“ vermag sich Rousseaus Erziehungsideal leichter durchzusetzen als in der flirrenden Stadt, die mit ihren vielfältigen Gelegenheiten und Verlockungen Aufmerksamkeit zerstreut und Ablenkung stiftet. Kehrseite der Idee eines provinzial angelegten Schutzraumes ist die Möglichkeit einer besseren Kontrolle bzw. Kontrollierbarkeit von Aufwachsen und Erziehung des jungen Menschen (ebd.: 136 f.). Vordergründig setzt Rousseaus Devise gegen den urbanen Raum die bis heute wirksame Rationalisierungsweise in Gang, Aufwachsen und Erziehung im ländlichen Raum zu organisieren. Damit ist jedoch hintergründig eine weitere, mindestens genauso wirkmächtige Rationalisierungsweise verbunden: die Abschirmung des kindlichen Aufwachsens vor dem öffentlichen, gesellschaftlichen Raum. In Rousseaus Devise „raus aus der Stadt“ verbindet sich die Utopie eines naturnahen Aufwachsens im ländlichen Raum mit der Utopie einer erzieherischen Kontrolle über das Aufwachsen an einem eingrenzbaaren und überblickbaren Ort.

Aufgehoben findet sich dieser stadt- und gesellschaftskritische, bewahrpädagogische Argumentationszusammenhang in der auf Johann Wolfgang von Goethe zurückgehenden Metapher der „pädagogischen Provinz“ (Goethe 1962 [1821/1829]).[5] In Goethes Erzählung ist die pädagogische Provinz ein utopischer Ort, der Aufwachsen und Erziehung befreit von sämtlichen beeinträchtigenden Einflüssen und Faktoren ermöglicht. Versuche, dieses Ideal in die Realität umzusetzen, finden sich mit expliziter Bezugnahme hierauf vor allem in Gestalt der reformpädagogischen Landerziehungsheime (Oelkers 2017). Hier kommen die beschriebenen utopischen Gehalte, die bereits in Rousseaus Devise angelegt sind, erneut zum Ausdruck. In den stadtfernen Landerziehungsheimen geht es *zum einen* darum, Kinder „vor den Gefahren der Großstadt“ (ebd.: 128) zu schützen – ausgehend von der Vorstellung, „dass es auf dem Lande gesünder zugehe als in der Stadt und deswegen die neue Erziehung dort stattfinden müsse“ (ebd.). *Zum anderen* zeichnet sich die „abgeschiedene pädagogische Provinz“ (ebd.: 125), die in Anlehnung an Rousseau „von wohlmeinenden Erziehern kontrolliert werden“ (ebd.) müsse, auch in der realen Ausgestaltung der Landerziehungsheime durch Kontroll- und Überwachungsmechanismen aus. Diese zielen letztlich auf die Schaffung eines hermetisch abgeriegelten und Abhängigkeitsverhältnisse stiftenden Raums ab. Was als Schutz- und Schonraum konzipiert war, geriet nicht selten zu einem Gefängnis.

Weitreichender noch lässt sich inzwischen empirisch beobachten, dass einzelne Aspekte des Narrativs mehr oder minder flächendeckend in die Betreuungs-, Bildungs- und Erziehungssysteme gegenwärtiger bürgerlicher Gesellschaften eingewandert sind. Insbesondere die deutliche Abgrenzung von der Außenwelt, mit der pädagogische Einrichtungen vielerorts das Aufwachsen vor dem Blick der Öffentlichkeit abschirmen, es hierüber regulieren, kontrollieren sowie ihre spezifischen Eigenlogiken entfalten, lassen jene als *reale* pädagogische Provinzen erscheinen. Bis heute lässt sich dieser Aspekt der regulierenden und Kontrolle ermöglichenden Abschirmung in Schulen und Kindertageseinrichtungen nahezu durchgängig aufzeigen (exemplarisch Farrenberg 2018: 141 ff.) – und zwar unabhängig von territorialen Markierungen wie Stadt und Land. Damit verlagern sich nun Spuren der pädagogischen Provinz in die Stadt hinein.

Die Realutopie einer pädagogischen Provinz, die Rousseau zunächst als verräumlichten Antipoden gegen die bürgerliche Gesellschaft konzipierte (Rousseau 2010 [1762]: 18 ff.), geriet paradoxerweise – etwa in Gestalt der Landerziehungsheime – zunehmend zu einer dezidiert bildungsbürgerlich-orientierten, oftmals gar elitären Angelegenheit (Oelkers 2017: 117 ff.). Bereits in den Pflegefamilien-Programmen „für verwahrloste oder delinquente Kinder“ (Cunningham 2006: 210), die im 19. Jahrhundert eingerichtet wurden, um jene „aus dem ungesunden Milieu der Städte“ (ebd.: 210) zu entfernen, „in ländliche Gegenden“ (ebd.) zu verpflanzen und somit „vor den Städten und vor ihren unzulänglichen Familien zu retten“ (ebd.: 211) zeichnete sich ab, was bis heute zunehmend konkreter werden sollte: Nicht mehr das Abstraktum Gesellschaft, sondern vielmehr bestimmte, nicht-bürgerliche Milieus und Familien sind es, vor denen das Kind in der pädagogischen Provinz geschützt werden soll. Es ist der Fokus auf ein schadenfrei-behütetes Moratorium der Kindheit, der das Narrativ der

pädagogischen Provinz originär mit bildungsbürgerlichen Motiven zusammenbringt. Denn eine derartige Aufmerksamkeitszentrierung auf das Kind war in den unteren Klassen lange Zeit weder ideell rationalisierbar, noch in den dort herrschenden Bewältigungsbedingungen des Alltags realisierbar (ebd.: 95 f., 271 f.; Donzelot 1980: 35 f.).

Diese behütende Konnotation des Narrativs wird besonders in jenen Strategien deutlich, mit denen im 19. Jahrhundert in Frankreich versucht wurde, die unteren Schichten nach bürgerlichem Vorbild zu familialisieren, um ihren in Teilen als zügel- und sittenlos erachteten Lebenswandel ebenso zu unterbinden, wie die Verwahrlosung ihrer Kinder (Donzelot 1980). Sozial- und ordnungspolitische Maßnahmen zum Aufbau von Privateigentum, zur Förderung sozialen Aufstiegs, zur Absicherung des Wohlergehens und zur Unterstützung bei Betreuungs-, Bildungs- und Erziehungsaufgaben sollten dabei Anreize setzen und zu einer Selbstführungsweise anleiten, die sich „am gesellschaftlichen Ideal eines moralisch-sittlichen, ökonomisch-nachhaltigen und kulturell-bildungsbürgerlichen Familienlebens ausrichtet“ (Farrenberg 2020: 56). Teil dieser gouvernementalen Ordnungsstrategie einer Erziehung zu Privatheit und Familiensinn war seinerzeit auch eine bauliche Neuordnung der Armenviertel in französischen Großstädten. Die damals neu eingerichteten Sozialwohnungen wurden exakt so konzipiert, dass der Wohnraum gerade „groß genug ist, um hygienisch zu sein, klein genug, damit nur die Familie ihn bewohnen kann, und so unterteilt, daß die Eltern die Kinder überwachen können. Man verlangt von der Wohnung ein Gegenstück zur Schule bei der Überwachung der Kinder zu werden“ (Donzelot 1980: 57 f.). Über ebendiese Kontrolle, die der private, nach außen abgeschirmte Erziehungsraum der Familie ermöglicht, wird das Narrativ der pädagogischen Provinz erneut mit aufgerufen. Auch hierüber wandert die pädagogische Provinz in die Stadt mit ein.

Wie bis hierhin deutlich wurde, ist das Narrativ weder selbst neutral gegenüber der Kategorie der Klasse, noch sind es die Rationalisierungsweisen, die metaphorisch daran anknüpfen. Dennoch kennzeichnet der darin aufgerufene Schutz- und Schonraum als Ordnungsschema Kindheit insgesamt (Mierendorff 2013: 59).

Zum einen spannt sich dieser Raum über das potenziell *gefährdete Kind* des Bürgertums. „Die bürgerliche Familie legt um das Kind einen sanitären Sicherheitsgürtel, der sein Ausdehnungsfeld begrenzt“ (Donzelot 1980: 60). Unschuld und Verletzlichkeit des Kindes (aber auch seine Bedeutung für den Fortbestand der Familie) verlangen danach, es ins Zentrum einer wohlbehütenden Umgebung zu stellen, die Lernen und Entwicklung befördert; ins Zentrum binnenfamilialer Aufmerksamkeit schlechthin (Jenks 2005 [1996]: 64 ff.; Schmid 2014: 42 ff.). In einem pädagogischen Modell der „geschützten Befreiung“ (Donzelot 1980: 60, Hervorhebung im Original) wird das Kind sowohl in seiner Entwicklung gefördert als auch „durch eine diskrete Überwachung kontrolliert“ (ebd.). Hieran anschließend lässt sich die Stadtflucht junger Familien in die Vororte und Außenbezirke als Versuch deuten, eine solche wohlbehütende wie kontrollierbare Umgebung für das kindliche Aufwachsen realisieren zu können – in den überschaubaren Strukturen der in parzellierte Privatflächen aufgeteilten Aneinanderreihung von Eigenheimen (Ariès 1994: 89; Ward 1978: 34). Wenige Praktiken lassen

den auf das Wohl des Kindes zentrierten Lebensentwurf der modernen Kleinfamilie so deutlich werden, wie der vielfach um den Zeitpunkt der Familiengründung praktizierte Auszug aus der Stadt – ein Wohnortwechsel unter dem idealisierten Vorzeichen der pädagogischen Provinz.

Zum anderen umfasst der Schutz- und Schonraum das potenziell *gefährliche Kind* aus unteren Schichten, das infolge seiner Devianz gegenüber den allgemeinen, bürgerlich konnotierten Erziehungsvorstellungen begrenzt, kontrolliert und diszipliniert werden muss (Jenks 2005 [1996]: 62 ff.). In einem pädagogischen Modell der „überwachten Freiheit“ (Donzelot 1980: 60, Hervorhebung im Original) wird versucht, ein „Übermaß an Freiheit und Straßenleben“ (ebd.) zu begrenzen und „das Kind in Räume stärkerer Überwachung, Schule oder Elternhaus, zurückzuführen“ (ebd.). Zu einer faktischen Behebung sozialer Ungleichheiten oder gar zu einer Nivellierung von Klassenunterschieden dürften solche Strategien – also die Umsiedlung benachteiligter Kinder von der Straße in die pädagogische Provinz einer verhäuslichten Familienkindheit oder einer institutionell gerahmten Bildungskindheit – hingegen nur in überschaubarem Maße beitragen. Nicht nur stellt sich mit der Verlagerung des Aufwachsens „in den privaten Raum der Familie [...] auch eine Privatisierung der Reproduktion sozialer Ungleichheit“ (Bühler-Niederberger 2003: 181) ein. Auch vermögen öffentliche Betreuungs-, Bildungs- und Erziehungseinrichtungen oftmals gerade dann nicht zur einer Reduktion sozialer Ungleichheiten beizutragen, wenn sich ihre Regeln, Anforderungen und Normen als disparat zu jenen der Herkunftsfamilie erweisen (Betz 2007).

Insgesamt ist festzuhalten, dass die bürgerliche Distinktion gerade über das Zusammenspiel klassenspezifisch differenter Kindheitsmuster perpetuiert wird. Jenseits dieser Klassenspezifität und zugleich tieferliegender eint beide mit dem Narrativ der pädagogischen Provinz korrespondierenden Kindheitsmuster die Rationalisierungsweise eines zumindest impliziten Bedarfes an Überwachung und Kontrolle (Jenks 2005 [1996]: 60 ff.). In letzter Konsequenz wird das Narrativ so seines utopischen Gehaltes beraubt: Der gleich doppelt paradoxe Umstand, weder Gegenentwurf zur Stadt noch zur bürgerlichen Gesellschaft sein zu können, reduziert das Narrativ auf sich zuspitzende Weise auf Überwachung und Kontrolle, wodurch seine dystopischen Gehalt schließlich überdeutlich werden.

5. Schlussgedanken – der Topos „Kinder in der Stadt“ als „diskursive Heterotopie“?

In einem großen Bogen lässt sich hinter der sozial- und erziehungswissenschaftlich informierten Rede über den Topos „Kinder in der Stadt“ eine sich intensivierende disziplinierende Sozialkontrolle erkennen, die in der öffentlich sichtbaren Straßenkindheit ihren Ausgang nimmt und in der veränderten Sichtbarkeit halb-öffentlicher und privater pädagogischer Provinzen bis heute immer weiter perfektioniert wird (Bühler-Niederberger 2003; Fegter 2014: 521).

Auf der Vorderbühne hat sich die überwiegend problematisierende Rede über Kinder in der Stadt – wie holzschnittartig gezeigt werden konnte – in drei Etappen gewandelt: Zunächst wurden eher abstrakte gesellschaftliche

Gefahren thematisiert, um eine Stadtflucht in die pädagogische Provinz zu begründen. Im Verlauf der Rede konkretisierte sich diese abstrakte Gefährdung. Die Zunahme an motorisiertem Verkehr, Bebauungsdichte und Gentrifizierung wurden spätestens ab den 1980er Jahren als Merkmale einer sich dystopisch verändernden sozialen Praxis im urbanen Raum gelesen, der die Utopie einer kinderfreundlicheren Stadt entgegengestellt wurde. Schließlich fokussierte sich die Rede auf einzelne benachteiligte Stadtteile sowie auf ein institutionell betreutes Aufwachsen entlang der Steuerungsprogrammatik von Sozialräumen und Bildungslandschaften.

Auf der Hinterbühne hingegen, dies machen die hier vorgelegten Analysen deutlich, haben sich die utopischen Szenarien des Aufwachsens – sei es der als anregungsreich und ganzheitlich betrachtete städtische Lebensraum der Straße oder die vor gesellschaftlichen Zwängen und den Gefährdungen von Stadt und Straße schützende Provinz – in ihr dystopisches Gegenteil verwandelt, in einen disziplinierenden Überwachungsraum. Dessen gegenwärtige Aggregate werden mitunter auch gemäß einer ökonomistischen Verwertungslogik – genauer gesagt sozialinvestiv und humankapitalistisch – kalibriert: Nicht nur die Rationalisierungsweisen des urbanen Aufwachsens haben sich gewandelt, auch der gesellschaftliche Stellenwert des Kindes selbst hat sich verschoben. So wird das Kind insbesondere über bildungs- und sozialpolitische Steuerungsmechanismen zunehmend rationalisierbar als Humankapitalträger in einem Sozialinvestitionsstaat (Olk 2007). Überwachung und Kontrolle verknüpfen sich dabei mit dem Motiv der Notwendigkeit gesellschaftlicher, (national-)ökonomischer Zukunftssicherung.

Sichtbar wird der hier herausgearbeitete Zusammenhang zwischen dem Topos „Kinder in der Stadt“ und einer Intensivierung der das Kind disziplinierenden Sozialkontrolle erst über die Analyse der beiden polysemen und ambivalenten Narrative der Straßenkindheit und der pädagogischen Provinz. Diese strukturieren die Rede auf zentrale Weise. Auch wenn urbanes Aufwachsen sich heute kaum noch als Straßenkindheit realisiert und Stadtkindheit gegenwärtig vor allem als Familienkindheit im privaten Raum sowie als Bildungskindheit im halb-öffentlichen Raum prozessiert wird, entfalten die mit dem Narrativ der Straßenkindheit verbundenen Rationalisierungsweisen nach wie vor ihre Wirkmacht. Wie eine Art Joker lässt sich die „Karte Straßenkindheit“ in der Rede spielen, sei es, um vor Verwahrlosung und weiteren Gefahren der Straße zu warnen oder um die Freiheit des Erlebnis- und Begegnungsraums Straße als idealisierenden Gegenentwurf zum als begegnungs- und erlebnisärmer rationalisierten Rückzug ins Private aufzurufen. Zudem haben sich Spuren der pädagogischen Provinz in den urbanen Raum geschlichen, in Gestalt der verhäuslichten Familienkindheit und der institutionell gerahmten Bildungskindheit. In die Städte hineinverlagert schützen, fördern und kontrollieren die machtvollen Rationalisierungsweisen dieses Narrativs das Aufwachsen in entsprechend eingezäunten Kinderspielplätzen, Schulen, Kindertageseinrichtungen sowie in den Privatwohnungen der Stadtquartiere (Zeiber 1995: 42 f.). Heutige Stadtkindheit zeigt sich damit mehrheitlich als *betreute Kindheit* (Bollig 2018; Zeiber 1995). Die Schule, aber auch sozialpädagogische Einrichtungen der einstigen Jugendfürsorge und Jugendpflege und heutigen Kinder- und

Jugendhilfe (etwa Kindertageseinrichtungen, Jugendzentren, Tagesgruppen und Erziehungsheimen) bilden seit dem 19. Jahrhundert ein sich bis heute ständig erweiterndes und ausdifferenzierendes Netz institutioneller Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsorte, welche die Erziehung durch die Familie und die Straße zu ergänzen, in Teilen zu unterstützen und in Teilen zu ersetzen versuchen (Thole 2012: 23 ff.).

Weiterhin ist in die Rede eine mehr oder minder fortlaufende Auseinandersetzung mit sozialen Ungleichheiten eingelassen. Das konkrete Aufwachsen im urbanen Raum wird nicht nur dahingehend problematisiert, dass es maßgeblich von einer klassen- bzw. schichtspezifischen Segregation sowie von ungleichen sozioökonomischen und sozialökologischen Bedingungen charakterisiert ist. Auch spiegelt die Rede – insbesondere in Gestalt ihrer beiden zentralen Narrative – selbst einen (bildungs-) bürgerlichen Bias wider: In ihr kommt eine implizite, von einer bürgerlich konnotierten Blickrichtung angeleitete Normalfolie von Stadtkindheit zu Vorschein (Schmidt 2016), die angesichts der heterogenen und benachteiligenden Bedingungen urbanen Aufwachsens vielfach gebrochen wird.

Die vorliegende Analyse legt kondensiert heruntergebrochen frei, wie die sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Rede über den Topos „Kinder in der Stadt“, angeleitet durch ihre zentralen Narrative und die empirischen Forschungen, auf die sie Bezug nimmt, letztlich auf ein *klassen- bzw. schichtspezifisch segregiertes, urbanes Aufwachsen in intensivierten Überwachungsräumen* abstellt.

Diskurstopologisch perspektiviert ließ sich herausarbeiten, wie mit dem Topos teilweise idealisierende, überwiegend jedoch problematisierende Rationalisierungsweisen aufgerufen werden, die in der Rede einander kreuzen, sich wechselseitig verstärken oder auch unverbunden nebeneinanderstehen. Deutlich wurde zudem, wie der Topos im Geflecht dieser Rationalisierungsweisen spannungsreich und wirkmächtig aufgeladen wird – sowohl mit utopischen als auch mit dystopischen Gehalten. Erst das polyseme Zusammenwirken dieser Rationalisierungsweisen entbirgt die Widersprüche und Brüche, die in der Rede enthalten sind. Schematisch sichtbar werden diese in einer Art *gegensätzlicher Gleichzeitigkeit*: So markiert die Straßenkindheit einen anregungsreichen Lernort jenseits häuslicher und institutioneller Kontrolle (Zinnecker 2001 [1979]: 53), während sie gleichzeitig ein Sinnbild für Gefährdung, Verrohung und Verwahrlosung ist. Auch wird die Stadt in der Rede einerseits als abstrakte Totalität adressiert, während andererseits vielfach Segregation, soziale Ungleichheit und Gestaltungsmangel angesprochen werden (Götzelmann 2017: 123). Ebenso verschränken sich der problematisierende Blick auf die Stadt und der idealisierende Blick auf das Kind, um einerseits soziale Probleme zu territorialisieren (Kessl/Otto 2007), während andererseits diskursiv nur schwer artikulierbare Probleme, Veränderungsbedarfe und Wünsche der Erwachsenen auf das Kind projiziert werden. Schließlich ist die Schutz versprechende Utopie der pädagogischen Provinz unlängst in die Stadt eingerückt. Hier kontrolliert sie das urbane Aufwachsen in Gestalt dystopischer Überwachungsräume.

Zusammengenommen hat es den Anschein, als würden sich Bedeutungen und Bedeutungszuweisungen des Topos vor allem aus diesem *Schema einer gegensätzlichen Gleichzeitigkeit* generieren. Michel Foucault hat für

dieses Schema einmal den schillernden Begriff der *Heterotopie* eingeführt. Heterotopien beschreiben auf metaphorische Weise (Gegen-)Orte, deren Topologie von zahlreichen Brüchen und Widersprüchen gekennzeichnet ist. Sie verweisen auf reale Orte, liegen aber gleichzeitig außerhalb dieser. Heterotopien bringen unterschiedliche, einander eigentlich ausschließende Orte zusammen. Ferner stehen sie „in Verbindung mit zeitlichen Brüchen“ (Foucault 2006 [1967]: 324) und entlarven Realitäten als Illusion (ebd.: 320 ff.). In diskurstopologischer Analogie hierzu lässt sich der Topos „Kinder in der Stadt“, so wie er parallel utopische und dystopische Rationalisierungsweisen ermöglicht und seine Bedeutungen und Bedeutungszuweisungen vom *Schema einer gegensätzlichen Gleichzeitigkeit* zusammengehalten werden, als eine Art „diskursive Heterotopie“ reflektieren.

Endnoten

- [1] Mit dieser sprachlich etwas sperrigen Bezugnahme auf „sozial- und erziehungswissenschaftlich informierte Diskursräume“ wird vorliegend versucht, den verschiedenen, ineinanderlaufenden disziplinären Herkunftsnennungen Rechnung zu tragen, welche für die vorliegend analysierte Rede über Kinder in der Stadt kennzeichnend sind. Noch einmal anders abstrahiert – an dieser Stelle danke ich Marc Schulz für seine wertvollen Anmerkungen – lässt sich die Architektur des Beitrags gleichzeitig auch als eine Denkbewegung deuten, die erziehungswissenschaftliche Antworten auf vornehmlich sozialwissenschaftliche Analysen formuliert.
- [2] Die Recherche des Textkorpus wurde technisch durch das Onlineportal der Digitalen Bibliothek (DigiBib) unterstützt. Aus Gründen des Umfangs können vorliegend nicht sämtliche Quellen des Korpus angeführt werden. Vielfach stehen die im Beitrag genannten Quellen exemplarisch für weitere, welche die hier analysierten Rationalisierungsweisen und Narrative auf ähnliche Weise stützen. Dieses Vorgehen ist methodisch insofern zulässig, als die diskurstopologische Analyse nach den verschiedenen Bedeutungen und Bedeutungszuweisungen fragt, die mit dem Topos „Kinder in der Stadt“ verbunden sind, während hingegen den einzelnen Autor_innenschaften und Publikationsorten jenseits ihrer prinzipiellen Aufnahme in den systematisch recherchierten Textkorpus keine Relevanz beigemessen wird. Demnach ist auch eine nationalstaatliche Zuordnung von Quellen bzw. Autor_innenschaften vorliegend irrelevant. Die Relevanzsetzung erfolgt allein durch die Zugehörigkeit der Quellen zum Textkorpus, so dass somit auch in die deutsche Sprache übersetzte, internationale Publikationen von z. B. Philippe Ariès, Hugh Cunningham und Colin Ward Berücksichtigung fanden. Gleichzeitig werden stadt- oder kindheitstheoretische Schriften nicht systematisch mitberücksichtigt, sondern lediglich dann, wenn sie die Auseinandersetzung mit dem Topos „Kinder in der Stadt“ konturieren.
- [3] Vorliegend wird die Bezeichnung „diachron“ von ihrer originären Bedeutung der Zeitlichkeit von Sprache herausgelöst und stärker auf die Konstanten, Verschiebungen und Brüche der diskursiven Rede in der Zeit bezogen (Landwehr 2014).
- [4] Erste Vorarbeiten zu der Studie führte Martha Muchow bereits 1928 und 1929 durch. Die methodisch angeleitete empirische Hauptanalyse erfolgte zwischen 1930 und 1932. Im September 1933 wählte Martha Muchow angesichts der nationalsozialistischen Repressalien, denen sie sich als Mitarbeiterin am Psychologischen Institut des jüdischen Psychologen William Stern ausgesetzt sah, den Freitod. Nach ihrem Tod führte ihr jüngerer Bruder Hans Heinrich Muchow die hinterlassenen Protokolle, Manuskripte und weiteren Aufzeichnungen für eine Publikation der Studie zusammen. Die Veröffentlichung erfolgte 1935 (vgl. Muchow/Muchow 2012 [1935]: 76 f.; Zinnecker 2012 [1978]: 21 f.).
- [5] Auch wenn die Idee der pädagogischen Provinz in Rousseaus Erziehungsphilosophie bereits vorweggenommen wird, ist die Wortschöpfung selbst auf Johann Wolfgang von Goethe zurückzuführen.

Autor_innen

Dominik Farrenberg ist Sozialpädagoge. Er arbeitet zu Subjekt- und Ordnungsbildungen in sozialstaatlich gerahmten Erziehungs- und Fürsorgeverhältnissen.
d.farrenberg@katho-nrw.de

Literatur

- Andresen, Sabine / Fegter, Susann / Iranee, Nora / Bütow, Elena (2016): Doing urban family. Städtischer Raum und elterliche Perspektive auf Kindheit. In: Zeitschrift für Pädagogik 62/1, 34-47.
- Ariès, Philippe (1994): Das Kind und die Straße. Von der Stadt zur Anti-Stadt (Kinder und Umgebung). In: Freibeuter 60, 75-94.
- Ariès, Philippe (2014): Geschichte der Kindheit. In: Philippe Ariès (Hg.), Geschichte der Kindheit. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 45-588.
- Baader, Meike Sophia (2004): Der romantische Kindheitsmythos und seine Kontinuitäten in der Pädagogik und in der Kindheitsforschung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 7/3, 416-430.
- Behnken, Imbke / du Bois-Reymond, Manuela / Zinnecker, Jürgen (1989): Stadtgeschichte als Kindheitsgeschichte. Lebensräume von Großstadtkindern in Deutschland und Holland um 1900. Opladen: Leske + Budrich.
- Behnken, Imbke / Jonker, Agnes (1990): Straßenspielkindheit in Wiesbaden und Leiden. Historische Ethnographie und interkultureller Vergleich. In: Imbke Behnken (Hg.), Stadtgesellschaft und Kindheit im Prozeß der Zivilisation. Konfigurationen städtischer Lebensweise zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich, 163-200.
- Betz, Tanja (2007): Formale Bildung als „Weiter-Bildung“ oder „Dekulturation“ familialer Bildung? In: Christian Alt (Hg.), Kinderleben – Start in die Grundschule. Band 3: Ergebnisse aus der zweiten Welle. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 163-187.
- Blinkert, Baldo (1993): Aktionsräume von Kindern in der Stadt. Eine Untersuchung im Auftrag der Stadt Freiburg. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Bollig, Sabine (2018): Making Places. Zu den Orten und Räumen „betreuter Kindheiten“. In: Tanja Betz / Sabine Bollig / Magdalena Joos / Sascha Neumann (Hg.), Institutionalisierungen von Kindheit. Childhood studies zwischen Soziologie und Erziehungswissenschaft. Weinheim: Beltz Juventa, 111-128.
- Bruhns, Kirsten / Mack, Wolfgang (Hg.) (2001): Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen: Leske + Budrich.
- Brüschweiler, Bettina / Falkenreck, Mandy (2019): Bildungsorte und Bildungslandschaften als sozialraumbezogenes Handlungsfeld. In: Fabian Kessl / Christian Reutlinger (Hg.), Handbuch Sozialraum. Grundlagen für den Bildungs- und Sozialbereich. Wiesbaden: Springer VS, 419-433.
- Bühler-Niederberger, Doris (2003): Natürliche Räume oder Architektur der Kindheit: die „Verortung“ der Kinder zwischen generationalem Ordnen und Individualisierung. In: Neue Praxis 33/2, 171-187.
- Bühler-Niederberger, Doris (2010): Organisierte Sorge für Kinder, Eigenarten und Fallstricke – eine generationale Perspektive. In: Doris Bühler-Niederberger / Johanna Mierendorff / Andreas Lange (Hg.), Kindheit zwischen fürsorglichem Zugriff und gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 17-41.
- Bundesjugendkuratorium (2004): Neue Bildungsorte für Kinder und Jugendliche. <https://www.bundesjugendkuratorium.de/stellungnahmen> (letzter Zugriff am 20.11.2020).
- Büttner, Kester / Coelen, Thomas (2012): Kritische Würdigung der „Lebensraum“-Studie aus dem Blickwinkel der aktuellen Methodendiskussion. Ungereimtheiten, Nachwirkungen und Perspektiven. In: Imbke Behnken / Michael-Sebastian Honig (Hg.), Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim: Beltz Juventa, 198-211.
- Cunningham, Hugh (2006): Die Geschichte des Kindes in der Neuzeit. Düsseldorf: Artemis & Winkler.
- Difu – Deutsches Institut für Urbanistik (1991): Kinder in der Stadt. Berlin.
- Difu – Deutsches Institut für Urbanistik (1999): Vorbereitungspapiere zum Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die soziale Stadt“.

- DKHW – Deutsches Kinderhilfswerk (2015): Raum für Kinderspiel! Eine Studie im Auftrag des Deutschen Kinderhilfswerkes über Aktionsräume von Kindern in Ludwigsburg, Offenburg, Pforzheim, Schwäbisch-Hall und Sindelfingen. Berlin: LIT.
- Dirks, Sebastian / Kessl, Fabian (2012): Räumlichkeit in Erziehungs- und Bildungsvhältnissen. In: Ullrich Bauer / Uwe H. Bittlingmayer / Albert Scherr (Hg.), Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, 507-525.
- Donzelot, Jacques (1980): Die Ordnung der Familie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (2017 [1939]): Über den Prozeß der Zivilisation. Beide Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elschenbroich, Donata (2001): Weltwissen der Siebenjährigen. Wie Kinder die Welt entdecken können. München: Kunstmann.
- Farrenberg, Dominik (2018): Regierungsspielräume. Eine Ethnographie über Praktiken der Herstellung des Kindergartenkindes. <https://voado.uni-vechta.de/handle/21.11106/120> (letzter Zugriff am 28.2.2018).
- Farrenberg, Dominik (2020): Bildungsorientierungen oder Ordnungsbildungen? Forscherische Blicke auf Bildung in Familien in der meritokratischen Wissensgesellschaft. In: Michael Hermes / Miriam Lotze (Hg.), Bildungsorientierungen. Theoretische Reflexionen und empirische Erkundungen. Wiesbaden: Springer, 47-65.
- Fegter, Susann (2014): Räumliche Ordnungen guter Kindheit. Zum Potenzial praxeologischer Zugänge für die Child-Well-being-Forschung. In: Zeitschrift für Pädagogik 60/4, 520-534.
- Feldtkeller, Andreas (2001): Stadtentwicklung und Soziale Arbeit – Aufgaben der kommunalen Planung. In: Kirsten Bruhns / Wolfgang Mack (Hg.), Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen: Leske + Budrich, 73-88.
- Fischer, Sabine / Rahn, Peter (Hg.) (2017): Kind sein in der Stadt. Bildung und ein gutes Leben. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Forsell, Håkan (2014): Die großstädtische Kindheit. In: Meike Sophia Baader / Florian Eßer / Wolfgang Schröer (Hg.), Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt/New York: Campus, 190-225.
- Foucault, Michel (2006 [1967]): Von anderen Räumen. In: Jörg Dünne / Stephan Günzel / Hermann Doetsch / Roger Lüdeke (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 317-329.
- Fritsche, Caroline / Rahn, Peter / Reutlinger, Christian (2011): Quartier macht Schule. Die Perspektive der Kinder. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fuhs, Burkhard (2001): Räume der Kinder – Platz für Kinder. In: Kirsten Bruhns / Wolfgang Mack (Hg.), Aufwachsen und Lernen in der sozialen Stadt. Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebensräumen. Opladen: Leske + Budrich, 131-146.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1962 [1821/1829]): Die Pädagogische Provinz. Aus „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“. In: Wilhelm Flitner (Hg.), Goethes Pädagogische Ideen. Die Pädagogische Provinz nebst verwandten Texten. Düsseldorf und München: Helmut Küpper, 11-39.
- Götzelmann, Arnd (2017): Über Kinderleben in der Stadt: Widersprüche und Impulse. In: Sabine Fischer / Peter Rahn (Hg.), Kind sein in der Stadt. Bildung und ein gutes Leben. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 119-138.
- Harms, Gerd / Preissing, Christa / Richtermeier, Adolf (1985): Kinder und Jugendliche in der Großstadt. Berlin: Fortbildungsinstitut für die pädagogische Praxis.
- Häussermann, Hartmut (2011): Das Bund-Länder-Programm „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf - die Soziale Stadt“. In: Heinz-Jürgen Dahme / Norbert Wohlfahrt (Hg.), Handbuch kommunale Sozialpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 269-279.
- Jenks, Chris (2005 [1996]): Childhood. Abingdon: Routledge.
- Jogschies, Peter (1998): Die Lebenswelt von Straßenkindern in Deutschland. Überlegungen und Erkenntnisse im Verlauf eines Forschungsprojektes. In: Christel Adick (Hg.), Straßenkinder und Kinderarbeit. Sozialisierungstheoretische, historische und kulturvergleichende Studien. Frankfurt am Main: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 193-209.
- Karsten, Maria-Eleonora / Thunemeyer, Bernd (1991): Kinder zwischen Stadt und Land. In: Ulf Preuss-Lausitz (Hg.), Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisierungsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim/Basel: Beltz, 142-149.

- Kessl, Fabian (2011): Die Analyse von Rationalisierungspraktiken als Perspektive sozialpädagogischer Forschung. https://www.uni-due.de/imperia/md/content/biwi/kessl/rationalisierungspraktiken_kessl_2011_.pdf (letzter Zugriff am 27.7.2015).
- Kessl, Fabian / Otto, Hans-Uwe (Hg.) (2007): Territorialisierung des Sozialen. Regieren über soziale Nahräume. Opladen: Barbara Budrich.
- Kessl, Fabian / Reutlinger, Christian (2011): Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Heinz-Jürgen Dahme / Norbert Wohlfahrt (Hg.), Handbuch kommunale Sozialpolitik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 280-293.
- Kißler, Mechtilde / Keller-Ebert, Cornelia (1994): Kinder und Jugendliche in der Stadt. Zur Lebenssituation von Familien unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Köln. Köln: Deutscher Gemeindeverlag.
- Koch, Sandra / Schulz, Marc (2018): Bildungslandschaft. In: Franz Kasper Krönig (Hg.), Kritisches Glossar Kindheitspädagogik. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 40-47.
- Landwehr, Achim (2014): Diachronie. In: Daniel Wrana / Alexander Ziem / Martin Reisigl / Martin Nonhoff / Johannes Angermüller (Hg.), DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung. Berlin: Suhrkamp, 69-70.
- Mierendorff, Johanna (2013): Frühe Kindheit und Wohlfahrtsstaat. Wandel des Musters früher Kindheit. In: Sektion Sozialpädagogik und Pädagogik der frühen Kindheit (Hg.), Konsens und Kontroversen. Sozialpädagogik und Pädagogik der frühen Kindheit im Dialog. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 58-72.
- Million, Angela / Heinrich, Anna Juliane / Coelen, Thomas (2015): Schnittfelder zwischen Stadtentwicklung und Bildungswesen. In: Thomas Coelen / Anna Juliane Heinrich / Angela Million (Hg.), Stadtbaustein Bildung. Wiesbaden: Springer VS, 1-19.
- Muchow, Martha / Muchow, Hans Heinrich (2012 [1935]): Der Lebensraum des Großstadtkindes. In: Imbke Behnken / Michael-Sebastian Honig (Hg.), Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 75-160.
- Müller, Peter (1980): Kinderspiel auf Wohnstraßen – Defizite und Möglichkeiten. In: TU Braunschweig (Hg.), Seminar für Planungswesen. Braunschweig: TU Braunschweig, 47-72.
- Muri Koller, Gabriela (2017): Gesellschaftsräume: Wo sind die Kinder? Argumente für eine kindergerechte Struktur- und Prozessqualität im Alltag. In: Sabine Fischer / Peter Rahn (Hg.), Kind sein in der Stadt. Bildung und ein gutes Leben. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 49-63.
- Oelkers, Jürgen (2017): Goethe, Fichte und die Landerziehungsheime. In: Claude Haas / Johannes Steizinger / Daniel Weidner (Hg.), Goethe um 1900. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 117-138.
- Olk, Thomas (2007): Kinder im „Sozialinvestitionsstaat“. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 27/1, 43-57.
- Parr, Rolf (2014): Diskurs. In: Clemens Kammler / Rolf Parr / Ulrich Johannes Schneider (Hg.), Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 233-237.
- Pickmann, Heinz (1980): Aktion „Kinderfreundliche Stadt Herten“. In: TU Braunschweig (Hg.), Seminar für Planungswesen. Braunschweig: TU Braunschweig, 173-194.
- Quadflieg, Dirk (2008): Sprache und Diskurs. Von der Struktur zur *différance*. In: Stephan Moebius / Andreas Reckwitz (Hg.), Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 93-107.
- Reutlinger, Christian / Brüscheiler, Bettina (2016): Sozialgeographien der Kinder – eine Spurensuche in mehrdeutigem, offenem Gelände. In: Rita Braches-Chyrek / Charlotte Röhrner (Hg.), Kindheit und Raum. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 35-64.
- Rousseau, Jean-Jacques (2010 [1762]): *Émile oder über die Erziehung*. Köln: Anaconda.
- Schmid, Pia (2014): Die bürgerliche Kindheit. In: Meike Sophia Baader / Florian Eßer / Wolfgang Schröer (Hg.), Kindheiten in der Moderne. Eine Geschichte der Sorge. Frankfurt/New York: Campus, 42-71.
- Schmidt, Friederike (2016): Pädagogische Wahrnehmbarkeitsräume. Historisch-anthropologische Annäherungen an die Verfasstheit pädagogischer Blicke. In: Friederike Schmidt / Marc Schulz / Gunther Graßhoff (Hg.), Pädagogische Blicke. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 54-71.
- Schreiber, Verena (2009): Raumangebote bei Foucault. In: Georg Glasze (Hg.), Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld: transcript, 199-212.

- Schröder, Richard (1995): Kinder reden mit! Beteiligung an Politik, Stadtplanung und Stadtgestaltung. Weinheim: Beltz.
- TU Braunschweig (Hg.) (1980): Seminar für Planungswesen. Braunschweig: TU Braunschweig.
- Tews, Johannes (1911): Großstadtpädagogik. Leipzig: B. G. Teubner.
- Thole, Werner (2012): Die Soziale Arbeit – Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung. In: Werner Thole (Hg.), Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 19-70.
- von Seggern, Hille / Ohrt, Tim (1980): Möglichkeiten einer kindgerechten Gestaltung des engeren Wohnumfeldes in dicht bebauten innerstädtischen Wohngebieten. In: TU Braunschweig (Hg.), Seminar für Planungswesen. Braunschweig: TU Braunschweig, 121-146.
- Ward, Colin (1978): Das Kind in der Stadt. Frankfurt am Main: Goverts.
- Zeiber, Hartmut J. / Zeiber, Helga (1994): Orte und Zeiten der Kinder. Soziales Leben im Alltag von Großstadtkindern. Weinheim/München: Juventa.
- Zeiber, Helga (1991): Die vielen Räume der Kinder. Zum Wandel räumlicher Lebensbedingungen seit 1945. In: Ulf Preuss-Lausitz (Hg.), Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim/Basel: Beltz, 176-195.
- Zeiber, Helga (1995): Kinder in der Großstadt: Raumorganisation und soziale Integration. In: Widersprüche 58, 39-48.
- Zinnecker, Jürgen (2001): Einleitung. In: Jürgen Zinnecker, Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim/München: Juventa, 9-24.
- Zinnecker, Jürgen (2001 [1979]): Straßensozialisation. Ein Kapitel aus der Geschichte von Kindheit und Pädagogik. In: Jürgen Zinnecker, Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim/München: Juventa, 47-66.
- Zinnecker, Jürgen (2001 [1990]): Vom Straßenkind zum verhäuslichten Kind. Kindheitsgeschichte im Prozeß der Zivilisation. In: Jürgen Zinnecker, Stadtkids. Kinderleben zwischen Straße und Schule. Weinheim/München: Juventa, 27-46.
- Zinnecker, Jürgen (2012 [1978]): Recherchen zum Lebensraum des Großstadtkindes. Eine Reise in verschüttete Lebenswelten und Wissenschaftstraditionen. In: Imbke Behnken / Michael-Sebastian Honig (Hg.), Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 19-74.

Urban Childhoods between Utopia and Dystopia. Social and Educational Science Informed Rationalisations of the Topos “Children in the City”

This article takes an analytical look at how urban childhoods are rationalised in social and educationally informed discourse about children in the city. This is done by elaborating the specific modes of rationalisation from the speech that discursively relate “children” and “city” to each other and ultimately position them topologically between utopia and dystopia via this. Guided by this discourse topological perspective, after a brief introduction the topos will first be considered as an explicit object of empirical, social and educational research, before essential stages of the speech about children in the city will be traced in the form of chronological highlights. Following this, street childhood and the pedagogical province are analysed as multi-layered and central narratives of this speech. Concluding thoughts reintroduce the present analysis to the speech and reflect on the topos “children in the city” as a kind of “discursive heterotopia”.



Geographisch-künstlerische Stadtforschung

Ein Drei-Schritt-Verfahren zur Erschließung der Vielheit sozialräumlichen Wissens

Lea Bauer

Eva Nöthen

Um urbane Problemlagen in ihrer Vielschichtigkeit zu beforschen, bedienen sich Kunst und Wissenschaft jeweils spezifischer Vorgehensweisen. Trotz wiederkehrender gegenseitiger Bezugnahmen sind systematische Überlegungen zu Anschlussstellen an künstlerische Vorgehensweisen im (sozial)wissenschaftlichen Kontext nach wie vor rar. Die Erkenntnispotenziale von Aufarbeitungs- und Artikulationsformen der bildenden und darstellenden Künste werden jedoch zunehmend – beispielsweise in der kritischen Stadtforschung – thematisiert. Dabei werden erste Forschungspraxen entwickelt, die künstlerische und wissenschaftliche Vorgehensweisen in transdisziplinären Projektkonstellationen integrieren. Anliegen dieses Textes ist es, anknüpfend an einen Beitrag von Cecilie Sachs Olsen und Sabeth Tödtli zum partizipatorischen Potenzial künstlerischer Stadtforschung, einen theoretisch begründeten methodologischen Ansatz geographisch-künstlerischer Forschungspraxis zu entwickeln, um Stadt aus kritischer Perspektive anders sehen, verstehen und mitgestalten zu können. Dazu werden Henri Lefebvres Theorie zur sozialen Produktion des Raums und Julian Kleins Konzept von künstlerischer Forschung zusammengeführt. Das zentrale Ergebnis dieser Zusammenführung ist ein Drei-Schritt-Verfahren, das (1) die Vielfalt ästhetischer und semiotischer Wahrnehmungen sozialräumlicher Situationen versammelt; (2) deren Beziehungen hinterfragt und spielerisch neu denkt; sowie (3) diese in einer Weise präsentiert, die dazu einlädt, an der Auseinandersetzung mit pluralen, scheinbar inkommensurablen Wahrnehmungs- und Sichtweisen auf Stadt teilzuhaben. Die theoretischen Überlegungen werden am Beispiel ausgewählter Projekte des Architekturkollektivs raumlabor-berlin aus den Jahren 2006 bis 2017 illustriert.

Ersteinreichung: 24. September 2019; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung: Der Vielheit von Raum und Wissen begegnen

Unter einer stark befahrenen Hochstraße in Duisburg pustet ein Ventilator durchscheinende Kunststofffolie zu einer großen begehbaren Blase auf (vgl. Abb. 1)[1]. Im Innern der Blase kochen und essen Menschen. Für wenige Stunden wird der unwirtliche Platz unter der Hochstraße zu einem Ort gemeinschaftlicher Zusammenkunft und gastfreundschaftlicher Heiterkeit. Das *Küchenmonument* des Architekturkollektivs raumlabor-berlin[2] ist eine mobile Skulptur, die – anders als konventionelle Skulpturen im öffentlichen Raum – nur temporär existiert. An unterschiedlichen Plätzen installiert und durch verschiedene Bespielungen inszeniert, schafft sie zeitlich begrenzte Gemeinschaften, gibt Anlass für Austausch und gestaltet die Stadt an Orten, die für die Stadtplanung eine Herausforderung darstellen. Der Rückgriff



auf unkonventionelle und experimentelle Praktiken des kollektiven Sich-Auseinandersetzens mit Örtlichkeiten als Beitrag zu einer selbstbestimmten Stadtnutzung ist eine typische Arbeitsweise von raumlabor-berlin (o. J. b). Die beteiligten Architekt_innen zielen darauf ab, mit raumverändernden Eingriffen eine andere Wahrnehmung und Imagination des städtischen öffentlichen Raums anzustoßen. Raumlabor-berlin ist ein Beispiel aus einem Spektrum an Initiativen, die aus einem wissenschaftlich-künstlerisch transdisziplinären Ansatz heraus Perspektiven entwerfen, die durch Einbezug sinnlich-ästhetischer und deutender Wahrnehmungsweisen den Möglichkeitsraum von Praktiken der Wissens- und Raumproduktion zum Städtischen[3] erweitern.

Urbane Räume, so sie durch Prozesse der Segregation, Polarisierung, Gentrifizierung oder Privatisierung geprägt sind, sind zunehmend sozialräumlich fragmentiert (vgl. Heeg 2014). In Praktiken wie der oben geschilderten Intervention an der Schnittstelle von Architektur, Stadtplanung und Kunst zeigt sich, dass die Aushandlung von Verantwortlichkeiten längst nicht mehr allein auf der Ebene und in der Sprache von Politik und Wissenschaft geführt wird. Vielmehr deutet sich in der Praxis des Integrierens von Ausdrucks- und Aufarbeitungsformen der bildenden und darstellenden Künste einerseits sowie wissenschaftlicher Herangehensweisen andererseits an, dass weder der eine noch der andere Ansatz ausreicht, um die Vielschichtigkeit urbaner Problemlagen aufzuspüren, zu analysieren und zu kommunizieren. Anliegen dieses Textes ist es daher, einen theoretisch begründeten methodologischen Ansatz geographisch-künstlerischer Forschungspraxis zu entwickeln.

Künstlerische Forschung ist einer von mehreren Begriffen,[4] mit denen theoretische Perspektiven und praktische Formate bezeichnet werden, die sich mit dem epistemischen Potenzial der Verbindung künstlerischer und wissenschaftlicher Praxen auseinandersetzen. Die Recherche nach und die Sichtung von Beiträgen zu dieser Debatte eröffnen ein Feld, das heterogene theoretische und empirische Bezüge aufweist. Den Ausgangspunkt für die

Abb. 1 Das Küchenmonument, 2006, raumlabor-berlin (Quelle: Marco Canevacci, raumlabor-berlin)

folgenden Überlegungen und begrifflichen Entlehnungen bildet ein Beitrag der Geographin Cecilie Sachs Olsen und der Architektin und Urbanistin Sabeth Tödtli – beide auch Gründerinnen des sozial-artistischen Stadtlabors zURBS. In ihrem Aufsatz entwickeln die Autorinnen in Anknüpfung an aktuelle sozial- und raumtheoretische Debatten drei „Thesen zur Vielheit von Raum, von Wissen und dem Potential der Kunstpraxis als kollektive Stadtforschung“ (Sachs Olsen/Tödtli 2016: 187).[5] Die These der *Vielheit von Raum* versteht Raum als eine niemals fixierte Gegebenheit, die These der *Vielheit von Wissen* betont die Partialität von Wissen und die These zum *Potenzial von Kunstpraxis als kollektiver Stadtforschung* versteht sozial engagierte Kunstpraxis als eine Variante kollektiver Stadtforschung. Letztere ist durch ihre spezifischen Methoden besonders geeignet, um „eine Vielheit von Raum und eine Vielheit von Wissen sichtbar zu machen und daraus den Raum für alle möglichen Zukünfte offen zu halten“ (ebd.: 191). Mit der dritten, alle drei Aspekte verbindenden These fassen die Autorinnen somit Kunstpraxis als eine partizipatorische politische Praxis, die eine Vielheit möglicher Raumgestaltungen skizziert. Ausgehend von einer Kritik an „konsensgetriebene[n] urbane[n] Entscheidungsfindungsprozesse[n]“ (ebd.: 189) im Rahmen stadtplanerischer Bürgerbeteiligung, die Wissen als lokal vorliegende Ressource versteht, weisen Sachs Olsen und Tödtli Methoden der Kunstpraxis eine bedeutsame Rolle für eine Etablierung anderer, partizipatorischer Weisen der Stadtgestaltung zu. Die spezifische Kompetenz künstlerischer Methoden sehen sie insbesondere im genauen Hinschauen und der Vorstellungskraft. Dadurch wird es möglich, eine Vielheit lokaler Bezüge von Bewohner_innen und Nutzer_innen als ein immer im Entstehen begriffenes plurales und zugleich partielles Wissen zu verstehen. Eine solche Kunstpraxis kann, so Sachs Olsen und Tödtli, (Re-)Imaginationen schaffen, die „Brüche, Meinungsverschiedenheiten, Antagonismus und Wertpluralismus förder[n]“ (ebd.: 189), indem sie eine Vielheit raumbezogener Wissensweisen in Kopräsenz bringen und so deren Koexistenz denkbar machen (ebd.: 191). Das partizipatorische Potenzial sehen Sachs Olsen und Tödtli darin, dass kollektiv-künstlerische Stadtforschung eine Teilhabe am Um- und Neudenken städtischer Räume ermöglicht und sichtbar macht (ebd.: 202). Zugespitzt formulieren sie dies als Forderung nach einem Recht auf eine künstlerische (Re-)Imagination der Stadt (ebd.: 197).

Während der Beitrag von Sachs Olsen und Tödtli vor allem eine theoretische Ausarbeitung des partizipatorischen Potenzials von Kunstpraxis als kollektive Stadtforschung auf Basis umfangreicher Praxiserfahrungen beinhaltet, zielt der vorliegende Text darauf ab, in diesem Sinne ein methodologisches Konzept für eine geographisch-künstlerische Stadtforschung zu entwickeln. Hierfür werden Theorien herangezogen, die zwar nicht Teil der Argumentation von Sachs Olsen und Tödtli sind, sich jedoch geradezu anbieten, um die Thesen einer *Vielheit von Raum* und einer *Vielheit von Wissen* als Grundlage einer geographisch-künstlerischen Stadtforschung methodologisch weiterzudenken: So klärt Kapitel 2 mit dem Ansatz der sozialen Produktion des Raums nach dem Soziologen und Philosophen Henri Lefebvre (2006 [1974]) in einer aktuellen Lesart die raumtheoretische Verortung des Beitrags und arbeitet diesen als Ansatz zur Beforschung der *Vielheit von Raum* heraus. Hier werden die drei Dimensionen *Repräsentationen des*

Raums, Räume der Repräsentation und Räumliche Praxis rekonstruiert. In Kapitel 3 wird mit dem Ansatz des Komponisten und Theaterregisseurs Julian Klein (2018) künstlerische Forschungspraxis im Konzept von vier Wahrnehmungsweisen verortet und als *artistic mode* zur Beforschung der *Vielheit von Wissen* beziehungsweise der Herausarbeitung heterogener, *ästhetischer* und *semiotischer* Wahrnehmungen eingesetzt. Diese Vorüberlegungen zur forschungspraktischen Erschließung der *Vielheit von Raum* und *Vielheit von Wissen* aufgreifend erfolgt in Kapitel 4 die Skizzierung des methodologischen Beitrags dieses Textes. Dabei wird geographisch-künstlerische Stadtforschung als ein Drei-Schritt-Verfahren vorgestellt und am Beispiel der Projektreihe *mobile activators* des bereits eingeführten Architekturkollektivs raumlabor-berlin illustriert. Es wird gezeigt, inwiefern künstlerische Forschung eine gewinnbringende Erweiterung einer kritisch-reflexiven, engagierten, partizipatorischen Stadtforschung sein kann. Abschließend wird in Kapitel 5 das Anliegen des Beitrags zusammengefasst und ein Ausblick auf weiteren Entwicklungsbedarf hinsichtlich konkreter forschungspraktischer Handlungsoptionen gegeben. Schließlich werden forschungsethische Herausforderungen des Ansatzes aufgezeigt.

2. Die soziale Produktion des Raums als Ansatz zur Beforschung der Vielheit von Raum

Seit Mitte der 2000er Jahre finden Lefebvres theoretische Überlegungen zur sozialen Produktion des Raums (Lefebvre 2006 [1974]) zunehmend Beachtung und Anwendung in der (kritischen) Stadtforschung. Ausgehend von unterschiedlichen Interpretationen der von Lefebvre entwickelten Raumtriade(n) und deren Übertragung auf die Analyse raum-zeitlicher Phänomene und Prozesse in Bezug auf gesellschaftliche Wirklichkeiten finden sich empirische Arbeiten beispielsweise zu Formen der Raumaneignung von Stadtbewohner_innen (Bertuzzo 2009), zu Alltagspraktiken in Stadtquartieren (Vogelpohl 2012), zu gärtnerischen Materialisierungen unter staatlicher Einflussnahme (Exner/Schützenberger 2015) oder zu städtischen Krisenprotesten (Mullis 2017a) im Kontext neoliberaler Stadtentwicklungsprozesse. Im Folgenden wird Lefebvres Ansatz der sozialen Produktion des Raums in Grundzügen rekonstruiert und als binäres Modell zur Analyse von Konflikten im sozialen Raum interpretiert. Damit gibt der Ansatz eine raumtheoretische Antwort auf die von Sachs Olsen und Tödtli geforderte Anerkennung einer *Vielheit von Raum* als einer niemals fixierten Gegebenheit. Denn Lefebvre geht es darum, eine „prozesshafte Denkform zu finden, die erlaubt, sich Objekten anzunähern, diese zu bestimmen, ohne sie in Gänze zu fixieren und sie so gegenüber der Bewegung offen zu halten [...] [und] sich dem Werden und dem Möglichen [zukünftiger Handlungsoptionen] zuzuwenden“ (Lefebvre 1969 [1939]: 32, zit. nach Mullis 2017a: 75), um sich so einem „differenziellen Raum“ (Lefebvre 2006 [1974]: 339) annähern zu können.

2.1. Lefebvres Theorie von Raum als Produkt sozialer Praxis

Die zentrale Idee des Aufsatzes „Die Produktion des Raums“ (Lefebvre 2006 [1974]) liegt in der Beschreibung der sozialen Konstitution

von Raum durch eine Theorie der (räumlichen) Praxis. Lefebvres Praxisbegriff steht dabei in der Tradition marxistischer Theorie. Jedoch erweitert er diesen, indem er Raum zwar nach wie vor als Teil der Produktionsmittel denkt, zugleich aber als Produkt einer sozialen Praxis interpretiert (Dünne 2006: 297). Damit liefert Lefebvre einer neomarxistischen Sozialgeographie Anknüpfungspunkte, um die Beziehung von physischem und sozialem Raum neu zu denken. Diese theoretischen Anknüpfungspunkte von Lefebvre, im Folgenden dargestellt nach der Interpretation von Mullis (2017a: 77 ff.), umfassen zwei „nicht deckungsgleich[e], sondern [...] aufeinander verweisend[e] und ineinander verwobene“ Triaden (ebd.: 83).

In der ersten Triade treffen mit *Repräsentationen des Raums* und *Räumen der Repräsentation* zwei dialektische Dimensionen sozialer Räumlichkeit aufeinander, vermittelt durch *Räumliche Praxis* stehen sie sich konflikthaft gegenüber (ebd.: 81; vgl. Abb. 2). Die *Repräsentationen*

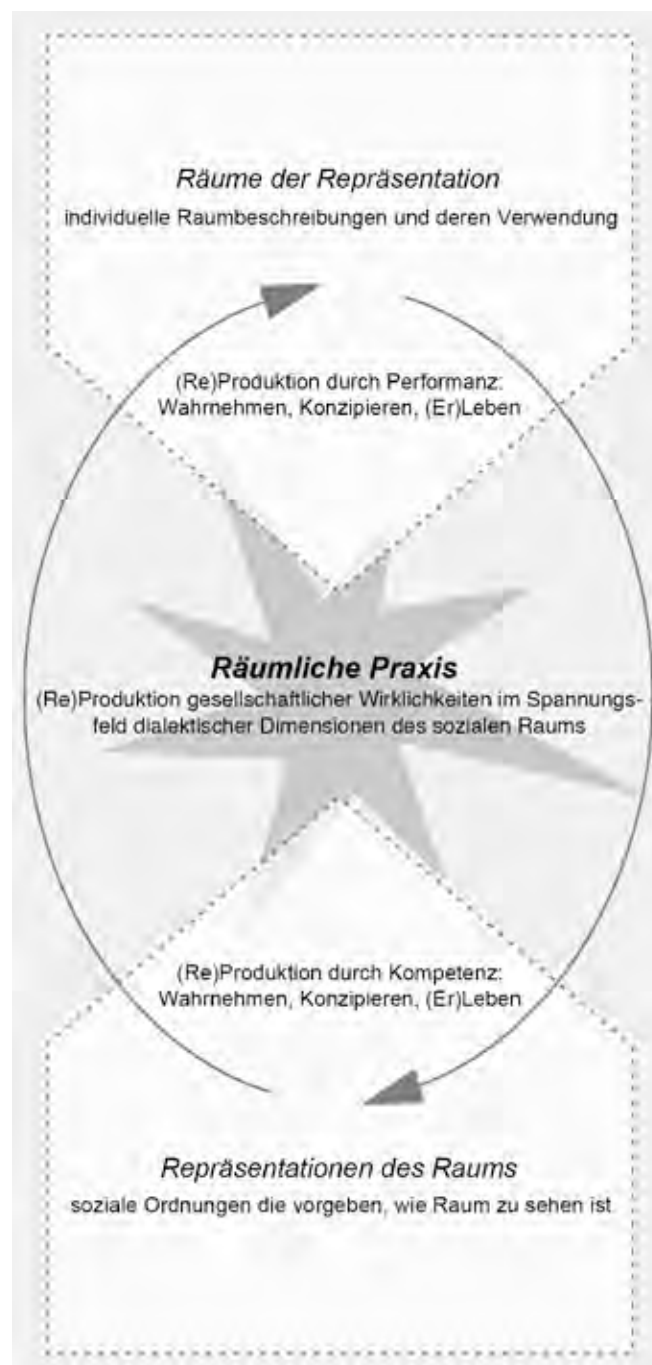


Abb. 2 Soziale Produktion des Raums nach Henri Lefebvre als Ansatz zur Beforschung der *Vielheit von Raum* (Quelle: eigene Darstellung nach Mullis 2017a)

des Raums geben auf mental-konzeptioneller Ebene vor, wie ein Raum zu sehen beziehungsweise zu interpretieren ist. So werden beispielsweise durch die Markierungen öffentlicher und privater Räume oder durch Flächennutzungspläne jene Bedingungen vorgegeben, nach denen sich eine Gesellschaft dem Herrschaftswissen von Raum- und Stadtplaner_innen oder auch Architekt_innen sozial zu fügen hat. Lefebvre spricht in diesem Zusammenhang von sozialen Ordnungen, die von spezifischen Kenntnissen, Zeichen, Codes und konfrontativen Beziehungen durchsetzt sind (Lefebvre 2006 [1974]: 333). Demgegenüber sind die *Räume der Repräsentation* gekennzeichnet durch sozial produzierte Symbolisierungen; damit verweisen sie auf eine verborgene, nicht offensichtliche Seite des sozialen Lebens. *Räume der Repräsentation* zeigen sich in individuellen Raumbeschreibungen und deren pragmatischer Verwendung in konkreten (kommunikativen) Kontexten, zum Beispiel in Form von Bildern oder Symbolen „der ‚Benutzer‘, aber auch bestimmter Künstler, [...] Schriftsteller und Philosophen“ (ebd.: 336). *Räumliche Praxis* wird von Mullis (2017a) hingegen auf einer anderen, grundlegenden Abstraktionsebene verortet als die beiden konflikt-formierenden Raumdimensionen, da sie ahistorisch und umfassend auf beide Dimensionen zugreift (ebd.: 80). Sie reproduziert raum-zeitlich spezifische gesellschaftlich-materielle Wirklichkeiten (Alltag, Stadt, Staat) im „Feld des Möglichen“ (ebd.: 82) und spiegelt die Bedürfnisse und Zwänge ihrer „sozialen Formationen“ (Lefebvre 2006 [1974]: 333). Dabei zeigt sich, wie sich die Teilhabenden dieser sozialen Formationen – mit ihrer Kompetenz und Performanz (ebd.) – auf den sie umgebenden Raum beziehen. Ergebnisse einer solchen Praxis können Flächennutzungen, Besitzverhältnisse oder materielle Raumausstattungen sein.

Die zweite von Lefebvre entwickelte Triade des *wahrgenommenen, konzipierten und gelebten Raums* bezieht sich auf räumliche (Re-)Produktionspraxen, wenn diese zu einem Spezifikum der beiden zuvor dargestellten Raumdimensionen werden (Mullis 2017a: 80). Diese Praxen entwickeln sich aus dem Innern der jeweiligen Dimensionen heraus und können innerhalb derselben Dimension in konflikthafter Beziehung zueinander stehen, aber auch eine Spannung der beiden dichotomen Dimensionen bedingen. Der folgende Absatz verdeutlicht die Nützlichkeit dieses Modells für die kritische Stadtforschung und zeigt das Potenzial einer Einbindung künstlerischer Strategien in dieses Modell auf.

2.2. Konflikte in der Räumlichen Praxis und künstlerische Kommentierungen

Mit Blick auf die westliche mitteleuropäische Stadt verweist Lefebvre darauf, dass historische Entwicklungen das Dominanzverhältnis der beiden dialektischen Dimensionen von sozialem Raum verschoben haben: Während im Mittelalter der soziale Raum auf einen durch religiöse Symboliken geprägten *Raum der Repräsentation* und auf entsprechend dominante *Repräsentationen des Raums* reduziert war, vollzog sich im Verlauf der Aufklärung von der italienischen Renaissance bis zum 19. Jahrhundert ein Wandel des sozialen Raums zu einer widersprüchlichen Vielzahl von *Repräsentationen des Raums* und *Räumen der Repräsentation* (Lefebvre 2006 [1974]: 338 f.). Dieser

Diversifizierungsprozess wurde von großen gesellschaftlichen Konflikten wie der Französischen Revolution begleitet, durch die es zur Abschaffung der absolutistischen Staatsform und zur Durchsetzung von Werten wie bürgerlicher Freiheit und Menschenrechten kam. Für die Argumentation des vorliegenden Textes ist diese Beobachtung wichtig, da es auch in der Gegenwart zu sozialen Spannungen an ebenjenen Berührungspunkten von *Repräsentationen des Raums* und *Räumen der Repräsentation* kommt. Dies geschieht beispielsweise, wenn städtische Räume zur Wahrung der Sicherheit systematisch überwacht und dabei von Geboten abweichende individuelle Alltagspraktiken wie die des Sich-Bewegens und des Pausierens im öffentlichen Raum als potenziell verdächtig eingestuft werden oder wenn räumliche Ordnungen im Rahmen von individuellen Raumanweisungen wie Protesten infrage gestellt, unterwandert oder angegriffen werden.

Die den theoretischen Überlegungen Lefebvres zugrunde liegende Haltung wurde maßgeblich geprägt von den politischen Ereignissen der 1950er und 1960er Jahre in Frankreich sowie der inhaltlichen Auseinandersetzung mit linken Intellektuellen und Künstler_innen, die zu dieser Zeit in und um Paris lebten. Anne Vogelpohl begründet die gegenwärtig zunehmende Rezeption Lefebvres damit, dass er – geprägt durch die politischen Unruhen von 1968 – gesellschaftlichen Problemen wie Ungleichheit und Entfremdung zu begegnen versuchte. In diesem Sinne rief er dazu auf, die stetig auftretenden Widersprüche zwischen *Räumen der Repräsentation* und *Repräsentationen des Raums* sowie daraus resultierende ungleiche Lebensbedingungen in einer (städtischen) Gesellschaft zu analysieren und dadurch zu überwinden (Vogelpohl 2018: 31). Damit erweist sich Lefebvre als unmittelbar anschlussfähig an aktuelle stadtgeographische Debatten, in denen „Stadt als ein immer wieder zu stellendes Problem“ (Calbet i Elias et al. 2012: 2) betrachtet wird. Eine Gesellschaftsanalyse, die an sozialen Praktiken ansetzt, kann die (Re-)Produktion der binären Raumdimensionen und die jeweils inhärenten Praxen des Wahrnehmens, Konzipierens, (Er-)Lebens in Bezug auf aktuell vorliegende, raum-zeitlich spezifische gesellschaftliche Wirklichkeiten beziehungsweise urbane Herausforderungen erfassen. Sie kann außerdem ihre konfliktreichen Beziehungen analysieren und somit kommunizieren und nachvollziehbar machen, aus welcher Pluralität von Praxen des Wahrnehmens, Konzipierens und (Er-)Lebens Konflikte entstehen. Dies öffnet Handlungsspielräume, um Differenz sichtbarer und verhandelbarer zu machen und um mit Konflikten leben und umgehen zu lernen.

Im Anschluss an Monika Streule (2014: Abs. 9) kann jedoch eine qualitative Stadtforschung, die sich konzeptionell an Lefebvre orientiert, kaum auf ein künstlerisch orientiertes, transdisziplinär ausgerichtetes Forschen verzichten. Denn die individuell wahrgenommenen und gelebten *Räume der Repräsentation* entziehen sich sowohl der Alltagssprache als auch den wissenschaftlichen Diskursen. Künstlerische Forschung bietet laut Streule damit gerade das Potenzial, das Wahrgenommene, Konzipierte und Erlebte im Rahmen künstlerischer Kommentierungen sichtbar zu machen (ebd.: Abs. 10 f.).^[6] Vor dem Hintergrund dieses Potenzials künstlerischer Forschung in Konfliktanalysen wird im Folgenden das Konzept der künstlerischen Forschung nach Klein vorgestellt, das einen Ansatz bietet, um zu verstehen und sichtbar zu machen, wie das Verhältnis zwischen

Repräsentationen des Raums und *Räumen der Repräsentation* gestaltet und ausgehandelt wird.

In Rückbindung an die Ausführungen zum Begriff der *Vielheit von Raum* von Sachs Olsen und Tödtli lässt sich festhalten: Kritische Stadtforschung untersucht eine *Vielheit von Raum*, wenn sie mit Lefebvre auf eine Betrachtung von *Räumlichen Praxen* des Vermittelns zwischen den sich konflikthaft gegenüberstehenden und auch intern stetig umkämpften Dimensionen fokussiert (vgl. Abb. 2). Diese Gesellschaftsanalyse wird umfassender, wenn sie auch künstlerische Strategien der Erfassung von Wahrgenommenem, Konzipiertem, Ge- und Erlebtem[7] hinzuzieht. Der im Folgenden vorgestellte Ansatz künstlerischer Forschung ermöglicht es, eine *Vielheit von Raum* im Sinne einer Vielheit raumbezogener Wissensweisen zwischen den und innerhalb der binären Dimensionen von Raum zu erfassen. Zwar tätigt dieser Ansatz die Verbindung zu Lefebvre nicht selbst, gibt aber vorliegendem Beitrag den gedanklichen Spielraum, ihn analog zur doppelten Triade zu sehen.

3. Der künstlerische Wahrnehmungsmodus als Ansatz zur Beforschung der Vielheit von Wissen

Nach der Aufarbeitung der ersten, raumtheoretischen Grundlage ist das Anliegen dieses Kapitels, mit der konzeptionellen Darstellung künstlerischer Forschungspraxis nach Klein eine zweite, erkenntnistheoretische Fundierung vorzunehmen. Beide Ansätze zusammen bilden die Basis, aus der dieser Beitrag eine eigene Forschungsmethodologie entwickelt. Anke Haarmann sieht die Vielzahl an Beiträgen zu künstlerischer Forschung diskursiv und arbeitspraktisch verankert im Kontext von übergeordneten gesellschaftlichen Entwicklungslinien. Aus dieser Perspektive macht sie deutlich, was für eine „monströse Aufgabe“ (Haarmann 2019: 85) es wäre, die Ursprünge künstlerischer Forschung aufzuarbeiten. Für das methodologische Interesse dieses Beitrags ist es zentraler, sich mit der Gemeinsamkeit von künstlerischer und wissenschaftlicher Forschung zu befassen: mit dem Forschen im Sinne einer Praxis (ebd.: 35). Aufbauend auf der wissenschaftlich-raumtheoretischen Basis dieses Beitrags ist es somit relevant, „die Arbeitsweisen und Praktiken der künstlerisch Tätigen [...] ins Zentrum der Aufmerksamkeit [zu rücken], wenn der Begriff des künstlerischen Forschens mit Bedeutung gefüllt werden soll“ (ebd.: 39). Es findet sich im Kontext raumbezogen-künstlerischer Forschungspraxis bereits eine Vielzahl konzeptioneller und forschungspraktischer Ansätze (siehe Endnote 4), die „art as mode of critical exploration“ (Hawkins 2013: 53) verstehen und in ihren Arbeitsweisen aus dem künstlerischen Bereich schöpfen: zum Beispiel im Sinne von *inventive methods* (Wildner 2015), als transdisziplinäre Praxis von Stadtforschung (Streule 2014) und als ästhetische Praxis, die ein Verhältnis zwischen sinnlichem Erleben und sprachlich-rationalem Begreifen aufspannt (Dickel/Keßler 2019).

Wenn jedoch eine Gesellschaftsanalyse in expliziter Bezugnahme auf Lefebvre von der Betrachtung der sozialen Produktion des Raums ausgeht, so bietet der im Folgenden vorgestellte Ansatz einen Weg, geographisch-künstlerische Forschungspraxis begrifflich und verfahrensmäßig zu

konkretisieren. Denn Kleins Ansatz macht ein theoretisches Angebot, Konflikte anders zu betrachten und mögliche Umgangsweisen zu denken, ohne dabei Kunst und Wissenschaft eine ausschließliche Kompetenz im Sinnlichen oder Analytischen zuzuweisen. Somit stellt der Ansatz die Bedeutung künstlerischer Wahrnehmung für eine systematische und breit angelegte Suche nach Erkenntnis heraus und liefert Anknüpfungspunkte für eine Konturierung der eingangs mit Sachs Olsen und Tödtli als *Vielheit von Wissen* bezeichneten Pluralität von Wahrnehmungsweisen mittels künstlerischer Forschungspraxen.

3.1. Zum Begriff des Forschens bei Klein

Klein versteht unter künstlerischer Forschung zugleich eine Methode, Strategie oder Praxis des Forschens, welche sich einem spezifisch künstlerischen Modus der Wahrnehmung[8] bedient (Klein 2018: 80 f.). Forschung bezeichnet er als systematische Suche nach neuem Wissen. Er erläutert, dass die Suche ihre Systematik durch stetige Rückgriffe auf (fach-)spezifische theoretische und arbeitspraktische Erfahrung erhält. In Abgrenzung zu Positionen, die Forschen als ausschließlich wissenschaftliche Praxis begreifen, plädiert Klein für einen Forschungsbegriff, der offen für weitere Praxisfelder ist – wie zum Beispiel Industrie, Journalismus, Kultur oder Künste – und für deren jeweilige Forschungssystematiken. Das Spezifische der jeweiligen Forschungssystematiken sieht er darin, wie Erfahrungen in Praxisfeldern jeweils gesammelt, aufeinander bezogen, transparent gemacht und eingeordnet werden. Erfahrung kann beispielsweise durch Messung gewonnen, sinnlich oder emotional erlebt sowie experimentell erworben werden (ebd.: 82). Eine geeignete Bedingung für die Erweiterung von Wissensbeständen sieht Klein in Forschungsprozessen, die auf den Erfahrungen und Systematiken mehrerer Praxisfelder aufbauen. Den Künsten weist er hierbei eine Schlüsselrolle zu, da er sie als geschult und geübt darin sieht, Erfahrungen mehrerer Praxisfelder – im Wortlaut „multiple layers of reality“ (ebd.: 83) – in ihren jeweils spezifischen Zugangsweisen wahrzunehmen und zu reflektieren.

Klein konkretisiert seinen Begriff von *reality* in diesem Zusammenhang nicht, bezieht künstlerische Wahrnehmung jedoch immer wieder auf Dinge: Diese „können Gegenstände sein, Personen, Atmosphären, Vorgänge, aber auch Imaginationen oder Halluzinationen“ (Klein 2009: 106). Das Fundament seiner Konzeption künstlerischer Forschung bildet eine Ausführung zur Theaterproduktion, die er als Beispiel nimmt, um vier Betrachtungsweisen beziehungsweise vier Wahrnehmungsmodi zu unterscheiden (ebd.). Daran anknüpfend fokussiert er in einem kurzen Aufsatz mit dem Titel „The Mode is the Method“ einen dieser Modi, den künstlerischen Wahrnehmungsmodus, und fasst ihn als eine erkenntnisorientierte Praxis (Klein 2018). Die daran geknüpften spezifischen Verfahrensweisen umreißt er, arbeitet sie jedoch nicht im Sinne eines forschungsmethodologischen Verfahrens aus. Dies bietet besagten Spielraum, um den Ansatz von Klein aus der in Kapitel 2 erörterten raumtheoretischen Perspektive zu interpretieren und daraus ein eigenes, raumsensibles Verfahren künstlerischer Forschung zu entwickeln.

3.2. Kleins Verortung künstlerischer Forschungspraxis im Konzept der vier Wahrnehmungsmodi

Die vier – sich in der Praxis einander überlappenden – Modi der Wahrnehmung von Dingen umreißt Klein (2018: 81 f.) wie folgt:

- *transparent mode/to do*: Art und Weise der unmittelbaren, gegenwärtigen, nicht hinterfragten Wahrnehmung der Existenz eines Dinges.[9]
- *aesthetic mode/to perform*: Art und Weise der Wahrnehmung, bei der eine frühere, nicht hinterfragte, subjektive Wahrnehmung von Dingen mit einem spezifischen ästhetischen Erleben verknüpft wird; Wahrnehmung wird hier zu einem ästhetischen Erlebnis, einem Ereignis.
- *artistic mode/to play*: Art und Weise der Wahrnehmung multipler Realitätsebenen; Wahrnehmung in diesem Modus verknüpft den *aesthetic mode* und den im Folgenden beschriebenen *semiotic mode*. Im *artistic mode* werden vielfältige vorliegende Wahrnehmungsweisen – einerseits ästhetisches Erleben, andererseits etablierte semiotische Repräsentationen – zusammengeführt.
- *semiotic mode/to act*: Art und Weise der Wahrnehmung, die auf bereits spezifisch gedeuteten, gerahmten Repräsentationen wie beispielsweise bildlichen und sprachlichen Zeichen oder Begriffskonzepten basiert, deren Konstruktionscharakter aber im Moment der alltäglichen Wahrnehmung nicht weiter reflektiert wird.

Der dritte, für diesen Beitrag zentrale künstlerische Wahrnehmungsmodus ergibt sich laut Klein – wie bereits angedeutet – aus der Überlappung der angrenzenden Modi (vgl. Abb. 3). Er macht eine Vielfalt ästhetischen Erlebens und semiotischen Deutens von Realitäten erfahrbar, setzt sich spielerisch mit deren Übergängen und Grenzen auseinander, entdeckt und hinterfragt deren Unterschiede. Hierbei bestimmt der *artistic mode* durch den *aesthetic mode* die Wahrnehmungsweise von Ästhetischem und eröffnet neue Zugänge zu Semiotischem. Jedoch entwickelt er im künstlerischen Werk Präsentationen nah am *semiotic mode*, indem er subjektive ästhetische und semiotische Erfahrungen in ausgewählten Beziehungen und Verkörperungen zeigt und somit spezifisch deutet und rahmt. Die zweifache Ausrichtung am *aesthetic* und am *semiotic mode* bezeichnet Klein auch als spielerische Funktion des *artistic mode*. Diese spielerische Funktion beschreibt er, indem er das Kontinuum zwischen Spielen und Nicht-Spielen in vier Schritte unterteilt, die seinen vier Wahrnehmungsmodi entsprechen. Während sich der *aesthetic mode* in performativer Präsenz und der *semiotic mode* als aufgeführte Repräsentation zeigen, erscheint der *artistic mode* als spielerische Präsentation des Vermittelns zwischen *aesthetic* und *semiotic mode* (Klein 2018: 80) und wird damit zu einer spielerischen Praxis, die zwischen zwei Bereichen agiert: Einerseits lässt sich der *artistic mode* in Anlehnung an den *aesthetic mode* auf einzelne Wahrnehmungsweisen ein. Andererseits betrachtet der *artistic mode* multiple Wahrnehmungsweisen in Anlehnung an den *semiotic mode* aus einer rahmengebenden Metaperspektive. Zwischen dieser zweifach ausgerichteten Erfahrung baut der *artistic mode* spielerische Beziehungen zwischen Innen- und Außenperspektiven auf (Klein 2009: 122). Dies ergibt insgesamt „drei Erlebens- und Verhaltensweisen“ (ebd.: 123), die den *artistic mode* ausmachen.



Abb. 3 Der künstlerische Wahrnehmungsmodus nach Julian Klein als Ansatz zur Beforschung der *Vielheit von Wissen* (Quelle: eigene Darstellung nach Klein 2018)

Wildner macht in ihrem Beitrag zu *inventive methods*, einer Variante künstlerischer Forschung, deutlich, dass es sich beim Spielen mit unterschiedlichen Anordnungen, Settings und Ordnungssystemen um eine vorerst zweckfreie und ergebnisoffene experimentelle Praxis handelt (Wildner 2015: 182). Mit dieser Ergänzung kann das Spielerische des *artistic mode* als Zugang verstanden werden, der zwar vorerst zweckfrei, ergebnisoffen und experimentell Möglichkeiten des In-Beziehung-Setzens von Wahrnehmungsweisen und -perspektiven in Erfahrung bringt, jedoch intentional gewählt, systematisch angelegt und auf neue Erkenntnis ausgerichtet ist. Dieser Fokussierung auf Erkenntnisgewinnung entsprechend wird der künstlerische Wahrnehmungsmodus im Folgenden auch als künstlerischer Forschungsmodus bezeichnet. Die erkenntnisbezogene Relevanz des Spiels zwischen Wahrnehmungsweisen und -perspektiven liegt darin, dass der

artistic mode erscheint als „powerful in being able to bridge the realms of aesthetics and semiotics, because it adds relativity to otherwise non-relativistic concepts that are still too often recognized as incommensurable“ (Klein 2018: 84).

Für die Entwicklung einer systematischen Verfahrensweise künstlerischen Forschens lässt sich Kapitel 3 wie folgt zusammenfassen (vgl. Abb. 3): Erstens kann aus der Auseinandersetzung mit dem Ansatz von Klein ein Verständnis von Forschung abgeleitet werden, nach dem Akteur_innen in ihrer simultanen Zugehörigkeit zu verschiedenen Gesellschaftsbereichen jeweils spezifisches Wissen produzieren. Künstlerischen Praxen wird dabei die Kapazität zugeschrieben, durch eigene Zugänge zu den Grenzbereichen zwischen diesen spezifischen Weisen der Wissensproduktion neue Erkenntnisfelder zu öffnen. Zweitens kann Kleins *artistic mode* als systematischer und zugleich spielerischer Zugang zur Erkenntnisgewinnung verstanden werden, der sich aus einer überschneidenden Anwendung zweier angrenzender Wahrnehmungsmodi (*aesthetic* und *semiotic mode*) ergibt und für den drei Verfahrensschritte (s. o.) entscheidend sind. Zunächst lässt er sich auf ästhetische und semiotische Wahrnehmungen von Dingen und Vorgängen ein, eignet sie sich an, spürt weitere auf, versammelt sie. Dann betrachtet er diese auf einer Metaebene, setzt sie in temporäre Beziehungen/Rahmungen und hinterfragt ihre jeweiligen Qualitäten und gegenseitigen Bezüge. Schließlich präsentiert er im künstlerischen Werk mehrere Verkörperungen der erlebten, gesammelten und in Beziehung gesetzten Wahrnehmungen und erschafft oder (re-)imaginiert somit eine eigene semiotische Rahmung konflikthafter, scheinbar inkommensurabler Wahrnehmungsweisen und -perspektiven.

An dieser Stelle lässt sich Kleins erkenntnistheoretischer Ansatz an die Ausführungen zum Begriff der *Vielheit von Wissen* von Sachs Olsen und Tödtli (2016) rückbinden: Die Überbrückung multipler Wahrnehmungen im künstlerischen Modus durch künstlerische (Re-)Imaginationen schafft eine Kopräsenz von Wahrnehmungsweisen – zum Beispiel zu kontrovers verhandelten städtischen Herausforderungen –, und macht somit eine Koexistenz von scheinbar nicht Vereinbarem möglich (ebd.: 189).

4. Geographisch-künstlerische Forschungspraxis als Drei-Schritt-Verfahren

Die konzeptionelle Parallele der beiden Ansätze von Lefebvre und Klein bildet in der Zusammenschau das Fundament für eine Methodologie *räumlich-künstlerischer Praxis*. Es wurde gezeigt, dass eine Analyse städtischer (Alltags-)Wirklichkeiten mit Lefebvre auf das konflikthafte Verhältnis von *Repräsentationen des Raums* und *Räumen der Repräsentation* fokussiert (Kap. 2). Nach diesem Verständnis der sozialen Produktion des Raums kann Kunst als eine engagierte Praxis verstanden werden, die sich mit den vielschichtigen Bezügen von Raumpraxen befasst und dadurch konflikthafte sozialräumliche Verhältnisse (re-)imaginieren und neu artikulieren kann (Kap. 3). Somit lässt sich argumentieren, dass die doppelte Triade der Lefebvre-Interpretation nach Mullis und der *artistic mode* nach Klein zusammengedacht werden können, indem künstlerische Forschung als eine

Form *Räumlicher Praxis* begriffen wird. Diese sucht eine Vielfalt räumlicher Wahrnehmungsweisen – von Sachs Olsen und Tödtli auch als Wissensweisen (*Vielheit von Raum/Wissen*) bezeichnet – zu erfassen, in Beziehung zu setzen und in (Re-)Imaginationen zu zeigen. Eine solche Praxis vollzieht eine doppelte Neu-Verknüpfung: Einerseits überbrückt sie die zwei binären Wissensdimensionen des *Raumbeschreibens* und *Raumordnens* (vgl. Abb. 2) und andererseits verknüpft sie innerhalb der beiden Dimensionen Praxen des *sinnlich-ästhetischen* und des *deutend-semiotischen* Wahrnehmens, Konzipierens, (Er-)Lebens. In der Auseinandersetzung mit urbanen Herausforderungen verbindet räumlich-künstlerische Forschungspraxis somit eine Vielheit konflikthafter Weisen des *ästhetischen Raumbeschreibens* und *semiotischen Raumordnens*, indem sie diese Vielheit in drei Schritten herausarbeitet. Dieses Drei-Schritt-Verfahren ist das Ergebnis der in den Kapiteln 1, 2 und 3 aufgebauten Argumentation, das im Folgenden zu einer Methodologie geographisch-künstlerischer Stadtforschung ausgearbeitet und am Beispiel der Projektreihe *mobile activators* des Architekturkollektivs raumlabor-berlin illustriert wird.

Das Potenzial des hier vorgestellten Verfahrens liegt darin, dass es die Vielschichtigkeit urbaner Problemlagen auf einer Ebene und in einer Sprache aufgreift, die über wissenschaftlich etablierte Forschungsmethodologien und auch über Praxen des Integrierens künstlerischer Ausdrucks- und Aufarbeitungsformen hinausgeht, da dieses Verfahren das Wahrnehmen, Konzipieren und (Er-)Leben des sinnlich-ästhetischen Raumbeschreibens und des deutend-semiotischen Raumordnens gleichermaßen beforscht und dabei die beiden Dimensionen miteinander und jeweils innerlich neu verknüpft. Dadurch werden – und dies markiert den potenziellen emanzipatorischen Beitrag künstlerischer Forschungspraxen – die Widersprüchlichkeiten *Räumlicher Praxen* zwischen den alltäglich erfahrenen und scheinbar fixierten Gegebenheiten von Stadt fassbar und lassen sich somit neu verhandeln. Dies hält „den Raum für alle möglichen Zukünfte offen“ (Sachs Olsen/Tödtli 2016: 191), macht das Städtische zu einem „Labor, in dem gesellschaftlich relevantes Wissen erzeugt, erprobt und öffentlich debattiert wird“ (Wildner 2015: 182) und liefert so einen Ausblick auf eine differenzielle städtische Gesellschaft.

Ein Beispiel für eine raumbezogene künstlerische Forschungspraktik in drei Schritten, die für eine stetige und vielschichtige Auseinandersetzung mit Konflikt und Antagonismus im Sinne einer differenziellen Gesellschaft agiert, bieten das Eingangsbeispiel *Küchenmonument* und die zugehörige Werkgruppe *mobile activators* des Architekturkollektivs raumlabor-berlin. Im Fokus stehen hierbei „[s]chwierige städtische Orte, [...] die zwischen verschiedenen Systemen, Zeitabschnitten oder Planungsideologien aufgerieben wurden und sich nicht anpassen. Orte, die aufgegeben sind, die übrig bleiben, aber für die Stadtgestalt eine nicht unerhebliche Relevanz haben.“ (raumlabor-berlin o. J. b) Solche städtischen Räume und Orte nutzt das Kollektiv als soziale und architektonische Experimentierfelder, um zu versuchen, deren Potenziale zu aktivieren (ebd.). Zu den zentralen Arbeitsweisen von raumlabor-berlin gehören urbane Interventionen, durch die städtische Räume frei von vorher formulierten Erwartungen verwandelt und zur unvoreingenommenen Wahrnehmung angeboten werden:

„Wir verschieben programmatische Narrative in städtische Leerräume, installieren neue Atmosphären und schaffen ein Gefühl für neue Potentiale und Freiräume. Durch die Beteiligung der lokalen Akteure in der Zusammenarbeit mit Fachleuten aus allen kreativen Disziplinen werden neue Handlungsfelder entdeckt, getestet und in die Zukunft projiziert.“ (ebd.)

Beispiele für die Arbeitsweise von raumlabor-berlin bietet die Projektreihe *mobile activators*: Durch das Installieren pneumatischer Räume wie dem *Küchenmonument* wird der Stadtraum – zeitlich begrenzt – für alternative kollektive Nutzungen geöffnet und der Möglichkeit Raum gegeben, Qualitäten und Eigenarten zu erkunden und so mit und in architektonischen und sozialen Räumen zu interagieren (vgl. raumlabor-berlin o. J. a). Je nach ortsspezifischen Bedingungen und Herausforderungen treten in den Teilprojekten Verfahrensweisen künstlerischer Forschung in beispielhafter Form zutage.

Wie bereits dargestellt, verknüpft der *artistic mode* die empirischen Felder des sinnlich-ästhetischen Raumbeschreibens und des deutend-semiotischen Raumordnens auf doppelte Weise durch die Raumpraxen innerhalb der und zwischen den beiden Dimensionen. Der Vollzug dieser Verknüpfung lässt sich in drei Schritten skizzieren (vgl. Abb. 4).[10]

(1) Der erste Schritt, hier als systematische Erfassung und Versammlung vielfältiger Wahrnehmungsweisen bezeichnet, fokussiert darauf, die Vielfalt eigener und fremder, sinnlich-ästhetischer und semiotisch-deutender Wahrnehmungsweisen sozialräumlicher Konfliktsituationen zu erfassen, anzuzeigen und zu versammeln. Diese Erfassung und Versammlung erfordert die Fähigkeit des Sich-Hineinversetzens in Wahrnehmungsweisen aus verschiedensten Kontexten, wie beispielsweise alltägliche ästhetische Erfahrungen und wissenschaftliche Deutungen/Konzepte. Daher sind hier kollaborative, transdisziplinäre Forschungskonstellationen nützlich.

Anhand der Intervention *Tempelhof Workshop* von raumlabor-berlin wird deutlich, wie dieser erste Schritt in der Praxis aussehen kann: 2016 wurde vor dem alten Empfangsgebäude des früheren Berliner Flughafens Tempelhof für einen Workshop der Berliner Journalistenschule das *Küchenmonument* aufgebaut. Unter dem Motto „Ein Zelt voller Geschichten“ waren Berliner Schüler_innen sowie in der Unterkunft am ehemaligen Flughafen lebende jugendliche Geflüchtete eingeladen, ihre Medienkompetenz zu stärken und

Abb. 4 Geographisch-künstlerische Forschung als Drei-Schritt-Verfahren (Quelle: eigene Darstellung)

Drei-Schritt-Verfahren geographisch-künstlerischer Forschung			
Schritt	(1)	(2)	(3)
Fokus	Systematische Erfassung vielfältiger Wahrnehmungsweisen	Spielerisches, ergebnisoffenes & experimentell-assoziatives In-Beziehung-Setzen von (1)	(Re)Imagination raumbezogener Wissensbestände und räumlicher Praxen mittels (2)
Ziel	Versammeln vielfältiger Wahrnehmungsweisen	Verbindungen/Kopräsenzen entdecken, deren materielle & soziale Voraussetzungen hinterfragen	Präsentation erstellen, Kopräsenz rahmen, Koexistenz / Differenz erfahr-, denk-, kommunizier-, gestaltbar machen

gemeinsam mit dem Team von raumlabor-berlin einen Begegnungsort zu gestalten, mit Gästen aus Politik und Zivilgesellschaft aktuelle Fragen der Flüchtlingsaufnahme zu diskutieren, unter Anleitung von drei geflüchteten Frauen aus Syrien zu kochen und bei alledem einander kennenzulernen, Sprachbarrieren zu überwinden und sich über inhaltliche Fragen auszutauschen (vgl. raumlabor-berlin 2016; Berliner Journalisten-Schule 2016). Die angebotene Raumsituation des *Küchenmonuments* bildete dabei durch ihre formale und funktionale Veränderlichkeit das Substrat für einen ergebnisoffenen Austausch unterschiedlicher Akteur_innen zu einem Thema, das diese persönlich und ihr Zusammenleben im Stadtraum unmittelbar betrifft.

(2) Der zweite Schritt, hier als spielerisches In-Beziehung-Setzen und Hinterfragen vielfältiger Wahrnehmungen bezeichnet, fokussiert darauf, die im ersten Schritt versammelten heterogenen Wahrnehmungsweisen sozial-räumlicher Konfliktsituationen spielerisch, experimentell und ergebnisoffen in Beziehung zu setzen. Dabei werden zunächst bestehende Verbindungen entdeckt oder neue aufgebaut, um anschließend kritisch zu analysieren, welche impliziten materiellen und sozialen Voraussetzungen oder Annahmen diese Verbindungen ausmachen.

In Zusammenarbeit mit dem Jüdischen Museum Frankfurt[11] installierte raumlabor-berlin das *Küchenmonument* im Rahmen des zehntägigen Festivals des Museums Judengasse vom 7. bis 17. September 2017 auf dem Frankfurter Willy-Brandt-Platz. Ziel war es, dem zur damaligen Zeit aufgrund von Umbaumaßnahmen geschlossenen Teil des Jüdischen Museums am Untermainkai im Rahmen des Festivals eine Präsenz zu geben. Die Blase wurde zum temporären Museum. Besucher_innen waren eingeladen, sich an der materiellen wie inhaltlichen Gestaltung des Pop-up-Museums zu beteiligen: Im Außenraum fanden Workshops zum Bau von Möbeln für die Ausstattung des Stadtraums statt. Im Innenraum konnten die Gäste mit den Kurator_innen über deren gestalterische Ideen für das neu zu eröffnende Museum ins Gespräch kommen oder über geplante Ausstellungsinhalte diskutieren und abstimmen (raumlabor-berlin 2017). Abends wurde das Pop-up-Monument dann jeweils mit Lesungen, Filmvorführungen, Konzerten und Diskussionen zum Schauplatz jüdischer Gegenwartskultur bespielt (ebd.). Durch die in und um das Pop-up-Monument angebotenen Einblicke in Planungen und Arbeitsweisen des Jüdischen Museums öffnete sich den Bürger_innen an einem öffentlichen und stark frequentierten Ort ein Raum zum ergebnisoffenen Austausch über persönliche Erlebnisse und Erfahrungen mit jüdischem Leben und jüdischer Kultur in Frankfurt.

(3) Im dritten Schritt, hier als (Re-)Imagination *Räumlicher Praxis* bezeichnet, werden die Ergebnisse der im zweiten Schritt entwickelten und analysierten Verbindungen im Werk sichtbar. Die (Re-)Imaginationen machen eine Vielfalt von Sichtweisen auf Konfliktsituationen erfahrbar, indem sie trotz ihrer scheinbaren Unvereinbarkeit in Kopräsenz gerahmt werden. Diese Präsentationen zielen nicht auf eine konsensorientierte Überwindung von pluralen Sichtweisen ab, sondern bieten Einstiege, die deren Koexistenz erfahr-, denk-, kommunizier- und gestaltbar machen. Künstlerische (Re-)Imagination beziehungsweise „artistic knowledge“

(Klein 2018: 84) trägt in diesem Verständnis dazu bei, neue Formen des Partizipierens zu etablieren, indem über angebotene (Re-)Imaginationen ein Einstieg in die Auseinandersetzung folgt, der „zu einem Um- und Neu-Denken unserer urbanen Geographien und unserem Zusammenleben in den Städten, [...] [führt, sodass] eine räumliche Vielfalt denkbar wird, die schließlich geplant, gebaut und gelebt wird“ (Sachs Olsen/Tödli 2016: 202).

Das Architekturkollektiv raumlabor-berlin dokumentiert seine Projekte – so auch das *Küchenmonument* – auf seiner Homepage durch Fotostrecken mit kurzen Begleittexten. Die Auseinandersetzung mit dieser Dokumentation offenbart neue Perspektiven und Sichtweisen: So treten in den Fotografien (vgl. z. B. Abb. 1) im Zusammenspiel von gebauter Form (z. B. Hochstraße), pneumatischer Hülle und sozialem Ereignis (z. B. Menschen, die miteinander kochen, essen und kommunizieren) fluide Situationen in Erscheinung, die momenthaftes Erleben bannen, ungewohnte (Ein-)Blicke eröffnen, Assoziationen anstoßen und schließlich zum Nachdenken anregen. So bietet der Blick auf die fotografische (Re-)Präsentation auch Dritten die Möglichkeit sowohl eines (Nach-)Erlebens der Situation als auch einer Reflexion, etwa über die Atmosphäre von Orten in Abhängigkeit von deren Belebtheit oder über das Verhältnis zwischen autogerechter Stadt und sozialem Miteinander im öffentlichen Raum.

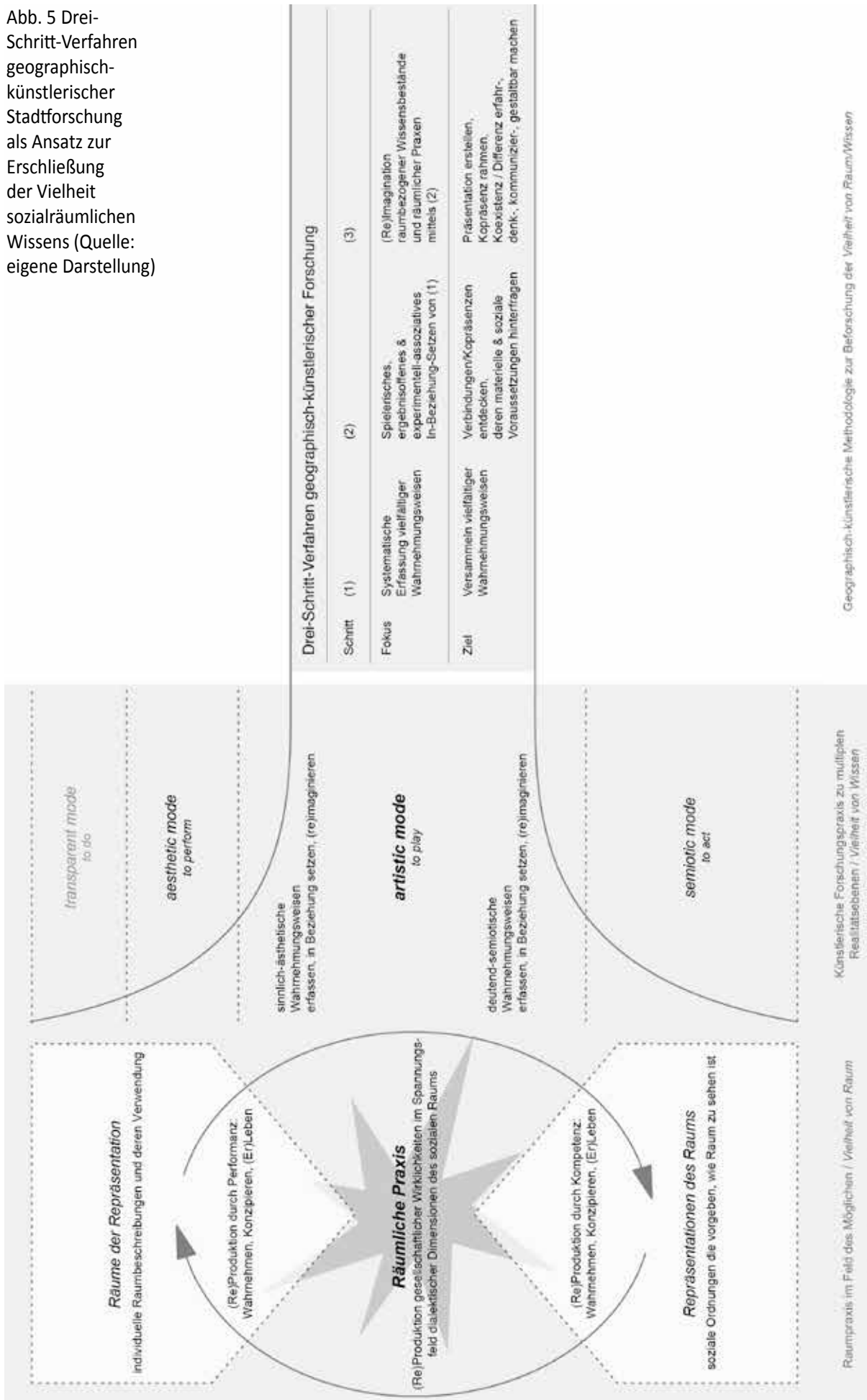
Die dargestellte Abfolge der drei Schritte ist als analytische Stoßrichtung zu verstehen. In der Praxis sind die drei Schritte jedoch dynamisch miteinander verbunden (Klein 2018: 84). So kann es im konkreten Fall passieren, dass sie im Prozess des künstlerischen Forschens nicht zwangsläufig nacheinander und aufeinander aufbauend vollzogen werden, sondern sich überlagern (vgl. z. B. Bauer/Nöthen i. E.).

5. Zusammenfassung und Ausblick

Mit der Zusammenführung von Lefebvres Theorie zur sozialen Produktion des Raums und Kleins Entwurf künstlerischer Forschung als Praxis des Verknüpfens ästhetischer und semiotischer Wahrnehmungen steht der vorliegende Beitrag zur geographisch-künstlerischen Forschung für einen theoretisch begründeten methodologischen Ansatz, um in einer spezifischen Art und Weise der fragenden Annäherungen an urbane Herausforderungen Stadt aus einer kritischen Perspektive anders zu sehen und zu verstehen. Den zentralen Gedanken des Beitrags bildet das Drei-Schritt-Verfahren, das vielfältige Wahrnehmungen raumbezogener Problemlagen zu erfassen sucht, in Beziehung setzt und zeigt (vgl. Abb. 5). Die Verfahrensschritte wurden in ihrer konzeptionellen Ausrichtung ausgeleuchtet und anhand ausgewählter Projekte aus der Reihe *mobile activators* des Architekturkollektivs raumlabor-berlin aus den Jahren 2006 bis 2017 beispielhaft erläutert.

Hinsichtlich einer Anwendung des Verfahrens ist perspektivisch eine Ausarbeitung konkreter forschungspraktischer Handlungsoptionen und arbeitspraktischer Zugänge zu leisten, die die ästhetischen und semiotischen Modi der Wahrnehmung mit künstlerischen Mitteln spielerisch und kollaborativ zueinander ins Verhältnis setzen. In diesem Sinne haben wir den komplementären Wahrnehmungsmodi entsprechende Handlungsoptionen

Abb. 5 Drei-Schritt-Verfahren geographisch-künstlerischer Stadtforschung als Ansatz zur Erschließung der Vielheit sozialräumlichen Wissens (Quelle: eigene Darstellung)



Geographisch-künstlerische Methodologie zur Beforschung der Vielheit von Raum/Wissen

gesammelt und diese den drei Schritten des Verfahrens zugeordnet (vgl. Abb. 6). Diese sollen – als Paarungen angelegt – dazu anregen, ein Spielfeld für künstlerische Forschungspraktiken aufzuspannen. In Anlehnung an die *Werkreihe mobile activators* liegt bereits ein erster Vorschlag zur (vermittlung-)praktischen Umsetzung des Verfahrens vor (Nöthen/Bauer 2021).

Die Ausarbeitung solcher Handlungsoptionen erfordert weitere methodologische Reflexionen zu explorativen, interpretativen und qualitativen Forschungsweisen. Anknüpfungspunkte hierfür finden sich zum Beispiel bei Klein (2009), dem zufolge das Praktizieren des künstlerischen Forschungsmodus eine Haltung individueller und intersubjektiver Rückkopplung erfordert (ebd.: 118 ff.). Bei der individuellen Rückkopplung (*mental decoupling*) geht es darum, sich zur Überbrückung heterogener Wahrnehmungsweisen von eigenen Perspektiven zu lösen (Klein 2018: 81) – ein Aspekt, der auch unter dem Begriff der Selbstreflexivität und der mit Forderung nach einer **Situierung der Produktionskontexte von Wissen** (vgl. Haraway 1988) verhandelt wird. Die intersubjektive Rückkopplung (*meta awareness*) macht deutlich, dass individuelle Erfahrung und die In-Beziehung-Setzung von Ästhetischem und Semiotischem in kollaborativen **Forschungskonstellationen an Konsistenz gewinnen.**[12]

Verwendet man das vorgeschlagene Verfahren geographisch-künstlerischer Forschung als methodologischen Ansatz zur Beforschung künstlerisch-wissenschaftlicher Praxen oder greift es in transdisziplinären Forschungskonstellationen auf, so sind neben den genannten Voraussetzungen der Selbstreflexivität und Kollaboration weitere ethische Reflexionen zur methodischen Umsetzung und zum Kontext künstlerischer Wissensproduktion erforderlich. So wird – um beispielhaft nur einen Aspekt herauszugreifen – bezüglich der Wissensproduktionskontexte diskutiert, dass künstlerische Forschung im Rahmen einer zunehmenden Privatisierung von Wissenschaft und Forschungsförderung teilweise eher einer Erfüllung gesellschaftlicher *impact*-Kriterien dient, wobei „die der Öffentlichkeit zugewandten performativen Künste zu Modellfällen des [...] impact-Paradigmas instrumentalisiert“ (Roms 2013: 215) werden. Dabei werden, beispielsweise im Rahmen von Drittmittelanträgen, künstlerische Ausdrucksformen in der Ergebniskommunikation zur Erfüllung von Anforderungen eines

Abb. 6 Handlungs-
optionen geo-
graphisch-künst-
lerischer Forschung als
Drei-Schritt-Verfahren
(Quelle: eigene
Darstellung)

Schritt	(1)	(2)	(3)
Fokus	Systematische Erfassung vielfältiger Wahrnehmungsweisen	Spielerisches, ergebnisoffenes & experimentell-assoziatives In-Beziehung-Setzen von (1)	(Re)Imagination raumbezogener Wissensbestände und räumlicher Praxen mittels (2)
Ziel	Versammeln vielfältiger Wahrnehmungsweisen	Verbindungen/Kopräsenzen entdecken, deren materielle & soziale Voraussetzungen hinterfragen	Präsentation erstellen, Kopräsenz rahmen, Koexistenz / Differenz erfahr-, denk-, kommunizier-, gestaltbar machen
Handlungs- optionen	nachdenken ↔ wegdenken registrieren ↔ gewahren verstehen ↔ (auf)spüren erheben ↔ sammeln ...	experimentieren ↔ explorieren ordnen ↔ assoziieren definieren ↔ kombinieren analysieren ↔ konturieren ...	formulieren ↔ zeigen publizieren ↔ rahmen schreiben ↔ gestalten argumentieren ↔ installieren ...

Wissenstransfers in die breitere Öffentlichkeit integriert, jedoch keine Räume für die Aneignung des künstlerischen Forschungsmodus durch alle Beteiligten geschaffen.

Aktuell wird in der deutschsprachigen kritischen Raumforschung zunehmend Interesse an der Integration wissenschaftlicher und künstlerischer Praktiken sichtbar. Exemplarisch zeigen dies die Jahrestagung der Sektion Stadtforschung der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie 2021 mit dem Titel „Arts-Based Research in der Stadt- und Raumforschung“, das experimentelle Labor *mLab* am Geographischen Institut der Universität Bern sowie der von der Arbeitsgruppe „Kritische Geographien globaler Ungleichheiten“ geplante Sammelband *Artographies*. In diesen Kontexten gilt es, gemeinsam weiter nach Antworten zu suchen auf Fragen wie: Welche Bedingungen ermöglichen es, die eigenen Wahrnehmungsweisen über eigene Routinen hinaus zu weiten? Wie lassen sich kollaborative Prozesse gelingend gestalten, sodass verschiedene Formen des Artikulierens eine fruchtbare Beziehung eingehen? Welche Präsentationspraxen erweisen sich als geeignet, um raumbezogene Spannungen im Feld gesellschaftlicher Wirklichkeiten kommunizierbar und perspektivisch gestaltbar zu machen?

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Leipzig gefördert.

Endnoten

- [1] Wir bedanken uns bei der Redaktion von *suburban* sowie den anonymen Gutachter_innen für die konstruktiven Rückmeldungen im Begutachtungsprozess, die wesentlich zur Schärfung der Argumentation beigetragen haben. Weiterhin danken wir Julian Klein für das persönliche Gespräch, Moritz Herrmann, Jolina Ulbricht, Julia Meyer und Anne Köllner für die Durchsicht des Manuskripts, Leon Dreißig für einen wichtigen Literaturhinweis sowie raumlabor-berlin für die Bereitstellung der Fotografie des *Küchenmonuments*.
- [2] Das Kollektiv besteht aus neun Architekt_innen, die sich 1999 zusammengefunden haben, um durch experimentelles Arbeiten an der Schnittstelle zwischen Architektur, Stadtplanung und Kunst einer Stadt von Morgen ein Stück näher zu kommen.
- [3] Diese Praktiken beziehen sich auf urbane Prozesse und einhergehende Problemfelder, finden aber nicht zwangsläufig nur in Städten statt. So sind „urbane Lebensformen in all ihren [...] Facetten dominant geworden und [affektieren] auch Bereiche [...], die auf den ersten Blick nicht urban wirken“ (Mullis 2017b: 362).
- [4] Gemeint sind Begriffe wie *a/r/t/ography*, *action research*, *art as research*, *art practice as research*, *artbased research*, *artful research*, *artistic research*, *artled research*, *artsinformed research*, *creative inquiry*, *inventive methods*, *curating sociology*, künstlerische (Feld-)Forschung, Kunst als Forschung, *practice as research*, *practice-based research* oder *practice-led research*. Sie dienen hier der Illustration des Spektrums an unterschiedlichen Hinwendungen zum Themenfeld. Da die Genealogien der Begriffe kaum angemessen zu erfassen sind (Haarmann 2019: 58), wird darauf verzichtet, die Begriffe bestimmten Autor_innen zuzuschreiben. Eine Positionierung zum Forschungsstand künstlerischer Forschung erfolgt in der Einleitung zu Kapitel 3.
- [5] Die drei Thesen von Sachs Olsen und Tödtli werden in diesem Text aufgegriffen, indem sie die Strukturierung der folgenden zwei Kapitel entlang der *Vielheit von Raum* und der *Vielheit von Wissen* vorgeben. Um den argumentativen Anschluss an Sachs Olsen und Tödtli explizit zu machen, finden sich die zentralen Begriffe ihres Ansatzes in den Titeln dieses und der folgenden beiden Kapitel des Beitrags wieder.

- [6] Streule bezieht sich hier auf die Lefebvre-Interpretation von Schmid (2005), die im Detail von der Interpretation nach Mullis (2017a) abzugrenzen ist. Nach der Interpretation von Schmid (2005) fallen die beiden Triaden ineinander, indem *Räume der Repräsentation analog zum gelebten Raum*, *Repräsentationen des Raums analog zum konzipierten Raum* und *Räumliche Praxis analog zum wahrgenommenen Raum* verstanden werden. Diese Interpretation stützt sich nach Mullis auf Aussagen von Lefebvre, die „alles andere als eindeutig sind“ (ebd.: 80). Die Uneindeutigkeit von Lefebvres Aussagen versteht Mullis als eine frühe, implizite Kritik am marxistischen Begriff des Antagonismus, die deutlicher in der politischen Differenz und der Antagonismus-Konzeption von Laclau und Mouffe formuliert ist (ebd.: 76). Unter Einbezug dieser Perspektive schlägt Mullis vor, den Praxis-Begriff von Lefebvre „auf einer grundlegenden Abstraktionsebene als die beiden konkreten, den Konflikt formierenden Positionen zu fassen. Nur so kann [Praxis] auf beide Seiten der binären Konfrontation zugreifen“ (ebd.: 77).
- [7] Lefebvre (2006 [1974]) spricht vom *gelebten Raum*, Mullis (2017a) macht daraus in seiner *Abbildung den erlebten Raum*. Diese begriffliche Differenz birgt erkenntnistheoretische Implikationen, die für die vorliegende Argumentation jedoch eine untergeordnete Rolle spielen. Daher werden die Begriffe jeweils in Zuordnung zu den Autoren passend und darüber hinaus synonym verwendet.
- [8] Während Lefebvre (2006 [1974]) das Wahrnehmen – neben dem Konzipieren und dem (Er-)Leben – als spezifische Reproduktionspraxis von Raum versteht, erklärt Klein (2018) *Wahrnehmung zur Prämisse jeglicher Art und Weise des Erkennens von Realitäten*.
- [9] Dieser Modus ist hier der Vollständigkeit halber aufgeführt. Er ist für die weitere *Ausarbeitung jedoch nicht relevant*.
- [10] Frühe Ansätze einer strategischen Fassung künstlerischer Feldforschung als schrittweise zu vollziehendes Verfahren liegen in den 1970er Jahren bei der Ethnologin und Künstlerin Lili Fischer (vgl. Brenne 2016). Ein kleinschrittigeres Verfahren bieten Stephanie Springgay, Rita L. Irwin und Sylvia Wilson Kind (2005) mit ihrem Ansatz der „enacted living inquiry“ bzw. „a/r/tography“ (ebd.: 897) an. Auch Wildner (2015) nennt in ihrer Aufarbeitung zu *inventive methods* Verfahrensweisen, die experimentieren, komponieren und aufführen. Weiterhin benennen Gibson-Graham (2006, zit. nach Baldauf/Hoffner 2016: 328) drei im Grundprinzip ähnlich angelegte Techniken: künstlerische Forschung als epistemologischer Realismus, ontologische Neu-Rahmung und Re-Reading sowie Kreativität der Verschränkung von Referenzrahmen. Diese Ansätze stützen sich jedoch nicht auf die raum- und kunsttheoretischen Spezifizierungen, die vorliegender Beitrag herausarbeitet.
- [11] Das Jüdische Museum Frankfurt tritt in der Stadt an zwei Standorten mit spezifischen Schwerpunktsetzungen auf: Das Jüdische Museum im Rothschild-Palais am Untermainkai widmet sich der jüdischen Geschichte und Kultur seit deren gleichberechtigter Eingliederung in die christliche Mehrheitsgesellschaft. Das Museum Judengasse in der Battonnstraße fokussiert auf die Geschichte und Kultur der jüdischen Gemeinde in Frankfurt seit der Frühen Neuzeit.
- [12] Weitere Argumente für die Positionierung auf einer Metaebene in kollaborativen Forschungskonstellationen liefern *geographische Debatten zum epistemological pluralism* (Elwood/Hawkins 2017: 4) und zur *künstlerisch-wissenschaftlichen Transdisziplinarität* (Streule 2014: Abs. 27). Die Aspekte *mental decoupling* und *meta awareness* werden in Beiträgen zur künstlerischen Forschung u. a. im Rückgriff auf handlungsleitende Metaphern wie „thinking out of the box“ (Bertram 2018: 82) oder „methodologischer Störsinn“ (Baldauf/Hoffner 2016: 325) besprochen.

Autor_innen

Lea Bauer ist Humangeographin mit den Schwerpunkten Kritische Kartographie und Politische Geographien.

lea.bauer@uni-leipzig.de

Eva Nöthen ist Geographin und Geographiedidaktikerin mit den Schwerpunkten Visuelle Geographien, Umwelt- und Medienbildung.

noethen@geo.uni-frankfurt.de

Literatur

- Baldauf, Anette / Hoffner, Ana (2016): Kunst-basierte Forschung und methodischer Störsinn. In: Elke Gaugele / Jens Kastner (Hg.), *Critical Studies. Kultur- und Sozialtheorie im Kunstfeld*. Wiesbaden: Springer VS, 325-338.
- Bauer, Lea / Nöthen, Eva (i. E.): Kritisches Kartieren als künstlerischer Forschungsmodus. In: Finn Dammann / Boris Michel (Hg.), *Handbuch Kritisches Kartieren*. Bielefeld: transcript.
- Berliner Journalisten-Schule (2016): Medien, Migration und Missverständnisse. <https://www.berliner-journalisten-schule.de/bjs-projekte/medienprojekt-mit-gefl%C3%BCchteten/> (letzter Zugriff am 9.6.2021).
- Bertram, Ursula (2018): *Artistic transfer. Efficiency through unruly thinking*. Bielefeld: transcript.
- Bertuzzo, Elisa Tullia (2009): *Fragmented Dhaka. Analysing everyday life with Henri Lefebvre's theory of production of space*. Stuttgart: Steiner.
- Brenne, Andreas (2016): Künstlerische Feldforschung. In: Manfred Blohm (Hg.), *Kunstpädagogische Stichworte*. Hannover: fabrico, 87-90.
- Calbet i Elias, Laura / Germes, Mélina / Gribat, Nina / Grotefendt, Nelly / Hutta, Jan / Michel, Boris / Müller, Kristine / Oberländer, Manfred / Praum, Carsten / Roskamm, Nikolai / Schuster, Nina (2012): sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung. Gründungsworkshop, Berlin, 18.-19. Oktober 2012, Positionspapier. <https://zeitschrift-suburban.de/sys/files/docs/Postitionspapier1012.pdf> (letzter Zugriff am 9.6.2021).
- Dickel, Mirka / Keßler, Lisa (2019): Zwischen sinnlichem Erleben und sprachlich-rationalem Begreifen. Zur Reflexion der ästhetischen Dimension der Forschung in der Geographie. In: *Europa Regional* 26/1, 49-61.
- Dünne, Jörg (2006): Einleitung. Teil IV: Soziale Räume. In: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 289-316.
- Elwood, Sarah / Hawkins, Harriet (2017): Intradisciplinarity and visual politics. In: *Annals of the American Association of Geographers* 107/1, 4-13.
- Exner, Andreas / Schützenberger, Isabelle (2015): Gemeinschaftsgärten als räumlicher Ausdruck von Organisationsstrukturen. Erkundungen am Beispiel Wien. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 51-74.
- Haarmann, Anke (2019): *Artistic Research. Eine epistemologische Ästhetik*. Bielefeld: transcript.
- Haraway, Donna (1988): Situated knowledges. The science question in feminism and the privilege of partial perspective. In: *Feminist Studies* 14/3, 575-599.
- Hawkins, Harriet (2013): Geography and art. An expanding field: Site, the body and practice. In: *Progress in Human Geography* 37/1, 52-71.
- Heeg, Susanne (2014): Fragmentierung. In: Julia Lossau / Tim Freytag / Roland Lippuner (Hg.), *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. Stuttgart: Ulmer, 67-80.
- Klein, Julian (2009): Zur Dynamik bewegter Körper. Die Grundlage der ästhetischen Relativitätstheorie. In: Julian Klein (Hg.), *per.SPICE! Wirklichkeit und Relativität des Ästhetischen*. Berlin: Theater der Zeit, 104-134.
- Klein, Julian (2018): The mode is the method – or how research can become artistic. In: Daniela Jobertová (Hg.), *Artistic research: Is there some method?* Prague: Academy of Performing Arts, 80-85.
- Lefebvre, Henri (1946): *Critique de la vie quotidienne*. Paris: l'Arche.
- Lefebvre, Henri (2006 [1974]): Die Produktion des Raums. In: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 330-340.
- Mullis, Daniel (2017a): Krisenproteste in Athen und Frankfurt. Raumproduktionen der Politik zwischen Hegemonie und Moment. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Mullis, Daniel (2017b): Henri Lefebvre. Das Recht auf Stadt. In: Frank Eckardt (Hg.), *Schlüsselwerke der Stadtforschung*. Wiesbaden: Springer VS, 351-366.
- Nöthen, Eva / Bauer, Lea (2021): Soziale Grenzfälle in der Stadt. Künstlerisch-forschende Annäherung an urbane Fragmentierung. In: *Praxis Geographie* 51/5, 12-15.
- raumlabor-berlin (o. J. a): *Mobile Activators*. <https://raumlabor.net/mobile-activator/> (letzter Zugriff am 9.6.2021).
- raumlabor-berlin (o. J. b): *Statement*. <https://raumlabor.net/statement/#more-62> (letzter Zugriff am 9.6.2021).

- raumlabor-berlin (2016): Tempelhof Workshop. <https://raumlabor.net/tempelhof-workshop/> (letzter Zugriff am 9.6.2021).
- raumlabor-berlin (2017): Popup Monument. <https://raumlabor.net/popup-monument/> (letzter Zugriff am 9.6.2021).
- Roms, Heike (2013): Künstlerisch-wissenschaftliche Forschung in den Ruinen der Universität? Performance als wissenschaftliche Veröffentlichungsform. In: Sibylle Peters (Hg.), *Das Forschen aller. Artistic Research als Wissensproduktion zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft*. Bielefeld: transcript, 205-224.
- Sachs Olsen, Cecilie / Tödtli, Sabeth (2016): Re-Imagination des Urbanen. Stadtforschung mit sozial-artistischen Methoden. In: Patrick Oehler / Nicola Thomas / Matthias Drilling (Hg.), *Soziale Arbeit in der unternehmerischen Stadt*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 187-203.
- Schmid, Christian (2005): *Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Stuttgart: Steiner.
- Springgay, Stephanie / Irwin, Rita L. / Wilson Kind, Sylvia (2005): A/r/tography as living inquiry through art and text. In: *Qualitative Inquiry* 11/6, 897-912.
- Streule, Monika (2014): Trend zur Transdisziplinarität. Kritische Einordnung einer ambivalenten Praxis qualitativer Stadtforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 15/1. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1995> (letzter Zugriff 6.10.2021).
- Vogelpohl, Anne (2012): *Urbanes Alltagsleben. Zum Paradox von Differenzierung und Homogenisierung in Stadtquartieren*. Wiesbaden: Springer VS.
- Vogelpohl, Anne (2018): Henri Lefebvre. Die soziale Produktion des Raumes und die urbanisierte Gesellschaft. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), *Handbuch kritische Stadtgeographie*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 30-36.
- Wildner, Kathrin (2015): Inventive Methods. Künstlerische Ansätze in der ethnographischen Stadtforschung. In: *EthnoScripts: Zeitschrift für aktuelle ethnologische Studien*, 17/1, 168-185.

Geographic Artistic Urban Research. A three-step procedure to explore a multiplicity of spatial knowledges

Art and science use specific approaches to explore urban problems and challenges in their complexity. Despite recurring mutual references, systematic reflections about connections between artistic approaches in (social) scientific contexts are still rare. However, the epistemological potential of visual and performing arts and their ways of investigating and articulating is increasingly taken up, e.g. in critical urban research. We see a development of research practices, which integrate artistic and scientific approaches in transdisciplinary projects. Drawing on a contribution of Cecilie Sachs Olsen and Sabeth Tödtli on the participatory potential of artistic urban research, this text aims to develop a theoretically grounded methodological approach to geographic-artistic research practice, which allows to see, interpret and co-create different urban spaces from a critical point of view. For this, we bring Henri Lefebvre's theory on the social production of space and Julian Klein's concept of artistic research together. The central focus of this confluence is a three-step process that (1) assembles the diversity of aesthetic and semiotic perceptions of socio-spatial situations, (2) questions and playfully rethinks their many relationships, and (3) presents them in a way that invites participation through the exploration of plural ways of perceiving and seeing the city. Our theoretical considerations are illustrated with examples from selected projects from the architects' collective raumlabor-berlin created between 2006 and 2017.



Gemeinwohl und öffentliches Wohneigentum

Direktdemokratische Initiativen zur Neuausrichtung öffentlicher Wohnungsunternehmen in Frankfurt am Main und Berlin

Sebastian Botzem

Natalia Besedovsky

Mietsteigerungen, Verdrängung und Verteilungskonflikte führen zu einer Repolitisierung der Wohnungspolitik, die auch öffentliche Wohnungsunternehmen betrifft. Soziale Bewegungen kritisieren vermehrt die Ausrichtung kommunaler und landeseigener Wohnungsgesellschaften und stellen den derzeitigen staatlichen Umgang mit öffentlichem Eigentum infrage. Wir verorten den Umgang mit öffentlichen Wohnungsunternehmen als Teil der Diskussion um eine gemeinwohlorientierte Wohnungspolitik und diskutieren Möglichkeiten der Neuausrichtung staatlicher Wohnungsgesellschaften. Anhand eines explorativen Fallvergleichs von Bürgerbegehren in Frankfurt am Main und Berlin untersucht dieser Artikel unterschiedliche Herangehensweisen und Forderungen direktdemokratischer Initiativen. Beide Initiativen waren erfolgreich darin, die Wirtschaftspraxis kommunaler Wohnungsunternehmen zum Gegenstand der öffentlichen Debatte zu machen, stießen allerdings auch auf Widerstände. Wir zeigen die Spielräume der Initiativen sowie die Grenzen direktdemokratischer Verfahren und diskutieren drei Dimensionen der Neuausrichtung öffentlicher Unternehmen: Bewirtschaftung, Mitbestimmung und Rechtsformänderung.

Ersteinreichung: 5. November 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung: Repolitisierung der Wohnungsfrage

Miet- und Wohnungsmärkte sind in vielen Städten seit Jahren angespannt: Die Preise für Neuvermietungen steigen schneller als Löhne und Einkommen. Wohnungsknappheit und hohe Mieten führen zur Verdrängung von Mieter_innen und zum Verlust von Wohnraum (Schönig/Kadi/Schipper 2017). Zugleich ist es zu einer Repolitisierung der Wohnungsfrage gekommen: Wohnungs- und Obdachlosigkeit sind verstärkt Gegenstand politischer Debatten, Bodenfragen beschäftigen die Kommunal-, Landes- und Bundespolitik. Auch auf Bundesebene ist der Mangel an bezahlbarem Wohnraum zum Politikum geworden. Eine Mietpreisbremse wurde eingeführt, die Bedingungen für Modernisierungen wurden modifiziert und gesetzliche Regelungen zum Milieuschutz präzisiert. Trotz verschiedener Versuche, dämpfend auf die Preisentwicklungen im Wohnungswesen einzuwirken und den Verlust von leistbarem Wohnraum zu stoppen, bleibt eine grundlegende Wende am Wohnungsmarkt bisher aus (Schönig/Vollmer 2021).

Der öffentliche Wohnungsbau in Deutschland stellte traditionell ein Korrektiv des renditeorientierten Wohnungsmarkts dar und trug wesentlich

zur Wohnraumversorgung für Menschen aus niedrigen und mittleren Einkommensgruppen bei. Diesem politischen Auftrag wird er heute nicht mehr gerecht. Ab den 1990er Jahren kam es bundesweit zu Privatisierungen, insbesondere nach der Abschaffung der Wohngemeinnützigkeit 1989, die zuvor eine preisgedämpfte Bewirtschaftung des öffentlichen Wohnungsbestands geregelt hatte. Öffentliche Wohnungsbestände wurden vielfach an private Unternehmen veräußert und auf vermeintliche Kosteneffizienz getrimmt. Dennoch wird im politischen Diskurs vielfach daran festgehalten, dass Wohnen Teil der staatlichen Daseinsfürsorge sein soll, jedoch ohne dass ein grundsätzlicher Paradigmenwechsel weg von der neoliberalen Stadt- und Sozialpolitik erkennbar wäre.

Die Privatisierung und Finanzialisierung des Wohnungswesens, die in den vergangenen Jahren stattgefunden haben (Botzem/Dobusch 2012; Heeg 2013), verweisen auf das Spannungsverhältnis zwischen Wohnen als sozialem Recht auf der einen Seite und Immobilien als Anlageobjekten auf der anderen Seite. Andrej Holm (2011) konstatiert, dass das Mietverhältnis grundsätzlich die Spannung zwischen Gebrauchs- und Tauschwert des Wohnens verkörpere. Der *Gebrauchswert* von Wohnraum für Wohnende (die möglichst komfortabel, sicher und erschwinglich wohnen möchten) und der *Tauschwert* von Wohnraum für Eigentümer_innen (die einen möglichst hohen Mietzins oder einen hohen Wiederverkaufswert anstreben) stehen sich diametral gegenüber. Dieser Widerspruch ist durch verschiedene rechtliche Formen eingehegt und teilweise entschärft, etwa durch das Miet- und Steuerrecht, bei Zwangsräumungen oder Eigenbedarfsregelungen. Wie sich das Widerspruchsverhältnis konkret gestaltet, ist somit Ergebnis politischer Kräfteverhältnisse (ebd.). Die stadtpolitischen Debatten um Gemeinwohl und gemeinwohlorientiertes Wohnen verweisen ebenfalls auf ein Spannungsverhältnis zwischen Partikularinteressen und allgemeinen Belangen (vgl. Schipper/Schönig 2021).

Ebenso facettenreich wie die Problemdiagnosen sind die Antworten auf die Wohnungskrisen. Im akademischen Raum wird über Möglichkeiten einer Abkehr von neoliberalen Stadt(entwicklungs)politiken debattiert (Heeg 2013; Metzger/Schipper 2017; Schipper 2018; Schönig/Kadi/Schipper 2017; Rinn 2018; Sarnow 2019; Vogelpohl/Buchholz 2017; Vollmer 2019). Während die Mehrzahl der politischen Entscheidungsträger_innen weiterhin auf eine „Befriedung der Mittelschichten“ (Vollmer 2019: 143) oder auf eine Strategie der „Verbürgerlichung“ (Rinn 2018: 9) setzt, streben zivilgesellschaftliche Bündnisse zum Teil grundlegende Veränderungen an, die bis hin zur Vergesellschaftung bestehenden Wohnraums reichen, wie es die Initiative „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ in Berlin fordert.

Wir nehmen diese zivilgesellschaftliche Politisierung des Wohnens zum Anlass für eine Auseinandersetzung mit direktdemokratischen Initiativen zur Reform öffentlicher Wohnungsunternehmen, die sich in staatlichem Eigentum befinden. Im Mittelpunkt unseres Beitrags stehen Bürger_innenbegehren, mit deren Hilfe stadtpolitische Bündnisse anstreben, bindende Vorgaben für politische Entscheidungsträger_innen zu machen, um auf diese Weise öffentliche Unternehmen auf eine andere Wirtschaftsweise auszurichten. Konkret betrifft dies eine veränderte Bewirtschaftung des Bestands kommunaler Wohnungsunternehmen

zugunsten einkommensschwacher Bewohner_innen sowie eine stärkere **Kontrolle und Mitbestimmung in den Unternehmen.**

Das Ziel dieses Beitrags ist es, anhand eines Fallvergleichs der beiden Bürger_innenbegehren „Mietentscheid Frankfurt“ und „Mietenvolksentscheid Berlin“, die wir als kritische Fälle für die Entwicklung einer Forschungsagenda interpretieren (Yin 2009), Merkmale zivilgesellschaftlicher Initiativen herauszuarbeiten, die eine Neuausrichtung staatlicher Wohnungsunternehmen fordern. **Damit tragen wir zur Debatte um die Partizipation zivilgesellschaftlicher Gruppen in der Wohnungs- und Stadtpolitik bei, wobei unser Augenmerk auf Bürger_innen- und Volksbegehren als Mittel der Neuausrichtung öffentlicher Unternehmen liegt. Öffentliche Wohnungsunternehmen verstehen wir hier als – zumindest potenziell – sozial- und gesellschaftspolitische Gestaltungsressource, die die Möglichkeit eines gemeinwohlorientierten, planmäßigen Umgangs mit „Grundstücken und öffentlichen Wohnungsbeständen als Steuerungsinstrument“ (Holm 2013: 52) beinhaltet. Entsprechend besteht unser Erkenntnisinteresse darin, zu analysieren, welche Forderungen direktdemokratische Initiativen für die Neuausrichtung öffentlicher Wohnungsgesellschaften entwickeln und inwieweit sie sich in verschiedenen Kontexten durchsetzen können. Unser Fokus liegt dabei auf den Schwierigkeiten aber auch den Chancen für direktdemokratische Initiativen, politische Forderungen an die Wohnungspolitik zu stellen, um konkrete Reformen einzuleiten.**

Analytisch beziehen wir uns dabei auf den Begriff des Gemeinwohls. Dieser erfreut sich in der wissenschaftlichen Debatte, bei zivilgesellschaftlichen Akteur_innen wie auch bei politischen Entscheidungsträger_innen einer zunehmenden Verbreitung, bleibt aber unscharf und umstritten. Die Potenziale des Begriffs sehen wir in zweierlei Hinsicht: Zum einen nutzen wir den Begriff des Gemeinwohls zur Darstellung unterschiedlicher inhaltlicher und normativer Positionen der verschiedenen beteiligten Akteur_innen. Sowohl staatliche als auch zivilgesellschaftliche Akteur_innen legitimieren ihre Positionen (explizit oder implizit) mit einer Gemeinwohlorientierung, legen dabei allerdings unterschiedliche Verständnisse von Gemeinwohl zugrunde. Zum anderen ermöglicht der Begriff, Ungleichheiten in der Deutungsmacht unterschiedlicher Akteur_innen zu problematisieren, die sich insbesondere im Kontext der bisher dominierenden neoliberalen Wohnungspolitik ergeben.

Unser Artikel ist wie folgt aufgebaut: Zunächst erörtern wir den Begriff der Gemeinwohlorientierung im Wohnungswesen, skizzieren die Renditeorientierung am Wohnungsmarkt mit Blick auf öffentliche Unternehmen und beleuchten die Zunahme demokratischer Initiativen. Den Hauptteil bildet die vergleichende Fallanalyse direktdemokratischer Verfahren in Frankfurt am Main und Berlin, in der wir zunächst die methodischen Grundlagen skizzieren sowie die jeweiligen Kontexte der direktdemokratischen Verfahren in beiden Städten darstellen. Anschließend vergleichen wir die Entwicklungen, ordnen die Befunde ein und interpretieren sie in einem größeren wohnungspolitischen Kontext.

2. Gemeinwohlorientierung und öffentliches Wohnungswesen

In gegenwärtigen stadtpolitischen Auseinandersetzungen wird vielfach auf das Ziel der Gemeinwohlorientierung Bezug genommen. Der Begriff erfreut sich großer Beliebtheit, obwohl – möglicherweise auch gerade weil – seine genaue Bestimmung unklar ist. Während die Klassiker der Philosophie immer wieder versuchten, Gemeinwohl zu definieren (für einen knappen Überblick vgl. Münkler/Fischer 1999; für eine ausführliche Diskussion vgl. Münkler/Bluhm 2001), besteht in der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Literatur weitestgehend Konsens, dass Gemeinwohl zwar normative Zielvorstellungen umfasst, aber kein konkret definiertes Konzept enthält oder enthalten kann. Dies betrifft sowohl die Frage der Gemeinschaft, also „wessen Wohl“ das Gemeinwohl ist (Offe 2019 [2001]), als auch die inhaltlichen Festlegungen, die es umfasst. In pluralistischen Demokratien gilt demnach, dass Gemeinwohl stets situations- und zeitgebunden ausgehandelt werden muss. Der situative und konflikthafte Charakter des Gemeinwohls erfordert daher eine begriffliche Offenheit, bringt jedoch auch die Gefahr eines „Catch-all-Begriffs“ mit sich, unter dem sich viele Interessen versammeln können, ohne dass klar wäre, welche Bedeutungen ein- und ausgeschlossen sind. Folgt man Renate Mayntz, so kann Gemeinwohl weder wohlfahrtsökonomisch als Summe von Präferenzen der Gesellschaftsmitglieder aufgerechnet werden, noch kann es auf bloße Systemerhaltung reduziert werden (Mayntz 2001). Ein solches liberaldemokratisches Verständnis von Gemeinwohl ermöglicht also auch eine Distanzierung vom marktradikalen Paradigma des Neoliberalismus. Damit ist die Möglichkeit gegeben, mithilfe von Gemeinwohldiskursen gesellschaftliche Veränderungen zu begründen.

Ob und in welcher Form sich Konflikte um das Gemeinwohl entfalten, hängt allerdings von gesellschaftlichen Machtverhältnissen ab und ist damit auch eine empirische Frage. Häufig besteht hierbei ein strukturelles Machtgefälle, bei dem staatliche Akteur_innen auf der Basis formalisierter Macht für sich beanspruchen, im Sinne des Gemeinwohls zu agieren. Wurde im sozialwissenschaftlichen Diskurs der 2000er Jahre, etwa in Claus Offes Ausführungen, dieses Problem noch vornehmlich bei autokratischen Regimen gesehen, muss heute auch der neoliberale Staat dazugezählt werden (Sarnow 2019).

Durch die Krise der neoliberalen Wohnungspolitik (Vollmer/Kadi 2018) hat allerdings die Argumentation, dass Marktmechanismen zur effizientesten und daher wohlstandsmaximierenden Verteilung von Ressourcen (wie etwa Wohnraum) führen, an Legitimationskraft verloren. Es wird immer deutlicher, dass soziale Wohnungspolitik durch Privatisierung, Kommodifizierung und Allokation durch Marktmechanismen nicht zu realisieren ist (Heeg 2013). Trotzdem lässt sich, so der gegenwärtige Konsens in der kritischen Wohnungs- und Stadtforschung, keine Abkehr von der neoliberalen hin zu einer postneoliberalen Wohnungspolitik erkennen (Rinn 2018; Vollmer/Kadi 2018). Ein normativ gehaltvoller Gemeinwohlbegriff, der auch soziale Ungleichheiten in den Fokus nimmt, muss also im Zweifelsfall gegen die im neoliberalen Diskurs ausgehandelte Definition vertreten werden. Zivilgesellschaftlichen Gruppen kommt daher bei der inhaltlichen Bestimmung eine besondere Bedeutung zu.

2.1. Gemeinwohl im Wohnungswesen

Im Wohnungswesen gibt es verschiedene Akteur_innen, die sich für einen Gegenentwurf zur Immobilienwirtschaft und Wohnpolitik der letzten Jahrzehnte starkmachen. Dieser richtet sich gegen Gentrifizierung, Vermarktlichung und eine zunehmende Renditeorientierung des Wohnens und streitet für mehr Mitbestimmung. Zu den Merkmalen gemeinwohlorientierten Wohnens zählen nach diesem Verständnis neben bezahlbaren Mieten und barrierearmen Wohnungen auch gemeinschaftliche und solidarische Formen des Wohnens (BBSR 2019), die insbesondere in öffentlichen Unternehmen, in Genossenschaften, bei Stiftungen oder in selbstverwalteten Hausprojekten verortet werden. Gemeinwohl ist demnach „sozialintegrativ“ (Gennies 2021: 25), das heißt, dass ein Ausgleich zwischen den jeweiligen Einzel- und Gruppeninteressen geschaffen werden muss sowie darüber hinaus auch Belange des Umfelds und der Stadtgesellschaft Berücksichtigung finden.

Genossenschaften werden zum gemeinwohlorientierten Sektor gezählt. Ihre Grundprinzipien sind im Genossenschaftsgesetz festgehalten, wobei drei zentrale Merkmale gemeinschaftlichen Eigentums wichtig sind: Selbsthilfe (durch eine eigenständige Organisation), Selbstorganisation (durch gewählte Organe) und Selbstverwaltung (Genossenschaftsmitglieder sind/wählen die Organmitglieder). Auf diese Weise wird dem Gedanken der Solidarität innerhalb einer Genossenschaft Rechnung getragen (Kuhnert/Leps 2017: 42).

Breiter wird der Gemeinwohlbegriff bei Stiftungen ausgelegt. Formal geht es vor allem um eine steuerrechtliche Gemeinnützigkeit. Gemeinnützige Stiftungen nutzen das in ihnen gebündelte Kapital zum Erreichen der jeweiligen Stiftungszwecke, etwa für gemeinnützige Vorhaben wie Stadtentwicklung oder die Versorgung bestimmter Personengruppen. Traditionell fördern Stiftungen ausgewählte Bevölkerungsgruppen, wie beispielsweise ältere Personen oder Menschen mit Mobilitätseinschränkungen, indem sie ihnen preisgünstigen und bedarfsgerechten Wohnraum zur Verfügung stellen. Dies gilt beispielsweise für kirchliche und soziale Träger, die auf diese Weise Notlagen auffangen. Andere Stiftungen werden direkt im Immobilien- und Grundstücksmarkt aktiv. Sie setzen ihr Vermögen ein, um „Grund und Boden aus dem ‚spekulativen Verwertungskreislauf‘ herauszulösen“ (BBSR 2019: 34).

Auch privatrechtlich verfasste solidarische Hausprojekte, wie sie beispielsweise im Netzwerk des Miethäusersyndikats versammelt sind, verstehen sich als Gegenentwürfe zur renditeorientierten Wohnungswirtschaft. Das Miethäusersyndikat etwa fungiert als Dach- und Beratungsorganisation, die einzelne Hausprojekte unterstützt und durch eine rechtliche Verschachtelung verhindert, dass einzelne Gebäude oder Grundstücke weiterverkauft werden können (BBSR 2019: 50; Schipper 2018). Ein weiteres Beispiel selbstverwalteter Wohnprojekte mit stadtpolitischem Anspruch und gemeinwohlorientierter Ausrichtung sind *Community Land Trusts* (CLT). Diese setzen auf Selbstverwaltung und dauerhafte Partizipation nachbarschaftlicher Akteur_innen. Pächter_innen und Nutzer_innen können stimmberechtigte Mitglieder sein, die auch formal an Entscheidungsprozessen beteiligt sind (Horlitz 2019: 108 f.).

All diesen Organisationsformen ist gemein, dass sie sich den Marktmechanismen und der Renditeorientierung zumindest zum Teil zu entziehen versuchen und sich als Gegenentwürfe zu profitmaximierenden Unternehmen verstehen. Die formale rechtliche Kategorisierung als gemeinnützig agierende Organisation ist dabei verhältnismäßig eindeutig, die tatsächliche Einschätzung der jeweiligen Gemeinwohlorientierung ist dagegen anspruchsvoll. Denn es könnte kritisch argumentiert werden, sie priorisierten statt einer Gemeinwohlorientierung auf gesellschaftlicher Ebene die Partikularinteressen ihrer Mitglieder. Hieran werden die Zielkonflikte deutlich, denen gemeinwohlorientierte Organisationen ausgesetzt sind. Dies betrifft insbesondere den Konflikt zwischen der Erfüllung der von außen herangetragenen Erwartungen an ihre Gemeinwohlorientierung einerseits und dem organisationalen Eigeninteresse andererseits. Letzteres umfasst sowohl die Interessen der einzelnen Mitglieder als auch das Gesamtinteresse der Organisation (etwa das Überleben oder die Handlungsfähigkeit der Organisation) (Mayntz 1992). Nichtmitglieder werden in diesen Fällen als Anspruchsberechtigte vom Gemeininteresse ausgeschlossen.

Auch vor dem Hintergrund dieses Zielkonflikts und der stärkeren Verbreitung von Organisationen, die eine Renditemaximierung ablehnen, lässt sich eine Politisierung des Gemeinwohlkonzepts seitens zivilgesellschaftlicher Initiativen beobachten. Vielfach beziehen sich „Recht-auf-Stadt-Bewegungen“ auf Gemeinwohlorientierung als Aspekt der Stadtpolitik (Gestring/Ruhne/Wehrheim 2014; Holm 2014; Vollmer 2019). Derzeit wird diskutiert, inwieweit der Gemeinwohlbegriff als politischer Begriff hilfreich sein könnte (Vollmer 2021). Trotz der oben genannten Probleme wird der Vorteil des Gemeinwohlbegriffs darin gesehen, dass er nur schwer ins Begriffsrepertoire des Marktliberalismus passt (ebd.). Damit stellt bereits die Verwendung des Begriffs eine Verschiebung des Diskurses dar, indem sie eine Distanzierung vom neoliberalen Paradigma bei der Wohnraumversorgung erlaubt. Um über eine bloße Kritik an der neoliberalen Stadt hinauszugelangen, ist es jedoch für soziale Bewegungen notwendig, einen inhaltlich ausgearbeiteten Gemeinwohlbegriff zu entwickeln (ebd.). Die Debatte um Gemeinwohl dokumentiert damit auch den Anspruch zivilgesellschaftlicher Akteur_innen, gleichberechtigt an stadtpolitischen Diskursen teilzunehmen. „So streiten zum Beispiel soziale Bewegungen mit staatlichen Institutionen oder privatwirtschaftlichen Vertreter_innen darum, was das Gemeinwohl ist und wie es zu erreichen sei.“ (Vollmer 2019: 2) Dabei organisieren und vernetzen sie sich und kooperieren auch mit anderen Initiativen. So kommen Gruppen mit unterschiedlicher politischer Ausrichtung zusammen und können gesamtstädtische Fragen auf die Agenda setzen (Holm 2014).

Ein hilfreicher Bezugspunkt für eine substanzielle Füllung des Gemeinwohlbegriffs ist die Diskussion um die Etablierung einer Neuen Wohnungsgemeinnützigkeit, die 2015 von zwei Studien für die Bundestagsfraktionen von DIE LINKE und Bündnis 90/Die Grünen angestoßen wurde (Holm/Horlitz/Jensen 2015; Kuhnert/Leps 2017). Die Grundidee stellt im Kern einen Rückbezug zur Wohnungsgemeinnützigkeit in der alten Bundesrepublik dar, die zum 1. Januar 1990 abgeschafft wurde. Dort war festgelegt, „die Verantwortung für eine soziale Wohnungsverorgung auf der Ebene der

Unternehmen selbst festzuschreiben und durch steuerliche Entlastungen den gesellschaftlich gewünschten und notwendigen – also den gemeinnützigen – Zweck einer dauerhaften sozialen Wohnungsversorgung zu fördern“ (Holm/Horlitz/Jensen 2017: 22). Die Wohnungsgemeinnützigkeit beinhaltete die steuerliche Förderung von – privaten wie öffentlichen – Wohnungsmarktakteur_innen, damit diese preisgünstigen Wohnraum bereitstellen konnten. Sie war durch vier Merkmale gekennzeichnet (Kuhnert/Leps 2017): Beschränkung der Aktivitäten gemeinnütziger Wohnungsunternehmen auf Bau, Verwaltung und Verkauf von Wohnungen, Kostendeckelung bei Wohnungsdienstleistungen, Rückführung nicht ausgezahlter Überschüsse in das Unternehmen sowie Gewinnbeschränkung von Genossenschaftsmitgliedern und Eigentümer_innen gemeinnütziger Wohnungsgesellschaften auf maximal vier Prozent der Kapitaleinlage pro Jahr.

Eine Wiedereinführung der Gemeinnützigkeit brächte Steuervorteile und Förderungen entsprechender Organisationen mit sich, ist aber zugleich an Bedingungen geknüpft (ebd.: 22-28). Diese umfassen beispielsweise Gewinnbeschränkungen und eine Zweckbindung der Einnahmen. Außerdem sollen, unter anderem durch einkommensabhängige Mieten, leistbare Wohnungen bereitgestellt werden, die bevorzugt an niedrige Einkommensgruppen sowie am Wohnungsmarkt diskriminierte Wohnungssuchende vermietet werden. Darüber hinaus beinhaltet die Neue Wohnungsgemeinnützigkeit Möglichkeiten der Mietermitbestimmung und erweiterte Transparenzgebote (vgl. ebd.: 320 ff.). Die Neue Wohnungsgemeinnützigkeit zielt zwar nicht nur auf öffentliche Unternehmen, diese spielen aber wegen der Anzahl von Wohnungen, die sie bewirtschaften, eine herausgehobene Rolle für einen möglichen Wandel der Wohnungspolitik. Die Bedeutung öffentlicher Wohnungsunternehmen unterstreicht der Begriff von Wohnen bzw. Wohnraum als „sozialer Infrastruktur“ (vgl. Holm 2013; Jensen 2021). In Anlehnung an die (Re-)Kommunalisierung öffentlicher Dienstleistungen in den Bereichen Wasser- und Stromversorgung betont der Infrastrukturbegriff die Bedeutung öffentlichen Eigentums und unterstreicht das Bemühen von Kommunen, „Handlungs- und Gestaltungsmacht über die Infrastrukturen und ihre Bereitstellung zurückzugewinnen“ (Jensen 2021: 151).

2.2. Renditeorientierung und öffentlicher Wohnungsbestand

Öffentliche Wohnungsunternehmen verfügen in Deutschland über etwa 2,8 Millionen Wohnungen und damit über circa zwölf Prozent des Gesamtbestands der vermieteten Wohnungen (vgl. Hunger 2017: 158). Der Bestand hat in den zurückliegenden Jahrzehnten allerdings aufgrund von Privatisierungen stark abgenommen. Auch steuerrechtliche Änderungen haben die Handlungsbedingungen des öffentlichen Wohnungssektors eingeschränkt. Besonders einschneidend war die Abschaffung der oben genannten Wohnungsgemeinnützigkeit. Sie wurde vollzogen auf Druck der Immobilienwirtschaft, die sich der Angebotskonkurrenz des gewinnkontrollierten Wohnungssektors entledigen und die Märkte für die gewerbliche Bauwirtschaft, für Immobilienentwickler_innen und Immobilienverwaltungsgesellschaften öffnen wollte (Mertens 2015). Davon waren rund 1.800 gemeinnützige Wohnungsunternehmen betroffen.

Ab den 1990er Jahren kam es zu weitreichenden Veränderungen auf dem Wohnungsmarkt. Nach der deutschen Einheit setzten sich anhaltende Privatisierungs- und Liberalisierungsprozesse durch, die insbesondere den Einfluss internationalisierter Finanzmarktakteur_innen beförderten (ebd.; Metzger 2020). Zudem verkauften große Industrieunternehmen ihre Werkwohnungen (Unger 2018) und es kam zur Privatisierung großer Wohnungsbestände durch Bund, Länder und Kommunen. Zwischen 1999 und 2011 wurden in Deutschland insgesamt 549.000 öffentliche Wohneinheiten an private Eigentümer_innen verkauft (Held 2011: 675). Besonders auffällig waren die Aktivitäten in Berlin, Kiel und Dresden, wo ein großer Teil der kommunalen Wohnungen veräußert wurde (ebd.). Auf diese Weise wurden zwar einmalige Einnahmen generiert, die öffentliche Wohnraumversorgung wurde jedoch aufgegeben. Auch die Aktivitäten der andernorts verbliebenen öffentlichen Wohnungsunternehmen wurden stärker an Profiterwartungen ausgerichtet (vgl. Krüger 2019), teils basierend auf der Annahme, eine marktorientierte Bewirtschaftung würde zu einem effizienteren Ressourceneinsatz führen, teils aber auch, um auf Kosten der Bewohner_innen die öffentliche Finanzausstattung zu verbessern.

Vor allem nach der Jahrtausendwende stieg der Einfluss renditeorientierter Immobilieninvestoren aus dem In- und Ausland auf den Wohnungsmarkt stark an. Dies hat eine Finanzialisierung des Wohnens zur Folge, die zu Verdrängung und Gentrifizierung führt (Heeg 2013). Finanzialisierung umfasst die Dominanz von Profitinteressen und die Privilegierung von Investor_innen gegenüber den Bedürfnissen von Mieter_innen (Botzem/Dobusch 2012). Manuel Aalbers interpretiert diese Veränderungen als neue wohnungspolitische Etappe und schlussfolgert, dass das Wohnungswesen in ein postfordistisches, neoliberales und finanzialisiertes Regime eingetreten sei, in dem sowohl hypothekarisch belastetes Wohneigentum als auch subventionierter Mietwohnungsbau vor allem dem Zweck dienen, die Renditeerwartungen der Finanzmärkte zu bedienen (Aalbers 2017: 543). Neoliberale Verwertungslogiken des Wohnens zeigen sich darüber hinaus auch in der Stadtplanung (Kamleithner 2009), im sozialen Wohnungsbau (Schönig 2018) oder bei Auseinandersetzungen um den Umgang mit Grünflächen (Hilbrandt 2019).

Privatisierung und Finanzialisierung des Wohnungsmarkts haben die Rahmenbedingungen für kommunale Wohnungsgesellschaften stark verändert. Diese konkurrieren mit kommerziellen Anbietern um zunehmend teurer werdende Böden und Immobilien, wenn sie ihren Wohnungsbestand erweitern wollen. Kommunen geben ein wichtiges Steuerungsinstrument für eine gemeinwohlorientierte Stadtpolitik aus der Hand, wenn sie nicht mehr direkt in Form eigener Wohnraumbewirtschaftung auf das Marktgeschehen Einfluss nehmen können (vgl. Holm 2011). Inzwischen wird die Rolle öffentlicher Unternehmen wieder stärker diskutiert und gefordert, den öffentlichen Wohnungsbestand auszubauen und benachteiligte Gruppen in den Mittelpunkt der öffentlichen Wohnraumversorgung zu stellen. Allerdings hängt das Engagement öffentlicher Unternehmen davon ab, welche Vorgaben ihre kommunalen Eigentümer_innen ihnen machen. Dass der zivilgesellschaftliche Unmut über mangelnde soziale Vorgaben der Gesellschaft gegenüber den Unternehmen zunimmt, zeigt sich auch an der

Verbreitung direktdemokratischer Verfahren, in denen mehr politische Steuerung eingefordert wird.

2.3. Direktdemokratische Initiativen zur Steuerung kommunaler Wohnungsunternehmen

Direktdemokratische Verfahren der Bürger_innenbeteiligung, insbesondere Bürger_innen- und Volksbegehren, nehmen seit den 1990er Jahren stark zu (Mittendorf/Schiller 2008). „Mit diesen Verfahren kann eine bestimmte Anzahl von Bürgern einen Gesetzes- oder Entscheidungsvorschlag präsentieren und eine Volksabstimmung herbeiführen, falls nicht das jeweilige Parlament den Vorschlag übernimmt oder dem Anliegen sonst wie abhilft“ (ebd.: 142). Solche direktdemokratischen Verfahren oder Plebiszite beziehen sich auf konkrete Sachentscheidungen, unterliegen aber formalen Einschränkungen. So wird die Zulässigkeit von Anträgen von der Verwaltung überprüft, es sind Fristen zu beachten und zudem Quoren der Beteiligung erforderlich, sowohl bei der Einleitung von Bürger_innenbegehren (Unterstützungsunterschriften) als auch bei einer folgenden Abstimmung (Zustimmungsquorum als Anteil aller Stimmberechtigten). Nicht selten legen öffentliche Institutionen die rechtlichen Kriterien streng aus und erhöhen damit die praktischen Hürden in Beteiligungsverfahren. Da Einleitung und Durchführung eines Bürger_innen- bzw. Volksbegehrens anspruchsvoll und voraussetzungsvoll sind, stehen hinter den formal verantwortlichen Gruppen und Personen breite, oft stadtweite Netzwerke aus Initiativen und politischen Interessengruppen. Die Sammlung von Unterschriften ist der Ausgangspunkt eines Begehrens, mit dessen Hilfe eine Mobilisierung erfolgt und politischer Druck entfaltet werden kann. Kommen in dieser ersten Stufe die notwendigen Stimmen zusammen, wird der vorgeschlagene Textentwurf entweder der gesamten Bevölkerung zur Abstimmung vorgelegt (wie in Frankfurt am Main; siehe 3.1), oder es ist eine weitere Unterschriftensammlung erforderlich, bevor eine Volksabstimmung durchgeführt werden kann (wie in Berlin; siehe 3.2).[1]

In den zurückliegenden Jahren sind kommunale Wohnungsunternehmen und ihre Bewirtschaftungspraxis vermehrt Gegenstand direktdemokratischer Verfahren geworden. Zahlreiche lokale Initiativen und stadtpolitische Bündnisse strengen Bürger_innen- oder Volksbegehren an, um Veränderungen bei öffentlichen Unternehmen herbeizuführen. Dabei werden Forderungen erhoben, die auf eine wirtschaftliche und/oder organisatorische Neuausrichtung bestehender öffentlicher Wohnungsunternehmen abzielen, oder es werden (Neu-)Gründungen kommunaler Wohnungsgesellschaften angestrebt, die eine wichtige Rolle bei der sozialen Wohnraumversorgung einnehmen sollen. Somit sind Bürger_innenbegehren als direkte Kritik am bisherigen – in der Regel stark an der profitorientierten Immobilienwirtschaft ausgerichteten – Wirtschaften öffentlicher Wohnungsunternehmen zu verstehen. Es geht also nicht darum, die Eigentumsstrukturen zu verändern – es handelt sich ja bereits um Unternehmen, deren Gesellschafter die öffentliche Hand ist. Die Forderungen zielen vielmehr darauf ab, eine andere Form der Bewirtschaftung sowie Mitbestimmung und strengere Kontrollmöglichkeiten durchzusetzen.

Mittlerweile lässt sich ein bundesweiter Trend beobachten: Eine Übersicht aller vom Verein „Mehr Demokratie“ erfassten Bürger_innenbegehren enthält allein für das Jahr 2019 vier Initiativen, die unmittelbar auf die Unternehmensentscheidungen öffentlicher Wohnungsgesellschaften ausgerichtet sind (Stuttgart: für bezahlbaren Wohnraum: Mietentscheid Stuttgart; Frankfurt am Main: für eine feste Quote beim sozialen Wohnungsbau: Mietentscheid Frankfurt; Jena: für mehr sozialen Wohnungsbau: Rückkauf von Anteilen an der Jenawohnen GmbH, mehr Mitbestimmungsrechte für Mieter_innen; Osnabrück: für die Gründung einer kommunalen Wohnungsbaugesellschaft) (Mehr Demokratie 2021). Die Vorhaben beinhalten konkrete Maßnahmen, die sich direkt auf die Geschäftspraxis kommunaler Wohnungsgesellschaften beziehen: Verkaufsstopp für öffentliche Grundstücke; vermehrter Neubau; verstärkte, zum Teil sogar ausschließliche Schaffung von öffentlich gefördertem Wohnraum; Deckelung oder Reduzierung von Mietkosten.

Auch auf Ebene der Bundesländer finden sich vermehrt Initiativen, die wohnungspolitische Forderungen mithilfe von Volksbegehren durchsetzen wollen: In Schleswig-Holstein gibt es Bemühungen, per Volksinitiative die Landesverfassung zu ändern und Förderung, Schaffung und Erhalt von bezahlbarem Wohnraum als Ziele in die Verfassung aufzunehmen. In Hamburg strebt die Volksinitiative „Boden und Wohnraum behalten – Hamburg sozial gestalten!“ an, verbindlich festzulegen, dass die Stadt Hamburg keine öffentlichen Liegenschaften mehr verkauft. In Berlin zielt das Volksbegehren „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ darauf, die Vergesellschaftung der Berliner Bestände großer Immobilienkonzerne herbeizuführen, die über 3.000 Wohnungen vermieten. In Bayern hat die Initiative „6-Jahre-Mietenstopp“ im Zuge eines Volksbegehrens 52.000 Unterschriften gesammelt, um durchzusetzen, dass in 162 bayerischen Städten und Gemeinden die Mieten sechs Jahre lang eingefroren werden.

Stadtpolitische Fragen spielen traditionell eine große Rolle bei Bürger_innenbegehren. Dazu gehören die Bauleitplanung, die Verkehrsplanung und insbesondere die Förderung des Radverkehrs (Mehr Demokratie 2020). Bürger_innenbegehren bringen jedoch vielfältige Interessen zum Ausdruck, die sich nicht immer eindeutig in das politische Spektrum einordnen lassen. Neben Initiativen für zusätzlichen Wohnungsbau finden sich beispielsweise etliche Bemühungen gegen den Ausbau der Windenergie, gegen Mobilfunkmasten oder gegen die Ausweitung von Neubau- und Industriegebieten (Mehr Demokratie 2021).

3. Fallvergleich: Wohnungspolitiken in Frankfurt am Main und Berlin

Die vorliegende Studie basiert auf einem qualitativen Fallvergleich im Sinne eines explorativen Paarvergleichs (vgl. Mayring 2002) der Entwicklungen um den Mietentscheid in Frankfurt am Main und das Mietenvolksbegehren in Berlin. Neben einer detaillierten Fallbeschreibung dient der Fallvergleich der Einordnung von partizipativen Initiativen im Bereich der Wohnungspolitik sowie der Systematisierung der Ziele, Bedingungen und Vorgehensweisen einer demokratischen Steuerung öffentlicher Wohnungsgesellschaften. Der Fallvergleich ermöglicht es zudem, Faktoren herauszuarbeiten, die über

den Ausgang und die Konsequenzen solcher Initiativen entscheiden. Das Ziel ist dabei, weitergehende forschungsleitende Annahmen zu den Möglichkeiten und Grenzen der Steuerung und Demokratisierung öffentlicher Wohnungsunternehmen zu generieren (Döring/Bortz 2016).

Da die Rolle zivilgesellschaftlicher Initiativen in beiden Städten und deren Beitrag zur Wohnungspolitik bereits häufig Forschungsgegenstand waren, stützt sich die Analyse zum einen auf die bereits umfangreich vorliegenden Befunde (vgl. insb. Vollmer 2019; Vogelpohl et al. 2017; Schipper 2018; Metzger/Schipper 2017; Lebuhn 2008; Künkel 2018; Diesselhorst 2018). Zusätzlich zu dieser sekundäranalytischen Betrachtung werden weitere Quellen herangezogen: Primärquellen der Wohnungsmarktakeur_innen, Stellungnahmen, Presseberichte, Verwaltungsdokumente und Statements zivilgesellschaftlicher Akteur_innen sowie ein vertiefendes Hintergrundgespräch.

Für den Paarvergleich wurden Frankfurt am Main und Berlin gewählt, da sowohl die Initiativen selbst als auch ihre jeweiligen Erfolge beziehungsweise Erfolgsaussichten deutliche Unterschiede aufweisen. Zugleich gibt es einige Gemeinsamkeiten, die einen Vergleich möglich machen: Beide Großstädte haben angespannte Wohnungsmärkte mit hohen Preissteigerungen, weisen zugleich aber eine lange Tradition wohnungs- und stadtpolitischer Initiativen auf. Zudem zeichnet die beiden untersuchten zivilgesellschaftlichen Initiativen aus, dass sie nicht nur auf bestimmte Einzelentscheidungen der Stadtverwaltung Einfluss nehmen, sondern einen grundlegenden Wandel der Bewirtschaftung öffentlicher Wohnungsbestände herbeiführen wollen. Sie haben dauerhafte sozialpolitische Ziele, die den grundlegenden Charakter der Wohnungsunternehmen berühren. In beiden Fällen sehen die Initiator_innen der Begehren eine Abkehr von der profitorientierten Bewirtschaftung des Wohnungsbestands vor. In Berlin wird darüber hinaus eine Änderung der Rechtsform und eine Beteiligung der Mieter_innenschaft in den Kontrollgremien gefordert. Trotz unterschiedlicher ökonomischer Rahmenbedingungen kommt beiden Städten eine Vorreiterrolle zu. Aufgrund ihrer weitreichenden Forderungen und stadtpolitischen Bedeutung interpretieren wir die Fälle in Frankfurt am Main und Berlin als kritische Fälle im Sinne von Yin (2009), also als Fälle, aus deren Bedeutung sich die Möglichkeit verallgemeinerbarer Schlussfolgerungen ergibt.

Im Folgenden stellen wir zunächst die Entwicklungen in Frankfurt am Main vor, auch wenn das formale Bürger_innenbegehren dort erst im Jahr 2018 und damit nach dem Berliner Mietenvolksentscheid angestrengt wurde. Die derzeit laufende Initiative „Mietentscheid Frankfurt“ ist relativ eng gefasst und zielt darauf ab, die Ausrichtung der Geschäftspolitik der stadteigenen Wohnungsgesellschaft ABG Frankfurt grundlegend zu verändern. Anschließend untersuchen wir die Aktivitäten rund um den „Mietenvolksentscheid Berlin“, der 2015 begonnen wurde und neben der Wohnraumbewirtschaftung auch die Rechtsform der Unternehmen verändern und eine Mieter_innenmitbestimmung als Teil der Neuausrichtung der städtischen Wohnungsunternehmen durchsetzen wollte.

Trotz historischer, politischer und wirtschaftlicher Eigenheiten weisen Frankfurt am Main und Berlin zahlreiche Gemeinsamkeiten auf. Dazu gehören die überdurchschnittliche Mietpreisentwicklung, die große Bedeutung

	Frankfurt/Main	Berlin
Bevölkerung 2018	746.878	3.644.826
Anstieg in zehn Jahren (2008 bis 2018)	+ 13 %	+ 6,2 %
Anteil fremdgenutztes Wohneigentum (2018)	81 %	82 %
Wohnungsbestand 2018 insgesamt	398.200	1.949.300
Wohnungen im Besitz kommunaler Gesellschaften (2018)	53.000	306.000
Anteil kommunaler Wohnungen am Gesamtbestand	13,3 %	15,7 %

Tab. 1 Städtevergleich Frankfurt am Main und Berlin (Quelle: eigene Zusammenstellung)

kommunaler Wohnungsgesellschaften und eng vernetzte stadtpolitische Bewegungen. Tabelle 1 verdeutlicht die Parallelen. In zweierlei Hinsicht variieren die Städte allerdings: Frankfurt am Main weist ein höheres durchschnittliches Haushaltseinkommen auf als Berlin und ist zugleich stärker von konservativen politischen Mehrheiten geprägt.

Beide Städte sind in den zurückliegenden Jahren stark gewachsen und ähneln sich hinsichtlich der Wohnraumversorgung: Weniger als 20 Prozent aller Wohnungen werden von ihren Eigentümer_innen bewohnt, vier Fünftel aller Wohnungen sind also vermietet. Für Mieter_innen mit Bestandsverträgen ergeben sich in laufenden Verträgen meist relativ moderate Mietsteigerungen. Bei Neu- und Wiedervermietungen zeigen sich dagegen drastische Preissteigerungen. Von 2012 bis 2019 sind die durchschnittlichen Quadratmeterpreise für wiedervermietete Wohnungen in Frankfurt am Main von 10,42 auf 14,21 €/qm nettokalt gestiegen (plus 36 Prozent), in Berlin sogar um 65 Prozent – von 7,0 auf 11,50 €/qm nettokalt (Deutscher Bundestag 2020).

Frankfurt am Main ist die größte Stadt des Bundeslandes Hessen und Oberzentrum der Rhein-Main-Region, während Berlin als Hauptstadt deutlich größer ist und ein eigenes Bundesland darstellt.[2] Daher sind Bürger_innenbegehren in Frankfurt am Main darauf ausgerichtet, einen Bürger_innenentscheid als Abstimmung zu einer kommunalpolitischen Sachfrage durchzuführen. In Berlin zielen Volksbegehren auf die Durchführung eines Volksentscheids, der eine Abstimmung über einen Gesetzentwurf oder über einen anderen Beschlussentwurf auf Landesebene umfasst. Beide Städte zeichnen sich durch eine kritische Stadtgesellschaft aus, die auf eingespielte Routinen zivilgesellschaftlichen Widerstands zurückgreifen kann, wenn auch die Frankfurter Stadtpolitik stärker von bürgerlich-konservativen Parteien geprägt ist als diejenige in Berlin.

3.1. Frankfurt am Main:

Soziale Vermietungspolitik des städtischen Unternehmens ABG

Frankfurt am Main ist einer der teuersten Orte Deutschlands, obwohl es eine große städtische Wohnungsgesellschaft gibt. Die Geschichte der ABG Frankfurt Holding reicht zurück bis in das Jahr 1890, in dem sie als Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen (ABG) gegründet wurde. Zunächst ein philanthropisches Projekt engagierter Einzelpersonen, übernahm die Stadt in den 1920er Jahren die ABG. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Hälfte der 11.000 beschädigten oder zerstörten Wohnungen wiederaufgebaut, zudem wurden weitere Wohnungen gebaut. So besaß die ABG im Jahr 1990

circa 20.000 Wohnungen. Später wurde sie zum Kernstück einer fusionierten Wohnungs- und Immobiliengesellschaft, der ABG Frankfurt Holding GmbH. Die neue Holdinggesellschaft ist für einen Bestand von über 50.000 Wohnungen verantwortlich und befindet sich vollständig im Besitz der Stadt. 25 Prozent aller Frankfurter Bürger_innen leben in Wohnungen der ABG (ABG 2016). Die ABG betreibt, verwaltet und baut Wohnraum und ist einer der großen wohnungspolitischen Akteur_innen in Frankfurt am Main. Obwohl sich die Holding in städtischem Eigentum befindet, ähnelt ihre Bewirtschaftungspraxis der profitgetriebener privater Wohnungsunternehmen (Schipper 2016). Das Unternehmen bewirtschaftet eigene und fremde Wohnungen, betreibt eine Reihe von Tochtergesellschaften und führt jährlich zwischen fünf und acht Millionen Euro an den städtischen Haushalt ab.

Kritik an der Wohnungsmarktsituation und der Rolle der ABG formierte sich bereits in den frühen 2010er Jahren, auch mit Blick auf die Gewinnorientierung der ABG (Metzger/Schipper 2017). Zwei zivilgesellschaftliche Netzwerke wurden zum Rückgrat einer stadtweiten Bewegung: 2011 wurde „Wem gehört die Stadt?“ gegründet, ein unabhängiges Netzwerk von Stadtaktivist_innen, ein Jahr später das „Aktionsbündnis für bezahlbaren Wohnraum“ mit Verbindungen zu den Gewerkschaften, zur SPD und zur LINKEN. Beide Netzwerke waren zunächst erfolgreich in der Mobilisierung, verloren aber ab 2013 wieder an Dynamik (Schipper 2018: 74).

Nach Kritik an der Profitorientierung der ABG gab es 2014 leichte Korrekturen der Unternehmensstrategie. Die konservativ-grüne Ratsmehrheit beschloss, die anstehenden Mieterhöhungen für einen Zeitraum von drei Jahren auf 15 Prozent zu begrenzen (während die Bundesbestimmungen damals noch 20 Prozent zuließen). Diese geringfügige Abweichung gegenüber dem gesetzlich zulässigen Maximum wurde von der Regierungskoalition als Beleg für eine ausreichende soziale Ausrichtung der ABG gelobt und von der konservativ-grünen Ratsmehrheit wie folgt gerechtfertigt (STVV 2014):

- Eine Reihe von Mieter_innen der ABG sei ausreichend wohlhabend und benötige keine unterdurchschnittliche Mieterhöhung.
- Die Gewinne der ABG gingen an die Stadt als Ganzes und stünden daher allen Bürger_innen zur Verfügung, während ermäßigte Mieten nur denjenigen zugutekämen, die in den Wohnungen leben.
- Die Stadt benötige ein gewinnorientiertes Unternehmen, um öffentlichen Wohnungsbau zu betreiben und zukünftig mehr investieren zu können.

Die Argumente von 2014 verdeutlichen die Ambivalenz des Gemeinwohlbegriffs. In den Augen der Ratsmehrheit agiert die ABG schon dann im Sinne einer sozial ausgerichteten Wohnungspolitik, wenn sie sich auf immobilienwirtschaftliche Marktdynamiken einlässt. Dabei wird die ABG als wohnungswirtschaftliches Instrument angesehen, das auf dem finanzialisierten Wohnungsmarkt entsprechend der vorherrschenden Profitlogik agieren soll. Die Profitorientierung und die Ausschüttung der Gewinne an die Stadt werden zudem zur Legitimierung der finanzialisierten Wohnungspolitik als Gemeinwohlorientierung genutzt, während der Schutz der Mieter_innen als Bedienung von Partikularinteressen gedeutet wird. Dabei wird die politische Umkämpftheit des Gemeinwohls deutlich: Die Initiative, die auf eine Neuausrichtung der ABG hinwirkt, sieht im Gegensatz zur Regierung den Gemeinwohlbeitrag

des städtischen Wohnungsunternehmens nicht in einer Profitausrichtung zugunsten des öffentlichen Haushalts, sondern in der Bereitstellung günstigen Wohnraums für Menschen mit niedrigem Einkommen.

Ab 2014 formierte sich in Frankfurt am Main zunehmender politischer Widerstand. Die damalige Opposition im Stadtrat konnte sich allerdings mit der weitergehenden Forderung eines Mieterhöhungsverzichts nicht durchsetzen. Daraufhin bildete sich unter Beteiligung der oben genannten Bündnisse eine neue Initiative. Es kam zu einer Neusortierung der stadtpolitischen Bewegung entlang eines moderaten und eines radikaleren Flügels, wobei beide Flügel eine gewinnkritische Haltung einnahmen und eine Überwindung der neoliberalen Wohnungspolitik anstrebten (Schipper 2018).

2015 wurde das Bündnis „Eine Stadt für alle! Wem gehört die ABG?“ ins Leben gerufen, das maßgeblich für den „Mietentscheid Frankfurt“ wurde. Die Initiative beschreibt sich selbst als „Kampagne, getragen von Aktiven aus stadtpolitischen Initiativen, Stadtteilgruppen, Mieterorganisationen etc.“ (Stadt für alle o. J.). Im Jahr 2015 wurde ein erster Forderungskatalog vorgestellt, der drei Hauptforderungen enthielt: Wohnraum für Menschen mit niedrigem Einkommen zu schaffen, Ausgrenzung zu verhindern und Inklusion zu ermöglichen sowie „Mieter_innen an der Struktur und den Entscheidungen der ABG zu beteiligen, um die Gesellschaft langfristig in eine demokratische Selbstverwaltung zu überführen“ (Stadt für alle 2015). Die dritte Forderung wurde allerdings schon im folgenden Jahr abgeschwächt. Im Forderungskatalog der Frankfurter Initiativen vom November 2016 wurde zwar weiterhin auf eine soziale Wohnungspolitik und eine inklusive Stadtentwicklung gedrungen. Außerdem wurde eine Demokratisierung in Form von Beteiligung und der Etablierung von gewählten Mieter_innenbeiräten, die über Veto- und Kontrollrechte verfügen, angemahnt, um eine „Mitbestimmung und die Gestaltung des Lebensumfelds der Mieterinnen und Mieter zu gewährleisten“ (Stadt für alle 2016). Kurzfristig wurde zudem die Übertragung der Entscheidungskompetenzen des Aufsichtsrats auf das Stadtparlament gefordert. Jedoch enthält das Papier von 2016 keine konkrete Forderung zur organisationalen Umgestaltung der ABG in Richtung einer gemeinwohlorientierten Bewirtschaftung, wie sie in Form einer Stiftung oder Anstalt öffentlichen Rechts möglich gewesen wäre (ebd.).

Maßgeblich getragen von der Initiative „Eine Stadt für alle! Wem gehört die ABG?“, wurde 2018 das Bürger_innenbegehren „Mietentscheid Frankfurt“ in die Wege geleitet. Es wird von 46 Organisationen und Vereinen getragen. Daran beteiligt sind politische Parteien und Vereine des linken Spektrums, Hochschulgruppen, Gewerkschaften, aber auch Mieter_innenvereine und Kulturzentren. Für den Textvorschlag des Bürger_innenbegehrens wurden zwischen August 2018 und Januar 2019 rund 25.000 Unterschriften gesammelt. Das Bürger_innenbegehren ist enger gefasst als die oben genannten stadtpolitischen Forderungen von 2015 und 2016 und zielt zunächst auf einen Kurswechsel der Wirtschaftspraxis der ABG ab. Es enthält drei Forderungen, eine inhaltliche Begründung sowie einen Kostendeckungsvorschlag (Mietentscheid Frankfurt o. J.). Die Forderungen lauten:

- **Neubau:** Zukünftig soll sich die ABG nur noch für die Errichtung von Wohnraum für Menschen aus niedrigen und mittleren Einkommensgruppen einsetzen.

- Laufende Mietabsenkung: Die bestehenden Mieten sollen für alle Mieter_innen, die Anspruch auf eine Sozialwohnung haben, derzeit aber eine höhere Miete zahlen, auf 6,50 €/qm gesenkt werden.
- Mietabsenkung bei Neuvermietungen: Künftige Mieten im Wohnungsbestand sollen je nach Haushalt auf zwischen 6,50 und 10,50 €/qm angesetzt werden.

Derzeit ist der Status des „Mietentscheids Frankfurt“ ungeklärt. Die nötigen gültigen Stimmen wurden in der ersten Stufe des Bürger_innenbegehrens gesammelt und eine rechtliche Prüfung zur Vorbereitung des nächsten Schrittes des Bürger_innenentscheids wurde vorgenommen. Im Februar 2020 wurde allerdings vom Rat der Stadt Frankfurt beschlossen, das Bürger_innenbegehren als unzulässig abzulehnen.

In einem Rechtsgutachten der Stadt Frankfurt wurden sechs Mängel identifiziert, auf deren Basis die Weiterführung des Bürger_innenbegehrens abgelehnt wurde: Es sei zu unpräzise, die Kosten seien zu niedrig kalkuliert und die Folgekosten blieben unbenannt. Außerdem sei der Kostendeckungsvorschlag unrealistisch, Wechsel- und Folgewirkungen würden übersehen und das Bürger_innenbegehren gefährde die Aufgabenwahrnehmung von Stadt und ABG. Des Weiteren widersprächen die Vorgaben dem öffentlichen Zweck der ABG (Stadt Frankfurt 2020: 11). Die Initiative „Mietentscheid Frankfurt“ hat die Entscheidung des Stadtrats angefochten und rechtliche Schritte gegen die Ablehnung des Bürger_innenbegehrens eingeleitet. Ein gerichtliches Verfahren läuft derzeit.

Im Vorfeld der Kommunalwahl 2021 signalisierten SPD und Grüne ihre Bereitschaft, einige der Forderungen der Initiative zu erfüllen. Diese beschränken sich jedoch auf die Mietpolitik der ABG, also ihre Vergabe von Wohnungen an Angehörige niedriger Einkommensgruppen. Mehr Beteiligung und Mitsprache betroffener Mieter_innen oder gar die Etablierung von Mieter_innenräten gehört – anders als noch 2015 – nicht mehr zu den Forderungen des Mietentscheids. Immerhin enthält die Frankfurter Koalitionsvereinbarung der Parlamentsmehrheit von Grünen, SPD, FDP und der Volt-Europa-Partei für die Jahre 2021 bis 2026 Quotenvorgaben für günstige Mieten in Neubauwohnungen. Mit Blick auf die ABG soll darauf hingewirkt werden, dass 60 Prozent der neu errichteten Wohnungen im geförderten Sektor gebaut werden sollen (Koalitionsvereinbarung 2021: 54).

Der Fall Frankfurt am Main verdeutlicht, dass die formal-juristische Prüfung ein wichtiges Instrument der Stadtverwaltung ist, um unerwünschte Forderungen aus der Zivilgesellschaft abzuweisen: Es wird von der Kommune als unzulässig interpretiert, die Bürger_innenschaft in einer Abstimmung zu befragen, ob die zu 100 Prozent im kommunalen Besitz befindliche Wohnungsgesellschaft von ihrer Gewinnerorientierung Abstand nehmen soll. Eine direktdemokratische Abstimmung über die Neuausrichtung der Bewirtschaftung öffentlichen Eigentums wird aus formalen Gründen verhindert.

3.2. Berlin: Rechtsetzung nach dem Mietenvolksentscheid

Berlin ist eine Stadt mit niedriger Wohneigentumsquote und stark steigenden Mietkosten. In Westberlin wurde bis in die 1980er Jahre eine strenge

Mietpreiskontrolle praktiziert und öffentliche Wohnungsunternehmen besaßen einen erheblichen Teil des Wohnungsbestands. In Ostberlin wurden die Wohnungsbestände durch die öffentliche Hand oder staatsnahe Organisationen kontrolliert. Zwischen Mitte der 1970er Jahre und 1990 wurden dort in großem Maßstab in Modulweise gebaute Großwohnsiedlungen errichtet (Krüger 2019), für die nach dem Ende der DDR größtenteils Kommunen oder Genossenschaften verantwortlich waren.

1990 gab es in Berlin insgesamt 20 öffentliche Wohnungsunternehmen, die 482.000 Wohnungen verwalteten (236.000 im Westen und 246.000 im Osten), was damals 28 Prozent aller Wohnungen entsprach. Bereits in den 1990er Jahren und vermehrt in den frühen 2000er Jahren wurde eine große Anzahl von Wohnungen veräußert. Bis 2005 verkaufte die Stadt mehr als 200.000 Einheiten und reorganisierte ihren Wohnungsbestand in sechs verbliebene Unternehmen. 2020 besaßen diese Unternehmen jeweils zwischen 31.000 und 75.000 Wohnungen (insgesamt 325.000 Einheiten) und sagten zu, ihren Bestand durch Bau und Kauf bis 2021 auf 360.000 Einheiten zu erweitern (Kooperationsvereinbarung 2018).

Der starke Preisanstieg der zurückliegenden Jahre, Gentrifizierung und Verdrängung erschweren es vor allem Menschen mit mittleren und geringen Einkommen sowie kleinen Gewerbetreibenden und Geflüchteten, bezahlbaren Wohnraum zu finden. Über die Jahre ist eine breite Mietenbewegung in Berlin entstanden, die als kollektiver politischer Akteur verfasst ist und sich aus institutionalisierten Interessenvertretungen sowie nachbarschaftlich und problembezogen organisierten Gruppen zusammensetzt. Es handelt sich allerdings um einen heterogenen Akteur, der durch „Fluidität und Wandelbarkeit“ gekennzeichnet ist (Vollmer 2019: 125).

Bereits 2012 hielt ein Bündnis unterschiedlicher wohnungspolitischer Initiativen eine Reihe von Konferenzen ab, um Druck auf die damalige Regierungskoalition aus SPD und CDU auszuüben. Während der Koalitionsverhandlungen wurde ein Forderungskatalog übergeben („Das mietenpolitische Dossier“), der sich insbesondere mit Konflikten um den sozialen Wohnungsbau auseinandersetzte. Da die Regierung darauf nicht einging, wurde 2015 ein Volksbegehren („Berliner Mietenvolksentscheid“) gestartet, das eine Stärkung der sozialen Wohnraumversorgung und eine Strukturreform der landeseigenen Wohnungsunternehmen anstrebte. Der Mietenvolksentscheid „sieht ebenso eine gemeinwohlorientierte Ausrichtung der landeseigenen Wohnungsunternehmen vor wie die Mitbestimmung von Mieter_innen in einem Gesamtmieterrat“ (Vollmer 2019: 182). Der Mietenvolksentscheid forderte damit eine institutionalisierte Form demokratischer Mitbestimmung über Mieter_innenräte und strebte eine unternehmensrechtliche Umgestaltung der landeseigenen Wohnungsunternehmen in sechs Anstalten öffentlichen Rechts an.

Im Mittelpunkt des „Berliner Mietenvolksentscheids“ stand ein Gesetzesentwurf, der 2015 zur Abstimmung gestellt werden sollte. Er trug den Titel „Gesetz über die Neuausrichtung der sozialen Wohnraumversorgung in Berlin“ (Berliner Wohnraumversorgungsgesetz, WoVG Bln) und verfolgte einen umfassenden wohnungspolitischen Ansatz mit sechs Vorschlägen (Mietenvolksentscheid Berlin o. J.):

- Einrichtung eines öffentlichen Fonds für zukünftige Investitionen in den Wohnungsbau

- Bereitstellung von mehr Sozialwohnungen durch Senkung der Miete für **anspruchsberechtigte Haushalte**
- Konzentration auf den Bau bezahlbarer Wohnungen
- Aufkauf bestehender Wohnungsbestände und Umwandlung in preisgünstigen Wohnraum
- Reorganisation der sechs städtisch kontrollierten Wohnungsunternehmen und deren Umwandlung in je eine Anstalt öffentlichen Rechts
- **Demokratisierung des sozialen Wohnungsbaus durch Gewährung eines Sitzes für einen Mietervertreter im Vorstand jeder öffentlichen Wohnungsbaugesellschaft**

Zwischen dem 11. April und dem 31. Mai 2015 wurden für den Mietenvolksentscheid mehr als 48.000 Unterschriften gesammelt – mehr als das Doppelte der für diese Beteiligungsstufe nötigen 20.000 Unterschriften – was die **große Mobilisierung der Mieter_innenbewegung dokumentiert**.

Um zu verhindern, dass die Wohnungspolitik bei den Abgeordnetenhauswahlen im Herbst 2016 zum unbeherrschbaren Thema würde, suchte die SPD nach einem Kompromiss, indem sie eine frühzeitige gesetzliche Regelung mit auf den Weg brachte, die eine Volksabstimmung überflüssig machen sollte. Zugleich wurden seitens der Verwaltung Zweifel bezüglich der Rechtsgültigkeit des vom Bündnis Mietenvolksentscheid vorgelegten Gesetzentwurfs geäußert. Diese setzten die Initiative unter Druck, dem Kompromiss zuzustimmen. In Verhandlungen zwischen der SPD und Teilen des Bündnisses wurde ein abgewandelter und abgeschwächter Gesetzesvorschlag erarbeitet, der direkt in das Parlament eingebracht und zügig verabschiedet wurde und seit 2016 gilt (WoVG Bln). Im Wesentlichen beinhaltet dieses Wohnraumversorgungsgesetz eine stark reduzierte Variante des vom Mietenvolksentscheid geforderten öffentlichen Investitionsfonds. Der Forderung **nach mehr Mieter_innenmitbestimmung** wurde insofern entsprochen, als dass das Gesetz die Einrichtung von Mieter_innenräten in jedem Unternehmen als Interessenvertretung der Mieter_innenschaft vorsieht und **zusätzlich einer gewählten Person (ein Mitglied des Mieter_innenrats) ein Stimmrecht im Aufsichtsrat des jeweiligen Unternehmens gewährt**. Allerdings sind Mieter_innenräte ehrenamtliche Organe, die ein hohes Engagement von ihren einzeln gewählten Mitgliedern erfordern und in der Praxis vor allem konsultativen Charakter haben.

Die Rechtsform der sechs öffentlichen Wohnungsunternehmen blieb dagegen **unangetastet**, diese sind weiterhin als Aktiengesellschaften bzw. Gesellschaften mit beschränkter Haftung verfasst und damit an gesellschaftsrechtliche Vorgaben gebunden, die eine **gemeinwirtschaftliche Praxis** erschweren. Allerdings wurde mit der Wohnraumversorgung Berlin (WVB) eine Anstalt öffentlichen Rechts gegründet, deren Aufgabe eine stärkere politische Steuerung der sechs öffentlichen Landeswohnungsunternehmen ist (Kuhnert 2016). Laut Gesetz ist die WVB dafür zuständig, politische Leitlinien in Bezug auf den Versorgungs- und Wohnungsmarktauftrag der landeseigenen Unternehmen zu entwickeln. Sie verfügt allerdings nicht über Vermögen und hat vor allem beratenden Charakter.

Das Zustandekommen des Wohnraumversorgungsgesetzes, insbesondere die von der Politik vorangetriebenen Verhandlungen mit Teilen der

zivilgesellschaftlichen Bewegung, wurde zwar von verschiedenen Akteur_innen begrüßt, führte aber auch zu einer Zersplitterung des Netzwerks (Junker/Raab/Schurian 2016). Während die eine Seite argumentierte, dass zuvor übersehene rechtliche Mängel das gesamte Unterfangen hätten gefährden können, kritisierten andere den Kompromiss als nicht weitgehend genug und als vorzeitigen Ausverkauf der Bewegung (Diesselhorst 2018).

Die anschließende Abgeordnetenhauswahl im September 2016 brachte eine in Fragen der Wohnungspolitik reformorientierte Mehrheit aus SPD, LINKEN und Bündnis 90/Die Grünen hervor. Bei der sozialen Bewirtschaftung und preisgünstigem Neubau setzte die neue Regierungskoalition verstärkt auf die sechs landeseigenen Wohnungsunternehmen, auch wenn grundlegende Eingriffe in die Unternehmenspraxis nicht stattfanden. Die Steuerung der Unternehmen erfolgte über eine politische Vereinbarung, die sogenannte Kooperationsvereinbarung, auf die sich die Unternehmen mit dem Berliner Senat geeinigt hatten. Sie enthält politische Zielvorgaben zur sozialen Bestandsbewirtschaftung, schreibt in Teilen die Miethöhe fest, regelt Partizipationsfragen und definiert Ziele der Ausweitung des Wohnungsbestands (Kooperationsvereinbarung 2018). Gemeinsam mit der zuständigen Senatorin Katrin Lompscher (DIE LINKE), die über enge Beziehungen zur stadtpolitischen Bewegung verfügte, wurde ein Kurswechsel in der Wohnungspolitik eingeleitet, der über eine sozialere Ausrichtung der Bewirtschaftungspraxis der landeseigenen Unternehmen hinausging. Im Februar 2020 trat das Gesetz zur Mietenbegrenzung im Wohnungswesen in Berlin (Mietendeckel) in Kraft, das ein gesetzliches Einfrieren der Mieten für die meisten Wohnungen in der Stadt erwirkte, in einigen Fällen sogar die Absenkung von Bestandsmieten. Dies galt auch für die landeseigenen Unternehmen. Im Frühjahr 2021 wurde das Gesetz jedoch durch eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts aus Gründen der mangelnden Zuständigkeit des Landes Berlin gekippt. Einzelaspekte sollen aber für die landeseigenen Unternehmen weiterhin gelten.

Der neueste und vielleicht spektakulärste Erfolg der Berliner Mieter_innenbewegung ist das Volksbegehren „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“. In einer ersten Stufe wurden in rund acht Wochen mehr als 70.000 Unterschriften gesammelt. Nach einer langen juristischen Prüfphase durch den Senat lief im Frühjahr und Sommer 2021 die zweite Phase der Unterschriftensammlung. Die notwendige Unterschriftenzahl (7 % der Wahlberechtigten) wurde weit übertroffen, sodass es im September 2021 zu einem Volksentscheid über einen „Beschluss zur Erarbeitung eines Gesetzentwurfs durch den Senat zur Vergesellschaftung der Wohnungsbestände großer Wohnungsunternehmen (Vergesellschaftungsgesetz)“ (Landeswahlleiter Berlin 2021) kam – so der Titel des zur Abstimmung vorgelegten Beschlusses, der mit über 57 Prozent der Stimmen angenommen wurde. Der Senat von Berlin ist nun aufgefordert, einen Gesetzentwurf zur Vergesellschaftung der Wohnungsbestände großer Wohnungsunternehmen zu erarbeiten.

Der Fall Berlin verdeutlicht den hohen Aufwand langjähriger Vernetzung und Kooperation der mietenpolitischen Akteur_innen, zeigt aber auch, dass es möglich ist, die politische Problemdeutung zu verschieben und Druck auf etablierte politische Kräfte auszuüben. Auch wenn Forderungen des Mietenvolksentscheids abgeschwächt wurden, sind in Berlin durch

verschiedene Maßnahmen soziale Belange der Wohnraumbewirtschaftung und Möglichkeiten der Mieter_innenmitbestimmung institutionalisiert worden: per Gesetz, als Vereinbarung zwischen den Unternehmen und dem Senat sowie in Form der Wohnraumversorgung Berlin wurden konkrete Regelungen festgeschrieben. Dies kann als Erfolg der mietenpolitischen Bewegung gedeutet werden. Ob und in welcher Form er ausgeweitet werden muss, ist an anderer Stelle zu untersuchen.

4. Auswertung: Vergleich Frankfurt am Main und Berlin

Der Fallvergleich zeigt einige Parallelen zwischen Frankfurt am Main und Berlin auf: Zunächst lässt sich festhalten, dass gut organisierte Initiativen und stadtweite Netzwerke in der Lage sind, direktdemokratische Verfahren zur Neuausrichtung der öffentlichen Wohnungsunternehmen anzustoßen und durchzuführen. In beiden Fällen wurden die nötigen Unterschriften zur Einleitung der jeweils nächsten Stufe des Bürger_innen- bzw. Volksbegehrens erreicht. Dies zeigt das Mobilisierungspotenzial für wohnungspolitische Themen. Beide Initiativen waren erfolgreich darin, die Wirtschaftspraxis kommunaler Wohnungsunternehmen zum Gegenstand der öffentlichen Debatte zu machen. Allerdings stießen sie dabei auf den Widerstand der jeweiligen Stadtverwaltungen, die Zweifel hinsichtlich der Rechtmäßigkeit der Begehren äußerten. Die formale juristische Prüfung stellt eine ernst zu nehmende Hürde für direktdemokratische Bestrebungen dar, insbesondere wenn die Verantwortlichen in den Verwaltungen eine restriktive Auslegung praktizieren. Dies unterstreicht die Bedeutung von juristischem Fachwissen auch für zivilgesellschaftliche Bewegungen. Der Frankfurter Fall zeigt, dass auch rechtliche Klagen seitens der Mietenbewegung zum Repertoire der wohnungspolitischen Auseinandersetzungen zählen. Dort hat das Bündnis Mietentscheid Widerspruch gegen den negativen Ratsbeschluss eingelegt und erhofft sich eine Korrektur der Ablehnungsentscheidung.

Die Entwicklungen unterscheiden sich aber auch in einigen Aspekten, allen voran in der Reichweite der Forderungen und deren Durchsetzung. Diese Differenzen lassen sich anhand von drei Dimensionen systematisieren: Art der Bewirtschaftung, Mieter_innenmitbestimmung und Steuerungsregime der öffentlichen Unternehmen bzw. deren Rechtsform. In beiden Städten zielten die Bürger_innenbegehren auf eine Umsteuerung der Wohnraumbewirtschaftung, insbesondere auf eine stärkere Ausrichtung der Wohnraumvergabe an den Bedürfnissen von Menschen mit geringen und mittleren Einkommen. Die Berliner Initiative ging allerdings deutlich über Forderungen einer veränderten Bewirtschaftung hinaus, sie strebte zusätzliche Finanzmittel, eine institutionalisierte Beteiligung der Mieter_innenschaft in unternehmensweiten Mieter_innenräten sowie eine Veränderung der Rechtsform der Unternehmen an. Auch wenn diese Forderungen im Verlauf des Gesetzgebungsverfahrens abgeschwächt wurden – insbesondere die finanzielle Zusatzförderung und veränderte Rechtsformen haben sich nicht durchgesetzt –, konnten in Berlin doch einige Schritte im Sinne der Initiativen vollzogen werden. Dies betrifft vor allem die Mitbestimmung in Form von Mieter_innenräten, die in Frankfurt am Main zwar zu Beginn Teil der Forderungen der Mietenbewegung war, später aber keinen Eingang in das Bürger_innenbegehren gefunden hat.[3]

In Berlin ist die institutionalisierte Vertretung von Repräsentant_innen der Mieter_innenschaft in den Aufsichtsräten der jeweiligen Wohnungsgesellschaften mittlerweile gesetzlich abgesichert. Zum einen wurden bereits existierende dezentrale Mieter_innenbeiräte gestärkt, zum anderen wurden firmenweite Mieter_innenräte eingeführt, die laut Senatsverwaltung die Mitbestimmung stärken und als Instrument einer „Demokratisierung des Wohnens“ dienen (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen o. J. a). Allerdings handelt es sich vor allem um eine konsultative Form der Beteiligung, bei der Anregungen aus der Mieter_innenschaft gebündelt und Vorschläge unterbreitet werden, um auf diese Weise zum Interessenausgleich beizutragen. Das Wohnraumversorgungsgesetz sieht allerdings auch vor, dass Mieter_innenräte sich mit Unternehmensplanungen bei den Neubau-, Modernisierungs- und Instandsetzungsprogrammen und der Quartiersentwicklung befassen und dazu Stellung nehmen können.

Außerdem wurden im Berliner Fall die unternehmensrechtlichen Grundsätze der öffentlichen Gesellschaften infrage gestellt. Zwar wurden die sechs landeseigenen Gesellschaften nicht wie gefordert in Anstalten des öffentlichen Rechts (AöR) umgewandelt, es wurde aber eine neue AöR gegründet, die „Wohnraumversorgung Berlin“. Ihre Aufgabe ist es, unternehmenspolitische Leitlinien bezüglich der Wahrnehmung des Versorgungs- und Wohnungsmarktauftrags der landeseigenen Wohnungsunternehmen für die Landesregierung zu entwickeln, zu prüfen und fortzuschreiben (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen o. J. b). Die Stadt verfügt somit über eine wohnungspolitische Koordinationsstelle, um eine gemeinwohlorientierte Ausrichtung der landeseigenen Gesellschaften zu stärken. Tabelle 2 enthält eine zusammenfassende Übersicht der zentralen Forderungen.

In Berlin ist es möglich, über landesrechtliche Kompetenzen Veränderungen bei den Wohnungsunternehmen gesetzlich zu verankern. Allerdings sind dabei immer gleichzeitig sechs zu steuernde Unternehmen betroffen. In Frankfurt am Main ist dagegen nur ein städtisches Unternehmen Objekt des Bürger_innenbegehrens, sodass ein organisationaler Wandel bereits über Veränderungen im Gesellschaftervertrag zwischen Stadt und ABG herbeigeführt werden könnte. Dagegen sprechen allerdings die politischen Mehrheiten, die von einem stärkeren Gewicht bürgerlicher Parteien geprägt

	Mietentscheid Frankfurt/Main	Mietenvolksentscheid Berlin
angestrebte Bewirtschaftung	<ul style="list-style-type: none"> Wohnungsvergabe auf Basis sozialer Kriterien moderat profitorientiert: Überschussabführung an Eigentümerin (Stadt) bleibt bestehen 	<ul style="list-style-type: none"> Wohnungsvergabe auf Basis sozialer Kriterien bezuschussend: Zuführung von Eigenkapital durch Eigentümerin (Stadt), Ausweitung der Förderung
Mieter_innenmitbestimmung	<ul style="list-style-type: none"> nicht vorgesehen 	<ul style="list-style-type: none"> institutionalisiert: lokale Mieter_innenbeiräte und Mieter_innenräte auf Unternehmensebene
Steuerungsregime der öffentlichen Unternehmen / Rechtsform	<ul style="list-style-type: none"> bleibt unangetastet (traditionelle kommunale Eigentumssteuerung durch städtische Entscheidungsträger_innen) 	<ul style="list-style-type: none"> Umstrukturierung (neue (Selbst-)Steuerung in Form von Anstalten öffentlichen Rechts)

Tab. 2 Übersicht der direktdemokratischen Forderungen (Quelle: eigene Darstellung)

sind, auch wenn der Koalitionsvertrag von 2021 für die ABG eine sozialere Ausrichtung der Wohnraumbewirtschaftung vorsieht.

Abschließend lässt sich festhalten, dass das Frankfurter Bürger_innenbegehren größeren Herausforderungen gegenüberstand und einen enger gefassten Forderungskatalog zur Abstimmung gestellt hat. In Berlin war das politische Klima günstiger, der Anspruch der Neuausrichtung der Unternehmen aber auch größer. Auch wenn die Berliner Initiative während der Verhandlungen zum Gesetzentwurf Abstriche machen musste, insbesondere bei der Umwandlung der Rechtsform, zeigt sich doch, dass das Thema des grundlegenden Wandels öffentlicher Unternehmen erfolgreich auf die politische Agenda gesetzt werden kann. Wie nachhaltig die konkreten Veränderungen sind, ob sie beibehalten oder erweitert werden, ist derzeit noch nicht abzusehen. Die Initiative „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ jedenfalls hat die Frage nach der Rechts- und Eigentumsform großer Wohnraumbestände wieder aufgegriffen und spitzt sie weiter zu.

5. Fazit und Ausblick:

Neuer Umgang mit öffentlichem Eigentum

In Frankfurt am Main und Berlin zeigt sich, dass die Ausrichtung der öffentlichen Wohnungsunternehmen umstritten ist. Konflikte und Auseinandersetzungen zeigen sich insbesondere mit Blick darauf, welche Anspruchsgruppen Berücksichtigung finden sollen und wessen Wohl bevorzugt in den Blick genommen wird. In Frankfurt am Main verteidigte die Ratsmehrheit den Status quo mit dem Verweis darauf, dass Gewinne der ABG an die Stadt fließen und somit allen zugutekämen. Hier wird ein Gemeinwohlverständnis formuliert, das das Mehrheitsinteresse mit den Erfordernissen der städtischen Haushaltspolitik in Einklang bringt. Dies ist ein Beispiel dafür, dass der Verweis auf das Gemeinwohl auch verwendet werden kann, um eine profitorientierte Wohnungspolitik zu legitimieren,^[4] während Forderungen nach bezahlbarer/sozialer Wohnraumversorgung als Vertretung von Partikularinteressen deklariert werden. Ein solches Verständnis bleibt den Begründungszusammenhängen neoliberaler Stadtpolitiken verhaftet.

Aber auch in Berlin bleibt die unternehmensrechtliche Ausrichtung der Wohnungsunternehmen umstritten. Insbesondere durch die Beibehaltung der Rechtsform öffentlicher Wohnungsunternehmen als Aktiengesellschaften bzw. Gesellschaften mit beschränkter Haftung wird eine (zukünftige) profitorientierte Bewirtschaftungspraxis nicht ausgeschlossen. Gemeinwohl bleibt also auch hier ein umkämpfter Gegenstand, der fortwährend situativ und zeitlich begrenzt zwischen Akteur_innen in ungleichen Machtverhältnissen ausgehandelt wird – und werden muss.

Direktdemokratische Verfahren sind dabei eine Möglichkeit, einen grundlegenden Wandel öffentlicher Unternehmen herbeizuführen, indem sie ein Gemeinwohlverständnis auf die Agenda setzen, das folgende Aspekte umfasst: die Art der Bewirtschaftung, die Mitbestimmung von Mieter_innen und die rechtliche Form der Unternehmenssteuerung. In den bisherigen Diskussionen und Auseinandersetzungen hat die soziale Wohnraumversorgung – oft vor dem Hintergrund unmittelbarer sozialer Härten – den größten Raum eingenommen. Ein grundlegender Paradigmenwechsel in der Wohnungspolitik erscheint aber

ohne eine Institutionalisierung der Mieter_innenmitbestimmung (von Vollmer und Kadi (2018) als „Governance“ kategorisiert) und ohne eine langfristige gesellschaftsrechtliche Umstrukturierung der Firmen auf nicht-profitorientierte Formen des Wirtschaftens wenig aussichtsreich (vgl. Jensen 2021).

Eine dauerhafte Mieter_innenmitbestimmung könnte – analog zur gesetzlichen Arbeitnehmer_innenmitbestimmung über Betriebsräte – als Ko-Management der Mieter_innenschaft an bisher schon erfolgreiche Formen bundesrepublikanischer Wirtschaftspraxis anknüpfen. Bisher sind die Erfahrungen zwar gering, aber die zunehmend eng vernetzten stadtpolitischen Initiativen könnten eine wichtige Rolle bei der Unterstützung der einzelnen Mieter_innenräte spielen. Eine umfassende und institutionalisierte Mieter_innenmitbestimmung, wie sie etwa vom Bündnis „kommunal & selbstverwaltet Wohnen“ in Berlin gefordert wird, umfasst alle Bereiche des Wohnens (Planung, Verwaltung, Modernisierung, Nachbarschaftsbeziehungen und mögliche Veräußerung) und betont neben der Mitbestimmung kommunaler Unternehmen auch die Bedeutung der Selbstverwaltungspraxis, wie sie in vielen Hausprojekten stattfindet (kusWo 2018).

Für eine langfristig sozial orientierte Wohnraumversorgungspraxis durch öffentliche Unternehmen spielt deren Rechtsform eine wichtige Rolle, denn auch wenn Unternehmen sich vollständig in öffentlichem Besitz befinden, unterliegen sie zugleich dem Gesellschaftsrecht (Aktien- oder GmbH-Gesetz). Das erschwert demokratische Teilhabe und Transparenz, etwa wenn Geschäftsgeheimnisse berührt sind oder Vorstände mit umfangreichen Kompetenzen ausgestattet werden. Die langfristige Neuausrichtung öffentlicher Unternehmen dürfte die größte Herausforderung darstellen: Auf der einen Seite erfordert sie einen organisationalen Kulturwandel, auf der anderen Seite bleibt die Bewirtschaftung von Wohnraum eine anspruchsvolle Tätigkeit, die Sachkenntnis und professionelles Handeln erfordert. Eine erfolgreiche Umwandlung von Unternehmen in eine andere Rechtsform, wie etwa eine Anstalt öffentlichen Rechts oder eine Stiftung, kann zudem nur durch die Eigentümer_innen erfolgen. Solange eine Rechtsformänderung nicht durchsetzbar ist, könnte die Wiedereinführung der Wohnungsgemeinnützigkeit mithilfe des Steuerrechts eine wichtige Unterstützung bieten (vgl. Holm/Horlitz/Jensen 2017; Kuhnert/Leps 2017).

Bürger_innen- bzw. Volksbegehren sind also ein wichtiges Instrument für zivilgesellschaftliche Initiativen, denn mit der Formulierung konkreter Vorschläge, Forderungen und Gesetze können sie unmittelbaren politischen Druck in ausgewählten Sachfragen aufbauen. Auch juristische Klagen und andere rechtliche Mittel gehören zum strategischen Repertoire stadtpolitischer Bewegungen (Kusiak 2021). Direktdemokratische Verfahren bieten sich aber nicht nur als Form konkreter Kritik an der lokalen Wohnungspolitik an, sondern können für die Stadtgesellschaft auch ein Weg der Selbstermächtigung sein, die den wohnungspolitischen Diskurs verschiebt und soziale Bedürfnisse offensiv gegen eine profitorientierte Organisationspraxis öffentlicher Unternehmen stellt. Die Vielzahl von Initiativen aus unterschiedlichen Großstädten zeigt, dass es sich nicht um isolierte Ereignisse handelt. Diese Vielfalt ermöglicht es den Initiativen auch, voneinander zu lernen und durch gezielte Vernetzung den Transfer von Ideen, Strategien und Konzepten herbeizuführen (Rink/Vollmer 2019).

Allerdings sind direktdemokratische Initiativen, die einen anderen Umgang mit öffentlichem Eigentum herbeiführen wollen, voraussetzungsvoll. Die Hürden für die Durchführung von Bürger_innen- und Volksbegehren sind hoch und erfordern umfangreiche juristische, politische und ökonomische Sachkenntnis. Außerdem ist der logistische Aufwand erheblich – in wenigen Monaten ausreichend gültige Unterschriften müssen gesammelt werden. All dies ist vornehmlich ehrenamtlich organisiert und erfordert ein großes Engagement der Beteiligten. Zugleich treffen die Begehren oftmals auf Widerstände in der Stadtverwaltung und auch bei den öffentlichen Unternehmen selbst. In Frankfurt am Main ist dies umfänglich dokumentiert, aber auch in Berlin hat sich – trotz weitergehender gesetzlicher Vorgaben – am Selbstverständnis der öffentlichen Unternehmen und ihrer Geschäftsführer_innen bisher wenig geändert.[5]

Die angespannten Wohnungsmärkte in deutschen Städten zeigen, dass es bisher nicht gelingt, eine grundlegende Wende in der Wohnungspolitik herbeizuführen. Die Frage, welchen Beitrag öffentliche Unternehmen zur Entspannung der Wohnungsmarktlage leisten können, wird damit besonders dringlich. Die Fallanalysen haben klargemacht, dass in der neoliberalen Stadt nicht davon auszugehen ist, dass öffentliche Eigentümer_innenschaft eine umfassende Gemeinwohlorientierung der Wohnraumbewirtschaftung sicherstellt. Die Initiativen haben sich dafür eingesetzt, dass soziale Wohnraumbewirtschaftung, Mieter_innenbeteiligung und alternative Rechtsformen entscheidende Bestandteile einer solchen Gemeinwohlorientierung sind. In welcher Weise sie zur Geltung kommen, hängt davon ab, wie gut sie sich mit ihren stadtpolitischen Forderungen durchsetzen können. Dabei spielt die Institutionalisierung von erreichten Erfolgen eine wichtige Rolle. Gemeinwohl in der Wohnungspolitik wird weiter umkämpft bleiben, aber die Chancen für die Initiativen, ihre Forderungen durchzusetzen, steigen, wenn sie gut vernetzt und organisiert sind. Der Umgang mit öffentlichem Eigentum ist dabei eine zentrale Facette zur Überwindung der neoliberalen Stadt.

Endnoten

- [1] Bürger_innen- und Volksbegehren sind demokratische Initiativen, die sich auf die Regelungen eines konkreten Sachverhalts richten. Die kommunal- und landesrechtlichen Vorgaben variieren je nach den gesetzlichen und verfassungsrechtlichen Bestimmungen. In der Regel richten sich Bürger_innenbegehren an die kommunale Ebene, Volksbegehren an die Landesebene.
- [2] Diese formalen Unterschiede der Fälle schlagen sich zwar in den rechtlichen Vorgaben für die Beteiligungsverfahren nieder, spielen aber unserer Einschätzung nach für die Erklärung der Unterschiede zwischen beiden Fällen keine entscheidende Rolle.
- [3] Mieter_innenräte, die einen Sitz im Aufsichtsrat einer öffentlichen Gesellschaft wahrnehmen und damit an Unternehmensentscheidungen beteiligt sind, sind bisher sehr selten. Ein prominentes Beispiel findet sich in der unmittelbaren Nähe von Frankfurt am Main: Bei der Wohnbau Gießen GmbH sind seit den 1990er Jahren Vertreter_innen der Mieter_innenschaft im Aufsichtsrat (Kuhnert/Leps 2017: 320 f.). Die Verankerung solcher Entscheidungsbefugnisse ist durch eine Änderung des Gesellschaftervertrags möglich und wäre auch eine Option für mehr Mitbestimmung bei der ABG.
- [4] Dass Überschüsse auch stadtweit oder sogar bundesweit zweckgebunden für eine Expansion der sozialen Wohnraumversorgung verwendet werden könnten, zeigt der

Vorschlag eines revolvierenden Fonds, der ein Grundpfeiler des Konzepts der Neuen Gemeinnützigkeit ist (siehe Holm/Horlitz/Jensen 2017: 27 f.).

- [5] Die Bedingungen für einen organisationalen Kultur- und Führungsstilwandel innerhalb der öffentlichen Wohngesellschaften sind allerdings weitgehend unerforscht. Insbesondere Forschung zur Rolle des leitenden Managements bei der Umstrukturierung und Neuausrichtung öffentlicher Unternehmen ist ein Desiderat.

Autor_innen

Sebastian Botzem ist Politikwissenschaftler und Ökonom. Er arbeitet zu den Themen Internationalisierung des Finanzwesens, wirtschaftliche Globalisierung, ökonomisches Denken und Finanzialisierung der Wohnungswirtschaft.

sebastian.botzem@uni-bremen.de

Natalia Besedovsky ist Soziologin. Sie arbeitet zu den Themen Wirtschafts- und Wissenssoziologie, Praktiken in der Finanzwirtschaft sowie Finanzialisierung der Nachhaltigkeit.

natalia.besedovsky@uni-hamburg.de

Literatur

Aalbers, Manuel B. (2017): The variegated financialization of housing. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 41/4, 542-554.

ABG (2016): Wohnen für Alle. 125 Jahre ABG FRANKFURT HOLDING. <https://www.abg.de/unternehmen/wir-ueber-uns/chronik.php> (letzter Zugriff am 28.8.2020).

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (2019): Gemeinwohlorientierte Wohnungspolitik – Stiftungen und weitere gemeinwohlorientierte Akteure. Handlungsfelder, Potenziale und gute Beispiele. Bonn: Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung.

Botzem, Sebastian / Dobusch, Leonhard (2012): Dienstleister der Finanzialisierung. Fragmentierte Organisation und kalkulierte Profite in der Immobilienwirtschaft. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 64/4, 673-700.

Deutscher Bundestag (2020): Zielerreichung der Bundesregierung, für bezahlbare Mieten zu sorgen. Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Christian Kühn (Tübingen), Daniela Wagner, Canan Bayram, weiterer Abgeordneter und der Fraktion BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN – Drucksache 19/18230. <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/182/1918230.pdf> (letzter Zugriff am 23.9.2020).

Diesselhorst, Jonathan (2018): Wenn stadtpolitische Bewegungen das Terrain des Staats betreten. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 48/191, 265-282.

Döring, Nicola / Bortz, Jürgen (2016): *Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften*. Berlin: Springer.

Gennies, Mona (2021): Konzeptverfahren als Instrument einer gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung. Technische Universität Berlin: *ISR Impulse Online* Nr. 68. <https://verlag.tu-berlin.de/produkt/978-3-7983-3174-7/> (letzter Zugriff 30.4.2021).

Gestring, Norbert / Ruhne, Renate / Wehrheim, Jan (Hg.) (2014): *Stadt und soziale Bewegungen*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Heeg, Susanne (2013): Wohnungen als Finanzanlage. Auswirkungen von Responsibilisierung und Finanzialisierung im Bereich des Wohnens. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 1/1, 75-99.

Held, Tobias (2011): Verkäufe kommunaler Wohnungsbestände. Ausmaß und aktuelle Entwicklungen. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 12/2011, 675-682.

Hilbrandt, Hanna (2019): Everyday urbanism and the everyday state. Negotiating habitat in allotment gardens in Berlin. In: *Urban Studies* 56/2, 352-367.

Holm, Andrej (2011): Wohnung als Ware. Zur Ökonomie und Politik der Wohnungsversorgung. In: *Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* 31/121, 9-20.

Holm, Andrej (2013): Wohnen als soziale Infrastruktur. In: *Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung* 95. <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/article/1102.wohnen-als-soziale-infrastruktur.html/> (letzter Zugriff am 10.5.2021).

- Holm, Andrej (2014): Das Recht auf die Stadt in umkämpften Räumen. Zur gesellschaftlichen Reichweite lokaler Proteste. In: Norbert Gestring / Renate Ruhne / Jan Wehrheim (Hg.), Stadt und soziale Bewegungen. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 43-62.
- Holm, Andrej / Horlitz, Sabine / Jensen, Inga (2015): Neue Gemeinnützigkeit. Gemeinwohlorientierung in der Wohnungsversorgung. Arbeitsstudie im Auftrag der Fraktion DIE LINKE. im deutschen Bundestag, Berlin.
- Holm, Andrej / Horlitz, Sabine / Jensen, Inga (2017): Neue Wohnungsgemeinnützigkeit. Voraussetzungen, Modelle und erwartete Effekte. Studie im Auftrag der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin.
- Horlitz, Sabine (2019): Community Land Trusts. Nachbarschaftliche Selbstverwaltung gegen Bodenspekulation und Verdrängung. In: Brigitta Gerber / Ulrich Kriese (Hg.), Boden behalten, Stadt gestalten, Zürich: Rüffer und Rub, 105-115.
- Hunger, Bernd (2017): Für und Wider Wohnungsgemeinnützigkeit. In: Barbara Schöning / Justin Kadi / Sebastian Schipper (Hg.), Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur, Bielefeld: transcript, 153-164.
- Jensen, Inga (2021): Wohnraum als soziale Infrastruktur. In: Barbara Schöning / Lisa Vollmer (Hg.), Wohnungsfragen ohne Ende?!, Bielefeld: transcript, 147-162.
- Junker, Stephan / Raab, Susanna / Schurian, Hannah (2016): Wundermittel Volksentscheid? Chancen und Grenzen für die mietenpolitische Bewegung. In: LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis September 2016, 114-121.
- Kamleithner, Christa (2009): „Regieren durch Community“. Neoliberale Formen der Stadtplanung. In: Matthias Drilling / Olaf Schnur (Hg.), Governance der Quartiersentwicklung. Theoretische und praktische Zugänge zu neuen Steuerungsformen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 29-47.
- Koalitionsvereinbarung (2021): Ein neues Frankfurt gestalten. Koalitionsvertrag für Frankfurt 2021-2026. Bündnis 90/Die Grünen, SPD, FDP, Volt Frankfurt. https://dynamic.faz.net/download/2021/Koalitionsvertrag_2021_2026.pdf (letzter Zugriff am 23.5.2021).
- Kooperationsvereinbarung (2018): Bericht zur Kooperationsvereinbarung 2018. „Leistungsfähige Mieten, Wohnungsneubau und soziale Wohnraumversorgung“ über das Jahr 2018. Berlin: Wohnraumversorgung Berlin – Anstalt öffentlichen Rechts.
- Krüger, Arvid (2019): Die veränderte Rolle der Wohnungswirtschaft in den Großen Siedlungen. In: Uwe Altröck / Detlef Kurth / Ronald Kunze (Hg.), Programmatik der Stadterneuerung. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 25-47.
- Kuhnert, Jan (2016): Soziale Aufgaben für öffentliche Wohnungsunternehmen. Gesetz erzwingt Neuorientierung der Wohnungsunternehmen von Berlin. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 17/2, 63-68.
- Kuhnert, Jan / Leps, Olof (2017): Neue Wohnungsgemeinnützigkeit. Wege zu langfristig preiswertem und zukunftsgerechtem Wohnraum. Wiesbaden: Springer.
- Kusiak, Joanna (2021): Trespassing on the law. Critical legal engineering as a strategy for action research. In: Area. <https://doi.org/10.1111/area.12700>, 1-8.
- kusWo – kommunal & selbstverwaltet Wohnen (2018): Broschüre. https://kommunal-selbstverwaltet-wohnen.de/2018_kuswo_broschuere.pdf (letzter Zugriff am 15.5.2021).
- Künkel, Jenny (2018): Die städtische Produktion von „Armutsmigration“. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 48/191, 283-298.
- Landeswahlleiter Berlin (2021): Volksentscheid über einen Beschluss zur Erarbeitung eines Gesetzentwurfs durch den Senat zur Vergesellschaftung der Wohnungsbestände großer Wohnungsunternehmen. <https://www.berlin.de/wahlen/abstimmungen/deutsche-wohnen-und-co-enteignen/artikel.1040424.php> (Letzter Zugriff am 30.09.2021)
- Lebuhn, Henrik (2008): Stadt in Bewegung. Mikrokonflikte um den öffentlichen Raum in Berlin und Los Angeles. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Mayntz, Renate (1992): Interessenverbände und Gemeinwohl – Die Verbändestudie der Bertelsmann Stiftung. In: Renate Mayntz (Hg.), Verbände zwischen Mitgliederinteressen und Gemeinwohl. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung, 11-35.
- Mayntz, Renate (2001): Wohlfahrtsökonomische und systemtheoretische Ansätze zur Bestimmung von Gemeinwohl. In: Herfried Münkler / Karsten Fischer (Hg.), Gemeinwohl und Gemeinsinn. Rhetoriken und Perspektiven sozial-moralischer Orientierung. Berlin: Akademie Verlag, 111-126.
- Mayring, Philipp (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim/Basel.

- Mehr Demokratie (2020): Bürgerbegehrensbericht 2020. <https://www.mehr-demokratie.de/themen/buergerbegehren-in-den-kommunen/buergerbegehrensbericht-2020/> (letzter Zugriff am 29.09.2021).
- Mehr Demokratie (2021): Datenbank Bürgerbegehren. https://www.mehr-demokratie.de/nc/datenbank-buergerbegehren/?tx_buergerbegehren_list%5Baction%5D=list&tx_buergerbegehren_list%5Bcontroller%5D=Initiative&cHash=8add6fde8bbd4b5b1b272cb9b0d2dd4/ (letzter Zugriff am 11.5.2021).
- Mertens, Daniel (2015): Erst sparen, dann kaufen? Privatverschuldung in Deutschland. Frankfurt am Main: Campus.
- Metzger, Joscha / Schipper, Sebastian (2017): Postneoliberale Strategien für bezahlbaren Wohnraum? Aktuelle wohnungspolitische Ansätze in Frankfurt am Main und Hamburg. In: Barbara Schöning / Justin Kadi / Sebastian Schipper (Hg.), Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur. Bielefeld: transcript, 178-212.
- Metzger, Philipp (2020): Die Finanzialisierung der deutschen Ökonomie am Beispiel des Wohnungsmarktes. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Mietentscheid Frankfurt (o. J.): Sind Sie dafür, dass die Stadt Frankfurt am Main... https://mietentscheid-frankfurt.de/?page_id=323 (letzter Zugriff am 17.9.2020).
- Mietenvolksentscheid Berlin (o. J.): Gesetz über die Neuausrichtung der sozialen Wohnraumversorgung in Berlin (Berliner Wohnraumversorgungsgesetz). <https://mietenvolksentscheidberlin.de/wp-content/uploads/2015/03/150308c-WoVG-Bln-mit-Begruendung.pdf> (letzter Zugriff am 17.9.2020).
- Mittendorf, Volker / Schiller, Theo (2008): Initiative und Referendum. In: Norbert Kersting (Hg), Politische Beteiligung. Einführung in dialogorientierte Instrumente politischer und gesellschaftlicher Partizipation. Wiesbaden: Springer, 142-156.
- Münkler, Herfried / Bluhm, Harald (Hg.) (2001): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Historische Semantiken politischer Leitbegriffe. Berlin: Akademie Verlag.
- Münkler, Herfried / Fischer, Karsten (1999): Gemeinwohl und Gemeinsinn: Thematisierung und Verbrauch soziomoralischer Ressourcen in der modernen Gesellschaft. Berichte und Abhandlungen / Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (vormals Preußische Akademie der Wissenschaften) 7/1999, 237-265.
- Offe, Claus (2019 [2001]): Wessen Wohl ist das Gemeinwohl? In: Institutionen, Normen, Bürgertugenden. Wiesbaden: Springer, 341-366.
- Rink, Dieter / Vollmer, Lisa (2019): „Mietenwahnsinn stoppen!“ Netzwerke und Mobilisierungen der Mieter*innenbewegung in deutschen Großstädten. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 32/3, 337-349.
- Rinn, Moritz (2018): Ein Urbanismus der Ungleichheit. „Neue soziale Stadtpolitik“ in Hamburg als Strategie der Verbürgerlichung. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 6/1, 9-28.
- Sarnow, Martin (2019): „Wir kaufen den Kiez zurück“. Milieuschutz und Vorkaufsrecht als Ansätze einer postneoliberalen Wohnraumversorgung in Berlin Friedrichshain-Kreuzberg? In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 7/1-2, 115-136.
- Schipper, Sebastian (2016): Wohnungsnot und Gentrifizierung in Frankfurt am Main. Zur Rolle der städtischen Wohnungsbaugesellschaft ABG Holding in gegenwärtigen Verdrängungsprozessen. <https://www.uni-frankfurt.de/45864137/Publikationen> (letzter Zugriff am 28.8.2020).
- Schipper, Sebastian (2018): Wohnraum dem Markt entziehen? Wohnungspolitik und städtische soziale Bewegungen in Frankfurt und Tel Aviv. Wiesbaden: Springer VS.
- Schipper Sebastian / Schöning, Barbara (2021): Die ewig neue Wohnungsfrage! Auf den Spuren bundesdeutscher Debatten zur sozialen Wohnraumversorgung. In: Björn Egner / Stephan Grohs / Tobias Robischon (Hg.), Die Rückkehr der Wohnungsfrage. Ansätze und Herausforderungen lokaler Politik. Wiesbaden: Springer VS, 77-89.
- Schöning, Barbara (2018): Ausnahmesegment. Form und Funktion sozialen Wohnungsbaus im transformierten Wohlfahrtsstaat. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 48/191, 227-245.
- Schöning, Barbara / Kadi, Justin / Schipper, Sebastian (Hg.) (2017): Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur. Bielefeld: transcript.
- Schöning, Barbara / Vollmer, Lisa (Hg.) (2021): Wohnungsfragen ohne Ende?! Ressourcen für eine soziale Wohnraumversorgung. Bielefeld: transcript.
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (o. J. a): Mieterräte. https://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/wohnraumversorgung/anstalt_themen_mieterraete.shtml (letzter Zugriff am 17.9.2020).

- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (o. J. b): Wohnraumversorgung Berlin (WVB) – Anstalt öffentlichen Rechts. <https://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/wohnraumversorgung/> (letzter Zugriff am 17.9.2020).
- Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen (2020): Stadtentwicklungsplan Wohnen 2030. Neue Wohnungen für Berlin. Berlin.
- Stadt Frankfurt (2020): Rechtsgutachten der Stadt Frankfurt. <https://www.stadt-fuer-alle.net/?p=1675/> (letzter Zugriff am 7.5.2021).
- Stadt für alle (o. J.): Kurzvorstellung Deutsch. https://www.stadt-fuer-alle.net/?page_id=599 (letzter Zugriff am 5.5.2021).
- Stadt für alle (2015): Forderungen Januar 2015. https://www.stadt-fuer-alle.net/?page_id=59/ (letzter Zugriff am 26.4.2021).
- Stadt für alle (2016): Forderungen November 2016. https://www.stadt-fuer-alle.net/?page_id=1314/ (letzter Zugriff am 26.4.2021).
- STVV – Stadtverordnetenversammlung Frankfurt am Main (2014): Wortprotokoll über die 32. Plenarsitzung der Stadtverordnetenversammlung am 26.6.2014. https://www.stvv.frankfurt.de/download/WOP_32_26-06-2014.pdf (letzter Zugriff am 17.9.2020).
- Unger, Knut (2018): Mieterhöhungsmaschinen. Zur Finanzialisierung und Industrialisierung der unternehmerischen Wohnungswirtschaft. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 48/191, 205-225.
- Vogelpohl, Anne / Buchholz, Tino (2017): Breaking with neoliberalization by restricting the housing market. Novel urban policies and the case of Hamburg. In: International Journal for Urban and Regional Research 41/2, 266-281.
- Vogelpohl, Anne / Vollmer, Lisa / Vittu, Elodie / Brecht, Norma (2017): Die Repolitisierung des Wohnens. Städtische soziale Bewegungen für ein Recht auf Wohnen und auf Stadt in Hamburg, Berlin, Jena und Leipzig. In: Barbara Schöning / Justin Kadi / Sebastian Schipper (Hg.), Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur. Bielefeld: transcript, 102-131.
- Vollmer, Lisa (2019): Mieter_innenbewegungen in Berlin und New York. Die Formierung politischer Kollektivität. Wiesbaden: Springer VS.
- Vollmer, Lisa (2021): Gemeinwohlorientierte Stadtentwicklung? Über einen uneindeutigen Begriff und seinen strategischen Einsatz in der stadtpolitischen Bewegung. In: Común. Zeitschrift für stadtpolitische Interventionen, 34-35.
- Vollmer, Lisa / Kadi, Justin (2018): Wohnungspolitik in der Krise des Neoliberalismus in Berlin und Wien. Postneoliberaler Paradigmenwechsel oder punktuelle staatliche Beruhigungspolitik? In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 48/191, 247-264.
- Yin, Robert K. (2009): Case study research. Design and methods. Thousand Oaks, CA: Sage.

Common good and public housing. Comparing direct democratic initiatives for the realignment of public housing companies in Frankfurt am Main and Berlin

Rent increases, gentrification and social conflicts are leading to a re-politization of housing policy, drawing attention to publicly owned housing companies. Social movements increasingly criticize the orientation of municipal and state-owned housing companies questioning the dominant neoliberal orientation of public ownership. In this paper, we position the reform of public housing companies as part of the broader discussion on the common good in housing policy and focus on the challenges of reorganizing publicly owned housing companies. Based on a comparative case study we investigate democratic initiatives in Frankfurt am Main and Berlin that aim to reform public housing companies. In both cities, economic practices of such companies are becoming the object of political movements aiming to profoundly alter these organizations. We document the merits and limits of direct-democratic initiatives and discuss three analytical dimensions of

the reorganization of public housing companies: Management practices, tenant consultation rights and changes to the legal form of public housing companies.

Küchentechnik ist politisch!

Eine feministische Perspektive auf Mensch-Technik-Beziehungen
am Beispiel des Thermomix

Marlene Hobbs

Aktuell werden digitalisierte Küchengeräte als Lösung für die Unvereinbarkeit von Reproduktions- und Erwerbsarbeit mobilisiert, eine Herausforderung, die nach wie vor zum größten Teil Frauen zu bewältigen haben. Der Artikel fragt, inwiefern häusliche Technologien vergeschlechtlichte Reproduktionsarbeit verändern können und wie sich Mensch-Technik-Beziehungen in räumlichen Praktiken ausdrücken. Der Wohnraum mit den darin stattfindenden sozialen Praktiken wird dabei im Sinne Feministischer Stadtforschung und Feministischer Technikforschung als zentraler Aushandlungsort von Geschlechterverhältnissen und als Schauplatz von Technisierung betrachtet. Am Beispiel der zunehmend digitalisierten Küchenmaschine Thermomix bin ich in einer qualitativen Fallstudie der Frage nachgegangen, welche Bedeutung die Technologie für vergeschlechtlichte Praktiken im Haushalt hat. Mit Blick auf die räumliche Verortung der Küchentechnologie und symbolische Bezüge zu ihr wird deutlich, wie vergeschlechtlichte Mensch-Technik-Beziehungen Arbeit und Wohnen mitgestalten und so einerseits Geschlechterungleichheiten manifestieren und andererseits neue Sichtbarkeiten ermöglichen.

Ersteinreichung: 30. April 2020; Veröffentlichung online: 26. November 2021

An English abstract can be found at the end of the document.

Permanent halten neue technische Geräte Einzug in unsere Wohnräume. Der Haushalt ist damit ein Ort, an dem neue Technologien[1] alltäglich werden. Aktuell versprechen digitale Technologien in fast allen Lebensbereichen eine bessere räumliche und zeitliche Organisation von Reproduktions- und Erwerbsarbeit (Carstensen 2018). Eine Hoffnung ist dabei, Arbeit so zu gestalten, dass Erwerbstätigkeit, Kindererziehung, Hausarbeit und Freizeit besser vereinbar werden; eine Herausforderung, die insbesondere Frauen[2] zu bewältigen haben (Speck 2019). Während raumzeitliche Veränderungen sozialer Reproduktion durch Technisierung und damit zusammenhängende Geschlechterverhältnisse beispielsweise in Debatten um die Smart City diskutiert werden (vgl. Carstensen 2018), steht die Debatte um Reproduktionsarbeit und aktuelle Technisierungsprozesse in Wohninnenräumen noch am Anfang (Isselstein 2021: 103; Marquardt 2018: 285). Der vorliegende Artikel fragt, inwiefern häusliche Technologien vergeschlechtlichte Reproduktionsarbeit verändern können und wie sich Mensch-Technik-Beziehungen in räumlichen Praktiken ausdrücken. Der Wohnraum mit den darin stattfindenden sozialen Praktiken wird dabei im Sinne Feministischer Stadtforschung (vgl. Hayden 2017 [1981], 1981) und Feministischer

Technikforschung (Marquardt 2019: 216 f.) nicht als abgeschlossener, privater Bereich verstanden, sondern als zentraler Aushandlungsort von Geschlechterverhältnissen und Schauplatz von Technisierung. Damit einher geht die Kritik am Dualismus einer männlich konnotierten Öffentlichkeit gegenüber einer weiblich assoziierten Privatheit sowie an der Technisierung als kostengünstiger Lösung für gesellschaftliche Probleme wie die aktuelle Krise sozialer Reproduktion (Marquardt 2018: 294).

Intelligente Kühlschränke, Einkaufs-Apps, Staubsaugerroboter oder automatisierte Küchenmaschinen werden gegenwärtig als Lösung für zeitaufwendige Tätigkeiten im modernen Haushalt mobilisiert (Kindermann 2018; MacLeavy/Lapworth 2019). Derartige Versprechen sind nicht neu. Die enorme Haushaltstechnisierung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat zur Individualisierung der Hausarbeit beigetragen, die Frauen zu den Hauptverantwortlichen für die tägliche Reproduktionsarbeit im privaten Haushalt machte und so die Dualität von öffentlich/privat und männlich/weiblich zementierte.

Die Küche bietet aufgrund ihrer hohen Dichte an technischen Geräten und der dort stattfindenden geschlechtlichen Arbeitsteilung einen vielversprechenden Einstiegspunkt zum Verständnis gegenwärtiger Mensch-Technik-Beziehungen. Am Beispiel der zunehmend digitalisierten Küchenmaschine Thermomix bin ich in einer qualitativ-ethnographischen Fallstudie der Frage nachgegangen, welche Bedeutung diese Technologie für vergeschlechtlichte Praktiken im Haushalt hat. Dazu habe ich vor dem Hintergrund bisheriger Erkenntnisse zu Haushaltstechnisierung und aktueller Begriffe Feministischer Technikforschung Fragen zu diesem aktuellen Phänomen entwickelt, die ich in einer empirischen Studie mit Nutzer_innen des Geräts erforscht habe.

Um die Technisierung des Haushalts historisch einzuordnen, beziehe ich mich im ersten Kapitel zunächst auf Studien zu den sozialen Folgen der Elektrifizierung von Haushalten. Der sich mit der Zeit wandelnden Bedeutung des Raums Küche entlang ihrer Technisierung aus feministischer Perspektive gehe ich in Abschnitt 1.2 nach. Erkenntnisse aus feministischen Technikstudien zu den historisch gewachsenen Zusammenhängen zwischen Technik, Geschlecht und den Räumen der Hausarbeit werde ich anschließend durch aktuelle Begriffe Feministischer *Science and Technology Studies* (STS) ergänzen. Mithilfe detaillierter Analysen häuslicher Technologien greife ich in Abschnitt 1.3 spezifische Momente der Beziehung zwischen Technik und Geschlecht auf, anhand derer vergeschlechtlichte Praktiken rund um den Thermomix im zweiten Kapitel eingeordnet werden können. Indem Technologien als soziale Verhältnisse gefasst werden, sollen ihre vergeschlechtlichten Effekte zum Vorschein gebracht und mögliche Neuaushandlungen von Machtverhältnissen in der Techniknutzung offengelegt werden. Das Ziel meines Beitrags ist es, den Haushalt als Aushandlungsort der Beziehung zwischen Technik und Geschlecht zu konturieren und Potenziale einer feministischen Betrachtung aktueller Mensch-Technik-Verhältnisse aufzuzeigen.

1. Feministische Perspektiven auf Haushaltstechnisierung

Frauen übernehmen trotz zunehmender Erwerbsarbeitstätigkeit nach wie vor den größten Teil der unbezahlten Arbeit im Haushalt, aber auch in der

Kindererziehung und der Pflege von Angehörigen (Speck 2019; Winker 2015). Heute wird die Debatte um ungleich verteilte und unsichtbar gemachte Haus- und Sorgearbeit meist als Care-Debatte geführt. Unter Care-Arbeit werden bezahlte wie unbezahlte Sorgetätigkeiten wie Erziehen, Pflegen, Betreuen, Lehren und Beraten verstanden; damit wird der Fokus auf die Arbeitsinhalte gelegt (Winker 2015: 7). Demgegenüber verwenden Theoretiker_innen aus marxistischen Kontexten den Begriff Reproduktionsarbeit, um die Bedeutung der Herstellung und Aufrechterhaltung der Arbeitskraft selbst – zum Beispiel das Gebären – und ihre Funktion zur Aufrechterhaltung des Kapitalismus zu betonen (Cox/Federici 1975). Ich werde im vorliegenden Artikel bei dem Begriff der Hausarbeit bleiben, da ich hierunter die konkreten Tätigkeiten im Haushalt wie das Putzen, Kochen, Waschen, Staubsaugen, Spülen und so weiter fasse, um die sich das empirische Beispiel dreht. Sorgearbeit begreife ich insofern als Teil von Hausarbeit, als diese geplant, abgesprochen, verteilt und an sie erinnert wird.

Die Doppelbelastung von Frauen mit bezahlter Erwerbsarbeit und unbezahlter Reproduktionsarbeit bezeichnet Regina Becker-Schmidt (2010) als „doppelte Vergesellschaftung“. Doppelt vergesellschaftet sind demnach alle Frauen, die neben Erwerbsarbeit „selbstverständlicherweise“ das Gros der Haus- und Sorgearbeit im eigenen Haushalt übernehmen. Die traditionelle Sichtweise von Geschlechterrollen, nach der Männer allein für die Sicherung des Familieneinkommens verantwortlich sind, entspricht heute nicht mehr der sozialen Realität. Sie wirkt sich jedoch nach wie vor auf die geschlechtsspezifische „Verteilung von bezahlter und unbezahlter, gut dotierter und schlechter dotierter Arbeit aus. [...] auch wenn beide [Männer und Frauen] auf vergleichbarem Niveau tätig sind“ (ebd.: 72). In der Folge bleibt Hausarbeit mit ihrer Verortung in der weiblichen, privaten Sphäre abgewertet. Claudia Koppetsch und Sarah Speck (2015) zeigen darüber hinaus, wie ein Ungleichgewicht in der Verteilung der Haus- und Sorgearbeit bei einer vermeintlichen Gleichverteilung zwischen heterosexuellen Paaren durch latente Regulative in alltäglichen Praktiken ebenso aufrechterhalten wird.

Geschlechtersensible Analysen von Haushaltstechniken stützen sich auf die feministische Kritik an der räumlichen Trennung von Produktions- und Reproduktionsarbeit und der damit einhergehenden Isolierung von Frauen im Privathaushalt. Feministische Architektur-, Planungs- und Stadtkritiken der 1970er Jahre nahmen dabei vor allem die fehlende Ausrichtung von Wohnungsgrundrissen und Siedlungsstrukturen auf Reproduktionsarbeit in den Blick (Becker 2010: 807). Gebaute Umwelt und Infrastrukturen wurden hier als Ausdruck patriarchaler gesellschaftlicher Strukturen und Machtverhältnisse verhandelt. Feministische Technikstudien haben Wohnraum und Haushalt als Schauplatz technischer Veränderungen herangezogen (Cockburn 1997; Hayden 1984; Schwartz Cowan 1983).[3] Die enorme Technisierung und Rationalisierung von Haushalten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden zur Zeit der Zweiten Frauenbewegung in den 1970er und 80er Jahren zum Gegenstand feministischer Auseinandersetzungen. Im Folgenden beleuchte ich einige der Erkenntnisse feministischer Technikstudien, um die Effekte bisheriger Technisierung von Haushalten in Zusammenhang mit sozialem Wandel und gesellschaftlichen Anforderungen nachzuvollziehen und daraus aktuelle Fragen abzuleiten.

1.1. More work for mother: Effekte der Haushaltselektrifizierung

Der Einzug elektrischer Geräte in die Haushalte hatte in den USA und Teilen Europas Mitte des 20. Jahrhunderts seinen Höhepunkt (Schwartz Cowan 1976). In den 1920er und 30er Jahren führte die schlechte Wirtschaftslage der Mittelklasse zu einer verminderten Anstellung von Haushaltshilfen; durch bessere Wohn- und Bildungsmöglichkeiten, aber auch durch den hohen Bedarf an Arbeitskräften in Kriegszeiten gingen wieder mehr Frauen einer Erwerbsarbeit nach (Llewellyn 2004: 46). Elektrische Herde, Kleingeräte und Waschmaschinen sollten einen Ausgleich für die fehlenden Haushaltshilfen und Zeit für Kindererziehung und Freizeit schaffen. Mit dem Fordismus wurden die funktionalistischen und rationalisierenden Abläufe der Fabriken zunehmend in die Haushalte übertragen (Hayden 1984: 70). Technikforscherin Ruth Schwartz Cowan (1976: 23) bezeichnet dies treffend als eine gescheiterte „*industrial revolution in the home*“: Frauen blieben nicht wie in der Vorkriegszeit spezialisierte Lohnarbeitskräfte in frauenspezifischen Bereichen, beispielsweise der Textil- oder Bäckereiindustrie, sondern wurden zu Managerinnen und Arbeiterinnen im Privathaushalt. Entgegen der Annahme, dass Technisierung gleichzeitig eine Professionalisierung der Hausarbeit bedeutet, ging mit ihrer Individualisierung schließlich eine Dequalifizierung und Entspezialisierung und damit eine Entwertung von Arbeitsverhältnissen einher.

Feministische Technikstudien der 1970er und 80er Jahre stellten den vorherrschenden Technikdeterminismus, also die Annahme, dass die Einführung der Geräte in die Haushalte gesellschaftliche Probleme lösen könnte, infrage. Mithilfe von quantitativen Zeitbudgetanalysen stellten sie zum Beispiel fest, dass die Zeit, die Männer und Kinder für Hausarbeit aufwendeten, abnahm, während sie für Frauen konstant blieb, da zur Bedienung der Maschinen nur eine Person nötig war (vgl. Bose/Bereano/Malloy 1984; Hausen 1987; Schwartz Cowan 1983). Die Studien zeigten, dass neue Haushaltsgeräte zwar manche Tätigkeiten erleichtern können, gleichzeitig aber neue Aufgaben und höhere Ansprüche, etwa an Sauberkeit oder Hygiene, mit sich bringen, wodurch letztlich weder Zeit noch Arbeit gespart werden (Bose/Bereano/Malloy 1984; Schwartz Cowan 1983). Neben den erhöhten Ansprüchen an Hausarbeit und ihrer Individualisierung trug Technisierung außerdem dazu bei, dass Hausarbeit verschleiert und abgewertet wurde: Da die Maschine die Wäsche wäscht, das Geschirr spült und das Essen kocht, bliebe schließlich mehr Zeit, die Kinder in die Schule und zu Terminen zu fahren. Die gesteigerten Anforderungen an gute Erziehung bedeuteten letztlich eine Emotionalisierung der Tätigkeiten. Ungeachtet ihrer Möglichkeiten wurden dabei erhöhte Ansprüche an Frauen gestellt. In diesem Zusammenhang beschreibt Schwartz Cowan (1976) eine Verschärfung von Klassenunterschieden, denn Arbeiterinnen waren mit den gestiegenen Anforderungen an die Hausarbeit zusätzlich zur Lohnarbeit mehr belastet als bürgerliche Hausfrauen. So ist Techniknutzung tief in gesellschaftliche Verhältnisse und sozialen Wandel eingebettet.

Heute erscheint das Modell des individualisierten Haushalts als selbstverständlich. Tatsächlich ist es jedoch das Ergebnis eines komplexen historischen Prozesses, der durch Technisierung mitverantwortet ist. Technische

Geräte machten das Bild der allein verantwortlichen Hausfrau erst möglich, und die an sie gestellten Ansprüche manifestierten das romantisierte Bild des geregelten Zuhauses als sicheren, erholsamen Zufluchtsort, das in feministischen Diskursen immer wieder hinterfragt wird (vgl. Blunt/Dowling 2006; Brickell 2012; Hayden 1984). Der Blick auf die Geschichte der Technisierung von Hausarbeit eröffnet zugleich neue Perspektiven: Wenn das Phänomen Hausarbeit, wie wir es heute kennen, historisch geworden ist, ist es veränderbar! Daher werden im Folgenden die spezifischen gesellschaftlichen Arrangements der Technisierung am Beispiel der Küche diskutiert.

1.2. Kitchen politics: Technik und Geschlecht in der Küche

Wie die Vergeschlechtlichung von Hausarbeit räumlich und technisch organisiert ist, zeigt sich im Wandel von Küchen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Arbeiten betrachten spezifische Praktiken in Küchen, um dort verhandelte Phänomene wie Hausarbeit, Design und Rationalisierung (Hayden 2011; Jerram 2006; Llewellyn 2004; Meah 2016), aber auch Konsum, Identität oder Geschlechterbeziehungen (Hand/Shove 2004; Hand/Shove/Southerton 2007; Johnson 2006; Meah 2016; Saarikangas 2006) zu untersuchen. Die Küche eignet sich aus mehreren Gründen als Ausgangspunkt und Gegenstand für eine Annäherung an das Verhältnis von Haushalt, Technik und Geschlecht aus feministischer Perspektive. Als Symbol des modernen Haushalts ist sie zentraler Ort des feministischen Kampfes für die Sichtbarkeit von Hausarbeit. Dies zeigt sich in frühen wie aktuellen Streitschriften wie *Counter-planning from the kitchen* (Cox/Federici 1975), dem Manifest der Kampagne *Wages for Housework*, oder der Reihe des Kollektivs Kitchen Politics mit (queer-)feministischen Analysen aktueller Arbeits- und Geschlechterverhältnisse (Cooper et al. 2015; Federici 2015; Kitchen Politics 2015). Weiterhin obliegt der Ort Küche ständiger Technisierung und wird, den gesellschaftlichen Imaginationen des modernen Familienlebens entsprechend, architektonisch und technisch immer wieder angepasst. Seit dem späten 19. Jahrhundert bis heute stellen Studien zu Küchendesigns die Küche immer wieder als Aushandlungsort bürgerlichen Lebens in urbanen, westlich-industrialisierten Regionen heraus (Hayden 2017 [1981], 2011, 1984; Llewellyn 2004; Meah 2016). Die Studien zeigen, dass die auf eine Person ausgerichtete Privatküche voller Konsumgüter, die die Hausfrau an das Zuhause bindet, weder jemals die einzig vorstellbare Art von Küche war, noch, dass diese unumstritten hingenommen wurde. Im Folgenden gehe ich auf einige Zusammenhänge zwischen den gesellschaftlichen Anforderungen an den Raum Küche und den darin ausgehandelten Geschlechterbeziehungen ein.

Alternative Visionen der Küche sind bereits im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert zu finden. Mit der Idee des „cooperative housekeeping“ propagierte die Feministin Melusina Fay Pierce in den 1860ern entlohnte, kollektivierte Hausarbeit, die eine Reduktion privater Küchen zur Folge haben sollte. In sogenannten Einküchenhäusern, einer Idee, die auf die sozialistische Frauenrechtlerin Lily Braun Anfang des 20. Jahrhunderts zurückgeht, sollte Hausarbeit kollektiviert werden, um Frauen den Zugang zu Lohnarbeit und öffentlichem Leben zu ermöglichen (Hayden 1981, 2017). Kochen und

andere Hausarbeit wurden dazu teilweise entlohnt, Designer_innen und Architekt_innen statteten Großküchen aus, die viele Menschen auf einmal versorgen konnten, oder es wurden Betreuungskonzepte für Kinder in den Häusern mitgedacht. Diese Küchenkonzepte verschwanden jedoch schnell hinter der Bildfläche konsumorientierter Modelle für den Privathaushalt der Kleinfamilie (Hayden 2011). Im Zuge der oben beschriebenen industriellen Revolution des Haushalts wurden Prinzipien der Effizienz auf das Design von Küchen übertragen. So hielt die Küche als Experimentierraum und als Ort der zu optimierenden Frauenarbeit gegenüber der bereits optimierten männlichen Fabrikarbeit her (Llewellyn 2004: 45). Auch hier war das propagierte Ziel, Frauen zu entlasten. Dahinter stand jedoch insbesondere der hohe Bedarf an Lohnarbeitskräften (Meah 2016: 43).

Nach dem Ersten Weltkrieg für neue soziale Wohnungsbauprojekte angestellte Architekt_innen wollten die Arbeitsbelastung für die gestiegene Zahl alleinstehender Frauen radikal verkürzen. Die bekannten und konkurrierenden Modelle der Frankfurter und der Münchner Küchen bauten unter anderem auf den Ideen des arbeitssparenden „new housekeeping“ der Hauswirtschafterin Christine Frederick (1913) auf. Technische Fortschritte in der Industrie ermöglichten die Vorfertigung von Küchenmodulen für die neu entstehenden Wohnungen. Die Anwendung von *Time-and-motion*-Prinzipien hatte zum Ziel, Arbeitswege zu verkürzen und Müdigkeit vorzubeugen (Llewellyn 2004: 45; Meah 2016: 43). Im Sinne der Produktivität und der Beschaffung von günstigem Wohnraum für arbeitende Frauen wurden mit der vorgefertigten Frankfurter Küche der Architektin Margarete Schütte-Lihotzky Wohnräume auf ihre substanziellsten Arbeitsbereiche reduziert und so Arbeit und Freizeit räumlich getrennt. Diese Art der Werkstatt-Küche bestand aus Einbaumodulen, die so angeordnet waren, dass alle Bereiche auf möglichst kurzen Wegen in effizienter Reihenfolge erreicht werden konnten. Die Frankfurter Küche sollte Frauen unter anderem von traditionellen Familienstrukturen befreien (Jerram 2006: 547). Kritikerinnen bemängelten allerdings an derartigen Modellen unter anderem, dass sie die Frau mehr als Konsumentin denn als Produzentin in den unpersönlichen Räumen verstanden, die mit allerlei Gerätschaft ausgestattet werden sollten. Die vom Effizienzgedanken geleitete Planung brachte auch Kritik seitens der Bewohnerinnen mit sich. Der fehlende Raum für soziale Interaktionen während des Arbeitens in der (ausgesprochen kleinen) Küche und die standardisierte Einrichtung wurden als isolierend und bevormundend empfunden (Meah 2016: 44 f.). Während die rationale Küche mit ihrer Trennung von Arbeit (dem Kochen in der Küche) und der sozialen Praxis des Essens (das ins Wohn-/Esszimmer ausgelagert wurde) bei Frauen aus bürgerlichen Mittelklasse-Verhältnissen mitunter als positiv empfunden wurde, traf sie vor allem bei Arbeiterinnen auf Widerstand. Sie kritisierten, dass sich das Zuhause zunehmend zum zweiten Arbeitsort wandelte (ebd.: 45 f.).

Mit der Münchner Küche wurde auf diese Kritik reagiert und dementsprechend die Küche wieder mit dem Wohnen verbunden. Wohnküchen mit Kochnischen sollten hier die Grenzen zwischen sozialem Leben und Hausarbeit aufweichen (Jerram 2006: 549). Dies erlaubte Frauen die gleichzeitige Verrichtung von Hausarbeit während des Beaufsichtigens von Kindern. Zweifelsohne schrieben die gebaute Struktur und die

Einrichtungsmöglichkeiten trotz des größeren Handlungsspielraums im Vergleich zur kleinen, geschlossenen Arbeitsküche weiterhin bestimmte soziale Standards, zum Beispiel im Familienleben, vor (ebd.: 544).

Trotz der Berücksichtigung ihrer Doppelbelastung konnten die Küchendesigns entgegen ihrer Versprechen die Frauen nicht befreien oder ihre Arbeit reduzieren. Vielmehr manifestierten sie gesellschaftliche Ansprüche an verschiedene Versionen der modernen Frau – mit oder ohne Kinder, gering oder besser verdienend. Obgleich die neue Küchenarchitektur emanzipatorische Versuche der Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Frauen darstellte, zeigen historische Analysen, dass insbesondere die Möglichkeit der selbstbestimmten Gestaltung der Wohnräume und deren Aneignung je nach persönlichen Vorlieben wichtig für die hausarbeitenden Bewohnerinnen waren. Die Ausstattung mit Gegenständen und das Sich-Abheben, beispielsweise von den Nachbar_innen, durch eigene Haushaltsgestaltung waren hier von Bedeutung (Jerram 2006: 548; Meah 2016: 47).

Feministische Studien zur rationalisierten Küche und zu ihrem Wandel in offen gestaltete, multifunktionalere Räume stellen insbesondere die physische Sichtbarkeit von Hausarbeit innerhalb des Zuhauses als Errungenschaft für die sie verrichtenden Personen und ihre Bedürfnisse heraus (Saarikangas 2006: 168). So wird dem Bild des Zuhauses als Erholungsort, das vor allem männliche Erfahrungen widerspiegelt, eine Perspektive entgegengesetzt, die nicht nur weibliche Lebensentwürfe einbezieht, sondern diese räumlich wahrnehmbar macht. Aktuell ist das Idealbild der modernen Küche von multifunktionalen, offenen Gestaltungskonzepten geprägt, in denen neben Kochen auch Wohnen stattfinden soll. Seit dem neuen Jahrtausend stellen Küche und Kochen zunehmend auch Freizeitaktivitäten dar, deren Bedarfe an technologischer Ausstattung über die Vermeidung von Hausarbeit hinausgehen (Cox 2013; Hand/Shove/Southern 2007; Meah 2016). Die Techniken und Geräte sind Teil der Praktiken, durch die die Küche als Ort des Familienlebens hergestellt wird. Während Geräte Kochvorgänge beschleunigen oder verbessern sollen, sind sie eingebunden in die *performance*, das *doing family*, die die Küche zu dem Ort des alltäglichen Lebens machen, der er heute ist (Meah 2016: 49). Identitätskonstruktionen des modernen Familienlebens sind darin ebenso enthalten wie die Aufrechterhaltung von Lifestyle und Status durch Konsum und die Konstruktion vergeschlechtlicher Beziehungen (Cox 2013; Hayden 2017 [1981]). In der vergeschlechtlichten Küche sind die *devices* gleichzeitig in Prozesse der Produktion, Reproduktion und des Konsums integriert. Dieses wechselseitige Verhältnis wird in feministischen Technikstudien am Beispiel von Haushaltstechnik illustriert. Abschnitt 1.3 beschreibt zunächst relevante Einflüsse Feministischer STS auf die Konzeptualisierung der Beziehung von Technik und Geschlecht und geht dann auf Momente der Aushandlung vergeschlechtlicher Mensch-Technik-Beziehungen auf struktureller, symbolischer und materieller Ebene ein.

1.3. *Gender politics of design:*

Die Beziehung von Haushaltstechnik und Geschlecht

Das Paradigma der Ko-Konstruktion von Technik und Geschlecht ist bis heute die grundlegende Annahme in verschiedenen Strömungen Feministischer

Technikforschung (Ernst 2017; Teubner 2012; Wajcman 2015). Technologie ist demnach sowohl Quelle als auch Konsequenz von Geschlechterverhältnissen. Geschlecht wird hier als Kategorie verstanden, deren Bedeutung über Technologieentwicklung und -nutzung „ständig neu verhandelt wird“ (Ernst 2017: 2 f.). Trotz einiger grundlegender Veränderungen im Geschlechterverhältnis und im Zugang zu technischen Bereichen für Frauen in den vergangenen 50 Jahren hat die Assoziation von Technik mit Männlichkeit nichts an Aktualität verloren (Carstensen 2018: 309; Teubner 2012: 176). Während sich frühe sozialkonstruktivistische Technikkritik besonders mit **historischer männlicher Dominanz in der Technikentwicklung und den benachteiligenden Folgen für Frauen** befasste, erweitern aktuelle Ansätze der **Feministischen *Science and Technology Studies* (STS)**[4] diese um den Fokus auf die Technologien selbst und ihre Bedeutung als soziale Verhältnisse (Ernst 2017; Wajcman 2015; Weber 2017). Verschiedene Herangehensweisen bieten jeweils wichtige Anknüpfungspunkte für die Untersuchung der Beziehungen von Technik und Geschlecht. Im Folgenden greife ich Zugänge auf, die für eine kritische Auseinandersetzung mit vergeschlechtlichten Mensch-Technik-Beziehungen besonders bedeutsam sind.

Sozialistische Feministinnen haben die Beziehung zwischen Technik und Geschlecht als Ausdruck kapitalistischer Verhältnisse beschrieben. Für sie ist die moderne Bedeutung von Technik zutiefst in der Verhärtung der geschlechtlichen Arbeitsteilung seit Beginn der Industrialisierung und dem damit einhergehenden Ausschluss von Frauen aus technischen Bereichen verwurzelt. Darin begründet die Technikforscherin Judy Wajcman (2006) ihr sozialkonstruktivistisches Verständnis von Technik als männlicher Kultur. Technik und Männlichkeit werden demnach als symbolisch verflochten gedacht: „The very definition of technology [...] has a male bias.“ (Wajcman 2006: 709) Wer an Technik oder Technologien denkt, stellt sich zuerst vermutlich große industrielle Maschinen oder komplizierte Roboter und Algorithmen vor, nicht etwa Haushaltsutensilien oder Kochvorgänge. Der Ausschluss des Technischen aus weiblich konnotierten Bereichen wurde von feministischen Technikforscherinnen immer wieder am Beispiel der fehlenden Thematisierung von Haushaltstechnologien kritisiert (vgl. Cockburn 1997; Schwartz Cowan 1983). Technologien an traditionellen Orten der Frauenarbeit, wie Garten- und Hausarbeit, bleiben im gesellschaftlichen Diskurs über Technik – wie beispielsweise aktuelle Debatten über die Digitalisierung in Städten zeigen – meist unsichtbar. So wird letztendlich ein Stereotyp produziert, das Frauen als technisch inkompetent darstellt und hierarchische Dualismen zwischen technisch–nicht technisch, innen–außen und weiblich–männlich festschreibt.

Aktuelle Feministische STS begreifen Techniken selbst als soziale Verhältnisse, um Machtgefälle und Hierarchisierungen in vergeschlechtlichten Mensch-Technik-Beziehungen aufzuzeigen. Indem sie das Technikverständnis erweitern, reagieren sie auf die Geschlechtsblindheit der Techniksoziologie. Sie bemängeln die gängige Vorstellung, dass Technik und Gesellschaft einander zwar gegenseitig konstituieren, Techniken selbst aber keine sozialen Phänomene seien. Der Begriff Soziotechnik hebt dabei die Bedeutung von Techniken für soziales Handeln und als politische Artefakte hervor und spielt auf die verschwimmenden Grenzen zwischen „dem

Sozialen“ und „dem Technischen“ an (Bauer/Heinemann/Lemke 2017). In soziotechnischen Systemen entstehen demnach technische Aktivitäten aus der Verbindung von Techniken und materieller Kultur mit gesellschaftlichen Arbeitsverhältnissen (Bray 2007: 40).

Haushaltstechnik nimmt aufgrund der sich hier kreuzenden vergeschlechtlichten Ebenen eine besondere Rolle ein. Haushaltsgeräte werden selten direkt für den Haushalt entwickelt – geschweige denn spezifisch zur Zeiteinsparung im Haushalt –, sondern sie entspringen meist industriellen, kommerziellen oder militärischen Technologien und haben somit sehr unterschiedliche Auswirkungen auf häusliche Praktiken (Wajcman 2015: 122). Ihre Adaptierung für die Anwendung im Haushalt erfolgt in einer kapitalistischen Gesellschaft erst nach einigen Reformen, einer Reduktion der Produktionskosten und dadurch möglich werdender Skalierung für die private Anwendung. Ein Beispiel dafür ist die Mikrowellentechnologie, die ein Folgeprodukt von Radartechnologien für die Essenszubereitung in U-Booten der US-Marine ist (ebd.: 123). In einer umfangreichen Studie zu den Geschlechterbeziehungen in der Produktion, Vermarktung und Nutzung der Mikrowelle stellen Cynthia Cockburn und Susan Omrod (1993) diese als eine Technologie heraus, die sich in ihrer vergeschlechtlichten Kodierung wandelt. Ihre zunächst intendierte Haushaltsanwendung – schnelles Kochen und das Aufwärmen von vorgekochten Mahlzeiten – war auf alleinstehende Männer ausgerichtet. Mit ihrer Aneignung durch Frauen wanderte die Mikrowelle vom Elektronikgeschäft für männlich kodierte Spitzentechnologie wie Fernseher und Musikanlagen in die Haushaltsabteilung neben Waschmaschinen und Staubsauger, die weiblich kodierte, funktionale, aber technisch abgewertete Haushaltsgeräte sind (Cockburn/Omrod 1993: 100). Diese Hierarchisierung, durch die die Technizität der Haushaltsgeräte heruntergespielt wird, materialisierte sich im Falle der Mikrowelle im Gerät selbst. In einem Prozess der Enttechnisierung wurden klassische Herdelemente eingebaut, um die Verortung in der Küche zu verdeutlichen, wie die Soziologin Danielle Chabaud-Rychter (2005) herausstellt:

„Diese Enttechnisierung bestand darin, die Rolle der Magnetfeldröhre (die die Mikrowellen hervorbringt) herunterzuspielen und Zubehör zu entwickeln, wie es in klassischen Herden üblich ist, wie etwa ein Rost oder Grillvorrichtungen.“ (Chabaud-Rychter 2005: 80)

Durch ihre Materialität schreiben Technologien wiederum vor, wer sie wie nutzen kann. Im Zuge dessen spricht Chabaud-Rychter von einer „Familienpolitik von Techniken“ (2005: 84) als Teil der *gender politics of design*. Diese wird zum Beispiel in solchen Küchen sichtbar, in denen nur eine oder zwei Personen gleichzeitig arbeiten können.

Auf der symbolischen Ebene des Verhältnisses von Technik und Geschlecht spielen alltägliche Subjektivierungsprozesse eine entscheidende Rolle. Dabei wird die Bedeutung der Repräsentation von Akteur_innen oder Phänomenen in technischen Prozessen als männlich oder weiblich betont, da jeweils bestimmte Vorstellungen mit geschlechtsspezifischen Zuschreibungen verbunden sind. Somit werden Geschlechtssubjektivität und -identität in soziotechnischen Systemen ausgehandelt (Cockburn/Omrod 1993: 40). Cockburn und Omrod stellen mitunter fest, dass Kochen trotz des vielfältigen Einsatzes

von Technologien selten als etwas Technisches verstanden wird. Dies sei auf die Assoziation mit dem weiblichen Geschlecht und dem privaten Raum des Zuhauses zurückzuführen. Demgegenüber stellen sie Kochen als technischen Prozess heraus: „Cooking, as much as engineering, is a technology. It involves using tools to transform matter. It is a production process. It involves special knowledge.“ (Ebd.: 98)

Symbolische Ausschlüsse und materielle Veränderungen prägen die Mensch-Technik-Beziehungen im Haushalt. Neue, eigensinnige Aneignungen technologischer Verfahren können hier auf mögliche Widerstandsformen und Verweigerungspraktiken hinweisen. Wie bei der Aneignung der einschränkenden Architektur von Küchen oder dem Wandel der Mikrowelle zu sehen, entstehen unter Umständen neue Modelle und Technikformen in ihrem jeweiligen Anwendungskontext. So kann theoretisch

„[j]ede neue Technologie [...] immer auch Anlass sein, Macht- und Geschlechterverhältnisse neu zu verhandeln sowie Instabilitäten in sozialen Ordnungen zu erzeugen, und so z. B. vergeschlechtlichte Rollenzuschreibungen und Arbeitsteilungen aufzuweichen und in Bewegung zu bringen“ (Carstensen 2018: 309).

Gleichzeitig werden neue Technologien in den herrschenden Arrangements auf spezifische Weise definiert und können ebenso die Hierarchien des strukturierenden Geschlechterverhältnisses aufrechterhalten. Ein Verständnis von Techniken als Soziotechniken kann aufzeigen, wie Mensch-Technik-Beziehungen auf struktureller, symbolischer und materieller Ebene hierarchisiert sind, und offenlegen, wo möglicherweise Aneignungen stattfinden können.

Im Hinblick auf die sich verändernden Verantwortlichkeiten für Hausarbeit mit der Technisierung von Küchen und in Anbetracht der Momente vergeschlechtlichter Mensch-Technik-Beziehungen ergeben sich neue Fragen an aktuelle soziotechnische Systeme im Wohnraum:

1. Bezüglich der geschlechtlichen Arbeitsteilung: Wie wird vergeschlechtlichte Arbeit über Technologienutzung definiert und welche Grenzen werden dabei gezogen? Welche Ansprüche und Bedürfnisse werden durch neue Technologien erzeugt, und welche neuen Verantwortlichkeiten entstehen? Welche nicht-intendierten Effekte entstehen in den Mensch-Technik-Beziehungen?
2. Bezüglich der Materialität der Technologien: Wie werden die Technologien durch die herrschenden Geschlechterarrangements geformt? Welche Annahmen über die Nutzung gibt ihr Design vor?
3. Bezüglich der Wohnräume: Wie konstruieren die Mensch-Technik-Beziehungen und die Wohnräume einander gegenseitig? Auf welche Haushaltskonstellationen und Wohnformen sind die Technologien ausgerichtet und wie werden sie dort genutzt? Welche (Un-)Sichtbarkeiten von Haus- und Sorgearbeit werden in den Mensch-Technik-Beziehungen erzeugt?

In Abschnitt 2 nähere ich mich diesen Fragen auf der Grundlage meiner eigenen empirischen Untersuchung zur Vergeschlechtlichung von Thermomix-Praktiken.

2. Vergeschlechtlichte Thermomix-Praktiken

Um zu verstehen, welche Bedeutung die zunehmende Technisierung für vergeschlechtlichte Mensch-Technik-Beziehungen im Haushalt hat, habe ich eine qualitative Untersuchung der multifunktionalen Küchenmaschine Thermomix durchgeführt. Wie die Mikrowellen-Studie (Cockburn/Omrod 1993) gezeigt hat, kann die eingehende Untersuchung der Praktiken rund um ein bestimmtes Haushaltsgerät die sich wandelnden Momente der Beziehung von Technik und Geschlecht sichtbar machen. Die Mikrowelle hat sich deshalb so gut als Untersuchungsgegenstand geeignet, da sie zum Zeitpunkt der Studie bereits in Haushaltsroutinen etabliert war (ebd.: 16). Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Studie ist der Thermomix, eine 1971 in Deutschland entwickelte Küchenmaschine, die heute als „Küchenklassiker“ (Kindermann 2018) bezeichnet wird. Ihre Hauptfunktionen sind das gleichzeitige Zerkleinern und Erhitzen, die im Laufe der Zeit durch weitere Funktionen ergänzt wurden und seit einigen Jahren auch digitale Eigenschaften wie das automatisierte Senden einer Einkaufsliste an ein Smartphone umfassen. Der Thermomix verspricht die Optimierung eines stressigen Alltags, in dem trotzdem gesund und lecker gekocht werden kann. So reiht er sich in die von feministischer Seite vielfach analysierten und kritisierten technologischen Lösungen für gesellschaftliche Herausforderungen, wie die Doppelbelastung von Frauen, ein. Meine Forschungsfrage lautete: Welche Bedeutung hat der Thermomix für vergeschlechtlichte Praktiken in der Küche? Digitalisiertes Kombinations-Kochen wurde dabei als Schauplatz technologischen Wandels und der Aushandlung von Geschlechterbeziehungen verstanden.

Mein Fokus auf vergeschlechtlichte Mensch-Technik-Beziehungen in alltäglichen Praktiken im Wohnraum geht über Zeitbudgetanalysen und Fragen nach den verteilten Verantwortlichkeiten geschlechtlicher Arbeitsteilung der frühen Technikstudien hinaus. Vielmehr habe ich vergeschlechtlichte Momente und Aneignungen sowie räumliche, materielle und symbolische Verortungen der Geräte in alltäglichen Praktiken in den Vordergrund gestellt. Alltägliche Praktiken machen das Zuhause zu dem, was es ist. Sie formen materielle und soziale Beziehungen, und in ihnen spiegeln sich gesellschaftliche Anforderungen wider. Um die Einbindung von Technologien in alltägliche Praktiken und ihre Mitgestaltung sozialer Ordnungen zu untersuchen, plädieren Pink et al. (2016) für ethnographische Methoden. Durch die Teilnahme der Forschenden an alltäglichen Routinen erfassen sie, was die Beobachteten tatsächlich tun und fühlen (ebd.: 46). In den STS haben praxeologische Ansätze bereits Anwendung gefunden, indem darüber reflektiert wurde, wie Beziehungen mit Technologien durch Praktiken hergestellt werden und diese wiederum beeinflussen (ebd.: 43).

Über persönliche Kontakte habe ich im Herbst 2019 ein „Schneeballverfahren“ ausgelöst, um mit Thermomix-Nutzer_innen in Kontakt zu kommen. Mit acht sich als weiblich identifizierenden und drei sich als männlich identifizierenden Personen aus insgesamt sechs Haushalten habe ich zwischen dem 6. November und dem 30. Dezember 2019 leitfadengestützte Interviews geführt. Die Personen waren zu dem Zeitpunkt zwischen 21 und

62 Jahren alt und alle bis auf eine Person mindestens in Teilzeit berufstätig. Die Haushaltskonstellationen umfassten zwei Wohngemeinschaften mit ausschließlich weiblichen Bewohnerinnen, drei heterosexuelle Paarhaushalte und eine Familie mit einem heterosexuellen Paar und zwei Kindern. Ich habe nach Möglichkeit alle Personen des Haushalts jeweils einzeln befragt, um Unterschiede in der Nutzung und den Bezügen zur Technologie festzustellen. Im Sinne des zugrunde liegenden ethnographischen Forschungsansatzes fanden die Gespräche in den Wohnungen – wenn möglich in den Küchen – der Nutzer_innen statt. Dabei wurden der Thermomix und dessen Zubehör an ihrem Platz gezeigt und das Gerät wurde auseinander- und wieder zusammengesetzt. Die Entscheidung für die Interviewpartner_innen war bewusst auf keine spezifisch eingegrenzte Gruppe gelegt, um die Techniknutzung in verschiedenen Arrangements nachzuvollziehen. Ausschlaggebende Gemeinsamkeit der Haushalte war, dass alle schon seit mindestens einem halben Jahr einen Thermomix oder eine Thermomix-Alternative nutzen, denn ich ging davon aus, dass das Gerät so bereits in alltägliche Routinen integriert wäre.

Um Hinweise darauf zu finden, inwiefern der Thermomix die Anforderungen an das Kochen und die kochenden Personen beeinflusst, wie sich die Personen zum Gerät in Beziehung setzen und wie der Thermomix in Haushaltsroutinen eingebunden ist, standen Fragen zum Gerät und seiner Anschaffung sowie zu alltäglichen Koch- und Haushaltsroutinen und ihrer Organisation zwischen den Haushaltsmitgliedern im Vordergrund. Durch den offenen Charakter des Leitfadeninterviews konnten die Personen zusätzlich eigene Schwerpunkte setzen. Die kurze Abfrage der persönlichen Daten und eine Einschätzung der verrichteten Hausarbeit erfolgte über einen standardisierten Fragebogen. Anschließend an die Gespräche habe ich jeweils Gedankenprotokolle und eine Skizze der Wohnräume angefertigt. In zwei Haushalten, einem WG- und einem Paarhaushalt, habe ich außerdem einen Abend verbracht und gemeinsam mit den Bewohner_innen und dem Thermomix gekocht. Durch die Teilnahme am Kochprozess konnte ich die einzelnen Schritte, Entscheidungen, Gestaltungsvorlieben, aber auch die gebaute Umwelt und die Bedeutung des Gerätes darin und für die kochenden und wohnenden Menschen genauer nachvollziehen. Die Auswertung des Materials erfolgte anhand der Transkripte und Protokolle zunächst induktiv. Anhand der theoretischen Begriffe in Bezug auf die Beziehung zwischen Technik und Geschlecht wurde zudem ein Kodierschema erstellt, mithilfe dessen die Einzelauswertungen abstrahiert wurden.

Als Antwort auf die Frage, welche Bedeutung der Thermomix für vergeschlechtlichte Praktiken im Haushalt hat, haben sich in den Interviews und an den Kochabenden zwei zentrale Thesen herauskristallisiert. Erstens wird die Verantwortung für Arbeit im Haushalt über vergeschlechtlichte Momente in den Mensch-Technik-Beziehungen definiert und legitimiert. Diese Momente werden in symbolischen Bezügen und in der Materialität des Geräts selbst deutlich. Zweitens wird dabei der räumlichen Verortung der Technik in der weiblich assoziierten Küche eine besondere Bedeutung zuteil, die eine Abwertung von Hausarbeit und Weiblichkeit reproduziert. Im Folgenden verdeutliche ich dies anhand einiger Beispiele, um anschließend Schlussfolgerungen hinsichtlich meiner Fragestellung zu ziehen.

2.1. *Garzeit als Freizeit?*

Die Gestaltung vergeschlechtlichter Arbeit mit dem Thermomix

Die Mitgestaltung der Verantwortung für Arbeit im Haushalt durch den Thermomix zeigt sich in den symbolischen Bezügen zum Gerät seitens der Nutzer_innen. Mit der vermeintlichen Eigenständigkeit des zunehmend digitalisierten Geräts sind geschlechtsspezifische Hoffnungen der Umverteilung von Hausarbeit verbunden. Während die arbeitserleichternden Eigenschaften des Thermomix – ähnlich wie in den Studien zu elektrischen Geräten – durch erweiterte Möglichkeiten neue Anforderungen produzieren und somit letztlich kaum Zeit oder Arbeit gespart werden, beschreiben mehrere Interviewpartner_innen dennoch ein Gefühl der Verantwortungsabgabe an das Gerät. Natalie meint, es sei „irgendwie ein schönes Gefühl, wenn dein Essen so läuft und du wartest so darauf. Und denkst dir so: Aah. Dann riecht es irgendwann danach.“ (Interview mit Natalie, 4. Dezember 2019)

Die Tatsache, dass der Thermomix „läuft“ und etwas erhitzt, nach Ablauf der vorher bestimmten Zeit durch Piepsen darauf aufmerksam macht und den Kochvorgang anhält, erzeugt Momente, in denen die Kochsituation verlassen werden kann. Die Tatsache, „nicht mehr nachdenken“ (Interview mit Lilian, 18. November 2019), „nicht wirklich aufpassen“ (Interview mit Sebastian, 25. November 2019) oder „nicht mehr gucken“ (ebd.) zu müssen, suggeriert dann eine gewisse Eigenständigkeit des Geräts. Dadurch haben sich an den Kochabenden immer wieder Situationen ergeben, in denen die Interviewpartner_innen und ich in Ruhe miteinander sprechen konnten, während im Thermomix etwas köchelte. Natalie erzählte, dass sie sogar schon einkaufen gegangen sei, während Essen im Thermomix kochte. Der Wunsch nach weniger Verantwortung, also nicht immer danebenstehen zu müssen, ist somit gleichzeitig ein Wunsch nach räumlicher Entgrenzung. Im Gegensatz zu kleinen, versteckten Arbeitsküchen könnten in kleinen digitalisierten Küchen möglicherweise die Geräte von anderen Räumen der Wohnung aus betreut werden und weniger durch ihre Sichtbarkeit als durch Geräusche oder Nachrichten an ein weiteres Interface wie das Mobiltelefon, Tablet oder die Smartwatch auf sich aufmerksam machen. Die mögliche räumliche Entgrenzung durch den Thermomix ist kein explizit intendierter Effekt der Technologie und kann als Aneignungsmoment interpretiert werden. Tendenzen einer räumlichen Entgrenzung der Kocharbeit zeigten sich in den Interviews und beim Kochen vor allem in Wohnungen mit kleinen Küchen, zum Beispiel, wenn wir die Küche aufgrund weniger Sitzmöglichkeiten verließen, während der Thermomix kochte.

Den Wunsch nach einer Auslagerung der Kocharbeit oder ihrer Organisation äußerten in den Gesprächen hauptsächlich die voll berufstätigen Frauen. Entsprechend den Erkenntnissen aus Studien zur Vergeschlechtlichung des Kochens (vgl. Neuman/Gottzén/Fjellström 2017) sind es häufiger Frauen, die das alltägliche Kochen übernehmen und damit weniger Zeit verbringen wollen, während Männer Kochen als Freizeitaktivität oder Hobby sehen. So erhoffte sich beispielsweise Susanne, durch die Anschaffung einer Thermomix-Alternative zum einen die Kocharbeit zu reduzieren und mehr Zeit für die Familie zu haben, und zum anderen, die als ungerecht wahrgenommene Verteilung der Kocharbeit auszugleichen:

„Ja, im Prinzip will man ... ist die Hausarbeit lästig und will sich die Arbeit vereinfachen. Wir hatten ... oder ich hatte den Hintergedanken, zum einen, dass ich, während ich die Kinder abhole oder schon irgendwas im Haushalt tue, zeitgleich eben das Kochen von allein geschieht.“ (Interview mit Susanne, 12. November 2019)

In Susannes und Matthews Haushalt war die Anschaffung des Geräts Susannes Idee; sie ging aber davon aus, dass ihr Partner an dem Gerät interessiert sein würde: „Und gleichzeitig tatsächlich auch, hatte ich die Hoffnung, dass man sich diesen Bereich auch mehr teilt. Und eben Matthew mich auch mehr unterstützt.“ (Ebd.) Demgegenüber will Matthew lieber selbst kochen und dies nicht dem Thermomix überlassen.

In den befragten Haushalten hat sich durch die Anschaffung des Thermomix nichts an der jeweiligen Verteilung der Kocharbeit verändert, unabhängig davon, ob dies vorher antizipiert worden war oder nicht. Da, wo eine Umverteilung erhofft wurde, war auffällig, dass die neue Technologie dafür sorgen sollte, und nicht etwa ein neuer Kochplan in der WG oder Familie. So wurden Aushandlungsprozesse eher auf das Gerät übertragen und ein Nichtgelingen dem Scheitern des Geräts oder einem Desinteresse am Gerät zugeschrieben. Daraus folgt letztlich, dass in diesen Beispielen Aushandlungsprozesse über die Verteilung der Kocharbeit zwischen den Personen verstummen und die aktuelle Verteilung der Arbeit durch den Thermomix legitimiert und zementiert wird. Aussagen über die Eigenständigkeit des Thermomix verschleiern dabei lediglich die jeweils eigene Arbeit.

Darüber hinaus werden in der Materialität des Geräts selbst spezifische Vorstellungen von Kochen und Haushaltsführung reproduziert. Beim Thermomix ist, wie bei der Mikrowelle, die Bestimmung der Technologie schon in ihrer Erscheinung angelegt. Die Familienpolitik des Thermomix ist auf höchstens vier Personen, für die pro Mahlzeit gekocht werden kann, ausgerichtet. Die Größe des Mixtopfs basiert also auf der typischen Personenzahl einer Kleinfamilie. Somit bestimmt das Fassungsvermögen des Thermomix, für wie viele Menschen gekocht werden kann, was die Gesprächspartner_innen als negativ bewerteten, wenn zum Beispiel für mehr Gäste gekocht werden sollte.

Neben diesen Einschränkungen bietet das Gerät durch seine Eigenschaften neue Möglichkeiten, aufwendige Gerichte zu kochen oder selbst zu machen, die man sonst als Fertigprodukte gekauft hätte. Theresa sieht darin eine Chance: „In diesem Hype, von wegen alles mal so selber machen, regionale Produkte, saisonal und so. Da kann das schon unterstützend wirken. Weil das halt diese Hemmungen und Angst so nimmt, das selber zu machen.“ (Interview mit Theresa, 4. Dezember 2019) Die Küchenmaschine prägt folglich die Kriterien, nach denen das Essen bewertet wird: ausgefallen, gesund, frisch, selbst gemacht (anstelle von gekauft und konserviert) – und die Konsistenz der Speisen: am besten fluffig und cremig. Letztlich werden im Zusammenhang mit dem Thermomix Bedürfnisse nach gesundem, vielfältigem Essen erst (mit) hervorgebracht. Die entstehenden Ansprüche sind dabei in gesellschaftliche Normen und Trends eingebettet und nicht losgelöst von diesen zu betrachten. Gesundheits-, Lifestyle- und Kochtrends werden auf den Thermomix übertragen und durch diesen aufrechterhalten oder sogar verstärkt.

Aneignungsmomente finden hauptsächlich im Kleinen, innerhalb der dennoch stark routinierten und vergeschlechtlichten Kochpraktiken, statt. Die Erfahrungen der Nutzer_innen haben bereits zu technologischen Anpassungen geführt, da das Fassungsvermögen des Thermomix mit jedem Modell vergrößert wurde. In einem wechselseitigen Prozess werden dadurch wieder neue Aneignungen erforderlich, da die auf das größere Modell ausgerichteten Rezepte nur durch Mengenanpassung mit den älteren Modellen durchgeführt werden können. So wird der Thermomix durch soziale Beziehungen konstituiert und erhält diese selbst aufrecht.

2.2. „... although I like technology, I just wasn't really interested in it“

Insgesamt spielt die Abwertung von Weiblichkeit und von Technizität im Raum Küche eine bedeutende Rolle für die spezifische soziotechnische Konstellation, in die der Thermomix eingebunden ist.

„And then in the same sense with the Thermomix, it was not something that interested me, because I do the food prep myself and I find it for me it's actually something that's ... that can be almost ... puts me in a meditative state. That I can sit there and just sit in the kitchen and cook. I've got music on, I do all of the cutting and the idea of the Thermomix and doing that, although I like technology ... I just wasn't really interested in it.“ (Interview mit Matthew, 12. November 2019)

Aus Matthews Sicht ist Kochen ein meditatives und entspannendes Erlebnis, in das der Thermomix nicht hineinpasst. Im Gegensatz zum Staubsaugen muss beim Kochen aus Matthews Sicht keine Zeit gespart werden. Theresa, die das Kochen eher als Arbeit versteht, sieht das anders. Sie findet, dass es manchmal „einfach nur schnell gehen“ soll (Interview mit Theresa, 4. Dezember 2019), wobei der Thermomix unterstützend sein könne. Man müsse ja „nicht aus jedem Kochen ein Event machen“ (ebd.). Die Einordnung der Kochaktivitäten in Arbeit oder Freizeit ist also stark geschlechtsspezifisch bestimmt und entspricht in den befragten Haushalten häufig einer traditionellen Rollenverteilung. Damit bekommt auch der Thermomix selbst jeweils eine spezifische – vergeschlechtlichte – Bedeutung, irgendwo zwischen einem praktischen Alltagsgerät und einem zu technischen Schnickschnack, um damit der meditativen Freizeitbeschäftigung nachzugehen.

Der Thermomix wird über derartige Einordnungen vergeschlechtlicht kodiert. Die Technizität wird nicht in den Vordergrund gestellt, dennoch ist er mehr als ein rein funktionales Gerät. Seine Einschätzung als „cooles Gimmick“ (Interview mit Mona, 6. November 2019) bis hin zu „ein digitales Kochbuch und ein digitaler Kochtopf“ (Interview mit Gaby, 30. Dezember 2019) verschiebt sich unter anderem entlang der Erfahrung, die man bereits mit ihm sammeln konnte. Das heißt, die Personen, die den Thermomix für sich und ihre Rezepte zu nutzen wissen, empfinden ihn eher als durchschaubar denn als kompliziert. Er wird einerseits als Spielzeug bezeichnet – also eher wie ein hochtechnisches, männlich kodiertes Gerät –, aber als „Thermi“ (Interview mit Theresa, 4. Dezember 2019) andererseits verniedlicht.

Die Roboterhaftigkeit und der Preis des Thermomix sind darüber hinaus Eigenschaften, die ihn zu etwas Besonderem machen. Natalies Gäste sind

überrascht von ihrer „Luxus-WG mit ’nem Thermomix“ (Interview mit Natalie, 4. Dezember 2019), und Matthew betont grundsätzlich das „prestige thing about it“ (Interview mit Matthew, 12. November 2019), wenn ein Roboter Arbeit für ihn erledigt. Das gilt allerdings mehr für den Staubsaugerroboter als für den Thermomix. Ersterer wird im Vergleich zum Thermomix **in den Gesprächen mit drei der sechs Haushalte anders kodiert. Hier sind das roboterhafte Aussehen und seine Eigenschaft, fast durch die gesamte Wohnung fahren zu können, ausschlaggebend für seine Einschätzung als hochtechnisches Gerät. Demgegenüber ist der Thermomix als unbewegliches Gerät fest im Raum Küche verankert.**

In den Gesprächen kristallisiert sich Kochen vordergründig als weiblich konnotierte Tätigkeit heraus. Mütter, Tanten, Omas, Thermomix-Vertreterinnen und -Bloggerinnen sind die Expertinnen für den Thermomix und werden zum Beispiel bei Fragen zur Handhabung der Küchenmaschine noch vor der Google-Suche zurate gezogen. So setzen sich die Nutzer_innen nicht nur in Bezug zu dem Gerät, sondern auch zu den Personen, die sie kennen, **die den Thermomix nutzen oder von denen sie seine Anwendung gelernt haben. Dabei bleibt der Thermomix mit dem Bild der Frau verbunden, die für das Familienkochen verantwortlich ist. Theresa macht die Assoziation explizit: „Wenn ich jetzt irgendwie ’ne Hausfrau wäre, würd’ ich den vielleicht noch öfter benutzen.“** (Interview mit Theresa, 4. Dezember 2019) Sebastian erzählt überdies, dass sich seine männlichen Arbeitskollegen über den Thermomix lustig machten. Während der Forschung konnte ich mir selbst das Schmunzeln manchmal nicht verkneifen, wenn ich vom Thema Technisierung auf die Küchenmaschine schwenkte. Durch seine Verortung in der Kleinfamilienküche wird der Thermomix in den Gesprächen als Küchentechnologie insgesamt abgewertet. Im weiblich assoziierten Haushalt wird seine Technizität von den Gesprächspartner_innen heruntergespielt, ähnlich wie es bei der Mikrowelle der Fall ist. Der Thermomix wird zwar aufgrund seiner guten Zerkleinerungsfunktion über den Privathaushalt hinaus in professionellen Küchen verwendet, allerdings ist seine intendierte Funktion – die des effizienten und gleichzeitig gesunden **bis aufwendigen Kochens – explizit auf die bessere Vereinbarung von Berufs- und Familienleben ausgerichtet und trägt im Anwendungskontext der heterosexuellen Paarbeziehung oder Kleinfamilie zur Legitimierung der Doppelbelastung von Frauen bei.**

Die Praktiken rund um den Thermomix werden einerseits durch das Gerät selbst und die symbolischen Bezüge der Nutzer_innen zu ihm, und andererseits durch die herrschenden Arrangements bestimmt. So werden Grenzen innerhalb vergeschlechtlichter Arbeitsteilung definiert und legitimiert. Ausschlaggebend für seine vergeschlechtlichte Nutzung ist in den befragten Haushalten seine Verortung in der Küche. Zu den strukturellen, symbolischen und materiellen Ebenen der Mensch-Technik-Beziehungen kommt also eine räumliche Komponente hinzu. Bei der Betrachtung möglicher Aneignungen und Entgrenzungen tut sich jedoch ein Widerspruch auf: Während des Kochens mit dem Thermomix entstehen Momente, in denen die Kochsituation verlassen werden kann. Aufgrund der gelegentlichen Eigenständigkeit des Geräts, das automatische Anhalten und die hörbaren Signale kann das Kochen in der Küche stattfinden, während

sich die verantwortliche Person in anderen Räumen aufhält. Auch wenn das Gerät nicht mobil ist, macht es eine gesteigerte Bewegungsfreiheit der kochenden Person(en) möglich. Damit verliert die physisch-materielle Verräumlichung in der Küche an Bedeutung. Die symbolische Bedeutung als weiblich assoziierter und abgewerteter Ort der Hausarbeit ist jedoch ausschlaggebend für die Abwertung des Thermomix selbst. In Anbetracht der zunehmenden Digitalisierung des Geräts – etwa die Kommunikation über das Smartphone, zum Beispiel vom Supermarkt aus – und alternativer Nutzungen sind einerseits Entgrenzungen möglich und die funktionale Trennung der Wohnninnenräume wird infrage gestellt; andererseits verhärten sich alte Grenzen geschlechtlicher Arbeitsteilung innerhalb des Wohnraums.

3. Küchentechnik ist politisch: Mensch-Technik-Beziehungen zwischen Verräumlichung und Entgrenzung

Letztlich verschwimmen bei der Betrachtung des Thermomix als Sozio-technik im vergeschlechtlichten Haushalt Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit sowie zwischen Mensch, Arbeit und Technik auf subtile Weise. Gleichzeitig verfestigen sich mit der Nutzung des Geräts Grenzen in der geschlechtlichen Arbeitsteilung wie die Doppelbelastung von Frauen, denn diese wird durch die Technik legitimiert und unsichtbar gemacht. Auch der Thermomix trägt zu den verschleiernenden und individualisierenden Effekten der Haushaltstechnisierung bei. Mensch-Technik-Beziehungen werden nicht nur durch geschlechtliche Arbeitsteilung als Referenzrahmen bestimmt, sondern erzeugen diese selbst in spezifischen räumlichen Kontexten. Da neue Technologien das Potenzial haben, räumliche Grenzen zu überwinden, aber gleichzeitig Arbeit unsichtbar machen können, stellt sich nun die Frage, wie ihre Eigenschaften genutzt werden könnten, um mögliche neue Sichtbarkeiten für eine emanzipatorische Techniknutzung zu erzeugen. In Anbetracht vergeschlechtlichter Thermomix-Praktiken sollten zur Beantwortung dieser Frage sowohl physisch-materielle als auch symbolische Aspekte herangezogen werden. Über die Effekte der Verschiebungen der funktionalen Trennung zwischen den Wohnninnenräumen mit zunehmender Technisierung haben die Gespräche zwar nur wenig Aufschluss gegeben. Der Einbezug der Wohnungsgrundrisse in die Analyse der Interviews ist jedoch ein Anhaltspunkt, um weiter über die Wechselwirkungen zwischen physisch-materiellen Räumen und Mensch-Technik-Beziehungen nachzudenken. Daran anschließend stellen sich neue Fragen nach den Bedürfnissen von Haushaltsmitgliedern in Bezug auf ihre Wohnformen und danach, wie eine emanzipatorische Techniknutzung diese unterstützen könnte. Weiterhin müsste eine ökonomische Perspektive auf den Zugang zu Wohnraum und Technologien integriert werden, um die Verschränkung von Machtbeziehungen zwischen Raum, Technik und Geschlecht genauer einzuordnen.

Eine feministische Perspektive auf Mensch-Technik-Beziehungen im Haushalt kann zeigen, wie die Beziehung von Technik und Geschlecht auf struktureller, materieller, symbolischer und räumlicher Ebene im Wechselspiel wirkt. Anhand der Untersuchung von Thermomix-Praktiken habe ich die Bedeutung der räumlichen Wirkungsebene der Küche untersucht

und Fragen nach möglichen Verschiebungen in geschlechtlicher Arbeitsteilung und in (Un-)Sichtbarkeiten von Arbeit und Geschlechterverhältnissen in Wohninnenräumen entwickelt. Dabei stellte sich heraus, dass geschlechtliche Arbeitsteilung ebenso wie die Abwertung weiblich konnotierter Tätigkeiten ausschlaggebende Referenzrahmen für die Technologie und ihre Nutzung bleiben. Der von den Interviewpartnerinnen geäußerte Wunsch, Verantwortlichkeiten umzuverteilen, kann durch die Technik allein nicht gelöst werden. Aushandlungsprozesse über die Integration des Thermomix in die gewünschten Abläufe blieben offen oder waren nicht vorhanden. Hier lässt sich mitunter erkennen, wie wirkmächtig vergeschlechtlichte Arrangements in unserer Gesellschaft sind, in die neue Technologien Einzug halten. Mit Rückgriff auf historische Entwicklungen gesellschaftlicher Techniknutzung zeigen sich Zusammenhänge zwischen sozialen Ordnungen und neuen Technologien. Feministische STS leisten dazu einen wichtigen Beitrag, indem sie Techniken als soziale Verhältnisse fassen und Momente der Beziehung zwischen Technik und Geschlecht auf mehreren Wirkungsebenen konzeptualisieren. Wie die Geschichte der Küchendesigns gezeigt hat, wandeln sich diese in Aushandlungen zwischen gebauter Umwelt, Technik, Nutzer_innen und Architekt_innen. Um emanzipatorische Techniknutzung zu fördern, reicht es folglich nicht, neue, digitalere Technologien mit immer mehr Funktionen auf alltägliche Praktiken aufzulegen. Stattdessen muss das Zusammenspiel der Wohnungsgrundrisse, der Bedürfnisse aller Bewohner_innen und der Technologie in den Praktiken der Techniknutzung und -entwicklung mitberücksichtigt werden. Das heißt, dass es einerseits ohne Emanzipationswunsch keine entsprechende Nutzung gibt und dass andererseits Geräte bestenfalls gemeinsam mit Nutzer_innen entsprechend ihren Bedürfnissen und ihrer Wohnumgebung entwickelt werden müssen.

Aus feministischer Perspektive ist Technisierung so spannend, weil an ihr Grenzen zwischen Produktion/Reproduktion, Arbeit/Konsum, aktiv/passiv, öffentlich/privat oder männlich/weiblich infrage gestellt und evaluiert werden können. Während Technologien als Teil der Aufrechterhaltung des modernen Haushalts Geschlechterungleichheiten manifestieren, treffen dort gesellschaftliche Normen, tatsächliche Praktiken und Materialitäten aufeinander, die immer von Widersprüchen gekennzeichnet sind. Neben Fragen nach emanzipatorischen Aushandlungen von Technik und Geschlecht im Haushalt bleibt das Ziel, vermeintlich private Technikverhältnisse auf eine gesellschaftliche Ebene zu heben und somit die Verwobenheit technischer Geschlechterbeziehungen zu verstehen, relevant. Küchentechnik ist politisch!

Dieser Artikel wurde durch Mittel des Open Access-Publikationsfonds der Universität Jena gefördert.

Endnoten

- [1] Anschließend an Weber (2007) und Wajcman (1991) sollen die Begriffe Technik und Technologie hier synonym verwendet werden: Technik/Technologie kann demnach sowohl physische Artefakte als auch Wissensformen oder Arten von Tätigkeiten beschreiben (Wajcman 1991: 14). Weber (2007: 8) erweitert Wajcmans Technikbegriff um die Kennzeichnung ganzer soziotechnischer Systeme.

- [2] Das zunehmend fluide Verständnis von Geschlechtsidentität seit den 1990er Jahren hat zu einem Aufweichen der Grenzen zwischen weiblich und männlich sowie zwischen Mensch und Maschine geführt (vgl. Haraway 1987). Dennoch bestehen historisch spezifische – das heißt veränderbare – Verhältnisse, in denen Geschlechterunterschiede existieren. Technik und ihre Nutzung sind in die bestehenden Geschlechterverhältnisse eingebettet, die strukturell und symbolisch von gesellschaftlichen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit geprägt sind. Daher verwende ich die Bezeichnungen „Frau“ und „Mann“, auch wenn sich Geschlechtsidentität niemals in diesen binären Kategorien erschöpft.
- [3] In Anlehnung an Nadine Marquardt (2019) sowie Alison Blunt und Robyn Dowling (2006) verwende ich die Begriffe Haushalt, Wohnraum und Zuhause jeweils für verschiedene Dimensionen feministischer Perspektiven auf das Wohnen. Das Wohnen als Ort der Reproduktionsarbeit fasse ich unter dem Begriff Haushalt. Der Begriff Wohnraum rekuriert auf die materielle, soziotechnische und infrastrukturelle Umwelt des Wohnens. Der Begriff Zuhause meint, dass die häuslichen Räume und ein bestimmtes Zugehörigkeitsgefühl zu ihnen erst durch alltägliche Praktiken, materielle Kultur und soziale Beziehungen hergestellt werden, was Blunt und Dowling (2006: 3) als „home making“ bezeichnen.
- [4] Die Bezeichnung Feministische *Science and Technology Studies (Feminist Technoscience Studies)* schließt heute die meisten Strömungen Feministischer Technikforschung ein (Weber 2017: 340).

Autor_innen

Marlene Hobbs ist Sozialgeographin und beschäftigt sich mit Feministischer Geographie, Geographischer Wohnforschung und Digitalisierung.
marlene.hobbs@uni-jena.de

Literatur

- Bauer, Susanne / Heinemann, Torsten / Lemke, Thomas (2017): Einleitung. In: Susanne Bauer / Torsten Heinemann / Thomas Lemke (Hg.), *Science and Technology Studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*. Berlin: Suhrkamp, 7-42.
- Becker, Ruth (2010): Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum. In: Ruth Becker / Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 806-819.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): Doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben. In: Ruth Becker / Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 65-74.
- Blunt, Alison / Dowling, Robyn (2006): *Home. Key ideas in geography*. London: Routledge.
- Bose, Christine E. / Bereano, Philip L. / Malloy, Mary (1984): Household technology and the social construction of housework. In: *Technology and Culture* 25/1, 53.
- Bray, Francesca (2007): Gender and technology. In: *Annual Review of Anthropology* 36, 37-53.
- Brickell, Katherine (2012): „Mapping“ and „doing“ critical geographies of home. In: *Progress in Human Geography* 36/2, 225-244.
- Carstensen, Tanja (2018): (Un-)Sichtbare Geschlechterungerechtigkeiten in der Smart City. Die andere Seite der Digitalisierung. In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), *Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*. Bielefeld: transcript, 309-320.
- Chabaud-Rychter, Danielle (2005): Beziehungen zwischen Technik und Geschlecht. In: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (Hg.), *Arbeitsmarkt, Wohlfahrtsstaat, Familienpolitik und die Geschlechterfrage. Deutsch-französische Konvergenzen und Divergenzen*. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Cockburn, Cynthia / Omrod, Susan (1993): *Gender and technology in the making*. London u. a.: Sage.
- Cockburn, Cynthia (1997): Domestic technologies. Cinderella and the engineers. In: *Women's Studies International Forum* 20/3, 361-371.

- Cooper, Melinda / Waldby, Cathy / Reuschling, Felicita / Schultz, Susanne (Hg.) (2015): Sie nennen es Leben, wir nennen es Arbeit. Biotechnologie, Reproduktion und Familie im 21. Jahrhundert. Kitchen Politics. Münster: edition assemblage.
- Cox, Nicole / Federici, Silvia (1975): Counter-planning from the kitchen. Wages for housework. A perspective on capital and the left. New York: New York Wages for Housework Committee.
- Cox, Rosie (2013): House/Work. Home as a space of work and consumption. In: *Geography Compass* 7/12, 821-831.
- Ernst, Waltraud (2017): Technikverhältnisse. Methoden feministischer Technikforschung. In: Beate Kortendiek / Birgit Riegraf / Katja Sabisch (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden: Springer, 447-455.
- Federici, Silvia (2015): Aufstand aus der Küche. Reproduktionsarbeit im globalen Kapitalismus und die unvollendete feministische Revolution. Kitchen Politics. Münster: edition assemblage.
- Frederick, Christine (1913): *The new housekeeping. Efficiency studies in home management*. Garden City/New York: Double Day Page and Company.
- Hand, Martin / Shove, Elizabeth (2004): Orchestrating concepts. Kitchen dynamics and regime change in Good Housekeeping and Ideal Home, 1922-2002. In: *Home Cultures* 1/3, 235-256.
- Hand, Martin / Shove, Elizabeth / Southerton, Dale (2007): Home extensions in the United Kingdom. Space, time, and practice. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 25/4, 668-681.
- Haraway, Donna (1987): A manifesto for cyborgs. Science, technology, and socialist feminism in the 1980s. In: *Australian Feminist Studies* 2/4, 1-42.
- Hausen, Karin (1987): Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. In: *Geschichte und Gesellschaft* 13/3, 273-303.
- Hayden, Dolores (1981): *The grand domestic revolution. A history of feminist designs for American homes, neighborhoods, and cities*. Cambridge: MIT Press.
- Hayden, Dolores (1984): *Redesigning the American dream. The future of housing, work, and family life*. New York: W. W. Norton.
- Hayden, Dolores (2011): Counter space. Design and the modern kitchen. In: *Journal of the Society of Architectural Historians* 70/4, 551-553.
- Hayden, Dolores (2017 [1981]): Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen? Überlegungen zum Wohnen, zur städtischen Umwelt und zur menschlichen Arbeit. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 69-86.
- Isselstein, Eva (2021): Smart Home. In: Tabea Bork-Hüffer / Henning Füller / Till Straube (Hg.), *Handbuch Digitale Geographien. Welt – Wissen – Werkzeuge*. Paderborn: Brill Schöningh, 103-113.
- Jerram, Leif (2006): Kitchen sink dramas. Women, modernity and space in Weimar Germany. In: *Cultural Geographies* 13/4, 538-556.
- Johnson, Louise C. (2006): Browsing the modern kitchen. A feast of gender, place and culture. In: *Gender, Place & Culture* 13/2, 123-132.
- Kindermann, Andrea (2018): Thermomix. Ein Küchenklassiker wird digital. In: Christian Gärtner / Christian Heinrich (Hg.), *Fallstudien zur Digitalen Transformation*. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 107-128.
- Kitchen Politics (Hg.) (2015): *Wofür wir kämpfen. Queere Politik und Communities of Care*. Münster: Edition assemblage.
- Koppetsch, Cornelia / Speck, Sarah (2015): *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist. Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: Suhrkamp.
- Llewellyn, Mark (2004): Designed by women and designing women. Gender, planning and the geographies of the kitchen in Britain 1917-1946. In: *Cultural Geographies* 11/1, 42-60.
- MacLeavy, Julie / Lapworth, Andrew (2019): A „post-work“ world. Geographical engagements with the future of work. In: *The Political Quarterly* 91/2, 1-7.
- Marquardt, Nadine (2018): Digital assistierter Wohnalltag im smart home. Zwischen Care, Kontrolle und vernetzter Selbstermächtigung. In: Sybille Bauriedl / Anke Strüver (Hg.), *Smart City. Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten*. Bielefeld: transcript, 285-297.
- Marquardt, Nadine (2019): Oikopolitik. Wohn-Experimente zwischen Nachhaltigkeit und Digitalisierung. In: *Geographische Zeitschrift* 106/4, 212-237.

- Meah, Angela (2016): Extending the contested spaces of the modern kitchen. In: *Geography Compass* 10/2, 41-55.
- Neuman, Nicklas / Gottzén, Lucas / Fjellström, Christina (2017): Narratives of progress. Cooking and gender equality among Swedish men. In: *Journal of Gender Studies* 26/2, 151-163.
- Pink, Sarah / Horst, Heather A. / Postill, John / Hjorth, Larissa / Lewis, Tania / Tacchi, Jo (Hg.) (2016): *Digital ethnography. Principles and practice*. Los Angeles: Sage.
- Saarikangas, Kirsi (2006): Displays of the everyday. Relations between gender and the visibility of domestic work in the modern Finnish kitchen from the 1930s to the 1950s. In: *Gender, Place & Culture* 13/2, 161-172.
- Schwartz Cowan, Ruth (1976): The „industrial revolution“ in the home. Household technology and social change in the 20th Century. In: *Technology and Culture* 17/1, 1-23.
- Schwartz Cowan, Ruth (1983): *More work for mother. The ironies of household technology from the open hearth to the microwave*. New York: Basic Books.
- Speck, Sarah (2019): Paradoxien der Gleichheit. Widersprüchliche Verkehungen in zeitgenössischen Geschlechterverhältnissen. In: Barbara Rendtorff / Birgit Riegraf / Claudia Mahs (Hg.), *Struktur und Dynamik. Un/Gleichzeitigkeiten im Geschlechterverhältnis*. Wiesbaden: Springer, 65-96.
- Teubner, Ulrike (2012): Technik. Arbeitsteilung und Geschlecht. In: Brigitte Aulenbacher / Angelika Wetterer (Hg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 176-192.
- Wajcman, Judy (1991): *Feminism confronts technology*. Cambridge: Polity Press.
- Wajcman, Judy (2006): The gender politics of technology. In: Robert E. Goodin / Charles Tilly (Hg.), *The Oxford handbook of contextual political analysis*. Oxford: Oxford University Press, 707-721.
- Wajcman, Judy (2015): *Pressed for time. The acceleration of life in digital capitalism*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Weber, Jutta (2007): Eine kleine Einführung in die feministische Technowissenschaftsforschung. In: *Kurswechsel. Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Analysen* 3, 7-25.
- Weber, Jutta (2017): Feministische STS. Einführung. In: Susanne Bauer / Torsten Heineemann / Thomas Lemke (Hg.), *Science and Technology Studies: Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*. Berlin: Suhrkamp, 339-367.
- Winker, Gabriele (2015): *Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.

Kitchen technology is political! Studying the Thermomix from a feminist perspective on human-technology-relations

Digital kitchen devices promise a solution to the incompatibility of gainful employment and unpaid reproduction work, a challenge still mostly affecting women. This article asks how domestic technologies affect gendered reproduction work and how human-technology-relations are expressed in spatialized practices. According to feminist urban research and feminist technoscience, the home and domestic practices are considered central to the negotiation of gender relations and as significant site of technization. In my research on the digitalized food processor „Thermomix“ I ask about the meaning of the technology for gendered practices in the household. Through its spatialization and symbolic references the kitchen technology and its use show how gendered human-technology-relations help organize work and the domestic, therefore manifesting gender inequality but also enabling new kinds of visibility.



Debatte

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 241-261

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.750

Colin Ward

„Das Kind in der Stadt“

Kommentare von:

Imbke Behnken, Anika Duveneck,

Tanu Biswas

Das Kind in der Stadt (2021 [1978])

(Auszüge)

Colin Ward

Colin Ward gilt als einer der einflussreichsten anarchistischen Denker und Schriftsteller der letzten Jahrzehnte. Seine Studie „The Child in the City“ ist eine Hommage an alle Kinder in der Stadt; sie besticht durch ihre äußerst vielschichtige und sensible Beschreibung der Beziehung zwischen jungen Menschen und ihrer städtischen Umwelt. Die Originalausgabe seines Buches erschien 1977 bei *Architectural Press*, London; die deutsche Ausgabe bereits ein Jahr später im *Fischer Verlag*, Frankfurt am Main. Da das Buch seit langem vergriffen und nur in wenigen Bibliotheken verfügbar ist, möchten wir durch den nachfolgenden Abdruck zumindest Teile dieser wertvollen Studie (wieder) einem größeren Publikum zugänglich machen. Sowohl die Originalausgabe als auch die deutsche Übersetzung sind mit eindrucksvollen Photographien reich bebildert. Diese können hier bedauerlicherweise nicht mit abgedruckt werden, machen die Suche nach einem Druckexemplar aber umso lohnender. Wir laden alle Leser*innen ein, Wards Beobachtungen und Betrachtungsweisen zu folgen, um städtische Räume und Orte auch als solche der Kindheit in den Blick zu nehmen.

Vorwort

Dieses Buch ist ein Versuch, die Beziehung zwischen Kindern und ihrer städtischen Umwelt zu erforschen.[1] Es stellt die Frage, ob es stimmt, dass in dieser Beziehung, wie sehr viele Menschen glauben, etwas verlorengegangen ist und wie sich die Verbindung zwischen Stadt und Kind für beide Teile fruchtbarer und erfreulicher gestalten ließe.

Aber der Titel und vielleicht auch das ganze Konzept sind anfechtbar, weil damit angedeutet wird, es sei möglich, über Kinder oder Städte allgemeinen zu sprechen. Wie uns Margaret Mead immer wieder ermahnt, müssen wir uns vor Augen halten, dass „es eine gute Sache ist, sich Gedanken über das Kind zu machen, solange wir nicht vergessen, dass es das Kind an sich nicht gibt. Es gibt nur Kinder. Jedes Mal, wenn wir sie in Bausch und Bogen behandeln, geht uns etwas verloren.“ Dabei handelt es sich nicht nur um den ungeheuren Unterschied zwischen einzelnen Individuen. Jedes Kind ist auch in einer anderen Phase des Seins und Werdens. Die gesetzliche Definition der Kindheit ist von Ort zu Ort verschieden, was Rechte und Pflichten betrifft. In Großbritannien verbürgt eine ganze Serie von Gesetzen, beziehungsweise eine willkürliche Anhäufung von Gesetzen, dem Kind Rechte oder erlegt ihm je nach Altersstufe Pflichten auf, womit ganz allgemein der Status der Kindheit bestimmt ist. In diesem Buch ist die

Rede von sogenannten schulpflichtigen Kindern, das sind in Großbritannien die Fünf- bis Sechzehnjährigen. Aber viele werden wohl geltend machen, dass uns im Hinblick auf Entwicklungsmöglichkeiten und prägende Erlebnisse schon vor dem Schulbeginn die entscheidendsten Dinge widererfahren sind, in Großbritannien also dem Kind bis zu seinem fünften, in anderen Ländern bis zu seinem sechsten oder siebten Lebensjahr. Am wichtigsten von allem ist es aber, wessen Kinder wir zufällig sind.

In den meisten Ländern der Welt wäre es andererseits töricht, einen Fünfzehnjährigen als Kind zu bezeichnen. Wir könnten uns des Ausdrucks „Halbwüchsiger“ bedienen, um jene Mitmenschen zu beschreiben, die zwischen Pubertät und Mündigkeit stehen, die ja in den letzten zehn Jahren nach manchem Hin und Her in vielen Ländern von 21 oder 20 auf 18 Jahre heruntergesetzt worden ist. Aber ist die Adoleszenz einfach eine Schöpfung der Gesellschaft? Frank Musgrove weist darauf hin, dass die „Adoleszenz“ zur selben Zeit wie die Dampfmaschine erfunden wurde, nämlich die Dampfmaschine 1756 von James Watt, die Adoleszenz 1762 von Rousseau. Heute steht nicht bloß die Adoleszenz zur Debatte, sondern die Kindheit an sich als zeitloser und umfassender Begriff. Soziologisch orientierte Historiker wie Philippe Ariès und Peter Laslett haben uns klargemacht, seit wie kurzer Zeit wir uns erst mit der Kindheit befassen. „Kinder sind eine moderne Erfindung“, sagt der Spielplatz-Pionier Joe Benjamin. „Früher gehörten sie zur Familie.“

Die Familie ist fast immer ein entscheidenderes Element im Schicksal eines Kindes als die Stadt, und Moralisten, die die sozialen Missstände der Stadt diagnostizieren, weisen auf die hohe Zahl „zerrütteter Familien“ hin und beklagen das Aussterben der „Großfamilie“; die Soziologen hingegen weisen auf die Sterblichkeitsstatistik hin. Ein Gang über einen alten Friedhof bestärkt die Ansicht, dass bei der Zerstörung der Familie der Scheidungsrichter an die Stelle des Totengräbers getreten ist. Wenn wir die Zeugnisse entsprechend auswählen, können wir entweder zeigen, dass dem Kind von vergangenen Gesellschaften etwas von der Würde zugebilligt wurde, wie man sie einem wirtschaftlich irgendwie wertvollen Wesen beimisst, oder wir können das Kind als Opfer einer grotesken Ausbeutung darstellen oder zeigen, dass die Geschichte der Kindheit, wie Lloyd Demause in seinem gleichnamigen Buch sagt, „ein Alptraum ist, aus dem wir erst kürzlich erwacht sind.“

Nach Demauses Meinung kann die Geschichte der Kindererziehung als Folge von sechs Modeströmungen, die sich überschneiden, angesehen werden, deren neuste, die Methode des „Helfens“ Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts begonnen hat und darauf abzielt, dass das Kind „freundlich, aufrichtig, fröhlich, nie auf Nachahmung oder Gruppenbildung ausgerichtet ist, einen starken Willen hat und sich durch Autorität nicht einschüchtern lässt.“ Wenige Erwachsene würden abstreiten, dass sie persönlich den Kindern, die Lebenskreis und Wohnort mit ihnen teilen, zu helfen suchten, wenn sie auch weniger zuversichtlich wären, dass dadurch die genannten Eigenschaften ausgebildet würden. Dieses Buch dreht sich aber um die Frage, ob die Stadt als eine menschliche Institution ihren jungen Bürgern gegenüber Hilfsbereitschaft bezeugt oder ob Paul Goodman recht hatte, als er vor Jahren erklärte, Kinder könnten in der Großstadt unter den unvermeidlich modernen Bedingungen nicht mehr gedeihen, weil „verborgene Technologie, Mobilität der Familie, Verlust der Landschaft, Verlust der traditionellen

Nachbarschaftlichkeit und die immer stärkeren Einschränkungen des Spielraums ihnen die reale Welt rauben“.

Ein Kind ist ... nun ja, ein Kind ist das, was man in ihm sieht, und ich werde bei der Definition der Stadt ebenso ausweichend sein. Überlieferungsgemäß wird das Wort in Europa und in Amerika verschieden gebraucht. Die Gründer einer Ortschaft im amerikanischen Westen bezeichneten sie als Stadt, auch wenn sie nie eine wurde. Verschlafene englische Städtchen, die zufällig eine Kathedrale haben, werden so genannt, und das mag recht und billig sein, denn wie Leslie Lane einmal bemerkt hat: „Canterbury und St. Davids sind Städte in einer Weise, wie man es von Hunderten von Großstädten des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts nicht sagen kann.“ Als Großstadt gilt seit 1887 eine Siedlung mit über 100.000 Einwohnern, und heute gibt es schon fünfundsiebzig Städte mit über einer Million Einwohnern. Soweto, dessen Kinder im Juni 1976 zur Rebellion herausgefordert wurden, hat über eine Million Einwohner, doch man nennt es eine Stadt. Man schätzt, dass am Ende dieses Jahrhunderts der größere Teil der Weltbevölkerung in Millionenstädten leben wird.

Die Unterscheidungen zwischen Großstadt, Vorstadt, Kleinstadt und Dorf werden im Laufe der Jahre immer unhaltbarer. In welchem Sinne ist der Dorfbewohner, der täglich in die Stadt fährt und dessen Kinder täglich zur nächsten städtischen Schule fahren, als ein Dörfler zu betrachten? Claus Moser und William Scott warnen in ihrer Untersuchung über englische Städte: „Man spricht allzu leicht von *dem* Städter, *dem* Stadtleben, *dem* Stadtwesen, ohne den Variationen und Unterschieden Rechnung zu tragen, die innerhalb einer Stadt und zwischen den Städten vorliegen.“ Es bestehen zwischen Stadt- und Landleben in Großbritannien mehr Ähnlichkeiten als zwischen dem Stadtleben in Großbritannien und dem Stadtleben in Burma. Die Kinder wohlhabender Familien, ob nun in der Stadt oder auf dem Lande, haben im Erleben mehr gemeinsam als die Kinder reicher und armer Eltern in ein und derselben Stadt. Es ist sinnvoller, in der Praxis an die Stadtregion als an die Stadt an sich zu denken. Nur die fiskalischen und administrativen Realitäten gaukeln uns vor, dass es die Großstadt als Ganzheit noch immer gibt. Diese Vorstellungen sind entscheidend für die Organisation der Städte, aber unsere Vorstellungen vom Leben der Kinder sollten nicht durch veraltete politische Abgrenzung beschränkt werden.

Außerdem möchte ich den Leser darauf aufmerksam machen, dass dieses Buch nicht als das Ergebnis erschöpfender Interviews mit einer zufälligen Auswahl von, sagen wir, tausend Kindern aus hundert Städten ist. Aus einer solchen Untersuchung lässt sich zwar vieles lernen, aber es lässt sich nicht danach handeln. Ich kenne viele Menschen, die ihre Aufgabe darin gefunden haben, den Bedürfnissen der Großstadtkinder entgegenzukommen. Bestimmt wurden sie dazu nicht durch statistisches Material angeregt, sondern durch ihr eigenes Einfühlungsvermögen, durch eigene oder anderer Leute Erinnerungen oder durch Beobachtungen, wie Kinder tatsächlich leben und was sie tun. Jeder ist einmal Kind gewesen, und der Philosoph Gaston Bachelard hat ein ganzes Buch, *The Poetics of Space*, dem Thema gewidmet, wie man durch Träumerei, Meditation und Hinhorchen auf die Erinnerungen anderer Kindheitserfahrungen mit der Umwelt erneut heraufbeschwören kann. „Nach zwanzig Jahren“, sagt er, „würden wir trotz all den unzähligen

Treppen, die wir inzwischen gegangen sind, die Reaktion auf die ‚erste Treppe‘ wieder erleben, wir würden nicht stolpern auf der ziemlich hohen Stufe. Das Ganze des Hauses würde sich öffnen, getreu unserem eigenen Wesen. Wir werden die quietschende Tür mit der gleichen Bewegung aufstoßen, wir werden im Dunkeln den Weg zum fernen Dachboden finden. Das Gefühl der kleinsten Klinke ist unserer Hand geblieben...

Wir sind das Diagramm der Funktionen, die diesem besonderen Haus innewohnen, und alle die anderen Häuser sind nur Variationen eines Grundthemas. Das Wort ‚wohnen‘ ist zu blass und abgenutzt, als dass es diese leidenschaftliche Bindung unseres Körpers an ein unvergessliches Haus ausdrücken könnte.“ Ich möchte den Leser dazu bringen, sich auf diese Art des Nachvollziehens von Wirklichkeit in die Seele des heutigen Großstadtkindes hineinzusetzen.

Um Intensität, Vielfalt und Einfallsreichtum der Kindheitserfahrungen in der Stadt zu vermitteln, ist das Bild wahrscheinlich wirkungsvoller als das Wort, und ich bin der Fotografin Ann Golzen besonders dankbar, denn sie erfasste sofort, welche Aufnahmen wir brauchten, ging hin und machte sie. Auch den anderen Fotografen habe ich zu danken. Unzähligen Kindern und Erwachsenen schulde ich Dank, die mit mir über ihre Umwelterfahrungen gesprochen haben, und all jenen, deren Berichte ich verwertet habe. Wer immer über dieses Thema schreibt, der muss sich bewusst sein, dass er Iona und Peter Opie zu Dank verpflichtet ist. Schwer vorstellbar, dass sie nicht das letzte Wort über Kinderspiele gesprochen haben. Auch bin ich überzeugt, dass Paul Goodman als erster die Zweifel und Befürchtungen vieler Menschen zum Ausdruck gebracht hat, denen es Sorgen bereitet, mit welchen Schwierigkeiten Kinder konfrontiert werden, wenn sie in unseren Städten aufwachsen.

Es wäre unmöglich, über Kindheitsprobleme zu schreiben, ohne die eigene Familie auszunutzen, und ich weiß, was ich meiner Frau Harriet Ward zu verdanken habe sowie fünf Stadtkindern: Alan Balfour, Douglas Balfour, Barney Unwin, Tom Unwin und Ben Ward.

Kapitel 2: Beglückender Lebensraum

„Das Problem ist nicht statisch, sondern dynamisch. Ein gewisses Maß an Veränderung und Neuerung ist eine wesentliche Voraussetzung für die Lebensfreude. Die Aufgabe der Umweltplanung besteht nicht darin, unserer Zivilisation ein endgültiges Altersheim zu entwerfen, sondern darin, die Entwicklung unserer Umgebung so zu lenken, dass wir sowohl in dem Prozess als auch in den Stadien, durch die sie uns führt, Freude und Sicherheit finden. Ob es unseren Städteplanern zusagt oder nicht, die Mitglieder der menschlichen Gesellschaft müssen immer erst die Kindheit durchmachen, bevor sie erwachsen werden.“

Albert E. Parr

Albert Eide Parr, der ehemalige Leiter des Amerikanischen Naturhistorischen Museums, hatte den Mut, bei einer Versammlung über das Thema „Beglückender Lebensraum“ zu sprechen. Er wagte es zu erklären, die Großstadt habe nicht nur die Funktion, dem Geschäftsleben, der Unterhaltung und der öffentlichen Sicherheit zu dienen, sondern habe auch die Aufgabe, Menschen glücklich zu machen. Seit dem achtzehnten Jahrhundert, als der englische Schriftsteller William Godwin ein Buch mit der revolutionären Aussage begann: „Das wahre Ziel der Erziehung ist wie das eines jeden moralischen Prozesses die Heranbildung einer glücklichen Generation“, war nie mehr eine so kühne Behauptung aufgestellt worden. Gewöhnt an den Gedanken, dass Glückseligkeit eine Sache der persönlichen Disposition und Anpassung, zwischenmenschlicher Beziehungen, sexueller Befriedigung oder der Erfüllung durch die Arbeit sei, fühlen wir uns genarrt, wenn Parr unumwunden erklärt: „Wenn die Liebe zum Wohngebiet unter den Einwohnern verbreitet und so stark ist, dass sie dem Besucher entgegenschlägt, wissen wir, dass wir in einer Gegend sind, die einen fruchtbaren Boden für den Keim des Glücks abgibt.“

In der Antike wäre dies nicht als übertriebener Anspruch aufgefasst worden; Platon sagte, dass die Stadt um des Lebens willen errichtet werde, aber um eines guten Lebens willen. In Bezug auf die individuellen Erfahrungen mit der Großstadt erinnert uns Parr, dass „unser Geist ebenso sehr nach einer Ansprache der Sinne verlangt wie der Körper nach Nahrung“, und ferner, dass „die grundlegende Forderung an die Umwelt die ist: eine genügend reichhaltige, differenzierte und auf die Dauer reizvolle Vielfalt an Formen und Farben zu bieten, damit sie für alle Bewohner anregend und stimulierend ist“. Wenn ich mit amerikanischen Studenten der Raumplanung über das Thema des vorliegenden Buches diskutierte, holten sie aus ihrer Mappe oder ihrem Bücherschrank meist Albert Parrs Schrift *Das Kind in der Stadt. Urbanisation und Verstädterung*, in der er seine eigenen Kindheitserfahrungen in einer norwegischen Hafenstadt zur Zeit der Jahrhundertwende beschreibt:

„Manchmal wurde mir der Auftrag erteilt, Fisch kaufen zu gehen; damit wurde mir keine Arbeit aufgebürdet, sondern es machte mir Spaß. Dazu gehörte folgendes: fünf bis zehn Minuten zum Bahnhof laufen; eine Fahrkarte kaufen; zusehen, wie der Zug mit dampfender Lokomotive einfuhr; einsteigen; über eine lange Brücke fahren, die einen

kleinen Bootshafen (rechts) vom großen Hafen (links) trennte, in dem auch eine kleine Marinebasis für Torpedoboote war; weiter durch einen Tunnel; an der Endstation aussteigen, wobei ich manchmal stehenblieb, um mir Eisenbahnanlagen anzuschauen; am Fischereimuseum vorbeigehen und manchmal eintreten; durch den Zentralpark der Stadt schlendern, wo in der Mittagspause eine Militärkapelle spielte; durch die Geschäftsstraßen bummeln oder den Weg an der Feuerwehr vorbeinehmen, wo die angeschirrten Pferde einsatzbereit warteten, vorbei an dem jahrhundertealten Rathaus und anderen alten Gebäuden; den Fischmarkt und das Bootsgelände erforschen; den Fisch aussuchen und um den Preis feilschen; einkaufen und nach Hause zurückkehren.“

Bernard Rudofsky, der die Bedeutung dieser Schilderung in seinem Buch *Streets for People* hervorgehoben hat, weist darauf hin, dass Albert Parr damals vier Jahre alt war. Nicht nur waren die Straßen damals ungefährlich für ein Kind, sondern die städtische Umgebung bot auch so viele Anregungen, dass das Kind schon lesen und rechnen konnte, bevor es das Schulalter erreichte.

Straßen- und Geschäftsschilder wirkten auf das Kind visuell, nicht durch ihren Wortlaut. Hätte der kleine Albert einen modernen Kindergarten besucht, so würde die Kindergärtnerin aufgrund dessen, was sie von Piaget weiß, behaupten, er hätte in diesem Alter unmöglich über die notwendige räumliche Orientierung verfügen können. Rudofsky stellt Albert Parrs Kindheitserlebnisse dem gegenüber, was Joseph Lyford als typische Lernsituation des New Yorker Kindes auf seinem Schulweg beschreibt:

„Es kann einen Alkoholiker erkennen, ehe es ihn sprechen hört, und einen Homosexuellen auf Anhieb von einem gewöhnlichen Mann unterscheiden. Es hat aus der Nähe gesehen, was in Hausgängen oder in Winkeln zwischen Mann und Frau vorgeht. Es mag wissen, dass ein bestimmter Gemüseladen als Treffpunkt dient, wo Polizisten von Hausierern, Lokalbesitzern und Mittelsmännern Geld entgegennehmen. Es weiß, dass rote Punkte an der Innenseite des Unterarms Einstiche von Injektionsnadeln bedeuten, und es versteht mindestens ein paar Wörter der Fixer- und Gaunersprache.“

Irgendwo zwischen diesen beiden Extremen ist das typische Umwelterlebnis des Großstadtkindes von heute angesiedelt. Kein gleichaltriges Kind hat jene Freiheit auf der Straße, die Parr genießen durfte, ganz einfach weil die Straßen nicht mehr sicher sind. Die Hauptgefahr droht nicht von Verbrechen, sondern vom Autoverkehr. Gleichzeitig sind solche Elemente des innerstädtischen Lebens, vor denen man die Jugend gern bewahren würde, immer beherrschender geworden, weil die vielfältige öffentliche Selbstkontrolle immer mehr im Schwinden begriffen ist. Die Innenstadt ist nicht mehr Wohnviertel. Andere Elemente – große Geschäfte oder schlechte Geschäfte – dominieren. Freunde von mir, die vor dem Zweiten Weltkrieg in Soho aufwuchsen, als dieser Londoner Stadtteil vier Grundschulen hatte, verlebten eine Kindheit geradezu dörflicher Unschuld, spielten mit Murmeln auf dem Pflaster und bewegten sich mit der Immunität hochgeachteter Bürger durch Straßen, die schon damals einen schlechten Ruf hatten.

Der Unterschied zwischen den dreißiger und den siebziger Jahren besteht darin, dass die Zahl der verwilderten, heimatlosen Kinder in Soho heute größer ist als die der ordnungsgemäß gemeldeten Schulkinder. Ein Parlamentsmitglied beschrieb 1975 die Jungen, die in Toreinfahrten in einem Pappkarton schlafen, und sagte: „Ich bin bereit, jedes Mitglied dieses Parlaments nach Soho zu führen, wo diese Kisten aufgeschlagen sind, und vor seinen Augen den Deckel hochzuheben.“ Wie stand es damit früher? Ein alter Mann, der mitten in London aufgewachsen ist und dessen Angehörige in zwei Zimmern zu fünf in einem Bett schliefen, während Albert Parr den glücklichen Lebensraum seiner Kindheit auskundschaftete, erinnert sich, wie der Mann von der Heilsarmee „immer durch die Remisen und Ställe ging und die Planen hochhob, um nachzusehen, ob darunter ein verwahrlostes Kind lag“.

Die Schilderung dieses Mannes verdeutlicht die Schwierigkeit, aus Albert Parrs Aussage gültige Schlüsse ziehen zu wollen. Denn auch solche Kinder wie er hatten die Freiheit der Straße: zu betteln oder zu stehlen, Polizisten ein Schnippchen zu schlagen oder ziellos umherzustreifen und zu schauen, ob irgendetwas in der Gosse zu finden wäre. „Zu allen Tages- und Nachtzeiten zogen wir umher, meilenweit durch alle möglichen Straßen, denn damals war es lustig, den Jahrmarkt in Hampstead zu sehen.“ Den Jahrmarkt sehen, aber nicht mitmachen. Es gibt einen Punkt, wo Anregung und Faszination der Umwelt hinter den Forderungen, die das Überleben stellt, zurücktreten. Dieser Mann stand in seiner Kindheit an diesem Punkt. Um das Kind war bittere Not, also suchte es in der Gosse nach ein paar verlorenen Münzen oder kramte im Hinterhof einer Bäckerei nach einem altbackenen Brot; die Stadt war ein Territorium für Streif- und Beutezüge, so wie dies heute etwa für Kalkutta gilt.

„Nachts wühlten die kleinen Jungen in den großen stinkenden Müllhalden. Sie sammelten Knochen, an denen noch ein bisschen Fleisch hing, weggeworfene Gemüseblätter, ein paar Löffel Reis, die man von halb abgegessenen Tellern der Reichen abgekratzt hatte.“

Doch wer die Kinder der Armen kennt, der weiß, wie rasch sich bei allem Selbsterhaltungstrieb das sinnliche Erleben und die Freude am zufälligen Spiel durchsetzen können. Mädchen, die noch ein paar Jahre jünger waren und schon einer gesicherten Unterklasse angehörten, zogen mit zu den Müllhalden, und sie kehrten mit halbverwelkten Kuhl Blumenkränzen zurück.

Simon Jenkins, ein Kenner der Londoner Szene, schreibt:

„Wenn der kleine Charles Dickens von Camden Town zu einer Schuhwichse-Fabrik hinter Charing Cross ging, wo er als Packer arbeitete, war der Gang eine ständige Begegnung mit allen möglichen Menschen. Die Straßen wimmelten von Leuten, die er mit der Zeit kennenlernte und die ihn alle kannten. Da saßen in der St. Martin's Lane die Alten vor der Tür, in Seven Dials riefen ihn Budenbesitzer an; Kinder, Landstreicher, Bettler erkannten den Vorbeigehenden; er gewann Freunde, und er machte Umwege, um Feinden auszuweichen. Vor seinen Augen herrschte rege Betriebsamkeit; man kaufte, verkaufte, tauschte, stellte aus, setzte etwas instand, scherzte, bot sich an, liebäugelte, bestach und schwatzte. Ganz London war auf der Straße, und man brauchte nicht erst vorgestellt zu werden.“

Jenkins fragt sich, welche Art stoffliches Material Dickens wohl auf einem Gang durch die Victoria Street oder durch die Barcian und Finchley Road gefunden haben mochte. Ebenso könnte er fragen, welche Art Anregung durch die Umwelt ein Kind bekommt, wenn es durch die modernisierten, eintönigen oder verwahrlosten Straßen unserer heutigen Städte geht, besonders der Sanierungsgebiete. Die wiederaufgebaute Stadt hat, wie Jane Jacobs beklagt, „die grundlegende Funktion der Straße und damit notwendigerweise die Freiheit der Straße zerstört“.

Bietet die moderne Stadt dem Kind, das sie erkunden möchte, die Vielfalt an Sensationen, die zum Beispiel Maxim Gorki als Junge erlebte, wenn er mit großen Augen durch die Straßen von Nischni Nowgorod schlenderte, oder der kleine Walt Whitman, der es liebte, sich den herrlichen Aufregungen auf einem Streifzug quer durch Manhattan zu überlassen? Man könnte entgegen, potentielle Dichter seien eben besonders empfänglich für das, was es in der Großstadt zu sehen und zu hören gibt; aber auch wenn man mündliche Erinnerungen anderer Leute sammelt, eröffnen sie uns – selbst bei Berücksichtigung der verklärenden Rückschau – eine Straße, die nach Rudofskys Worten „ein offenes Buch ist, wunderbar illustriert, durchaus vertraut, doch unerschöpflich“.

Im April 1975 wurde vom *Guardian* unter dem Titel „Musterstadt macht nicht glücklich“ das Ergebnis einer Untersuchung veröffentlicht, die sich auf die Industriestadt Sheffield mit ihren 526.000 Einwohnern (1973) bezog. „Sheffield, das als Nationalmodell einer Industriestadt mir einem fortschrittlichen modernen Erziehungssystem gilt, hat heute mehr unglückliche Schulkinder als vor fünf Jahren. Das ergab eine Umfrage bei 25 Prozent der gesamten Schülerschaft, also einer ungewöhnlich hohen Zahl. Nach Meinung des Kommissionsleiters Michael Harrison könnte der Zerfall der Familie eine der Hauptursachen sein. Andere Gründe wären vielleicht die Zunahme der Familien mit nur ein einem Elternteil und häuslicher Stress und Sorgen infolge der Inflation und verschlechterter Berufsaussichten. Harrison äußerte sich recht pessimistisch über die Fähigkeit der Stadtverwaltung, derartige Probleme beizeiten zu erkennen, zu verhüten oder gar zu lösen. Er könne nicht behaupten, sagte er, dass der Sheffielder Magistrat mit der ‚Lebenswirklichkeit‘ der Kinder in den verschiedenen Stadtteilen vertraut sei. Solange es nicht irgendeine ‚Annäherung zwischen Schule und Verwaltung‘ gebe, werde es schwer sein, das Problem der Benachteiligung zu lösen.“ In dem Bericht heißt es weiter, Harrison habe zugegeben, niemand wisse so recht, weshalb viele Eltern den Bildungsmöglichkeiten ihrer Kinder offensichtlich so desinteressiert gegenüberstünden, ob eine allgemeine Kulturverdrossenheit, die hohen Löhne, die ungelerten Arbeitern gezahlt werden, oder andere Ursachen Schuld daran seien. Die Folge sei jedenfalls, dass die Leistungen in der Schule hier weit unter dem Durchschnitt lägen. Es sei auch notwendig, mehr darüber nachzudenken, inwieweit die Behörden die Leute durch ihre Wohnungsbaupolitik, die keineswegs auf soziologischem Wissen basiere, verwirrten. „Ich habe noch nie einen Plan gesehen, der in vernünftigen Worten von Menschen spricht“, sagte Harrison. „Es ist immer nur die Rede von ‚Wohnraum, den sie beanspruchen‘ und von der ‚Lebensqualität‘ – aber was das ist, wird nicht definiert.“

Nur der letzte Punkt in der Reihe der möglichen Ursachen für die Unzufriedenheit der Sheffielder Kinder hat mit dem Erleben ihrer physischen Umwelt

zu tun, und es scheint mir ein wichtiger Punkt zu sein. Aus London liegt nämlich ein ähnlicher Bericht vor. Eine Gruppe von Psychologen befragte fast 1700 Zehnjährige aus einem inneren Londoner Stadtteil und stellte Vergleiche mit 1300 Gleichaltrigen von der Insel Wight an, einer vorwiegend ländlichen Gegend. Eltern und Lehrer wurden ebenfalls befragt. Dem Bericht zufolge zeigten 25,4 Prozent der Londoner Kinder Anzeichen seelischer Störungen, die von Schlafschwierigkeiten, neurotischem Weinen, Angst vor der Schule bis zu chronischer Rauflust und fortgesetztem Stehlen reichten – genug, um das Kind unglücklich zu machen und sein Weiterkommen in der Schule zu verhindern. Als dieser Befund dem Londoner Institut für Erziehung vorgelegt wurde, erhoben sich kritische Stimmen und sagten, die Methodologie beruhe auf Vorurteilen gegenüber der Arbeiterklasse. Dieser Zweifel scheint mir das **eigentliche Resultat** derartiger Untersuchungen zu verschleiern. Man kann es mit dem einen Satz zusammenfassen: „Glückliche Familien ziehen weg.“ **Wohlhabende, gesicherte, intakte Familien tendieren dazu, die Innenstadt zu verlassen, was dazu führt, dass die Bevölkerung dort unweigerlich einen höheren Prozentsatz an irgendwie benachteiligten Familien aufweist, und die Kinder dieser Familien werden weder durch das Schulsystem noch durch die Umwelt für diesen Nachteil entschädigt, von wenigen Ausnahmen abgesehen.** Dies galt schon immer für die Elendsviertel der Großstädte. Nach der Berechnung des Städtehistorikers H. J. Dyos „lag in den schlimmsten Londoner Slums der prozentuale Anteil der Londoner im Verhältnis zu den übrigen Bevölkerungsgruppen über dem Durchschnittswert für London insgesamt. Da die Slums eine Durchgangszone für Zuzügler vom Lande und aus den Kleinstädten bildeten, welche sich hier dem Großstadtsystem assimilierten, stellten sie auch das Ergebnis eines Prozesses dar, in dem solche, die weniger befähigt waren, im Wettbewerb des Stadtlebens zu bestehen, ins Hintertreffen gerieten und an die unvorteilhaftesten Plätze abrutschten.“

Es wäre verwunderlich, wenn die Vergleichsstudien, die in den Großstädten der ganzen Welt angestellt werden, *nicht* zeigten, dass Kinder aus ärmlichen Wohnverhältnissen körperlich und geistig weniger gut entwickelt sind und demzufolge in der Schule weniger leisten als Kinder mit guten Umweltbedingungen. Die Wohnverhältnisse sind lediglich ein Aspekt der Armut, die sich aber bei allen Aspekten im Leben eines Kindes miteinschleicht. Wenn trotz einer Umsiedlung die Armutskultur bleibt und auch die neue Wohnung zerstört, müssen wir noch andere Faktoren als räumliche Enge, Feuchtigkeit oder mangelnde sanitäre Anlagen berücksichtigen: die emotionalen oder psychologischen Probleme der Eltern, einen schlechten Gesundheitszustand, Depression und Reizbarkeit – zwei Begleiter der Armut –, Probleme des geldverdienenden Elternteils am Arbeitsplatz, häusliche Schwierigkeiten des anderen. Ist Armut in der modernen Großstadt schlimmer und ist sie schwerer zu ertragen als in den wimmelnden Großstädten des vorigen Jahrhunderts? Das hängt davon ab, ob man sie nach der Sterblichkeitsrate oder nach den Lebenserwartungen beurteilt.

Sicher ist sie schwerer zu ertragen, wenn man sieht, dass andere sie überwunden haben. So bemerkt der Romancier Alan Sillitoe: „Wenn die Armut weitverbreitet ist, helfen die Menschen einander im Lebenskampf; aber wenn die Armut nur hier und da auftritt, ungleichmäßig verteilt ist und infolgedessen trennend wirkt, verlieren sie den Glauben an die Einigkeit und

bekommen ein Schuldgefühl, was das schlimmste dabei ist, weil es überflüssig und ungerechtfertigt ist und die Selbstachtung noch mehr untergräbt. Das zunehmende Schuldgefühl überwiegt bei weitem die Ermutigung, die sie aus dem Beispiel besser gestellter Leute und der Hoffnung, es wie sie auch zu etwas zu bringen, beziehen könnten.“

Das Kind, das im Milieu der Armut und Entbehrung aufwächst, wird im Laufe der Zeit mehr und mehr von der Welt der Erfolgreichen und Selbstsicheren isoliert. Meine Frau fand einmal ein sehr treffendes Bild, als sie diese Isolierung zu erklären suchte. „In dem Maße, in dem die Schwelle der Tauglichkeit steigt, vergrößert sich der Pool der Unzulänglichkeit.“ Die Organisation der Verteilung von Waren des täglichen Bedarfs, die Strukturierung und Spezialisierung der Arbeit, die Kommerzialisierung der Freizeit, der veränderte Maßstab der modernen Großstadt: all das erfordert einen höheren Grad an Kompetenz und Sachkenntnis von dem ärmeren Stadtbewohner als früher. Man muss heute cleverer sein, um mitzukommen.

Während in Sheffield und London Untersuchungen über die Unzufriedenheit der Kinder angestellt wurden, sprach ich in Glasgow mit Lehrern über die dortigen Probleme. Ich besuchte dasselbe Stadtviertel wie vor dreißig Jahren, in dem es damals infolge des Krieges zum ersten Mal seit Menschengedenken keine Arbeitslosigkeit gegeben hatte. Ich weiß noch, dass man aber auch damals in Glasgow immerzu von barfüßigen Buben angebettelt wurde: „Einen Penny, bitte einen Penny!“ Dieser Ruf hallte seit anderthalb Jahrhunderten durch die Straßen von Glasgow.

Doch wissen wir aus vielen Berichten und Zeugnissen, dass ein Kind armer Leute in Glasgow vor dem Zweiten Weltkrieg ein fröhliches und erfülltes Leben haben konnte. Aber noch bezeichnender ist Alasdair MacLeans Bemerkung:

„Die Glasgower Slums waren in den dreißiger Jahren – in meiner Kindheit – unglaubliche Orte. Nachdem ich ihnen entkommen war, dachte ich immer, ein kleiner Teil davon sollte gleichsam als Beitrag zur Evolutionstheorie erhalten bleiben, zum Beweis dafür, wie eine urweltliche Sumpfgegend durch die natürlichen Evolutionsprozesse schließlich höhere Lebewesen hervorbringt.“

Als ich zum ersten Mal in diesen Teil seiner Heimatstadt kam, gab es hier dichtbesiedelte Wohngebiete mit fünfzehnhundert und mehr Menschen pro Quadratkilometer, und das ganze Bestreben der Wohnungsbaupolitik nach dem Krieg ging dahin, die Menschen entweder in riesige Siedlungen am Stadtrand oder nach New Towns umzusiedeln. Der krasse Rückgang der Bevölkerung in Glasgow (1.057.679 im Jahr 1961 auf 897.848 im Jahr 1971) spiegelte nicht nur die Wirksamkeit der amtlichen Politik, sondern auch die starke Hoffnung der Menschen wider, irgendwo anders ein besseres Leben zu finden, denn viele Junge waren ganz von hier fortgezogen.

In diesem Stadtteil läuft seit Jahren ein Entwicklungsprogramm. Kurz vor und nach dem Krieg waren dreistöckige Wohnhäuser gebaut worden. Einige der alten vier- bis fünfstöckigen Mietskasernen standen noch; manche waren immer noch bewohnt, andere wurden gerade abgerissen. In der Mitte des Bezirks lag die schäbige Freie Schule; sie wurde von einem engagierten Lehrer geleitet, der an ihr festhielt, weil er gegen das offizielle Lehrsystem war. Er stand mit den Behörden auf Kriegsfuß; sie machten ihm Schwierigkeiten,

weil das alte Gebäude nicht über die vorgeschriebene Anzahl an Toiletten für beide Geschlechter verfügte. Gegenüber erhob sich der Neubau einer großen städtischen Sekundarschule.

Eine Ecke weiter stand eine funkelneue Grundschule, der es an modernen Einrichtungen nicht fehlte. Die Rektorin, eine tüchtige, aufgeschlossene Frau, war schon seit zwanzig Jahren als Lehrerin in dieser Gegend tätig. Ich fragte sie, worin ihrer Meinung nach der Unterschied zwischen den damaligen Verhältnissen und den heutigen bestehe. Sie antwortete, damals habe sie als Folgen der Armut bei den Kindern beobachtet: schlechte Ernährung, schlechte Kleidung, Grind, Hautausschlag, Verlausung und Zahnschäden. Heute seien noch dieselben Erscheinungen festzustellen, mit Ausnahme des Grindes.

Ich fragte weiter, ob sie einen Unterschied zwischen den Familien in den alten Mietskasernen und denen in den verhältnismäßig neuen Sozialbauten erkennen könne. Sie erklärte, in den alten Wohnblocks lebten größtenteils Familien, die Arbeit hätten, noch eine Familieneinheit bildeten und ihre Miete pünktlich bezahlten. Vielleicht könne man sagen, dass in diesem Bezirk alle diejenigen fortgezogen seien, denen sich eine Möglichkeit dazu geboten hätte. Die Sozialbauten mit ihren besseren sanitären Anlagen (die Häuser sahen mir danach aus, als wäre seit ihrer Errichtung nichts für ihre Erhaltung getan worden) seien das Heim der lahmen Enten in den Augen der Planungspolitiker geworden, die keine Chance gehabt hätten wegzuziehen. Die Familien in den berüchtigten alten Mietskasernen hätten es abgelehnt, dorthin überzusiedeln.

Der Rektor der Sekundarschule sagte ungefähr das gleiche. Er wunderte sich darüber, dass die Eltern, die immer noch in den ramponierten alten Häusern wohnten, bei denen Spülstein und Abort sich im Treppenhaus befinden, ihre Kinder offensichtlich besser ernähren und kleiden als die Bewohner der nach dem Krieg erbauten Häuser, denen wenigstens alle sanitären Einrichtungen, die das Gesundheitsamt für notwendig erachtet, zu Verfügung stehen.

Diese Beobachtungen lassen sich kaum mit dem Glauben der Sozialfürsorge vereinbaren, dass geräumigere und besser ausgestattete Schulen oder geräumigere und besser ausgestattete Wohnungen oder eine intensivere Sozialarbeit die Armutskultur beseitigen würden. Als ich mit Roger Starr, dem Verantwortlichen für Wohnungsfragen von New York, gegen dessen Probleme sich die von Sheffield und Glasgow wie geringfügige Schwierigkeiten ausnehmen, sprach, stellte er die rhetorische Frage: „In welchem Maße kann und darf eine Regierung eingreifen, um *Menschen* zu ändern? Soll die Sorge um menschliche Wohlfahrt die Regierung dazu veranlassen, Leuten, die weder geisteskrank noch kriminell sind, Vorschriften zu machen und Zwangsmaßnahmen zu ergreifen?“ Die britische Regierung hat darauf eine klare Antwort gegeben (zumindest auf dem Papier): Bei der Konferenz der Vereinten Nationen über das Wohnungswesen 1976 berichtete sie über ihre verschiedenen Sanierungsversuche in verkommenen innerstädtischen Vierteln und erklärte: „Diese Versuche haben eindeutig erwiesen, dass der Niedergang der Innenstädte auf einen äußeren wirtschaftlichen Prozess zurückzuführen ist, nicht auf eine Veränderung in der Verhaltensweise der Bewohner.“

Betrachtet man das Stadterlebnis aus dem Blickwinkel des Kindes, so spielt noch ein weiterer Faktor mit: die Art und die Beschränkung des Aktionsradius. Als im neunzehnten Jahrhundert die Städte in Europa und

Amerika immer mehr anwachsen, hatte das Kind stets etwas zu tun und allerhand Möglichkeiten, Anteil zu nehmen und Lebenserfahrungen zu sammeln. Freilich hatte es gewöhnlich zu viel zu tun; es musste noch froh sein, wenn es stundenlang eine langweilige Arbeit verrichten konnte, die über seine Kräfte ging und ihm einen Hungerlohn eintrug. Oder es kämpfte sogar verzweifelt, um für sich und seine Angehörigen Nahrung zu beschaffen. Aber es befand sich nicht in einer Situation, in der es ökonomisch nichts Vernünftiges tun konnte und in der sein ganzer kultureller Kontext es daran gehindert hätte, aus der kostspieligen Erziehungsmaschinerie jenseits der geschützten Schulatmosphäre Nutzen zu ziehen.

Das Kind, das heute im Elendsviertel einer europäischen oder amerikanischen Großstadt aufwächst, ist wie in einem Käfig gefangen, der ihm nicht einmal die Illusion der Handlungsfreiheit lässt, seine Situation ändern zu können, es sei denn durch ungesetzliche Aktionen. Diese Kinder verlieren, während sie heranwachsen, ihr Selbstvertrauen und ihre zweckbewusste Selbstachtung, weil sie keine sinnvoll erscheinende Möglichkeit haben, an dem Leben ihrer eigenen Stadt Anteil zu nehmen und teilzuhaben; eben nur im Negativen, mit räuberischen Aktionen.

Mitunter wird eine solche Eingliederung versucht. Als ich Roger Starr gegenüber ein Beispiel erwähnte, nämlich eine Bande junger spanischstämmiger Amerikaner, der man die Rehabilitierung eines verlassenem Miethauses in New York anvertraut hatte, stöhnte er nur; er war derjenige, der die Rechnungen abzeichnen musste. Aber war dies nicht eine Möglichkeit, den Jungen eine wirkliche Verantwortung zu geben und damit eine Gelegenheit, in der Stadt einen Platz zu finden? Der Glasgower Priester, dessen Aufgabe es ist, sich um die schulschwänzenden Kinder zu kümmern, sagte mir, das letzte, was diese sich wünschten oder wichtig fänden, sei eine Arbeit – schon die bloße Vorstellung, arbeiten gehen zu sollen, schiene ihnen abwegig. Teils liege es daran, dass es in der ökonomisch abgewirtschafteten Stadt keine Arbeitsstellen gebe, teils aber auch, wie mir der Rektor der Sekundarschule versicherte, daran, dass so viele dieser Kinder aus Familien stammten, die ausschließlich von der Fürsorge lebten, so dass ihnen ein geeignetes Vorbild fehle.

Im gleichen Atemzug sagte er aber, wenn wieder eines der baufälligen Häuser abgerissen würde, höre man den Ruf: „Abbruch in Sicht!“, und schon mieteten die Jungen für fünf Pfund pro Tag Pferd und Wagen, sammelten alles, was sie an Metallenem in dem Schutt finden könnten, und verkauften es an einen Alteisenhändler. Im Allgemeinen seien die Jungen überrascht, wieviel sie auf diese Weise verdienen könnten.

„Ich will nicht behaupten, dass ich dieses Vorgehen begrüße“, sagte er; doch ich merkte, dass er diese Kinder bewunderte und sich wegen der existentiellen Seite der Kindheit Sorgen machte.

Tatsächlich sah ich auf einer Fahrt durch Glasgow mit eigenen Augen ein paar solcher Fuhren mit jeweils vier zwölf- bis vierzehnjährigen Jungen. Sie kamen in dem dichten Verkehr gut zurecht und lenkten das Pferd geschickt durch die Straßen zu irgendeinem Händler, der mit dem alten Plunder aus dem Sanierungsgebiet etwas anfangen konnte. Sie gehörten einer Industrie an, deren Jahresumsatz auf 125 Millionen Pfund geschätzt wird und Devisen einbringt. Gehörten sie der letzten Kindergeneration an, die in der Innenstadt wirklich eine Funktion ausübte?

Kapitel 9: Anpassung an die aufgezwungene Umwelt

„Die Stadtparks, die zu den besten Errungenschaften und Stiftungen der Stadtbehörden des späteren neunzehnten Jahrhunderts gehören, sind – so wertvoll, nützlich und schön sie sein mögen – viel zu sehr geprägt vom Standpunkt der vermögenden Stadtväter, die sie anlegten: wie die eingezäunten Parks der großen Herrenhäuser wurden sie eifersüchtig abseits der vulgären Welt gehalten. Ihre Anlage setzt die Tradition der Schlösser fort, die das Publikum nur sonntags besichtigen darf. Die kleinen Mädchen dürfen vielleicht auf dem Gras sitzen. Aber die Buben? Höchstens wird ihnen ein kleines Feld zwischen zwei Fußballtoren eingeräumt, im Übrigen werden sie streng bewacht, denn sie gelten als Wilde, die beim geringsten Anzeichen ihrer Lieblingsbeschäftigung wie Wigwambauen, Höhlenbauen, Wasserstauen und so weiter sofort verscheucht werden und von Glück sagen können, wenn sie nicht der Polizei übergeben werden.

Wenn man sich gründlich mit der Natur und Fragen der Erziehung befasst hat, möchte man diese beiden Komplexe vereinen, und zwar durch Betätigung in der Natur. Aber wir haben den Keim dazu erstickt durch unsere polizeimäßige Reglementierung in und außerhalb der Schule, haben diese natürlichen, jungenhaften Instinkte der Selbsterprobung unterdrückt, auch den Mutwillen und die natürliche Zerstörungslust. Indem wir den Jungen diese Berührung und Erfahrung mit der Natur verwehren, bringen wir sie dazu, dass sie ihre überschüssige Energie in ein Rowdytum oder noch Schlimmeres investieren.“

Patrick Geddes

Eines machte die Beobachtung von Kindern schon immer ganz deutlich, wenn diese Erkenntnis auch erst kürzlich in die Fachliteratur Eingang gefunden hat und von Raumplanern erst noch berücksichtigt werden muss: Kinder spielen überall und mit allem. Was die Erwachsenen zur Erfüllung kindlicher Bedürfnisse unternehmen, das ist eine Sache, worin Kinder sie sehen, das ist eine andere. Sie spielen da, wo sie zufällig sind, denn wie Arvid Bengtsson sagt: „Spiel ist ein fortwährendes Geschehen, ein fortwährender kreativer Akt im Denken und im Tun.“ Eine Stadt, die die Bedürfnisse ihrer Kinder wirklich ernst nähme, würde ihnen die ganze Umwelt erschließen, denn ob Kinder dazu aufgefordert sind oder nicht, sie werden die ganze Gegend für sich nutzen.

Das Konzept des Abenteuer-Spielplatzes ist aus der Beobachtung entstanden, was Kinder auf einem öden Fleckchen Land, auf Bauplätzen und ausgebombten Grundstücken tun. Joe Benjamin, ein unermüdlicher Vorkämpfer auf diesem Gebiet, beklagt, dass sogar der Abenteuer-Spielplatz Gegenstand einer gewissen Ideologisierung geworden sei, bei der „die Schaukeln und Rutschbahnen des Ingenieurs durch die des Alteisenhändlers ersetzt worden sind, die Kletterstangen aus dem Sportgeschäft durch alte Telegrafentangen oder ausrangierte Eisenbahnwaggons, die Kette durchs Seil, die Brettschaukel durch einen alten Autoreifen.“ Marjorie Allen erklärt, die amerikanischen Spielplätze seien eher für Versicherungsgesellschaften

entworfen worden, und Paul Friedberg sagt: „Wir haben unseren Grünanlagen in unserer Erhaltungsmanie die Romantik genommen.“

Die Planer von Anlagen und Spielplätzen erlauben sich die Bevormundung der kindlichen Kreativität, indem sie ihre Aufgabe darin sehen, ihnen fertige Spielskulpturen hinzustellen, anstatt ihnen das Material zu liefern, mit dem sie ihre eigenen bauen könnten. Sie halten Konferenzen darüber ab, welches Material am besten für eine Einzäunung zu benutzen wäre, anstatt über Joe Benjamins Bemerkung nachzudenken: „Ideal wäre es, gar keine Einzäunung vorzunehmen; aber wenn wir diesen herrlichen Zustand erreicht haben, werden wir überhaupt keine Abenteuer-Spielplätze mehr brauchen.“ Das eingezäunte Kinderghetto verschärft nämlich die Trennung zwischen der Welt der Erwachsenen und der der Kinder, während es Benjamin vor allem darum geht, dass wir eine gemeinsame Welt haben sollten. „Ganz gleich, wie wir die Spielmöglichkeiten unserer gegenwärtigen und zukünftigen Entwürfe sehen, Kinder werden sie weiterhin auf ihre eigene Weise interpretieren. Tatsache ist, dass die Straßen, die Tankstelle, die Haustreppe, einfach alles, was die Stadtgemeinschaft bietet, dem natürlichen Lebensraum des Kindes angehört. Unser Problem besteht nicht darin, Straßen, Wohnungen, Tankstellen oder Geschäfte so zu entwerfen, dass sie sich zum Spielen eignen, sondern darin, die Gesellschaft dahingehend zu erziehen, dass sie Kinder partnerschaftlich akzeptiert.“ Das erklärt, warum Denis Woods von der Universität Nord-Carolina einen Aufsatz mit dem Titel „Befreit die Kinder! Fort mit den Spielplätzen“ verfassen konnte.

Hermann Mattern von der Freien Universität Berlin unterstreicht diese Anschauung: „Das Kind sollte in der Stadt sein, überall zu spielen, ungehindert, frei, nicht gezwungenermaßen auf einem Spielplatz oder in einem Park. Das Versagen der städtischen Umwelt ist direkt messbar an der Zahl der ‚Spielplätze‘.“ Ein solcher Vorwurf könnte natürlich leicht als Vorwand dazu dienen, die Grünanlagen nicht den Bedürfnissen der Bürger anzupassen oder gar keine Spielplätze mehr zu schaffen; er soll jedoch nur die Notwendigkeit unterstreichen, dass wir eine klare Vorstellung davon gewinnen, wie die Umwelt den Bedürfnissen der Kinder angepasst werden könnte, wenn wir uns einmal ansehen, wie die Kinder sie tatsächlich benutzen.

Wenn man Erwachsene nach den schönsten und lebhaftesten Erinnerungen aus ihrer Kindheit in der Stadt befragt, sprechen sie selten vom Park oder vom Spielplatz, sondern eher von einem leeren Baugrund oder geheimen Verstecken hinter Reklamewänden und Bretterzäunen. Sie beschreiben die Freude, Sand in der Stadt zu finden, meinen damit aber nicht den Sandkasten auf dem Spielplatz, sondern den Sandhaufen, den Bauarbeiter für kurze Zeit auf der Straße aufgeschüttet haben.

Auf wie verschiedene Weise das Leben der Stadtkinder auch betrachtet wurde, schon immer hat es Erwachsene gegeben, die aus dem Spielen der Kinder Schlüsse gezogen haben. Das geht aus den Literaturangaben zu dem großartigen Buch von Iona und Peter Opie *Children's Games in Street and Playground* hervor. Zuvor hatte Alice Gomme dieses Thema enzyklopädisch behandelt: ihr 1892 erschienenenes zweihändiges Werk *The Traditional Games of England, Scotland and Ireland* war von Norman Douglas heftig kritisiert worden, weil sie darin die Überzeugung vertreten hatte, dass die von ihr verzeichneten Spiele von primitiven Ritualen herrührten. In ihren Augen

hatten sie einen zivilisierenden Einfluss, und im Vorwort zu ihrer Sammlung *Children's Singing Games* schrieb sie: „Wenn man die Verhältnisse bedenkt, unter denen die Kinder auf den Hinterhöfen von London und anderen großen Städten leben, kann man die Bedeutung, die diese Spiele für die moralische Entwicklung der Stadtbevölkerung haben, gar nicht hoch genug einschätzen...“

Norman Douglas selbst holte sich das Material für seine bedeutende Sammlung von Straßenspielen (*London Street Games*, 1916) bei den Jungen und Mädchen auf den Straßen sowie deren Lehrern, aber auch bei von ihm nicht anerkannten Vorgängern wie Alice Gomme. Als er sich 1931 in der Rückschau fragte, warum er dieses Buch geschrieben hatte, gab er zur Antwort: „Weil ich so beeindruckt von der Erfindungsgabe der Kinder war.“ Alice Gomme hatte 1894 bemerkt: „Es ist ein Unglück für unsere Gesellschaft, dass sich das natürliche Spielen unserer Kinder mehr und mehr verliert.“ Norman Douglas fragte sich, wie viele von diesen Spielen wohl noch gespielt würden? Kürzlich äußerten amerikanische Pädagogen dieselbe Sorge. Alan Milberg sagt zu Recht: „Ob Stadt oder Land, der wahre Vernichter des Straßenspiels ist das Auto“, und Arnold sieht die Aufgabe seiner Sammlung darin, Spiele lebendig zu halten und in eine für die Straßenkultur der Kinder günstigere Zeit hinüberzuretten. „Dichter Verkehr, Platzmangel, Verstädterung, Fernsehbesessenheit und die Manie, Kinder mit Informationen vollzustopfen, haben vielen die Verspieltheit und wesentliche Spielerfahrungen genommen... Kinder werden ihren Schatz an Spielwissen nur bewahren können, wenn wir dieses Zeitalter der kulturellen Diskontinuität und gesellschaftlichen Isolation überwunden haben. Ich wünschte, dieses Buch könnte als Speicher für die jetzt unterbrochene Kinderspielkultur bis zu diesem glücklicheren Tag dienen.“

Im ersten Augenblick denkt man, sie müssen alle recht haben. Vielleicht haben das Auto auf der Straße und das Fernsehen im Haus den reichhaltigen und vielfältigen Schatz an Straßenspielen, die um die Jahrhundertwende im Schwange waren, tatsächlich zerstört. Aber Iona und Peter Opie weisen darauf hin, dass dieser Glaube an den Niedergang der überlieferten Spiele selbst schon Tradition ist, und sie zitieren die Schriftsteller H. E. Bates, J. B. Priestley, Richard Church, Howard Spring und „andere professionelle Beobachter der sozialen Szene“, die diesem Vorurteil aufgesessen sind. Sie stellten nämlich fest, dass 78 Prozent der Lieder, die Norman Douglas während des Ersten Weltkriegs von den Gassenjungen hörte, 1959 noch immer gesungen wurden, und können aufgrund umfangreicher Untersuchungen die Straßenspiele aufzählen, die wirklich in Vergessenheit geraten, und diejenigen, deren Beliebtheit eher noch zunimmt. Spiele, bei denen ein Teilnehmer hereingelegt wird, haben an Popularität eingebüßt, während solche, bei denen die Teilnehmer mit gleichen Chancen kämpfen, beliebter geworden sind. Außerdem ist ein Rückgang bei den Spielen zu verzeichnen, die von Erwachsenen am meisten gefördert werden, jedoch ein ständiges Ansteigen gerade bei solchen, die die Erwachsenen selbst am wenigsten beherrschen oder zu denen sie nicht ermuntern. Sie machten die Beobachtung, dass „Kinder, die auf dem Spielplatz zusammengetrieben werden, und hier ist es, wo Erzieher, Psychologen und Soziologen sie zumeist beobachten, in ihrem Spiel viel aggressiver sind als auf der Straße oder auf freiem Feld.“

Losgelöst von der Organisation der Erwachsenen, sind ihre Spiele dagegen oft außerordentlich friedlich oder höchst zivilisiert. Selten brauchen Kinder dann einen Schiedsrichter, selten geht es dann nach Punkten, und es spielt keine große Rolle, wer gewinnt oder verliert; sie kommen ohne den Anreiz von Preisen aus, und es scheint ihnen nichts auszumachen, wenn ein Spiel nicht beendet wird.“

Als unbemerkter Beobachter muss man die Kinder für ihr Spiel bewundern, kann nur staunen über ihren Einfallsreichtum, über die Art, wie sie immer neue und subtilere Regeln ersinnen, und über die Tatsache, dass sie viel weniger auf Wettbewerb aus sind, sondern mehr darauf bedacht, jedem eine Chance einzuräumen als die Erwachsenen bei ihren Mannschaftsspielen. Sie kommen mit einem Minimum an Ausstattung aus, sogar der Ball kann noch durch eine Kugel aus Zeitungspapier ersetzt werden.

Umso mehr machen sie sich alles zunutze, was ihnen die Stadtlandschaft bietet: Brandmauern für Ballspiele, Bordschwellen, Rinnsteine, Höhenunterschiede. Jeff Bishop zählt auf, was Stadtkinder für ihre Spiele rings ums Schulhaus brauchen, um daran zu zeigen, wie wenig die Architekten diese Erfordernisse berücksichtigen:

Piraten (oder Schiffbruch). Je nach Umgebung werden Mauern, Zäune, Simse, Bäume, Dächer benutzt. Alle Spieler mit Ausnahme dessen, der „dran“ ist, erklimmen sichere Positionen (auf der Mauer usw.). Der Pirat sucht sie zu fangen, ohne den Boden (das Meer) zu berühren. Erforderlich sind: durchgehende Mauern oder Zäune, komplex angeordnet, oder als Alternative dazu eine dichtstehende Gruppe von Bäumen.

Klopf-an-Holz (an Eisen oder an Farbflächen). Ein Fangspiel, bei dem man in Sicherheit ist, wenn man Holz usw. berührt. Heute heißt es fast nur noch Klopf-an-Farbe, weil auf Schulhöfen kaum noch Bäume oder Holz vorkommen. Erforderlich sind: Bäume und Sträucher, Gitterzäune, Torpfosten, Farbflächen.

In-der-Luft. Ebenfalls ein Fangspiel, bei dem der Boden mit den Füßen nicht berührt werden darf. Dazu braucht man Simse, Geländer, Querstangen, Sockel, Äste, Freitreppen.

Fang-den-Schatten. Bei diesem Spiel ist der Spieler gefangen, wenn sein Schatten berührt wird. Erforderlich ist: eine große sonnige Fläche.

Querüber. Ein Spiel über die Straße hinweg, bei dem die Kinder auf der einen Straßenseite die Kinder von der anderen zu fangen suchen, bevor diese den Bürgersteig erreicht haben. Am besten auf dem freien Stück eines Parkplatzes zu spielen wegen der deutlichen Markierungen auf dem Pflaster.

Von Mauer zu Mauer. Die Kinder reihen sich an der einen Mauer auf und laufen zur Abschlagstelle der gegenüberliegenden Mauer, wobei sie dem Fänger auszuweichen suchen. Erforderlich sind: zwei parallele Mauern, die einen Abstand von mindestens fünfzehn Metern haben sollten.

Verstecken. Das Versteckspiel erfordert Winkel, Nischen, Bäume, Gebüsch, Mauervorsprünge, Türen, kurz alles, was der moderne Schulhof nicht hat.

Jede Generation ist der Meinung, dass die Straßenspiele ihrer Kindheit von der modernen Stadt zerstört worden sind. Doch sie überleben, in veränderter Form je nach veränderter Umwelt. Die Aufzüge der Hochhäuser,

die Einkaufswagen der Supermärkte werden dem Arsenal des Spielzeugs einverleibt, sehr zum Unwillen der Erwachsenen. Gerade die Rigorosität, mit der diese Anpassung manchmal vonstattengeht, verrät, dass die Kinder ihren Anteil an der Großstadt fordern und um Einlass in die Welt der Erwachsenen bitten, die das Spielmaterial der Stadt monopolisieren und, wie Iona und Peter Opie schreiben, eines vergessen: „Das kostbarste Geschenk, das wir der Jugend machen können, ist sozialer Raum: der notwendige Raum oder ihr persönlicher Freiraum, in dem sie Menschen werden.“

Der amerikanische Feuerhydrant ist ein typisches Beispiel für die Art und Weise, wie Kinder die Gegenstände der technischen Umwelt adaptieren. Die glühende Sommerhitze in New York erstaunt und entsetzt europäische Besucher. „Die Reichen schlafen in Zimmern mit Klimaanlage“, schrieb Cecil Beaton, „aber für die Armen gibt es nachts keine Rettung vor der Rückstrahlung in den brütend heißen Straßen. An Schlaf ist nicht zu denken, und sie wälzen sich die ganze Nacht lang im Bett herum. Kinder liegen nackt auf der Straße; sie warten auf die Sprengwagen, die sie besprühen sollen. Wenn jemand einen Feuerhydranten aufdreht, erfrischen sich die Kinder, bis eine Polizeistreife dazukommt.“ In England ist der Feuerhydrant ein unauffälliger Gegenstand: auf einem Metallplättchen an einer nahen Mauer ist angegeben, wo der Zugang im Pflaster versenkt ist. Aber in den amerikanischen Städten ist er wie ein Ausrufezeichen im Straßenbild: ein dickes schmiedeeisernes Gebilde mit mehreren weit vorstehenden Schnauzen, deren Deckel nur abgeschraubt zu werden braucht. Eine Gefahr für torkelnde Betrunkene und ein Trost für arme Stadthunde, ist der Feuerhydrant außerdem zum Streitobjekt in einem Krieg zwischen Kindern und Behörden geworden. Die Kinder haben ihn schon fast gewonnen, denn in vielen Städten wie zum Beispiel in Philadelphia darf der Hydrant jetzt von einer bestimmten Temperatur an geöffnet werden.

Bei Generationen von New Yorker Kinder ertönte im heißen Sommer der Ruf: „Wer hat einen Schraubenschlüssel?“ Und wenn ein Kind vorsorglich einen Schraubenschlüssel zur Hand hat oder weiß, wo es sich einen beschaffen kann, kommen alle Kinder der Nachbarschaft herbeigeeilt, und nach der ersten Erfrischung geht es sofort los mit dem Planschen und Spritzen, wofür es eigene Spielregeln gibt. Vor Jahren waren es vor allem die italienischen und jüdischen Kinder, deren Enkeln nun ein Swimmingpool im Vorstadtgarten zur Verfügung steht, heute sind es ihre schwarzen und puertoricanischen Nachfolger, die dieses Ritual um den Hydranten vollführen. In den sechziger Jahren wurde das Verfahren legalisiert; damals stellte der Sportclub der New Yorker Polizei in Straßen, die zum Spielen stillgelegt worden waren, Brauseköpfe zur Verfügung, als Ersatz für durchlöchernte Aluminiumkannen. Doch auch in den siebziger Jahren noch wundert sich der Besucher aus Europa, dass Kinder in New York offenbar ganze Straßen überfluten können, durch die die Autos zischen wie nach einem Wolkenbruch. Richard Dattner schildert die verschiedenen Aktivitäten rings um den Feuerhydranten:

„Das Spiel erfordert nicht wenig Kraft von den kleinen Jungen, die mitmachen. Sie stehen auf der trockenen Seite des Hydranten ordentlich aufgereiht und warten, bis sie in der Feuerlinie an die Reihe kommen. Der Junge am Kopfende der Schlange leitet den Wasserstrahl durch eine Konservendose, deren Boden weggeschnitten ist. Er kann

alles, was sich in fünfundzwanzig Metern Entfernung bewegt, genau treffen. Nach kurzer Zeit kommt der nächste dran, und der vorherige Schütze schließt sich hinten an der Reihe wieder an. Autos sind das beliebteste Ziel, und die Kinder verpassen dem Fahrer, der ihr Tun missbilligt, mit unglaublicher Geschicklichkeit einen vollen Schuss in die Breitseite. Da der Wasserdruck sehr hoch ist (normalerweise bedarf es zweier Männer, einen Feuerwehrschauch zu handhaben), sind die Kinder plötzlich den Erwachsenen überlegen, die sie sonst immer piesacken und sie betrachten die kalte Dusche als einen Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit. Viele Fahrer halten an, um die Kinder zu beschimpfen (wohlweislich hinter hochgekurbeltem Fenster), und keiner ist so töricht, seinen sicheren Käfig zu verlassen; schließlich fahren alle weiter. Die wenigen Fahrer, die die Kinder freundlich bitten, den Wasserstrahl zu senken, werden oft durch ebenso freundliches Benehmen seitens der Jungen belohnt.

Auf der anderen Straßenseite ist zwischendurch ein ganz anderer Sport im Gange, an dem sich zwei Gruppen beteiligen. Dabei geht es darum, dem Wasserstrahl auszuweichen. Es ist ein Wettkampf zwischen Schnelligkeit und Wendigkeit auf der einen und Zielsicherheit der Amateurfeuerwehrlaute auf der anderen Seite. Die Angreifer senken den Strahl und rücken auf Schussweite heran, während sich ihre Gegner drüben ganz unbeeindruckt geben. Plötzlich wird eine Konservendose vor den Strahl gepresst, ein großes Geschrei erhebt sich unter den Opfern, die von dem Wasser zurückgetrieben werden und je nach dem Ausgang des Wettkampfes stoßen die tropfnassen ‚Feuerwehrlaute‘ Freuden- oder Enttäuschungsrufe aus. Das wird mit geringfügigen Variationen den ganzen Tag lang bis zum Abend wiederholt.

Inzwischen hat sich das Wasser im Rinnstein gesammelt und fließt zum Abzugskanal an der Ecke. Weiter unten hat ein kleiner Junge den Strom mit aufgelesenen Steinen gestaut, so dass eine Lagune entstanden ist, in der eine Kinderschar planscht. Zwei Mädchen laufen auf dem Gehsteig kleinen Papierschiffchen hinterher, die rasch aus dem Wasser gefischt werden, bevor sie im Gully verschwinden können. Hier hockt ein Junge und schaut zu, wie das wirbelnde Wasser abfließt; vielleicht sinnt er darüber nach, was dort in der Tiefe vor sich gehen mag. Alle diese Vergnügungen sind gewöhnlich verboten, und oft kommt ein Polizist daher und macht der Freude ein Ende. Es gibt Brauseköpfe, die den Wasserverbrauch einschränken, aber das ist längst nicht so lustig – mit Sprengwasser kann man nicht zielen, und die Wassermenge reicht zum Überfluten der Straße nicht aus.“

In der Vorstadt lassen sich mit dem Gartenschlauch ähnliche, wenn auch weniger spannende Spiele veranstalten, ganz abgesehen davon, dass manchen Kindern hier Planschbecken zur Verfügung stehen. Am glücklichsten dürfen sich diejenigen schätzen, die in der Nähe eines Gewässers aufwachsen, wo im Sommer Badefreuden winken, sofern die Wasserverschmutzung ihnen keinen Strich durch die Rechnung macht.

Becken und Brunnen sind selten zum Vergnügen der Kinder da. Der Brunnen steht meistens auf einer Verkehrsinsel oder vor einem Amtsgebäude.

Eine Ausnahme bilden die antiken Städte, wo die Brunnen von Kindern bevölkert werden, besonders wenn sich ein Gewerbe entwickelt hat, nach den Drachmen oder Centesimi zu tauchen, die Touristen hineinwerfen. Eine ganz besondere Ausnahme ist Portland in Oregon, wo Lawrence Halprin die Becken und Brunnen im Hinblick auf *Benutzung* entworfen hat. „Wir haben lange über die Empfindungen nachgedacht, die der Mensch dem Wasser gegenüber hegt“, sagte er. „Es scheint ein tiefes Bedürfnis nach der Berührung mit Wasser zu bestehen. Deshalb haben wir ein Konzept erarbeitet, das es den Menschen, vor allem den jungen, ermöglicht, Brunnen tatsächlich zu benutzen. Dieser Gedanke bestimmte die Gestaltung. Er bedeutete zum Beispiel, dass Geländer nicht in Frage kamen, überhaupt keine einschränkenden Elemente, die Distanzierung signalisieren. Die Formen und Begrenzungen mussten zur Benutzung einladen. Auch hatte die Gestaltung so offen zu sein, dass die Art und Weise der Teilnahme nicht schon darin vorgeprägt war.“

Heute weiß man um das Bedürfnis des Kindes, mit Wasser zu spielen. Es ist ein beliebtes Klischee für Fotografen. Beispielsweise gibt es Dutzende von Fotos aus den ersten Jahren dieses Jahrhunderts, auf denen Polizisten kleine Jungen von der „Serpentine“ im Londoner Hyde Park verjagen; aber erst 1930 wurde dort das Baden erlaubt, und auch dann nur unter großem Vorbehalt und ernsten Befürchtungen.

Für die Stadtverwaltung bedeutet es Mühe und Kosten, den Kindern Wasser zur Verfügung zu stellen. Auch hygienische Fragen spielen eine wichtige Rolle. (So muss z. B. der Teich im Bostoner Park im Sommer jeden zweiten Tag geleert und neugefüllt werden.) Überwachung ist notwendig, und der Unterhalt ist teuer. Infolgedessen kommt es selten vor, dass in den modernen Großstädten mit ihrer komplizierten Organisation in dieser Hinsicht etwas geschieht. Die Städte der armen Welt tun sich da nicht so schwer.

Natürlich schützt man die Gefährlichkeit auch vor. Noch niemand ist durch einen Feuerhydranten ertrunken, doch ist statistisch erwiesen, dass Kinder in Flüssen, Kanälen und Bächen ertrinken. Ist es denn ganz unmöglich für die Behörden, Verantwortung für die Sicherheit der Kinder mit dem Wissen um deren Bedürfnis nach Spaß, Aufregung und Risiko miteinander zu vereinbaren?

Der Rochdale-Kanal bei Manchester, zu Zeiten der industriellen Revolution die Lebensader der Stadt, wurde 1952 für den Verkehr gesperrt und stillgelegt und verwandelte sich in kurzer Zeit in eine gefährliche Müllkippe. Stacheldrahtzäune wurden entlang der Ufer gezogen, aber trotzdem ertrank hier jedes Jahr ein Kind, nicht zuletzt wegen des Zaunes, da niemand da war, der es hätte retten können. Schließlich erwarb die Stadt das Gebiet, um die Kanäle und Flusstäler von Nordmanchester mit den vorhandenen Grünanlagen zu verbinden. Es wäre naheliegend gewesen, den Rochdale-Kanal für Bootsfahrten und zum Angeln wieder zu öffnen, doch war das zum damaligen Zeitpunkt wirtschaftlich nicht machbar. Die zweite Möglichkeit wäre gewesen, das Wasser aus einem anderen Kanal durch einen Abzugsgraben in den Rochdale-Kanal umzuleiten und diesen einfach wieder zu füllen. Doch die Lösung, für die man sich schließlich entschied, bestand darin, die Wasserhöhe auf siebzehn Zentimeter zu senken, wodurch der Kanal optisch erhalten blieb, und aus den Schleusen Kaskadenstufen zu machen. Im ersten Bauabschnitt wurde das dichtbesiedelte Gebiet von Miles Platting angeschlossen, und nach den Worten des zuständigen Raumplaners entstand

hier der größte Paddelteich von Europa. „Die Leute zogen nicht nur zu der Landschaft am Schleppweg, sondern sogar auch zum Kanal. Die Kaskaden wurden sehr bald als Duschen benutzt, und man trieb allen möglichen originellen Wassersport.“

Es hatte gegen diese Lösung viele Einwände und Widerstände gegeben, und als der Landschaftsarchitekt Derek Levejoy mit seinem Team dafür mit einem Preis ausgezeichnet wurde, brach ein Sturm der Entrüstung los. „Schaut euch an, wie die Kinder die Gegend verschandeln!“ „Schaut euch an, wie viele mit Schnittwunden an den Füßen ins Krankenhaus eingeliefert werden! Wie kann man ein so unvernünftiges Experiment preiswürdig finden?“ Dazu muss natürlich folgendes gesagt werden: Wenn Manchester die billigste Lösung gesucht hätte, wäre nur die unkreative der Kanalfüllung in Frage gekommen, und wenn man in erster Linie das Leben der Kinder hätte bereichern wollen, hätte man bereit sein müssen, die höheren Kosten der Erhaltung und der Umweltverbesserung zu tragen; vor allem hätte man sich etwas einfallen lassen müssen, wie man die Kinder zu Wärtern ihres eigenen Spielplatzes erzieht, so dass keines von ihnen auf den Gedanken verfallen wäre, Flaschen und alte Fahrradschläuche in die funkelnden Kaskaden des Rochdale-Kanals zu werfen.

Übersetzt aus dem Englischen von Ursula von Wiese.

Endnoten

- [1] Wir drucken Auszüge aus dem Buch *Das Kind in der Stadt* von Colin Ward, das 1977 auf Englisch und 1978 in deutschsprachiger Übersetzung veröffentlicht wurde. Die Schreibweise haben wir den Regeln der neuen Rechtschreibung angepasst.

Autor_innen

Colin Ward war ein britischer Schriftsteller und einflussreicher anarchistischer Theoretiker.

Bibliographische Hinweise

Vorwort

- Ariès, Philippe (1975): *Geschichte der Kindheit*. München: Hanser. (Übers. Caroline Neubaur und Karin Kersten)
- Bachelard, Gaston (1975): *Poetik des Raumes*. Berlin: Ullstein.
- Goodman, Paul (1971): *Aufwachsen im Widerspruch. Über die Entfremdung der Jugend in der verwalteten Welt*. Darmstadt: Verlag Darmstädter Blätter.
- Lane, Leslie (1966): *Humber*. In: *The Architects' Journal*, 19.01.1966.
- Laslett, Peter (1965): *The world we have lost*. London: Charles Scribner's Sons.
- Mead, Margaret (1975): *Bemerkungen bei einem Symposium über „Children, nature and the urban environment“*. Washington.
- Moser, C. A. / Scott, Wolf (1961): *British towns*. Edinburgh: Oliver & Boyd.
- Musgrove, Frank (1964): *Youth and the social order*. London: Routledge.

Kapitel 2: Beglückender Lebensraum

- Abteilung Umwelt (1976): Planning in the UK. Bericht für die Konferenz der Vereinten Nationen über menschliches Wohnen. Vancouver.
- Betjeman, John (1962): Parliament hill fields. In: John Murray (Hg.), Collected poems. London: John Murray.
- Dyos, Harold James (1967): The slums of Victorian London. In: Victorian Studies 11/1, 5-40.
- Ezard, John (1975): Textbook city fails to make happiness. In: The Guardian, 17.04.1975.
- Godwin, William (1797): The enquirer. London.
- Jacobs, Jane (1969): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh/Berlin: Ullstein.
- Lyford, Joseph P. (1966): The airtight cage. New York: Harper & Row.
- Macleane, Alasdair (1975): Slum pickings. In: Times Literary Supplement, 04.07.1975, 732.
- McGinn, Matt (1972): I've packed up my bags. RCA International record INTS 1368.
- Moorhouse, Geoffrey (1971): Calcutta. London: Wiedenfeld and Nicolson.
- Parr, Albert Eide (1967): The child in the city. Urbanity and the urban scene. In: Landscape 16/3.
- Parr, Albert Eide (1972): The happy habitat. In: Journal of Aesthetic Education 6/3, 25-38.
- Rudofsky, Bernard (1969): Streets for people. New York: Doubleday.
- Rutter, Michael (1973): Why are London children so disturbed?. In: Proceedings of the Royal Society of Medicine 66/12, 1221-1225.
- Scottish Educational Department (1976): The raising of the school leaving age in Scotland. Edinburgh: HMSO.
- Sillitoe, Alan (1964): Poor people. In: Anarchy 38/4, 97-128.
- Thompson, Paul (1973): Voices from within. In: Harold James Dyos / Michael Wolff (Hg.), The Victorian city. Images and realities. Band 1. London: Routledge, 59-80.

Kapitel 9: Anpassung an die aufgezwungene Umwelt

- Allen of Hurtwood, Lady (1968): Planning for play. London: Thames & Hudson.
- Arnold, Arnold (1975): World book of children's games. London: Macmillan.
- Beaton, Cecil (1939): Cecil Beaton's New York. London.
- Bengtsson, Arvid (1971): Ein Platz für Kinder. Plädoyer für eine kindgemäße Umwelt. Wiesbaden/Berlin: Bauverlag.
- Benjamin, Joe (1974): Grounds for play. London: Bedford Square Press of the National Council of Social Service.
- Bishop, Jeff (1975): The memo I stole from the ministry' In: Bulletin of Environmental Education 48, 8.
- Dattner, Richard (1969): Design for play. New York: Van Nostrand Reinhold.
- Department of the Environment (1973): Children at play. London: HMSO.
- Douglas, Norman (1931): Einführung zur Neuauflage von London Street Games. London: Chatto & Windus.
- Geddes, Patrick (1915): Cities in evolution. London: Williams & Norgate.
- Gomme, Alice (1894): Children's singing games. London: Pryor Publications.
- Gomme, Alice (1964): The traditional games of England, Scotland and Ireland. New York: Dover.
- Halprin, Lawrence (1971): Jahresbericht des Royal Institute of British Architects. In: RIBA Journal 7.
- Milberg, Alan (1976): Street games. New York: McGraw-Hill.
- Millar, John (1972): How Europe's biggest paddling pool came to Manchester. In: Bulletin of Environmental Education 12.
- Opie, Iona / Opie, Peter (1969): Children's games in street and playground. Oxford: Oxford University Press.
- Schreiber, Norman (1975): Pictures for all portfolios. In: The Village Voice, 2.06.1975, 89.
- Wood, Denis (1977): Free the children! Down with playgrounds! In: Journal of Education 12/2, 227-242.

Debatte

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 263-276

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.719

Colin Ward

„Das Kind in der Stadt“

Kommentare von:

Imbke Behnken, Anika Duveneck,

Tanu Biswas

„Es geht darum, Mittel und Wege zu finden, daß die Stadt dem Kind zugänglicher, verwertbarer und sinnvoller erscheint“

Kommentar zu Colin Ward „Das Kind in der Stadt (Auszüge)“ (2021 [1978])

Imbke Behnken

1. Wer war Colin Ward?

Colin Ward wurde am 14. August 1924 in Wanstead, Essex, geboren; er starb am 11. Februar 2010. In der Literaturanalyse *Kinder und Wohnumwelt* (Ledig/Nissen 1987: 100) – andere Kurzporträts sind, soweit ich die deutschsprachige Literatur überblicke, nicht zu finden – wird Colin Ward als „Städteplaner in Großbritannien und Experte für Erziehungs- und Umweltfragen“ vorgestellt. Im Klappentext der deutschsprachigen Ausgabe seines Werks *Das Kind in der Stadt* findet sich zudem der Zusatz „engagierter Streiter für eine kinderfreundlichere Umwelt“ (Ward 1978: Umschlag).

Britische Publikationen zu Ward würdigen ihn vor allem als engagierten anarchistischen^[1] Denker und Schriftsteller, der zu einem breiten Themenspektrum gearbeitet hat: Stadtplanung und -forschung, Umwelt, Bildung, Sozialgeschichte, Pädagogik.^[2] Ward begründete das Magazin *Anarchy*, war als Architekt und Bildungsbeauftragter der *Town and Country Planning Association* (TCPA) tätig sowie Visiting Centennial Professor für Sozialpolitik an der London School of Economics. Dies sind nur einige bruchstückhafte Hinweise auf das Leben und das Engagement von Ward, die zum Verständnis seiner im vorliegenden Artikel diskutierten Studie beitragen sollen.^[3]

Mit seiner sehr erfolgreichen Publikation *The Child in the City* (1978) regte Ward neue Formen kreativer Entfaltungsmöglichkeiten für Kinder an. Wie wir sehen werden, war der Autor ein Verfechter der Idee, dass Kinder in der städtischen Umwelt gleichberechtigt mit den Erwachsenen leben: „Ich bin gegen eine eigene Stadt für Kinder! Ich strebe eine Stadt an, in der die Kinder von derselben Welt umgeben sind wie ich. Wenn wir eine für alle offene Stadt suchen, anstelle einer, in der die Kinder in ein Ghetto abgeschoben werden, müssen wir von anderen Voraussetzungen ausgehen.“ (Ebd.: 205)

2. Annäherung: Projektgruppe Jugendbüro und historische Vorläufer von Colin Ward

Ob nun eine Studie wie diese ein breites Publikum findet, hängt auch davon ab, wie etabliert eine Forschungsrichtung ist – in diesem Fall die sozial-ökologische Forschung zu Kind und Stadtraum. Diese lag Mitte der 1970er Jahre zumindest im deutschsprachigen Raum jedoch noch nicht im Blickfeld der Kindheitsforschung. Hier betrat die Projektgruppe Jugendbüro[4] – der auch ich angehörte – 1976 mit ihrer Untersuchung zur „Straßensozialisation“ Neuland. Dabei wurden Kinder in Altstadtvierteln und in der Innenstadt von Wiesbaden beobachtet. In unserem Verständnis bezog sich „Straße“ nicht allein auf den Verkehrsraum, sondern auf die gesamte städtische Öffentlichkeit. Ziel war es, herauszufinden, was „Straße“ für Kinder bedeutet – was sie an diesem Ort, den wir in seiner Relevanz den Lernorten „Schule“ und „Familie“ gleichsetzten, alles lernen und wie sie ihn nutzen (vgl. Zinnecker 1979).

An dieser Stelle seien ausgewählte Studien genannt, die die Bandbreite des damaligen Forschungsstands widerspiegeln:

Johannes Tews gehörte zu den Schulpädagog_innen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Straße als demokratische Öffentlichkeit verstanden und als Lernort nutzten. In Vorträgen, gehalten in der Humboldt-Akademie Berlin, erläuterte er seine *Großstadtpädagogik* – so auch der Titel seines Buches (Tews 1911).

„Die Straße als Erzieherin, das wird manchem, der die Nachtseiten des Straßenlebens kennt, als eine sinnlose Phrase erscheinen, [...] Und doch ist die Straße eine Erzieherin, eine wichtigere, einflußreichere vielleicht, als wir alle es wissen [...] Die Straße der Großstadt erweitert den Blick des Kindes weit über das hinaus, was das häusliche Leben und oft auch die Schule [...] Menschen aller sozialen Schichten, aller Berufsklassen, [...] treten hier vor sein Auge. Hier lernt das Kind eine ungeheure Menge von Dingen kennen, die der Dörfler und Kleinstädter erst durch mühsame Studien und Reisen erreichen kann.“ (Ebd.: 105 ff.)

Adolf Rudes Veröffentlichung *Schulpraxis* (1915; Reihe: Bücherschatz des Lehrers) ist dem Lager der Großstadtkritiker_innen jener Jahre zuzurechnen. Im Mittelpunkt seiner Polemik stehen Arbeiter_innenkinder, die es zu schützen gelte. Der „Straßenjunge“ sei der Inbegriff des moralisch verdorbenen Jungen. Es sei der Kontakt zu anderen Passant_innen in der Straßenöffentlichkeit, der Kinder und Jugendliche verführe:

„Jeder Jugend- und Volkserzieher weiß [...], welche große Gefahr der Jugend erwächst, wenn sie unbeaufsichtigt sich selbst überlassen bleibt. [...] wenn der Unterricht beendet ist, dann halten sich die Kinder zumeist auf der Straße auf [...]. Und was sie auf der Straße von verdorbenen Altersgenossen oder älteren Personen an tollen Streichen und an Schleichigkeiten lernen, davon wissen die Lehrer aus Erfahrung viel zu berichten.“ (Ebd.: 299 f.)

Bruno Theek wählte den dramatischen Titel *SOS. Jugend am Kreuz. Notrufe aus der Großstadt-Unterwelt* (o. J. [ca. 1928]), mit dem er vor der Straße als Ort der Unmoral eindringlich warnte. Es seien Abbildungen

wenig bekleideter Frauen auf Kinoplakaten, Schaukämpfe mit „halbnackten“ Frauen auf Rummelplätzen oder der Straßenstrich, die die Entwicklung von Heranwachsenden gefährdeten:

„Kann unsere Großstadtjugend eigentlich anders sein, als sie ist, solange die jetzige Großstadtkultur sie täglich und stündlich attackiert? Welche Unsumme von lockenden häßlichen und sinnverwirrenden Eindrücken stürmt jeden Tag auf einen Jungen ein vom ersten Augenblick an, da er mit der Mutter offenen Auges und mit aufgeschlossenen Sinnen durch die Straßen gehen kann!“ (Ebd.: 7)

Hier sei auch auf die Studien der Stadtforscherinnen Elisabeth Pfeil (1965 [1955]) und Jane Jacobs (1969 [1961]) verwiesen. Sie untersuchten bereits in den 1950er Jahren den Einfluss städtischer Bebauung auf das Verhalten von Kindern und unterbreiteten, ähnlich wie Ward, Vorschläge, wie Kinder und ihre Lebensbedürfnisse in der zukünftigen Stadtentwicklung berücksichtigt werden können.

Mitte der 1970er Jahre wurde das Konzept, Kinder als aktiv in ihrer Umwelt Handelnde in ihrer Umwelt zu sehen, neu entdeckt als Alternative zu jenen Untersuchungen, die die Umweltstrukturen als determinierende Faktoren zu verstehen. Wir stießen bei unseren Recherchen[5] damals auf einzelne Publikationen, die diese neue Forschungsrichtung anregten und sich auch mit unseren Überlegungen trafen: zum einen der Fotoband (mit Kommentierungen) von Oscar van Alphen und Adriaan Morrien *Kinder in der großen Stadt* (1958) mit Beobachtungen von Kindern, die großstädtische Umwelt als Spiel- und Streifraum nutzen; zum anderen die Studie von Martha Muchow und Hans Heinrich Muchow *Der Lebensraum des Großstadtkindes* (1978 [1935]).[6] Dessen Neuauflage erschien 1978 – im selben Jahr wie die Studie von Colin Ward. Martha Muchow betrachtete den Lebensraum des Kindes als „Raum, in dem das Kind lebt“, als „Raum, den das Kind erlebt“ und als „Raum, den das Kind lebt“ (ebd.: 6). Hier wurde zum ersten Mal in der deutschsprachigen Kindheitsforschung die Frage nach der aktiven Aneignung der städtischen Umwelt durch Kinder gestellt.

Auch Colin Ward stellte sich die Frage, wie sich Kinder in der Großstadt ihre Umwelt zunutze machen, obgleich die Gestaltung des Stadtraums es Kindern zunehmend erschwerte, sich „daheim“ zu fühlen. Die deutschsprachige Ausgabe *Das Kind in der Stadt* (1978) kam somit für uns, die Projektgruppe Jugendbüro, zur richtigen Zeit. Sie lieferte uns nicht nur für das Projekt „Straßensozialisation“, sondern auch für das folgende Forschungsvorhaben zu Kind und Stadt um 1900 (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989) vielfältige Anregungen: als Ideengeber für die Präzisierung von Fragen, zum Beispiel nach dem Verhältnis von Arbeit und „zufälligem“ Spiel (ebd.: 13); sie schärfte unseren Blick bei Begehungen, etwa, die Stadt als „beglückenden“ Raum für Entdeckungen zu sehen (ebd.: 10 ff.) oder das Straßenmobiliar als Spielort zu beobachten (ebd.: 89), und bestärkte uns darin, mit unterschiedlichen Zugängen zu forschen.

3. Colin Ward: Das Kind in der Stadt (1978)

Der vorliegende Artikel soll dazu beitragen, die Forschungen von Colin Ward vor dem Vergessen zu bewahren. Denn sie können nach wie vor dazu anregen, über das Verhältnis von Kind und Stadtraum nachzudenken – mit dem Ziel (so das Anliegen von Ward), „den Bedürfnissen der Großstadtkinder entgegenzukommen“ (1978: VIII).

Colin Ward nahm in seiner Studie zwei Positionen ein: diejenige des Forschers und diejenige des gesellschaftspolitischen Aktivisten. Als Forscher dokumentierte und reflektierte er die Entwicklung von Großstädten unter der Fragestellung, wie sie den Lebensraum von Kindern beeinflussen. Dabei betrachtete er das Kind nicht als Opfer großstädtischer Entwicklungen, vielmehr richtete sich sein Fokus auf das aktive Handeln von Kindern, sich ihre städtische Umwelt trotz aller Einschränkungen eigensinnig anzueignen. Ward war beeindruckt von der Kreativität der Kinder, die Umwelt trotz allem für ihre Interessen zu nutzen und sich nicht verdrängen zu lassen. Der Aktivist Ward wiederum forderte, aus den Erkenntnissen Konsequenzen zu ziehen, und stellte Projekte vor, die er als gelungene „exemplarische Modelle“ (ebd.: 198) würdigte. Dies seien Modelle, die zum einen in Eigenregie von Kindern und Erwachsenen geplant und realisiert würden, und die zum anderen nicht nur Kindern zugutekämen, sondern der gesamten Ortsgesellschaft dienten. Diese Stoßrichtung (s. u. „Modelle“) stellte in jenen Jahren ein radikal neues Denken dar und ist auch heute noch eine Utopie.

Einführende Überlegungen

Das Vorwort verdeutlicht Wards Forschungsinteresse und seinen Anspruch:

„Dieses Buch ist ein Versuch, die Beziehung zwischen Kindern und ihrer städtischen Umwelt zu erforschen. Es stellt sich die Frage, ob es stimmt, daß in dieser Beziehung, wie sehr viele Menschen glauben, etwas verlorengegangen ist und wie sich die Verbindung zwischen Stadt und Kind für beide Teile fruchtbarer und erfreulicher gestalten ließe.“ (Ebd.: VI ff.)

Ein überaus ambitioniertes Vorhaben also, wenn man sich die Entwicklung der Städte in den 1970er Jahren vor Augen führt: die Dominanz von Kapitalinteressen in den Innenstädten, das Leitbild der autogerechten Stadt, das die Stadtplanung prägte. Wie sollte es also gelingen können, die „Verbindung [...] für beide Teile fruchtbarer und erfreulicher“ zu gestalten? Vielen schien die Anlage von ausgewiesenen, eingezäunten und mit Geräten ausgestatteten Spielplätzen in jenen Jahren als eine praktikable Lösung. Ward hielt dagegen:[7]

„Dieses Buch dreht sich aber um die Frage, ob die Stadt als eine menschliche Institution ihren jungen Bürgern gegenüber Hilfsbereitschaft zeigt oder ob Paul Goodman recht hatte, als er vor Jahren erklärte, Kinder könnten in der Großstadt unter den unvermeidlichen modernen Bedingungen nicht mehr gedeihen, weil ,verborgene Technologie, Mobilität der Familie, Verlust der Landschaft, Verlust der traditionellen

Nachbarschaftlichkeit und die immer stärkeren Einschränkungen des Spiel-Raums ihnen die reale Welt rauben‘.“ (Ebd.: VII)

Vorgehen

Seinen überaus anspruchsvollen Zielen entsprechend wählte Ward ein **mehrperspektivisches Vorgehen**, das eine Vielfalt an Quellen nutzte. Ein streng wissenschaftlich geplantes Vorgehen lehnte er ab. Diese Offenheit war für uns ungewöhnlich, weshalb ich Wards Überlegungen dazu zunächst vorstellen möchte. Ward konstatierte: „dieses Buch [ist] nicht das Ergebnis erschöpfender Interviews mit einer zufälligen Auswahl von, sagen wir, tausend Kindern aus hundert Städten“. Demgegenüber seien „Beobachtungen“, „anderer Leute Einfühlungsvermögen“ oder „Erinnerungen“ geeignet, um zu erfahren, wie Kinder „tatsächlich leben und was sie tun“ (ebd.: VII f.).

Der Sozialhistoriker Ward fragte nach den historischen Entwicklungen in der Gestaltung und Planung von Städten. Er wollte Veränderungen festhalten, die das Verhältnis von Kind und Umwelt betreffen, um so die Gegenwart hinsichtlich von Verlusten und Zugewinnen für Kinder einordnen zu können. Zu seinen Quellen gehören Kindheitserinnerungen in Autobiografien sowie Gespräche in der Tradition der *oral history* mit Erwachsenen, die städtebauliche Veränderungen, etwa den Abriss eines Arbeiterviertels, in der eigenen Lebensgeschichte erfahren haben. Dazu gehören auch Vergleiche zwischen diesen erinnerten mit heutigen Kindheitsräumen. Der Stadtforscher Ward bezog auch internationale Forschungsberichte sowie den Austausch mit Fachkolleg_innen in anderen Städten und Ländern in seine Forschungen mit ein.

Der Ethnograph Ward wiederum beobachtete Kinder – wo sie leben, was sie tun, wie sie ihre Umgebung erleben. Er sprach mit ihnen, notierte ihre Aussagen und regte eine fotografische Dokumentation der Beobachtungen an. Die Fotografin Ann Golzen begleitete ihn: „Um Intensität, Vielfalt und Einfallsreichtum der Kindheitserfahrungen in der Stadt zu vermitteln, ist das Bild wahrscheinlich wirkungsvoller als das Wort.“ (Ebd.: VIII)

Colin Ward hielt die Fülle seiner Beobachtungen und Gespräche in schriftlicher und – gleichberechtigt – in bildlicher Form fest. Neben den Fotografien von Ann Golzen sammelte er fotografische Porträts von Kindern in anderen Städten. Seine eigenen Untersuchungen führte Ward überwiegend in englischen Großstädten der 1970er Jahre durch, sowohl in Innenstädten und ihren Altbauvierteln als auch in den neuen Trabantsiedlungen am Stadtrand. Die Altersgruppe, die im Mittelpunkt seiner Forschungen steht, sind die Fünf- bis Sechzehnjährigen.

Um die Aufgabe, die vielfältigen und komplexen Betrachtungen Wards in aller Kürze umfassend darzustellen, umsetzen zu können, werde ich im Folgenden einige Szenarien auswählen, die die Perspektive von Ward aufzeigen: Stadt als Lebensraum, Aneignung von Stadtraum, Überlegungen für die Zukunft. Leider muss eine der zentralen Quellen aufgrund von Urheberrechtsregelungen ausgespart bleiben: Golzens Fotografien. Ersatzweise füge ich Fotografien der Projektgruppe Jugendbüro und der Projektgruppe Kind und Stadt um 1900 (Behnken/du Bois-Reymond/Zinnecker 1989)

ein. Diese beziehen sich auf die Innenstadt und angrenzende Altstadtviertel Wiesbadens und entstanden 1976-1978, sind also im vergleichbaren Zeitraum entstanden, in dem Ann Golzen Ward fotografisch begleitete, bzw. zeigen diesen Stadtraum in historischer Perspektive, ähnlich den Abbildungen, die Ward für historische Vergleiche nutzte.

Fragen, Botschaften und Szenarien

(1) Mit dem ersten Kapitel – „Daheim in der Stadt: Verlorenes Paradies?“ – stellt der Autor eine grundlegende theoretische Frage zum Wert von Erinnerungen an eine Kindheit in der Stadt, die auch wir in unseren Forschungen zu bedenken haben: Welche Bedeutung hat die Stadt als Kindheitsraum in der Erinnerung von Erwachsenen? Ist sie ein idealisierter Raum als Raum der Kindheit? Oder gilt diese nostalgische Erinnerung nur für die Erinnerung an das Aufwachsen auf dem Land? Welchen Einfluss auf unsere Erinnerung haben literarische Vorbilder, die nicht nur das Land als Idylle und glücklichen Kindheitsort zeichnen, sondern auch die Stadt als „verlorenes Paradies“ beschreiben?

Ward zitiert diesbezüglich Raymond Williams:

„Die alte städtische Gemeinschaft der Arbeiter, die herrlichen kleinen Läden an der Ecke, Gaslaternen, [...] alles ist längst vergangen. Die städtische Lebensweise und diese Dinge scheinen in der Literatur bereits den gleichen gefühlsmäßigen Stellenwert zu haben wie die Bäche, [...] Hecken, Hütten und Feste der ländlichen Szenerie.“ (Williams zit. nach Ward 1978: 5)

In anderen Erinnerungen fügten, so Ward, Menschen die lokalen Strukturen, die Nachbarschaft, die Schule vor Ort, die Spielgruppe zum Bild eines Dorfes zusammen: „Es war einmal ein Dorf“, mit diesem Titel überschreibt Yuri Kapralov 1974 den Untergang von East Village in New York.“ (Ebd.: 8)

(2) Die daran anschließende Perspektive auf das Thema mit dem Titel „Beglückender Lebensraum“ (Kapitel 2) überrascht. Ungewohnt für Ward wie auch für uns ist, wenn Expert_innen der Stadtplanung dieses Konzept als Zukunftsmodell vertreten:

„Albert Eide Parr, der ehemalige Leiter des Amerikanischen Historischen Museums, hatte den Mut, bei einer Versammlung über das Thema ‚Beglückender Lebensraum‘ zu sprechen. Er wagte es zu erklären, die Großstadt habe nicht nur die Funktion, dem Geschäftsleben, der Unterhaltung und der öffentlichen Sicherheit zu dienen, sondern habe auch die Aufgabe, Menschen glücklich zu machen.“ (Ebd.: 10)

Ward diskutiert die Vision des „beglückenden Lebensraums“ bezogen auf Kind und Stadt in historisch vergleichender Perspektive (ebd.: 10 ff.). Er will wissen, ob es solch eine Erfahrung in der Vergangenheit schon einmal gegeben hat. Worauf beziehen Erwachsene sich in ihrer Erinnerung und was hat sich zur Gegenwart hin verändert? Ward findet zu seiner Überraschung, dass „beglückender Lebensraum“ keineswegs privilegierten Kindern vorbehalten ist, die sorglos und selbstbestimmt ihre Umgebung

auskundschaften. Vielmehr, so die neue Erkenntnis, würden selbst Kinder, die mit ihrem Überleben beschäftigt sind, jede kleine Nische nutzen. Aus Paul Thompsons Sammelband mit *Oral-History*-Erzählungen zitiert Ward einen „alten Mann“: Dieser, mitten in London aufgewachsen, lebt vom Betteln und Stehlen und erzählt von dem freien Herumstreifen und dem Schauen, ob irgendwo etwas zu entdecken sei: „Zu allen Tages- und Nachtzeiten zogen wir umher, meilenweit durch alle möglichen Straßen, denn damals war es lustig, den Jahrmarkt in Hamstead zu sehen.“ (Thompson, zit. nach ebd.: 13) Wards Kommentar:

„Es gibt einen Punkt, wo Anregung und Faszination der Umwelt hinter den Forderungen, die das Überleben stellt, zurücktreten. [...] Doch wer die Kinder der Armen kennt, der weiß, wie rasch sich bei allem Selbsterhaltungstrieb das sinnliche Erleben und die Freude am zufälligen Spiel durchsetzen können.“ (Ebd.: 139)

Sind solche Erfahrungen eines „beglückenden Lebensraums“ in heutigen Stadtumwelten noch möglich? Ward äußert sich pessimistisch und verweist auf zwei Entwicklungen: Neben der Verdrängung von Wohnraum sei es der zunehmende Verkehr, der es Kindern erschwere, neugierig durch die Stadt zu streifen und vieles zu entdecken. Er kommentiert die Erinnerungen an glückliche Tage: „Kein gleichaltriges Kind hat jene Freiheit auf der Straße [wie Kinder in früheren Jahren], ganz einfach, weil die Straßen nicht mehr sicher sind. Die Hauptgefahr droht nicht von Verbrechern, sondern vom Autoverkehr.“ (Ebd.: 11)

Zwei Fotografien aus Wiesbaden (Abb. 1 und 2) veranschaulichen diese Entwicklung: Sie zeigen ein und dieselbe Straße (Röderallee bzw. Röderstraße) in einem innenstadtnahen Altstadtviertel. Die Zeitzeug_innen, die hier Anfang des 20. Jahrhunderts aufgewachsen sind, beschreiben ihre Straße als ihr „Eldorado“. Die Röderallee war wegen ihres Gefälles im Winter eine Rodelbahn (vgl. Behnken 2006).

(3) Das zweite Hauptkapitel „Benutzung der Stadt“ nimmt eine Sonderstellung im Buch ein: Es ist mit knapp 80 Seiten das umfangreichste Kapitel; zudem ist das einleitende Unterkapitel „Kolonisierung kleiner Flecken“ als zwölfseitige Fotogalerie gestaltet. Diese besteht aus 28 Fotografien, die Kinder „aus aller Welt“ zeigen, wie sie auf kleinstem Raum irgendetwas allein oder gemeinsam tun. Diese Räume gehören nicht ihnen – die Kinder könnten also jederzeit vertrieben werden. Die Fotografien zeigen jedoch keinesfalls ängstliche Kinder, die um die Bedrohung, vertrieben zu werden, wissen. Vielmehr zeigen sie Kinder, die ihrem Tun völlig hingegeben sind: im Sand, in Hauseingängen oder auf Treppenstufen spielend, mit großer körperlicher Anstrengung und Geschicklichkeit auf hohen Gittern oder Mauern kletternd, an Stangen hängend, voller Lust nackt durch Wasserbecken spazierend oder in Kartonbergen herumtobend.

Dieses Kapitel ist, in verschiedenen Variationen, als eine Hommage an die eigenwillige und produktive Aneignung des Stadtraums durch Kinder zu verstehen: Sei es ihre kreative Spielleidenschaft trotz aller Einschränkungen, die ihnen die Umwelt auferlegt („Anpassung an die erzwungene Umwelt“; ebd.: 86); sei es ihre Widerständigkeit gegen Regeln



Abb. 1 Röderallee, unterer Abschnitt, um 1910 (Quelle: Sammlung Foto Rudolph, Wiesbaden)



Abb. 2 Röderstraße 1976, oberer Abschnitt (gegenüberliegende Straßenseite): Kinder nutzen das Gefälle, um auf dem Bürgersteig Rollschuhlaufen zu trainieren (Quelle: Sammlung Jugendbüro; Fotograf: Jürgen Zinnecker)

und Vorschriften, die Erwachsene ihnen vorgeben („Spiel als Protest und Erkundung“; ebd.: 96); sei es ihre Begeisterung für Kinderfahrzeuge, die es ihnen erlauben, den Radius ihrer Erkundungen auszudehnen („Räder auf der Straße“; ebd.: 126). Ebenso geht es um Fragen von Kind und Verkehr in der Stadt („das Kind und der Straßenverkehr“; ebd.: 116). Ward konstatiert, Kinder seien durch den zunehmenden motorisierten Straßenverkehr mehr und mehr eingeschränkt und in ihrer Sicherheit bedroht, dennoch ließen sie sich nicht verdrängen.

Zur Anschauung seien einige Fotografien aus Altstadtvierteln in Wiesbaden präsentiert, die zwischen 1976 und 1978 aufgenommen wurden (Abb. 3 bis 9). Ein Blick in andere Länder fehlt hier zwar, dennoch vermitteln die Fotos einen Eindruck von der, wie Ward es formuliert, „Kolonisierung kleiner Flecken“ und davon, wie Kinder ihre Umwelt eigenwillig nutzen, trotz der „Anpassung an aufgezwungene Umwelt“.

Genauso wie Ward waren wir beeindruckt vom Einfallsreichtum der Kinder, als wir in jenen Jahren – der ethnographischen Tradition verpflichtet – durch die Altstadtviertel Wiesbadens wanderten. Obwohl uns alles vertraut



Abb. 3 und 4
Jungengruppen aus
zwei benachbarten
Straßen erproben
sich spielend im
Straßenkampf; Orte:
unbebautes Grund-
stück und Tankstelle
(Quelle: Sammlung
Jugendbüro;
Fotograf: Jürgen
Zinnecker)



Abb. 5 Kindergruppe bei einem Hüpfspiel; Ort: Toreinfahrt neben einem Restaurant (Quelle: Sammlung Jugendbüro; Fotograf: Jürgen Zinnecker)

Abb. 6 Kinder im Hauseingang beim Kartenspiel (Quelle: Sammlung Jugendbüro; Fotograf: Jürgen Zinnecker)

Abb. 7 Wasserspiele mit Erkundung: zwei Jungen treiben einen Stock durch Bewegungen des Wassers von einer Seite auf die andere; Ort: unbebautes Grundstück (Quelle: Sammlung Jugendbüro; Fotograf: Jürgen Zinnecker)



Abb. 8 Mädchen auf dem Bordstein mit Schulheften und -büchern beim Hausaufgaben machen (Quelle: Sammlung Jugendbüro; Fotograf: Jürgen Zinnecker)



Abb. 9 Junge klettert an einer schrägen Mauer hoch (Quelle: Sammlung Jugendbüro; Fotograf: Jürgen Zinnecker)

war und wir diese Straßen – etwa auf dem Weg ins Büro oder in die Wohnung – mehrfach passiert hatten, entdeckten wir, wie Ward, eine andere Welt:

„Als unbemerkter Beobachter muß man die Kinder für ihr Spiel bewundern, kann nur staunen über ihren Einfallsreichtum, [...] sie kommen mit einem Minimum an Ausstattung aus [...]. Um so mehr machen sie sich alles zunutze, was ihnen die Stadtlandschaft bietet.“ (Ebd.: 88)

Abschließend ein Blick in die Zukunft. Ward dokumentiert vier „exemplarische Modelle“, die für ihn „Beispiele für modellhafte großstädtische Entwicklung“ sind. Was sind die Besonderheiten dieser Projekte? Erstens sind sie generationenübergreifend angelegt, zweitens für alle in der Nachbarschaft oder in der Stadt offen und drittens als Angebote gestaltet, in denen Kinder und Erwachsene miteinander kommunizieren, sich kennenlernen. Dies geschieht über Engagements in den Bereichen Kunst, Theater, Tanz und Film. So wird eine ehemalige Kirche in Liverpool zum Treffpunkt der Selbstorganisation über das Erzählen von Lebensgeschichten: Kinder interviewen ihre Eltern und/oder ihre Nachbar_innen und gestalten eine Broschürenreihe (ebd.: 198 f.).[8]

Ein anderes Projekt, das Urban Studies Centre in Notting Dale (vgl. ebd.: 199 ff.), ist ein praktisches Beispiel dafür, Kinder nicht in Schulen „einzumauern“, sondern die „Stadt als Lehrmittel“ (ebd.: 176 ff.) zu nutzen. In seinem einleitenden Statement kommt Wards anarchistische Überzeugung zum Ausdruck, sich gegenüber autoritären Strukturen in demokratischen, selbstorganisierten Strukturen gemeinsam die Großstadt anzueignen: „Die Großstadt ist an sich eine lehrreiche Umwelt und kann als solche dienen, indem man *durch* sie etwas *über* sie lernt, sie *benutzen*, sie *beherrschen* oder sie *ändern* lernt.“ (Ebd.: 176; Hervorh. im Original). Dieses Konzept vertraten bereits radikale deutsche Schulreformer wie Carl Dantz (1959 [1925]) oder Willy Steiger (1978 [1925]) in der Weimarer Zeit.

Da das Konzept der „offenen Schule“ bzw. der „Stadt als Lernort“ ein Kernstück in Wards Denken darstellt, sollen die Möglichkeiten dieses „exemplarischen Modells“ etwas näher erläutert werden. Das Urban Studies Centre (Ward 1978: 184 ff.) diente zum Beispiel achtjährigen Schüler_innen der ortsansässigen Schule als Basis für Erkundungen ihrer Umgebung. Sie fotografierten, interviewten, zeichneten – was ihnen auffällt, was sie als Problem erkennen – und konstruierten alternative Modelle. In einem weiteren Projekt wohnte eine Schulklasse, es waren Zehn- und Elfjährige, aus einer benachbarten Volksschule im Zentrum. Dort organisierten sie ihren Alltag, kochten zusammen, erforschten in Eigenregie die städtische Umwelt. Eine Lehrerin reflektiert den Lernerfolg:

„Talente, die in der alltäglichen Schulsituation unentdeckt geblieben wären, kamen plötzlich ans Licht, und es wurden ganze neue Fertigkeiten erprobt. Dazu gehörte nicht nur das Fotografieren, Entwickeln und Vergrößern, sondern auch die Interview- und Befragungstechnik, Verwendungsmöglichkeiten historischer Daten und das Kennenlernen verschiedener Darstellungsweisen.“ (Zit. nach ebd.: 201)

In einem abschließenden Kommentar betont Ward jene Impulse, die ihm wichtig sind für seine Zukunftsvision einer Stadtgesellschaft:

„Besonders eindrucksvoll an diesen drei Modellversuchen ist, daß sie nicht nur als ‚Hilfsmittel‘ den Kindern zugute kommen [...], sondern der ganzen Stadtgemeinde dienen. Sie sind auch nicht nur zur Unterhaltung da, sondern sehen ihre Aufgabe darin, den Menschen zur Entdeckung ihrer Begabungen und Fähigkeiten zu verhelfen.“ (Ebd.: 201)

4. Schlussüberlegungen

Zum jetzigen Zeitpunkt Überlegungen zu *Das Kind in der Stadt* anzustellen, scheint überholt. Haben sich doch seit den 1970er Jahren Theorien und Forschungen zu „Kindheit“ und „Kind und Umwelt“ weiterentwickelt und gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen Rechnung getragen. Kindheit ist heute in westlichen Gesellschaften überwiegend eine private, institutionell-pädagogisch betreute Kindheit (vgl. Zeiher 1989; Zinnecker 2000). Städte sehen sich zunehmend in der Pflicht, Angebote für Kinder in ihr Programm aufzunehmen. Die UN-Kinderrechtskonvention (1989) ist eine Verpflichtung für die erwachsene Gesellschaft geworden.[9]

Dennoch ist *Das Kind in der Stadt* auch heute noch eine Schatzgrube mit Ideen, wie das Verhältnis von Kind und Stadt in Geschichte und Gegenwart erforscht werden kann, und zwar in mehrfacher Hinsicht: Auf der einen Seite sind es die Offenheit und Breite der Forschungszugänge von Ward. Er nutzte mündliche Erinnerungen, Beobachtungen, Fotografien, wissenschaftliche Studien, Autobiografien oder *Oral-History*-Erzählungen als gleichberechtigte Quellen. Auf der anderen Seite ist es die Breite der beruflichen und wissenschaftlichen Verortung des Autors, die seine Forschungsperspektive prägte: Ward war Schriftsteller, Sozialhistoriker, Ethnograph und immer auch politischer Aktivist.

In seinen Berichten und Deutungen würdigte Ward das kindliche Tun als **aktive und produktive Aneignung des städtischen Raums**. Dabei blendete er jedoch die Einschränkungen durch die städtische Umwelt – städtebauliche Entwicklungen, die Dominanz von Verkehr und Konsum – nicht aus.

Es ging Ward keineswegs um die Schaffung einer „kinderfreundlichen“ Stadt, wie sie etwa von Kommunen beworben wird, die auf Spielplätze oder Führungen für Kinder verweisen. Es ging ihm um eine utopische Konzeption von Stadt, in der Kinder und Erwachsene miteinander agieren, planen und die Stadt als ihre Stadt begreifen, die durch sie gestaltbar ist.

Die Lektüre des Buchs regt dazu an, folgenden Fragen heute, gut 40 Jahre später, nachzugehen: Wie steht es um das Verhältnis von Kind und öffentlichem städtischem Raum? Was hat sich geändert? Was ist aus den „exemplarischen Modellen“ geworden? Sind sie Realität in vielen Städten? Erleben Kinder die Stadt als ihre Stadt, die sie gestalten können, oder als verwaltete Stadt, die sie konsumieren können?

Endnoten

- [1] Zur Einführung in die Ziele und Überzeugungen von „Anarchismus“, deren prominenter Vertreter Colin Ward ist, vgl. White/Wilbert 2011.
- [2] Vgl. die Bibliografie in White/Wilbert 2011.
- [3] Um den Hintergrund von Wards Überlegungen zu verstehen, war es notwendig, sich mit den Überzeugungen des Anarchismus, wie sie seit den 1960er Jahren in Großbritannien diskutiert werden, auseinanderzusetzen. Dies konnte nur oberflächlich eingelöst werden, wofür ich um Nachsicht bitte.
- [4] Das Projekt „Jugendbüro“ Wiesbaden wurde 1975-1978 als „Handlungsforschungsprojekt“ konzipiert. Die Gruppe (Leitung: Jürgen Zinnecker) verband pädagogische Praxis mit Lebenswelt- und Biografieforschung. Sie begleitete einen Jahrgang von Hauptschüler_innen bei ihrem Übergang von der Schule in die Berufsausbildung („Lehrlingssozialisation“), untersuchte die Bedeutung des öffentlichen Raums für Kinder und Jugendliche („Straßensozialisation“) und betrieb ein Jugendzentrum in einem Ladenlokal; vgl. Projektgruppe Jugendbüro 1976; Zinnecker 1979: 727 f.
- [5] Anmerkung für die Leser_innenschaft heute: In den 1970er Jahren waren unsere Recherchemöglichkeiten im Vergleich zu heute begrenzt. Kataloge in Bibliotheken in Printversion waren die Hauptquelle. Weder Internet noch digitale Suchsysteme waren bekannt.
- [6] Die Erstauflage von 1935 war kaum bekannt. Das Psychologische Institut Hamburg, an dem Martha Muchow arbeitete, war von den Nationalsozialisten als „jüdisch versippt“ zwangsweise aufgelöst worden, als „Arierin“ sollte Muchow diese Auflösung vollstrecken – sie nahm sich das Leben. Ihr Bruder übernahm es, die Buchpublikation abzuschließen. Jedoch machte erst die Neuauflage von 1978 diese Forschungsarbeit bekannt. Die Projektgruppe entdeckte einen Hinweis auf Muchows Studie in dem Band *Das Großstadtkind* von Elisabeth Pfeil (1965 [1955]: 9).
- [7] Paul Goodman war zu dieser Zeit mit seinen sozialkritischen Überlegungen, etwa in *Aufwachsen im Widerspruch. Über die Entfremdung der Jugend in der verwalteten Welt* (1971 [1960]) ein viel gelesener Klassiker.
- [8] Vgl. die Veröffentlichungen des Centreprise-Verlags (1974 ff.).
- [9] Deutschland hat die UN-Kinderrechtskonvention 1992 mit Einschränkungen ratifiziert, 2010 dann ohne Einschränkungen. Der Antrag, Kinderrechte in das Grundgesetz aufzunehmen, ist vorerst (Juni 2021) gescheitert.

Autor_innen

Imbke Behnkens Arbeitsschwerpunkte liegen in den Bereichen qualitative Sozialforschung, (historische) Kindheits- und Biografieforschung, sowie aktuell Kindheit im Nationalsozialismus.
imbkebehnken@outlook.de

Literatur

- von Alphen, Oscar / Morrien, Adriaan (1958): Kinder in der großen Stadt. Stuttgart: Steingrüben. (Übers. Steffi Schmidt)
- Behnken, Imbke (2006): Urbane Spiel- und Straßenwelten. Weinheim/München: Juventa.
- Behnken, Imbke / du Bois-Reymond, Manuela / Zinnecker, Jürgen (1989): Stadtgeschichte als Kindheitsgeschichte. Lebensräume von Großstadtkindern in Deutschland und Holland um 1900. Opladen: Leske + Budrich.
- Centreprise (Hg.) (1974 ff.): People's Autobiography of Hackney (div. Bände). London: Centreprise.
- Dantz, Carl (1959 [1925]): Peter Stoll. Ein Kinderleben. Von ihm selbst erzählt. Berlin: Kinderbuchverlag.
- Goodman, Paul (1971 [1960]): Aufwachsen im Widerspruch. Über die Entfremdung der Jugend in der verwalteten Welt. Darmstadt: Verlag Darmstädter Blätter.
- Jacobs, Jane (1969 [1961]): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Gütersloh/Berlin: Bertelsmann Fachverlag. (Übers. Eva Gärtner)
- Ledig, Michael / Nissen, Ursula (1987): Kinder und Wohnumwelt. Eine Literaturanalyse zur Straßensozialisation. DJI Dokumentation. Weinheim/München: Verlag Deutsches Jugendinstitut.
- Muchow, Martha / Muchow, Hans Heinrich (1980 [1935]): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Mit einer Einführung von Jürgen Zinnecker. Bensheim: päd. extra buchverlag.
- Pfeil, Elisabeth (1965 [1955]): Das Großstadtkind. München: Ernst Reinhard.
- Projektgruppe Jugendbüro (1976): Straßensozialisation. Lehrlingssozialisation. Zwischenbericht. Wiesbaden: MS.
- Rude, Adolf (1915): Schulpraxis. Unter besonderer Berücksichtigung der neueren Bestrebungen und Einrichtungen. Leipzig: Osterwieck.
- Steiger, Willy (1978 [1925]): S'blaue Nest. Erlebnisse und Ergebnisse aus einer vierjährigen Arbeit mit einer Volksschuloberstufe. Frankfurt am Main: päd. extra Buchverlag.
- Tews, Johannes (1911): Großstadtpädagogik. Leipzig: B. G. Teubner.
- Theek, Bruno (o. J. [ca. 1928]): SOS. Jugend am Kreuz. Notrufe aus der Großstadt-Unterwelt. Hamburg-Bergedorf: Fackelreiter.
- Ward, Colin (1978): Das Kind in der Stadt. Frankfurt am Main: S. Fischer. (Übers. Ursula von Wiese)
- White, Damian F. / Wilbert, Chris (Hg.) (2011): Autonomy, solidarity, possibility: The Colin Ward reader. Edinburgh u. a.: AK Press.
- Zeiber, Helga (1989): Über den Umgang mit der Zeit bei Kindern. In: Maria Fölling-Albers (Hg.), Veränderte Kindheit – Veränderte Grundschule. Frankfurt am Main, 103-113.
- Zinnecker, Jürgen (1979): Straßensozialisation. Versuch, einen unterschätzten Lernort zu thematisieren. In: Zeitschrift für Pädagogik 25/5, 727-746.
- Zinnecker, Jürgen (2000): Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. In: Dietrich Benner / Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. Zeitschrift für Pädagogik. Beiheft 42. Weinheim: Beltz, 36-68.

Debatte

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 277-280

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.723

Colin Ward

„Das Kind in der Stadt“

Kommentare von:

Imbke Behnken, Anika Duveneck,

Tanu Biswas

Vom Fangspiel auf der Straße zum Tanzvideo auf TikTok – Wards Plädoyer für kindliche Freiräume Reloaded

Kommentar zu Colin Ward „Das Kind in der Stadt (Auszüge)“ (2021 [1978])

Anika Duveneck

Das Buch *Das Kind in der Stadt* ist ein 1978 ins Deutsche übersetztes, hierzulande aber wenig rezipiertes Werk des inzwischen verstorbenen britischen Anarchisten und Stadtforschers Colin Ward aus dem Jahr 1977. Darin widmet er sich scheinbar banalen Orten städtischer Kindheit, die sich der „Kinderfolklore“ zuordnen lassen. Darunter werden Phänomene verstanden, die ohne den Einfluss Erwachsener in zufällig zusammentreffenden Kindergruppen entstehen, unter Kindern weitergegeben werden und Erwachsenen meist verborgen bleiben. Seine Beschreibungen dieser Orte ergänzt Ward durch zahlreiche Fotografien, um „Intensität, Vielfalt und Einfallsreichtum“ (Ward 1978: VIII) möglichst wirkungsvoll zu vermitteln und die Leser:innen anzuregen, sich in „die Seele des heutigen Großstadtkindes hineinzusetzen“ (ebd.).

Auf etwa 220 Seiten geht Ward der Frage nach, ob in der Beziehung zwischen Kindern und Städten nicht „etwas verloren“ (ebd.: VI) gegangen sei. Vor dem Hintergrund der von ihm wahrgenommenen zunehmenden Abwesenheit von Kindern im öffentlichen Raum bemängelt er, Kinder könnten „unter den unvermeidlichen modernen Bedingungen nicht mehr gedeihen“ (ebd.: VII), da ihnen Technologie, Mobilität, Verlust von Landschaft und traditioneller Nachbarschaftlichkeit und die immer stärkeren Einschränkungen ihres Spielraums die „reale Welt“ (ebd.) raubten. Neben seinem Anliegen, die Verbindung zwischen dem Kind und dessen städtischer Umwelt „fruchtbarer und erfreulicher“ (ebd.: VI) zu gestalten, beschäftigt er sich mit dem Thema Bildung. Ward sieht in der Großstadt eine „lehrreiche Umwelt“, die genutzt werden könne, indem man „*durch* sie etwas über sie lernt, sie *benutzen*, sie *beherrschen* oder sie ändern lernt“ (ebd.: 176, Hervorh. d. A.). Ward plädiert daher für ein stadtbezogenes Lernen. Im Kapitel „Stadt als Lehrmittel“ schlägt er etwa dezentrale Schulkonzepte wie „Schule ohne Mauern“ oder das „City College“ vor, bei denen Unterricht nicht im Schulgebäude, sondern an vielen verschiedenen städtischen Orten stattfindet: Kunstunterricht im Kunstmuseum, Biologie im Zoo etc.

Aus heutiger Sicht liest sich das Buch bemerkenswert aktuell: Zunächst nimmt es die Debatte um Kommunale Bildungslandschaften vorweg, die in

Deutschland Anfang des Jahrtausends aufgekommen ist (Mack et al. 2006; Duveneck 2016; Gumz/Thole i. E.). Das Konzept der Bildungslandschaft zielt auf eine systematische Erschließung des Potenzials von Städten als Lernraum ab. Es gründet sich auf die Annahme, dass städtische Freiräume – informelle und unbeplante Orte – erforderlich sind, um jungen Menschen Selbstwirksamkeitserfahrungen sowie Aushandlungs- und Aneignungsprozesse zu ermöglichen. Es verfolgt ein Verständnis von Stadt als Lernraum, nach dem Bildung nicht nur an formalen Orten wie Schulen stattfindet, sondern ständig – unbewusst und informell – im Alltag.

Entsprechende Ansätze werden in vielen Städten bundesweit erprobt, erforscht und weiterentwickelt. Die in Wards Buch vorgestellten Schulkonzepte spielen in der Debatte um Bildungslandschaften zwar keine zentrale Rolle, haben im Rahmen der Coronapandemie jedoch ungeahnte Aktualität erlangt: Unterrichtsaktivitäten an der frischen Luft oder in den Räumlichkeiten leerstehender Kultureinrichtungen etwa hätten unter Gesichtspunkten des Infektionsschutzes mehr Sicherheit gewährleisten können als der klassische Präsenzunterricht. Zudem hätten sie den Bedürfnissen junger Menschen und ihrer Familien stärker gerecht werden können als das Home-schooling. Die Umsetzung dezentraler Unterrichtskonzepte war jedoch keine Option, da kommunale Bildungskonzepte bislang als Add-on zu kommunalen Pflichtaufgaben betrachtet wurden. Ihre Potenziale für die Bewältigung unvorhergesehener Situationen im Bildungsbereich wurden noch nicht erkannt und entsprechende Voraussetzungen nicht geschaffen.

So wie die Pandemie die Frage aufwirft, was die bisherigen Bemühungen rund um Bildungslandschaften erreicht haben, wenn junge Menschen immer noch vorwiegend als Schüler:innen gesehen werden und Bildung mit Schule gleichgesetzt wird, so stellt sich bei der Lektüre des Buches ein ähnlicher Effekt ein: Schon in den 1970er Jahren bestand der Eindruck, kindliche Lebenswelten würden zunehmend durchgetaktet, institutionalisiert und verinselt. Wards Ausführungen bringen die Annahme ins Wanken, Kinder seien früher freier gewesen und hätten mehr ungeplante Zeit in öffentlichen Räumen verbracht. Doch kann die Vergangenheit als Referenzpunkt dienen, wenn es früher genauso war?

Die Antwort liefert Ward selbst. Im ersten Kapitel „Verlorenes Paradies?“ geht er auf die Frage ein, woher der Eindruck kommt, die eigene Kindheit sei freier gewesen:

„Da die Kindheit zu den wenigen universellen Erfahrungsbereichen gehört, ist es nicht verwunderlich, daß die Menschen ein inneres Bild von der idealen Kindheit haben [...] Es sickert durch unsere ausgewählte und selbstzensierte Erinnerung als ein Mythos und eine Idylle der Art und Weise, wie alles sein sollte – das verlorene Paradies, das man wiedergewinnen möchte.“ (Ward 1978: 2)

Selbst bei Menschen, deren Kindheit weniger paradiesisch, sondern durch „grausame Erfahrungen“ (ebd.) geprägt war, stelle sich dieser Mechanismus ein. Hier zeigt sich eine weitere interessante Parallele zu den Bildungslandschaften, deren Entwicklung maßgeblich von „Rationalitätsmythen“ (Mayer/Rowan 1977) geprägt ist – das heißt von Annahmen, die so überzeugend scheinen, dass sie keiner Beweise bedürfen,^[1] selbst wenn sie

sich als falsch erweisen (Stolz/Schalkhaußer/Täubig 2011; Schmachtel 2016; Brüggemann 2021).

Abgesehen davon, dass der erwachsene Blick auf Kindheit durch persönliche Erinnerungen verzerrt und verklärt wird, haben Kinder eben ihren eigenen Blick auf städtische Räume. Gerade dieser kindliche Blick fasziniert Ward. Er stellt etwa die argentinische Stadt Las Rosas (Ward 1978: 9) vor, die von Kindern als „schön, freundlich, wohnlich und lustig“ beschrieben und anderen Gegenden vorgezogen werde, obwohl sie neben einem Gefängnis auf einer Abfallhalde errichtet wurde und durch „ärmliche Standardhäuser“ (ebd.) geprägt sei. Nicht zuletzt stellt sich die Frage, ob die Bereitstellung kindlicher Freiräume durch Erwachsene überhaupt sinnvoll ist, zeigt das Buch doch eindrucksvoll, dass sich Kinder nehmen, was sie brauchen: Sie finden auch dort Entfaltungsmöglichkeiten, wo in den Augen Erwachsener keine sind. Wards Darstellungen, wie Kinder „jedes übriggebliebene Fleckchen der Stadt ihren eigenen Zwecken nutzbar machen, wie erfindungsreich sie jede kleine Gelegenheit zum Vergnügen ergreifen“ (ebd.: 211), ist eine der großen Stärken des Buches.

So lassen sich aus der Re-Lektüre von *Das Kind in der Stadt* zwei Erkenntnisse ziehen: Zum einen, dass der Eindruck einer zunehmend durchregulierten kindlichen Umwelt und der Notwendigkeit der Bereitstellung von Freiräumen offensichtlich weniger auf tatsächliche Veränderungen städtischer Räume zurückgeht als vielmehr auf Unterschiede zwischen kindlicher und erwachsener Raumwahrnehmung. Zum anderen legt der Text nahe, Abstand vom Anspruch einer erwachsenen Gestaltung kindlicher Freiräume zu nehmen. Damit nimmt die klassische Deutung von *Das Kind in der Stadt* als Ode an das freie Spiel im öffentlichen Raum eine bemerkenswerte Wendung: Obwohl Ward Einschränkungen in der „realen Welt“ betrauert, würde eine technologiekritische, die Stadt romantisierende Lesart des Buches seinen stärksten Punkt verfehlen: sein Plädoyer für die Anerkennung der Freiräume, die Kinder sich nehmen. Diese finden sie heutzutage vor allem im digitalen Raum. Dort kommen junge Menschen zusammen und bringen ohne den Einfluss Erwachsener Neues hervor.

Den Geist des Buches atmet daher, wer Tanzvideos und Challenges nicht gegen klassische Formen der Kinderfolklore wie Fangspiele, Fingerreime und Gummitwist ausspielt, sondern als deren moderne Formen anerkennt und somit heutigen Freiräumen wie TikTok und Co. dieselbe Faszination entgegenbringt wie Colin Ward den scheinbar banalen Orten in der Stadt.

Endnoten

- [1] So etwa die Annahme, dass Bildung der Schlüssel zu sozialer Gerechtigkeit sei, ebenso wie Solidarität auf einer lokalen Ebene oder die Annahme, dass veränderte Raumkonzepte zwangsläufig mit einer veränderten Pädagogik einhergingen.

Autor_innen

Anika Duveneck ist Stadtgeographin und promovierte Erziehungswissenschaftlerin. Sie arbeitet zu Bildung, Raum und multiperspektivischer Zusammenarbeit.
anika.duveneck@fu-berlin.de

Literatur

- Brüggemann, Christian (2021): Datenbasiertes Management als Steuerungsversprechen der Regionalisierungspolitik im Bildungswesen. In: Zeitschrift für Pädagogik 67/3, 338-352.
- Duveneck, Anika (2016): Bildungslandschaften verstehen. Zum Einfluss von Wettbewerbsbedingungen auf die Praxis. Weinheim: Beltz Juventa.
- Mack, Wolfgang / Harder, Anna / Kelö, Judith / Wach, Katharina (2006): Lokale Bildungslandschaften. Projektbericht Deutsches Jugendinstitut. München. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs/Projektbericht_Bildungslandschaften_Mack.pdf (letzter Zugriff am 17.9.2021).
- Mayer, John W. / Rowan, Brian (1977): Institutionalized organizations: Formal structure as myth and ceremony. In: American Journal of Sociology 83/2, 340-363.
- Schmachtel, Stefanie (2016): Local partnerships as „rationalized myths“: A critical examination of the micro-discourse in educational partnership working. In: Critical Policy Studies 10/4, 448-467.
- Stolz, Heinz-Jürgen / Schalkhauser, Sophie / Täubig, Vicki (2011): „Vernetzte Bildung“ – ein institutioneller Mythos? In: Petra Bollweg / Hans-Uwe Otto (Hg.), Räume flexibler Bildung. Bildungslandschaft in der Diskussion. Wiesbaden: VS-Verlag, 67-79.
- Gumz, Heike / Thole, Werner (2022): Bildung in lokalen Räumen. Empirische Befunde, theoretische Rahmungen, politische Herausforderungen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ward, Colin (1978): Das Kind in der Stadt. Frankfurt am Main: Goverts.

Debatte

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 281-288

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.718

Colin Ward

„Das Kind in der Stadt“

Kommentare von:

Imbke Behnken, Anika Duveneck,

Tanu Biswas

Zur Misopädie von Urbanisierung und schulischer Bildung: Eine Würdigung Colin Wards

Kommentar zu Colin Ward „Das Kind in der Stadt (Auszüge)“ (2021 [1978])

Tanu Biswas

Was heißt es, Colin Ward einen Akt des Denkens (als Schreiben) zu widmen? Für mich bedeutet es, innezuhalten, um die Misopädie der modernen Urbanisierung und des damit verbundenen Schulsystems zu erkennen und aufmerksam zu studieren. Der Ausdruck Misopädie ist verwandt mit den Begriffen Misogynie und Misanthropie. Er bezeichnet eine Antipathie gegenüber Kindern und Kindheit (vgl. Rollo 2018) und in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung bleibt ein großer blinder Fleck. Es geht, anders gesagt, um Adultismus (vgl. Bonnardel 2015; Liebel 2020). Sich mit einem Denker wie Colin Ward zu befassen bedeutet, sich ernsthaft zu bemühen, Kinder und Kindheit lieben zu lernen, indem man erkennt, dass die Moderne Kinder und Kindheit systematischer Unfreiheit, Marginalisierung und Unterdrückung aussetzt.

Städte stehen Kindern und Kindheit ausgesprochen gleichgültig gegenüber, wie Ward an diversen Beispielen zeigt. Ich gehe davon aus, dass Misopädie ein Grundpfeiler neuzeitlicher industrieller Bestrebungen ist, die in Urbanisierung und Beschulung ihren maßgeblichen Ausdruck finden. Der Stadtplanung und der schulischen Bildung ging es nie um Fragen der intergenerationellen Nachhaltigkeit oder der Herausbildung von Gemeinschaft. Erst seit Kurzem beginnen einige Theoretiker*innen und Praktiker*innen zu fragen: „In welcher Art städtischer Räume wollen wir Kinder aufwachsen sehen?“ (Vgl. Gill 2021) Geht man von einer derartigen Fragestellung aus, ist es unwahrscheinlich, dass am Ende autodominierte Masterpläne herauskommen oder Stadtlandschaften mit speziellen „Orten“ für Kinder, die diese nur unter Aufsicht von Erwachsenen erreichen können. Junge Klimaaktivist*innen kritisieren ebenfalls auf vielfältige Weise die Misopädie der industriellen Urbanisierung, obwohl sie den Begriff selbst nicht verwenden. Politische Plakate klimaengagierter Kindergartenkinder, die ich 2019 während des globalen Streiks für Klimagerechtigkeit in Berlin getroffen habe, scheinen mir eine ähnliche Botschaft zu senden.

Die 15-jährige Raina Ivanova aus Hamburg findet, dass sich die Erfahrung, zur Schule zu gehen, geändert hat. Raina ist eine der 16 Kläger*innen, die im Rahmen der UN-Kinderrechtskonvention gemeinsam fünf Staaten



Abb. 1 Von einem klimaengagierten Kindergartenkind gemaltes Protestplakat. Globaler Klimastreik, Berlin, März 2019. (Quelle: Tanu Biswas)

– nämlich Argentinien, Brasilien, Frankreich, Deutschland und die Türkei – wegen Verletzung ihrer Rechte verklagt haben (vgl. Earth Justice 2019). Hitzewellen und extreme Temperaturen im Frühling und Sommer zwingen Raina und ihre Klassenkamerad*innen, den Unterricht zu unterbrechen und ihre Klassenräume zu wechseln, weil sie sich in der stickig-schwülen Luft schlechter aufs Lernen konzentrieren können. Die Kanäle in ihrer Stadt haben einen zu niedrigen Wasserstand, was den Bootsverkehr erschwert. Vor allem 2017 erlebte Hamburg Starkregenfälle, schwere Stürme und Überschwemmungen, die das Eigentum von Rainas Freund*innen und Nachbar*innen zerstörten. Auf dem Fußballplatz ihrer Schule wateten Raina und ihre Freund*innen durch knietiefes Wasser. Die Stadt ließ Bäume fällen, um Unfällen bei schweren Stürmen vorzubeugen. Früher froren die Kanäle im Winter zu und die Anwohner*innen liefen auf der gefrorenen Oberfläche Schlittschuh, was heute nicht mehr möglich ist. Raina kann die drohende Angst nicht ignorieren, dass die Welt, wie sie sie kennt, sich verändern wird. Ihr Heranwachsen ist von Traurigkeit und Angst geprägt. In der Hoffnung, Erwachsene zum Handeln bewegen zu können, hat sie sich mit ihren Freund*innen der Fridays-for-Future-Bewegung angeschlossen.

Wie viele junge Aktivist*innen animiert Raina auch ihre Familie dazu, ihren Lebensstil tatkräftig zu verändern. Ihr Traum davon, eines Tages selbst eine Familie zu gründen, verdüstert sich, da sie unsicher ist, ob sie ihre eigenen Kinder den erwartbaren Umweltbedingungen aussetzen will. Für junge Menschen wie Raina offenbart die Erfahrung, im städtischen Raum mit dem drohenden Schrecken der Klimakrise heranzuwachsen, eine kulturelle Misopädie des modernen Staates und der modernen Familie. Kinder sowie intergenerationelle soziopolitische Interessen sind hier kein zentraler Wegweiser, wenn es etwa darum geht, das schwierige Gleichgewicht zwischen „Wirtschaftswachstum“ und „ökologischer Nachhaltigkeit“ auszutarieren. Vielmehr wird das chronologische Alter hier zu einer maßgeblichen Achse der systemischen Diskriminierung.

Betrachten wir die moderne Kindheit innerhalb der Dreieckskonstellation aus Staat, Familie und Kind. Diese Konstellation ermöglicht es, Kinder als eigenständige Objekte gesellschaftlicher Verwaltung und Kontrolle zu identifizieren. Kinder als „Individuen“ anzusehen, erlaubt zudem eine formale Trennung von ihrem sozialen Hintergrund. Auf den europäischen Kontext bezogen versteht Näsman (1994) dies als „bürokratische Individuierung“. *Individuierung* bezeichnet dabei die systematische Tendenz, den einzelnen Menschen als Grundeinheit bürokratischer Bearbeitung zu behandeln, *Individualisierung* hingegen bezieht sich auf das Individuum als psychologische Persönlichkeit (Frønes 1994: 147). Individuierung wird ermöglicht durch ein ausgeklügeltes Klassifizierungs- und Differenzierungssystem zum Zwecke der bürokratischen Versicherung. Dabei wird durch die Gleichbehandlung aller Mitglieder einer Kategorie der Gerechtigkeit Genüge getan. Die Einzigartigkeit jedes Mitglieds einer bestimmten Kategorie hervorzuheben, ist dabei jedoch nicht beabsichtigt (ebd.). Das chronologische Alter ist ein zentraler Faktor, anhand dessen Lebensabschnitte institutionell organisiert werden, vom Kindergarten über Schule, Universität und Arbeitsplatz bis zum Seniorenheim. Dies beinhaltet auch die räumliche und zeitliche Positionierung im Rahmen einer bestimmten wirtschaftlichen Produktionsweise.

Die obligatorischen Aufgaben von Kindern sind systemimmanent, das heißt sie entsprechen immer der jeweils vorherrschenden Produktionsweise (vgl. Qvortrup 2001). Die Art und Weise, auf die Zeit von der Erwachsenengesellschaft gestaltet und beansprucht wird sowie das Maß, in dem Kinder Anspruch auf gesellschaftliche Ressourcen erheben dürfen, werden ebenfalls durch die vorherrschende Produktionsweise beeinflusst (vgl. Qvortrup 2008). Die moderne Ökonomie könnte nicht überleben und gedeihen, würde die schulische Arbeit von Kindern heute nicht einen quantitativ überwiegenden Teil der Kindheit ausmachen (Qvortrup 2001: 97). Eine hohe Einstufung im *Human Development Index* korreliert heutzutage signifikant mit einer sozialtechnisch hergestellten, existenziellen, räumlich-zeitlichen Positionierung menschlichen Lebens, wie sie für die Moderne spezifisch ist. Wards Appell folgend könnte man von der Annahme ausgehen, dass modernes Humankapital und moderne Kultur vor allem über hochgradig individuierte, individualisierte und institutionalisierte altersbasierte Segregationssysteme reproduziert werden. Derartige Systeme geben auf maßgebliche Weise vor, wie Kindheitserfahrungen global zu standardisieren sind. Damit wird es möglich, weltweit von „[durch]gestalteten Kindheiten“ (*designed childhoods*)

zu sprechen (vgl. Gutman/de Coninck-Smith 2008). Gillis legt dar, wie die allgegenwärtig angewandte altersbasierte Segregation kinderfeindliche Formen einer altersgruppenspezifischen kulturellen Inselbildung hervorbringt:

„Das moderne Leben ist reich an kindzentrierten Momenten – Weihnachten, Geburtstage, Sommerferien – ausgefeilten Ritualen, von Erwachsenen geschaffen, um Bindungen zu Kindern zu pflegen und sich durch den Zugang zu den eigenen Kindheitserinnerungen selbst zu vergewissern. [...] Die Verinselung von Kindern ist als Schöpfung der Erwachsenen anzusehen, als Reaktion auf ihre eigenen Bedürfnisse und nicht auf die der Kinder. [...] Erwachsene haben Kinder nicht nur physisch verinselt, sondern auch mythische Landschaften erschaffen, die Kindheit in ihren idealisierten Formen aufrechterhalten, auch wenn sie in der realen Welt nicht aufrechterhalten werden kann. [...] Die mythische Geographie besteht aus den mentalen Landkarten, an denen wir uns in einer Welt orientieren, in der physische Orientierungspunkte und Wegweiser oft verborgen oder gar nicht vorhanden sind. Die mythischen Landschaften der Kindheit stellen eine Art Paralleluniversum dar, das Ähnlichkeit mit der physischen Geographie aufweist, aber den Vorzug hat, gegen zeitliche und räumliche Veränderungen gefeit zu sein, die die reale Welt fortwährend transformieren.“
(Gillis 2008: 317; Übersetzung von Andrea Tönjes)

In hoch industrialisierten Gesellschaften scheint der vorherrschende ultimative existenzielle Zweck intergenerationeller Beziehungen in der Förderung individueller Autonomie und Selbstbestimmung zu bestehen, aber nicht in der Förderung von Gemeinschaft (vgl. Abebe/Biswas 2021; Nandy 1984). Die hochgradige Institutionalisierung und Standardisierung menschlicher Lebensläufe, die bereits vor der Geburt einsetzt, ist eine der allgemeinen gesellschaftlichen Operationen zur Umsetzung dieser Werthaltung. Kindheit ist gekennzeichnet durch frühe Jahre von totaler Abhängigkeit, Sicherheit, Unschuld, ausgiebigem Spielens und verpflichtendem Schulbesuch (Honeyman 2013: 167). Die vorrangige Lebensweise eines Kindes besteht darin, sozialisiert zu werden, indem es eine beträchtliche Zeitspanne in der Schüler*innenrolle verbringt. Der Schulbesuch eröffnet dem Kind Zugang zur formalen Bildung, die es benötigt, um sich später in den Erwachsenenmarkt integrieren zu können. Er strukturiert den zeitlichen Übergang vom Kinder- zum Erwachsenenstatus, während er zugleich das Kind dabei einschränkt, wie es seine Zeit verbringen kann (James/Jenks/Prout 1998: 41). Eine derartige strukturelle Verortung bietet eine einzigartige Möglichkeit zur Verwaltung und Kontrolle von Kinderpopulationen (ebd.). Die tägliche Zeiteinteilung durch Unterricht, Pausenzeiten und so weiter ist der Schlüssel beim Ordnen des zeitlichen Lebensverlaufs des Kindes durch das moderne Schulwesen (Oswell 2013: 121). Dieses restriktive Ordnen setzt auf der Alltagsebene voraus, dass man lernt, durch den Rhythmus externer Uhren und Kalender ein Gefühl für die Zeit zu entwickeln. Als Teil der modernen Geschichte einer überhitzten Beschleunigung und einer allumfassenden Standardisierung von Zeit (Eriksen 2016; Eriksen 2001) wird Kindheit zu einem hochgradig nach einem Zeitplan durchgetakteten Ereignis (Ennew 1994; Beauvais 2018). Zeit und Geld sind in der Industriegesellschaft aufs Engste miteinander

verknüpft. Die Uhr dient dabei dazu, synchronisierte Effizienz in immer größerem Maßstab zu fördern (Eriksen 2001: 53; Ennew 1994).

Kindheit ist folglich angefüllt mit durchorganisierten Aktivitäten, die in einem hochgradig instrumentellen Bildungssektor stattfinden.

„Ungeachtet dessen, dass der erlernte Umgang des Kindes mit dem tagesperiodischen Rhythmus biologischer Natur ist, gibt die kulturelle Ordnung der Schlaf- und Wachzeiten (die in modernen Gesellschaften zunehmend den Rhythmen der Arbeitswelt, des Transport-, Kinderbetreuungs- und des Rundfunksystems gehorcht) weitere sozial ‚reale‘ Rhythmen vor.“ (Ennew 1994: 127)

Der Spielraum des Kindes für eine selbstbestimmte Erkundung außerhalb der sozial „realen“ Rhythmen wird systematisch eingeschränkt. Leider verliert das erwachsene Gegenüber in seiner Funktion als „Sozialisationsinstanz“ ebenfalls den Zugang zur Erfahrung von Zeitlichkeiten jenseits des singulären Einheitsrhythmus. Aus einer intergenerationellen Perspektive betrachtet offenbart sich hier die Gegenseitigkeit der Misopädie. Mit anderen Worten: Die „unvernünftigen“ Kinder werden darauf reduziert, diejenigen zu sein, die einen spezifischen zeitlichen Rhythmus (noch) lernen müssen. Die „vernünftigen“ Erwachsenen werden entsprechend darauf reduziert, dass sie diesen lehren müssen.

Als Kind ständig als „Schüler*in“ positioniert zu werden, lässt wenig Raum zur Erkundung verschiedener möglicher Dimensionen dessen, wie man mit der Umwelt in Beziehung treten kann. Folglich darf man sich von den „kleinen Entwicklunginseln der Kindheit“ hin zu den „großen entwickelten Ländern des Erwachsenenendaseins“ bewegen, solange man auf allen Wegen von Erwachsenen begleitet wird, die sicherstellen, dass das Kind innerhalb der Grenzen bleibt, die seiner jeweiligen Altersgruppe zugewiesen sind. Die metaphorische Reise von „Insel zu Insel“ lässt sich insofern als Ermöglichung systematischer Unfreiheit, Marginalisierung und Unterdrückung begreifen, als das kindliche Alltagsleben zunehmend den Rhythmen der erwachsenenzentrierten Märkte, Transportsysteme, Kinderbetreuungssysteme, Bildungssysteme etc. folgt.

Misopädie zu erkennen bedeutet auch zu sehen, dass Kinder und Kindheit nicht Unfreiheit, Marginalisierung und Unterdrückung ausgesetzt werden können, ohne dass Erwachsene und das Erwachsenenendasein dem ebenfalls ausgesetzt sind. Erwachsenenzentrierte Strukturen konstruieren nicht nur Kindheiten, die ständiger Begleitung, Überwachung und Beaufsichtigung bedürfen, sie erfordern auch Erwachsene, die andauernd begleiten, überwachen und beaufsichtigen. Ironischerweise scheint das teleologische intergenerationelle Ziel von „Autonomie“ und „Selbstbestimmung“ durch eine erwachsenenzentrierte Konstruktion weder für Kinder, noch für Erwachsene realisierbar zu sein. Wie auch Colin Ward zeigt, führt die industrielle Urbanisierung zu einer unfreiheitlichen Beziehung zwischen Kindern und ihrer Umwelt. Angesichts der Klimakrise sehen wir, dass diese einschränkende Beziehung für jüngere Generationen belastende Dimensionen annimmt. Die unfreiheitliche Beziehung zur eigenen Umwelt gilt für Erwachsene in ihrer Funktion als „Sozialisationsinstanzen“ ebenso wie für die Kinder, die sozialisiert werden sollen.

Sich genauer mit Misopädie auseinanderzusetzen, kann eine Möglichkeit sein, der menschlichen Altersvielfalt Rechnung zu tragen. Wards Arbeit sollte nicht allein als Thematisierung der Unfreiheit von Kindern in ihren städtischen Umgebungen verstanden werden. Vielmehr kann man sie als Entschleierung einer unerkannten Dimension der Unfreiheit aller Menschen – egal welchen Alters – gegenüber ihrer Umwelt lesen. Autor*innen wie Colin Ward leisten insofern einen wichtigen Beitrag, als sie dafür sorgen, dass wir nicht vergessen, dass Kinder und Kindheit Teil einer umfassenderen Mensch-Umwelt-Beziehung sind. Es geht nicht um körperliche Größe, sondern um die Tiefe der Wahrnehmung, um die Freiheit zur Neugier auf das „da draußen“ – wo vielleicht die Horizonte einer freien Beziehung zur (eigenen) Umwelt sanft glitzern. Alberto Caeiro, eines der Heteronyme Fernando Pessoa's, beschreibt es so:

„Von meinem Dorf aus sehe ich, was man auf Erden vom Weltall sehen kann...

Darum ist mein Dorf auch so groß wie irgendein anderes Land,

Denn ich bin so groß wie das, was ich sehe,

Und nicht so groß wie ich bin...

In den Städten ist das Leben kleiner

Als hier in meinem Haus auf dem Hügel.

In der Stadt versperren die großen Häuser die Aussicht,

Verdecken den Horizont, stoßen unseren Blick weit weg vom Himmel.

Machen uns klein, denn sie nehmen uns, was unsere Augen uns geben können,

Und machen uns arm, denn unser einziger Reichtum ist Sehen.“

(Pessoa 2015: 37)

Abschließend hoffe ich, Wards Leser*innen ein Fenster geöffnet zu haben, damit sie die enormen kinderfeindlichen Dimensionen der Unfreiheit erkennen und verstehen können, die jedes Urbanisierungsprojekt durchdringen. Altersbasierte Segregationssysteme, wie beispielsweise moderne Schulen, sind unverzichtbare Instanzen jeglicher (modernen) Urbanisierung, um diese Dimensionen der Unfreiheit zu ermöglichen. Die Misopädie der Urbanisierung führt, wie ich dargelegt habe, zu unfreien Beziehungen aller Menschen zu ihrer Umwelt – ganz unabhängig vom Alter. Wollte man sich einer Fortführung von Wards Arbeit widmen, könnte solch ein Bemühen beim Erkennen und Verstehen von Misopädie ansetzen.

Übersetzung aus dem Englischen von Andrea Tönjes für SocioTrans – Social Science Translation & Editing Services.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Bayreuth gefördert.

Autor_innen

Tanu Biswas ist eine interdisziplinäre Bildungsphilosophin. Sie forscht an der Schnittstelle von Childism, Kindheitsforschung, Pädagogik, intergenerationaler Klimagerechtigkeit und Dekolonialität.

biswas.tanushree@gmail.com

Literatur

- Abebe, Tatek / Biswas, Tanu (2021): Rights in education: Outlines for a decolonial, childist reimagination of the future. Commentary to Ansell and colleagues. In: Fennia. International Journal of Geography 199/1, 118-128.
- Beauvais, Clémentine (2018): Thinking the adult-child relationship with existentialism. In: Spyros Spyrou / Rachel Rosen / Daniel Thomas Cook (Hg.), Reimagining childhood studies. London: Bloomsbury Academic, 57-74.
- Bonnardel, Yves (2015): La domination adulte: L'oppression des mineurs. Meriville: Myriadis.
- Earth Justice (2019): Communication to the committee on the rights of the child. In the case of Chiara Sacchi (Argentina); Catarina Lorenzo (Brazil); Iris Duquesne (France); Raina Ivanova (Germany); Ridhima Pandey (India); David Ackley, III, Ranton Anjain, and Litokne Kabua (Marshall Islands); Deborah Adegbile (Nigeria); Carlos Manuel (Palau); Ayakha Melithafa (South Africa); Greta Thunberg and Ellen-Anne (Sweden); Raslen Jbeili (Tunisia); Carl Smith and Alexandria Villaseñor (USA); Petitioners, V. Argentina, Brazil, France, Germany & Turkey. <https://earthjustice.org/sites/default/files/files/2019.09.23-crc-communication-sacchi-et-al-v.-argentina-et-al-redacted.pdf> (letzter Zugriff am 12.12.2020).
- Ennew, Judith (1994): Time for children or time for adults. In: Jens Qvortrup / Marjatta Bardy / Giovanni Sgritta / Helmut Wintersberger (Hg.), Childhood matters. Social theory, practice and politics. Aldershot: Avebury, 125-143.
- Eriksen, Thomas Hylland (2001): Tyranny of the moment – fast and slow. Time in the information age. London/Sterling: Pluto Press.
- Eriksen, Thomas Hylland (2016): Overheating. An anthropology of accelerated change. London/Sterling: Pluto Press.
- Frønes, Ivar (1994): Dimensions of childhood. In: Jens Qvortrup / Marjatta Bardy / Giovanni Sgritta / Helmut Wintersberger (Hg.), Childhood matters. Social theory, practice and politics. Aldershot: Avebury, 145-164.
- Gill, Tim (2021): Urban playground: How child-friendly planning and design can save cities. London: Routledge.
- Gillis, John R. (2008): The Islanding children. Reshaping the mythical landscapes of childhood. In: Marta Gutman / Ning de Coninck-Smith (Hg.), Designing modern childhoods. History, space, and the material culture of children. Piscataway: Rutgers University Press, 316-330.
- Gutman, Marta / de Coninck-Smith, Ning (Hg.) (2008): Designing modern childhoods. History, space, and the material culture of children. Piscataway: Rutgers University Press.
- Honeyman, Susan (2013): Trans(cending) gender through childhood. In: Anna Mae Duane (Hg.), The children's table: Childhood studies and the humanities. Athens: University of Georgia Press, 167-179.
- James, Allison / Jenks, Chris / Prout, Alan (1998): Theorizing childhood. Cambridge: Polity Press.
- Liebel, Manfred (2020): Unerhört: Kinder und Macht. Weinheim: Beltz Juventa.
- Nandy, Ashis (1984): Reconstructing childhood. A critique of the ideology of adulthood. In: Alternatives 10/3, 359-375.
- Näsman, Elisabet (1994): Individualization and institutionalization of childhood in today's Europe. In: Jens Qvortrup / Marjatta Bardy / Giovanni Sgritta / Helmut Wintersberger (Hg.), Childhood matters. Social theory, practice and politics. Aldershot: Avebury, 165-187.

- Oswell, David (2013): *The agency of children. From family to global human rights.* New York: Cambridge University Press.
- Pessoa, Fernando (2015): *Wenn das Herz denken könnte. Sätze aus dem Gesamtwerk.* Frankfurt am Main: Fischer.
- Qvortrup, Jens (2001): *School-work, paid work and the changing obligations of childhood.* In: Angela Bolton / Phillip Mizen / Christopher Pole (Hg.), *Hidden hands. International perspectives on children's work and labour.* London: Routledge, 91-108.
- Qvortrup, Jens (2008): *Childhood in the welfare state.* In: Allison James / Adrian L. James (Hg.), *European childhoods. Cultures, politics and childhoods in Europe.* Basingstoke: Palgrave Macmillan, 216-232.
- Rollo, Toby (2018): *Feral children. Settler colonialism, progress, and the figure of the child.* In: *Settler Colonial Studies* 8/1, 60-79.
- Ward, Colin (1978): *Das Kind in der Stadt.* Frankfurt am Main: Fischer.

Debatte

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 289-301

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.694

Matthew Gandy

„Urbane Politische Ökologie
im Rück- und Ausblick“

Urbane Politische Ökologie im Rück- und Ausblick

Matthew Gandy

Zwischen den wahrgenommenen Grenzen der Urbanen Politischen Ökologie, der neolefebvrrianischen Konzentration auf globale Urbanisierungsmuster und dem Aufschwung „neuer Materialismen“ ist die zeitgenössische theoretische Konzeptualisierung der urbanen Biosphäre in eine Art Sackgasse geraten. Seit ihrer Entstehung Mitte der 1990er Jahre hat die Urbane Politische Ökologie eine Reihe profilierter Beiträge zur Erforschung urbaner Umweltfragen geleistet, aber in den letzten Jahren sind einige konzeptionelle Spannungen und empirische Lücken sichtbar geworden. In diesem Essay befaße ich mich mit dem Erbe der „ersten Welle“ der Forschung in der Urbanen Politischen Ökologie und untersuche eine Reihe aktueller Herausforderungen, darunter die komplexeren Interpretationen von Handlungsmacht (Agency), Materialität und Subjektivität.

In diesem Essay befaße ich mich mit dem derzeitigen Status des als „Urbane Politische Ökologie“ bekannten akademischen Feldes, das sich Mitte der 1990er Jahre herausgebildet hat und sich schwerpunktmäßig mit der Ausübung gesellschaftlicher Macht in Bezug auf Infrastruktursysteme, die metabolischen Dimensionen des urbanen Raumes und die Schaffung hybrider Naturen auseinandersetzt.[1] Obwohl ein ganzer Korpus an wichtigen Arbeiten entstanden ist, denke ich, dass sich zwischen dem im Kern neomarxistischen Analyserahmen und einigen Herausforderungen angesichts neuer Konzepte von Handlungsmacht (Agency), Materialität und Subjektivität eine Reihe von Spannungsfeldern auftut. Ich überlege, ob sich eine neue Art der konzeptionellen Synthese erreichen ließe, deren Schwerpunkt zwar weiterhin auf der Kreislaufdynamik des Kapitals liegt, die aber in der Lage ist, komplexere Verflechtungen mit der nicht-menschlichen Sphäre und die eigenständige Handlungsmacht der Natur miteinzubeziehen. Insbesondere möchte ich betonen, dass sich das interdisziplinäre Potenzial der Urbanen Politischen Ökologie von jenem universalistischen Impetus unterscheidet, der der systemischen Stadtökologie und verwandten Arbeitsgebieten inhärent ist, die mit dem Aufkommen von Resilienzparadigmen im Zuge des vermeintlichen Wandels hin zu einem urbanen Anthropozän an Bedeutung gewonnen haben.

1. Ein Manifest der ersten Welle

In ihrem 2006 erschienenen wegweisenden Sammelband *In the nature of cities: Urban political ecologies and the politics of urban metabolism* formulieren die Herausgeber*innen Nik Heynen, Maria Kaïka und Erik Swyngedouw ein Zehn-Punkte-Manifest der Urbanen Politischen Ökologie, das einige zentrale Elemente beinhaltet. „Obwohl die Urbane Politische Ökologie keinen hermetischen Untersuchungskanon hat, und auch nicht haben sollte“, sind sie der Ansicht, dass „eine Reihe zentraler Themen und Perspektiven klar erkennbar“ sei (Heynen et al. 2006: 11; dieses und alle folgenden Zitate sind aus dem Englischen übersetzt). Dieser Band ist kennzeichnend für das, was Heynen und andere Wissenschaftler*innen später als „erste Welle“ der Forschung auf diesem Gebiet bezeichnet haben.

Was aber zeichnet diese „erste Welle“ der Urbanen Politischen Ökologie aus? Heynen, Kaïka und Swyngedouw beginnen ihr Manifest damit, die „Kodetermination“ des sozialen und ökologischen Wandels zu betonen, wodurch die materiellen Dimensionen des urbanen Raumes „bestimmte metabolische und soziale Beziehungen verkörpern und enthalten“ (Heynen et al. 2006: 11). Hier zeigen sich allerdings bereits die ersten Anzeichen einer Spannung zwischen unterschiedlichen Modalitäten von Handlungsmacht im urbanen Raum: Inwieweit muss z.B. zwischen menschlicher Handlungsfähigkeit und anderen Formen von Handlungsmacht in der urbanen Arena unterschieden werden? Und in welche Skaleneffekte oder Temporalitäten spielt sich die Produktion urbaner Natur ab? Hier lassen sich möglicherweise einige der latenten Unvereinbarkeiten zwischen metabolischen und neolefebvrrianischen Lesarten des urbanen Prozesses ausmachen. Während die eine Seite die Besonderheiten des urbanen Raumes betont, setzt die andere Seite den Schwerpunkt zunehmend auf das globale Ausmaß kapitalistischer Urbanisierung.

Ein zentraler Ausgangspunkt für Heynen, Kaïka und Swyngedouw ist, jegliche in antimodernistische Umweltparadigmen eingebettete Charakterisierung der Stadt bzw. des urbanen Raumes als „unnatürliche“ Abweichung grundsätzlich zu hinterfragen. Insofern steht der Ansatz der Urbanen Politischen Ökologie in diametralem Gegensatz zur langen Tradition antiurbanen Denkens, das die negativen Folgen urbanen Wachstums ablehnt, aber gleichzeitig die kapitalistische Urbanisierung als quasi naturgegeben ansieht. Ihre Forderung nach einer „konkreten historisch-geographischen Analyse“ zeigt deutliche Bezüge zur neomarxistischen Stadtheorie, wie sie von David Harvey, Neil Smith, Ed Soja und anderen ausgearbeitet wurde (Heynen et al. 2006: 12). Diese Feststellung verweist auf einen wichtigen Aspekt im Hinblick auf der Historiographie des Feldes: Trotz einer Anzahl von Studien, die die Ursprünge der Urbanen Politischen Ökologie vor allem in der etablierten Denkschule der Politischen Ökologie verorten, als eine im Wesentlichen auf den ländlichen Raum bezogene Dimension der Analyse landschaftlichen Wandels im globalen Süden (siehe z.B. Zimmer 2010), sollten wir anerkennen, dass die radikalen Strömungen der Stadt- und Umweltgeschichte ebenfalls bedeutende Impulse beigesteuert haben. Die neomarxistische Interpretation der materiellen und symbolischen Dimensionen urbaner Landschaften verweist z.B. auf einen anderen und mitunter nicht hinreichend gewürdigten geistigen Vorläufer dieser frühen Debatten (siehe

z.B. Green 1990). Wahrscheinlich ist es sinnvoller, die Urbane Politische Ökologie als eine Kombination aus mehreren unterschiedlichen, aber sich ergänzenden Forschungsbereichen zu begreifen: Zu nennen wären hier die von Piers Blaikie, Harold Brookfield, Michael Watts und anderen angeführte politische Analyse der Umweltzerstörung im globalen Süden, die vom Kulturmarxismus Raymond Williams' inspirierten Debatten, nebst der späteren Beiträge von John Barrell, Denis Cosgrove, Kate Soper und anderen geisteswissenschaftlich orientierten Forscher*innen, die sich mit der Interpretation von Natur, Landschaft und Ideologie als symbolischen Formationen befassen. Dies gilt ebenso für die umfassende Wissenschafts-, Technologie- und Modernekritik in der Tradition der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule sowie die radikalen Perspektiven auf Körper, Hybridität und Materialität, die wir vor allem im marxistischen Feminismus von Donna Haraway finden, plus eine Reihe damit verbundener ontologischer Herausforderungen für die wissenschaftliche Praxis.

Ein zentrales Element dieser frühen Arbeiten ist, dass sie die Rolle nicht-menschlicher „Aktanten“ – man beachte die Latoursche Terminologie – bei der Mobilisierung „gesellschaftlich-natürlicher Kreislauf- und Stoffwechselprozesse“ hervorheben (Heynen et al. 2006: 12). Hier finden wir einen erweiterten Begriff des urbanen Metabolismus, der die Kreislaufdynamik des urbanen Raumes so fasst, dass die verschiedenen in die Produktion von Raum, Natur und technologischen Netzwerke involvierten Kapitalkreisläufe miteinbezogen werden. Anders als in Abel Wolmans technokratischer Interpretation der Stadt als Maschine oder Marina Fischer-Kowalskis Modell der systemisch orientierten Sozialökologie entwickelt der neomarxistische Ansatz den Metabolismus-Begriff zur Beschreibung dessen, wie menschliche Arbeit die Rohstoffe der Natur transformiert. Allerdings finden sich der Urbanen Politischen Ökologie zwei gegensätzliche Perspektiven auf Metabolismus: Zum einen ein Verständnis des urbanen Metabolismus, das sich direkter an den ursprünglichen Beitrag von Marx anlehnt, der, beeinflusst durch den Industriechemiker Justus von Liebig, das Phänomen des „metabolischen Risses“ und die irreversiblen Auswirkungen kapitalistischer Landwirtschaft herausgearbeitet hat (insbesondere die Schädigung des Bodens). Diese Denkrichtung wurde von Georg Lukács, István Mészáros und John Bellamy Foster geprägt und zeigt sich aktuell am deutlichsten in Jason Moores Konzept des Kapitalozäns.

Die zweite Lesart des urbanen Metabolismus ließe sich als These der „Cyborg-Urbanisierung“ bezeichnen. Hier wird der urbane Raum vor allem als ein ausgefeiltes Lebenserhaltungssystem begriffen (siehe Gandy 2005; Swyngedouw 1996). Die Kreislaufdynamik des urbanen Raumes kann demnach einem lebendigen oder körperlichen Raum ähneln, aber einem, der sich nicht auf einzelne Zellen oder Stoffströme reduzieren lässt. Dies ist keine organistische Interpretation von Urbanisierung, sondern postuliert ein relationales Verständnis der Vielzahl organischer und anorganischer Elemente, aus denen die moderne Stadt besteht, einschließlich der weiter entfernten Netzwerke zur Versorgung mit Energie, Wasser und anderen Dingen des Alltags. Die Betonung der soziotechnologischen Fragilität reicht von der physischen Verwundbarkeit des menschlichen Körpers bis hin zu den komplexen Systemen, auf denen die funktionale Integrität des urbanen Raumes beruht. Von Interesse ist hier die weitgehende Verwischung der

Grenze zwischen organisch und anorganisch, zwischen verschiedenen Formen menschlicher und nicht-menschlicher oder programmierter Intelligenz und zwischen verschiedenen soziotechnischen Konfigurationen von Raum. In Übereinstimmung mit kritischen Arbeiten zu nachhaltiger Entwicklung wird betont, dass jede Form des ökologischen Urbanismus im Verhältnis zu weiter entfernten Schauplätzen der Gewalt und Ausbeutung interpretiert werden muss, mitsamt den riesigen Umweltschäden, die mit der urbanen Problematik der Spätmoderne einhergehen. Diese Konflikte, Ungleichheiten und Verschiebungen des urbanen Prozesses bilden einen konsistenten Ausgangspunkt für die analytische Auseinandersetzung.

Ein weiteres Element der „ersten Welle“ der Urbanen Politischen Ökologie ist ihr Fokus auf die Ausübung gesellschaftlicher Macht in der urbanen Arena, was sowohl direkte Formen der politischen Intervention als auch indirektere oder diskursive Dimensionen der ökologischen Gouvernamentalität umfasst. Für Heynen, Kaïka und Swyngedouw betreffen diese „Machtgeometrien“ sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Akteur*innen, obwohl sie nicht klar herausarbeiten, was unter Handlungsmacht genau zu verstehen ist. Unbestimmt bleibt in dieser frühen Darstellung auch die Beziehung zwischen metabolischen und kreisläufigen Prozessen. Gleiches gilt für die Formulierung spezifisch ökologischer Visionen in der kulturellen und politischen Sphäre. Die Transformation von Henri Lefebvres „Recht auf Stadt“ in das, was sie als „Recht auf Metabolismus“ bezeichnen, ließe sich in gewisser Hinsicht als eine Art „metabolischen Reduktionismus“ begreifen, der die Tendenz hat, nur ganz bestimmte Formen soziotechnischer Verflechtungen in den Analysefokus zu rücken. Ein Problem, das sich aus den Arbeiten der „ersten Welle“ ergibt, ist, dass der Körper-Stadt-Nexus, auf dem der metabolisch abgewandelte Analyserahmen beruht, nicht notwendigerweise zu einem besseren Verständnis des urbanen Alltagslebens führt (siehe Doshi 2017).

Obwohl Heynen, Kaïka und Swyngedouw klarstellen, dass „ökologischer Wandel nicht unabhängig von Klassen-, Geschlechter-, ethnischen und anderen Machtkämpfen [ist]“, wurden die Überschneidungen zwischen Urbaner Politischer Ökologie und anderen Entwicklungen, wie etwa dem Aufkommen der Umweltbewegung, in den Arbeiten der ersten Phase nur teilweise erforscht (Heynen et al. 2006: 13). Beispielsweise ist durch Heynens Dialog mit den *Critical Race Studies* das Thema rassistische Diskriminierung im weiteren Verlauf wesentlich stärker in den Fokus gerückt (z.B. Heynen 2016). Zentrale Beiträge liefern auch die Arbeiten von Laura Pulido, Malini Ranganathan und anderen Forscher*innen (z.B. Pulido 2016; Ranganathan 2016). Bei der Frage, wie die Urbane Politische Ökologie mit dem Thema Rassismus umgeht, geht es eindeutig um mehr als eine einfache Erweiterung des Konzepts der Umweltgerechtigkeit. Sie betrifft auch das epistemische Feld der Wissensproduktion selbst.

Dass die Urbane Politische Ökologie die Geschlechterfrage thematisiert, ist maßgeblich auf empirische Studien aus dem globalen Süden zurückzuführen. Zugleich steht sie in intensiver Beschäftigung mit neuen feministischen Perspektiven in der Wissenschafts- und Technologieforschung, angestoßen von Donna Haraway, Sandra Harding und anderen, die eine Alternative zum essenzialistischen Umweltdiskurs formuliert haben. Das relationale Naturverständnis, das vor allem von Haraways Kritik an Natur-Kultur-Dualismen

beeinflusst wurde, markierte einen formalen Bruch mit verschiedenen essenzialistischen Positionen wie etwa dem „Ökofeminismus“ oder der „Tiefenökologie“, die im Umweltdiskurs der 1980er Jahre bestimmend waren. In jüngster Zeit führte die Auseinandersetzung mit Entkolonialisierungsdiskursen, intersektionalen Erkenntnissen und Formen des indigenen Wissens dazu, das Geschlechterthema in der Urbanen Politischen Ökologie in verschiedener Hinsicht erneut zu fokussieren (siehe z.B. Elmhirst 2015; González-Hidalgo/Zografos 2019; Rocheleau/Nirmal 2015).

Das letzte Element des Manifests von Heynen, Kaïka und Swyngedouw ist die Forderung nach einem „demokratisch kontrollierten und organisierten Prozess der sozioökologischen (Re-)Konstruktion“ (Heynen et al. 2006: 13; siehe auch Keil 2003). Mit einem erweiterten Begriff des öffentlichen Raumes knüpfen sie an die lange Geschichte politischer Kämpfe zur Verbesserung der städtischen Umwelt, zur Sicherung des Zugangs zu Wasser und zu anderen grundlegenden Dienstleistungen an. Hier zeigt sich eine Nähe zum Verständnis der Moderne als einem Set soziotechnologischer Pfade anstelle einer blinden Dynamik in Richtung eines einzigen möglichen Resultats, wie es in eher dystopischen oder neomalthusianischen Positionen vertreten wird. Die explizit politische Ausrichtung der Urbanen Politischen Ökologie unterstreicht das gewachsene Interesse an der Beziehung zwischen Ökologie und den Neuen Sozialen Bewegungen. Insofern haben Heynen, Kaïka und Swyngedouw in ihrer Intervention direkt auf die ihrer Ansicht nach fehlende Beschäftigung der neomarxistischen Forschung mit Umweltfragen im urbanen Raum hingewiesen. Sie beklagen, dass „Ökologie“ oder Umweltfragen im Allgemeinen gegenüber klassenbasierten Formen der politischen Mobilisierung von untergeordneter Bedeutung zu sein schienen. Dabei wurden Forschungen zu Umweltwissen, das zu einer Bereicherung der öffentlichen Kultur urbaner Natur beitragen könnte, ebenso vernachlässigt, wie die Spezifika des urbanen Umweltdiskurses, wie z.B. die Aufwertung multilokaler Ökologien oder die Rolle der Stadt als kulturelles und ökologisches Refugium. Diese radikalpolitischen alternativen Konzeptualisierungen wurden ab den 1990er Jahren vor allem in Deutschland durch eine Reihe von Beiträgen weiterentwickelt, was aber im größtenteils anglo-amerikanisch dominierten Diskurs der Urbanen Politischen Ökologie kaum zur Kenntnis genommen wurde.[2]

Diese erste Welle der Forschung stützte sich schwerpunktmäßig auf die Analyse der vielfältigen Verflechtungen zwischen Kapital, Ökologie und sozialer Gerechtigkeit auf verschiedenen Maßstabsebenen des Urbanen. Die latenten Unstimmigkeiten mit anderen Erklärungsansätzen, die sich aus dieser Schwerpunktsetzung ergaben, wurden jedoch nicht aufgelöst, sondern eher durch eine primäre Konzentration auf Manifestationen sozialer Macht in der urbanen Arena beiseitegeschoben. Besondere Unsicherheit bestand hinsichtlich der Schnittstellen zwischen nicht-menschlichen Formen von Handlungsmacht und der Produktion von Natur. Eines der Spannungsfelder war, wie die neomarxistische Stadttheorie mit einer Ontologie Latourscher Prägung, die der Handlungsmacht verschiedener Arten nicht-empfindungsfähiger Objekte im urbanen Raum größeres Gewicht einräumt, zu verbinden wäre (siehe z.B. Grove 2009; Holifield 2009). Ryan Holifield (2009: 654) hat z.B. herausgestellt, dass eine konzeptionelle Synthese zwischen neomarxistischer Theorie und Akteur-Netzwerk-Theorie neue Erkenntnisse darüber liefern

könnte, wie nicht-menschliche Ontologien einfach unter bestehende Interpretationsformen subsumiert werden, wodurch wenig Raum für weiter gefasste Konzeptionen von Handlungsmacht bleibt.

2. Neue Herausforderungen und Lücken

In den letzten Jahren haben sich die Arbeiten im Bereich der Urbanen Politischen Ökologie sowohl konzeptionell als auch empirisch weiterentwickelt. Nik Heynen unterstreicht z.B., dass eine „zweite“ oder gar „dritte“ Forschungswelle als Reaktion auf Herausforderungen wie etwa die *Critical Race Studies*, *Queer Theory* oder das wachsende Interesse an über den Menschen hinausreichenden (*more-than-human*) Geographien entstanden sei. Allerdings wurde dieses etwas teleologische Verständnis der Historiographie des Feldes ihrerseits durch Positionen infrage gestellt, die trotz aller konzeptioneller Lücken auf zahlreiche unterschwellige theoretische Kontinuitäten und Bezüge hinweisen (siehe Tzaninis et al. 2021). Man kann aber durchaus sagen, dass sich in der Forschungsliteratur mittlerweile ein gewisses Unbehagen hinsichtlich der Frage ausbreitet, ob sie auch in der Lage ist, auf die Vielfalt neuer intellektueller wie politischer Problemstellungen zu reagieren (siehe Ernstson/Swyngedouw 2019: 5). Den verbleibenden Teil des Beitrags möchte ich einigen dieser neuen Herausforderungen widmen, vor denen die Urbane Politische Ökologie steht. Sie könnten entscheidend dafür sein, ob das Feld auch weiterhin eine wichtige Rolle im urbanen Umweltdiskurs spielen wird.

Der erste Streitpunkt betrifft das unzureichend geklärte Verhältnis zwischen der Urbanen Politischen Ökologie und dem Arbeitsgebiet der „Stadtökologie“ als eigenständigem und dynamischen Forschungsfeld. Bestrebungen, Ökologie mit der Analyse des urbanen Raumes zu verbinden, lassen sich bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen, als ungewöhnliche Pflanzengesellschaften, wie sie rund um Häfen, Eisenbahnanlagen und verlassene Gebäude zu finden waren, eingehend untersucht wurden. Dieser stark in naturkundlichen Traditionen verwurzelte Beobachtungsansatz hat neben dem, was wir als „systemische Stadtökologie“ bezeichnen könnten, weiterhin Bestand. Letztere bildete sich später heraus, wird häufig auf die Chicagoer Schule der Stadtsoziologie der 1920er Jahre zurückgeführt und hat sich im Zuge intensiver Forschungsprogramme ab den 1970er Jahren in Brüssel, Wien, Baltimore und anderswo weiter ausdifferenziert. Dabei nutzt sie eine Vielzahl ökologischer Modelle und Metaphern, um die funktionale Dynamik der modernen Stadt als integriertem urbanen Ökosystem zu erklären. So wurde versucht, eine „epistemologische Einheit“ zwischen sozialen und ökologischen Prozessen im urbanen Raum zu schaffen. Parallel zu diesen sozialökologischen Modellen zeigt sich allerdings auch, dass die urbane Natur wieder verstärkt zu einem Thema in den Biowissenschaften wird, beispielsweise in der Epigenetik und Evolutionsbiologie sowie in der Beschäftigung mit neuen Ökosystemen. Allerdings hat sich die Urbane Politische Ökologie noch nicht systematisch mit der „epistemologischen Überfrachtung“ systemischer Modelle in Bezug auf die historisch verortete Produktion urbanen Raumes auseinandergesetzt. Ebenso wenig hat sie eine alternative konzeptionelle Synthese angeboten, mithilfe derer neue wissenschaftliche Erkenntnisse in einen neomarxistischen oder strukturalistischen Analyserahmen integriert

werden könnten. Anders ausgedrückt, ich würde die These wagen, dass die Urbane Politische Ökologie bislang dazu tendiert hat, das systemische Paradigma nicht nur als dominierend in der Stadtökologie anzusehen, sondern faktisch als das einzige Feld der biophysikalischen Wissenschaften, das sich mit der Analyse der urbanen Natur befasst.

Eine andere wichtige Entwicklung, die in der Urbanen Politischen Ökologie nur zum Teil aufgearbeitet wurde, ist die Herausbildung erweiterter Konzeptionen von Handlungsmacht, Subjektivität und über den Menschen hinausgehenden (*other-than-human*) Geographien. Insbesondere die Dezentrierung des menschlichen Subjekts und die Identifizierung komplexerer oder verteilter Formen von Handlungsmacht unter Einbeziehung materieller und nicht-menschlicher Elemente stellt die bestehenden stadttheoretischen Ansätze vor eine Herausforderung. Es gibt ganz offensichtliche Reibungspunkte zwischen dem historischen Materialismus, wozu die Erkenntnisse von Neil Smith, Donna Haraway und einer Reihe weiterer Forscher*innen gehören, und dem gerade entstehenden Feld des „neuen Materialismus“, der objektorientierte Ontologien, neovitalistische Ansätze und diverse posthumanistische Strömungen umfasst. Mitunter führt die Verfeinerung bestehender materialistischer Analyseansätze dazu, dass die neomarxistische Theorie nicht verworfen, sondern eher weiterentwickelt wird. Beispielhaft zu nennen wäre die Erweiterung der Arbeitswerttheorie unter Einbeziehung der unverzichtbaren Arbeit nicht-menschlicher Anderer, wie z.B. der Lasttiere in der Industriestadt des 19. Jahrhunderts, oder die umfassendere Anerkennung der Handlungsmacht der Natur in der Landschaftsplanung (siehe z.B. Barua 2017; Ernwein 2020). Die Idee der „Arbeitskraft“ wird somit radikal auf den nicht-menschlichen Bereich ausgeweitet, was als Teil der lange zurückreichenden Auseinandersetzungen mit der Transformation von Arbeit in der Moderne zu sehen ist (siehe Rabinbach 1992). In anderen Konfigurationen begegnen wir Varianten des menschlichen Subjekts, wie z.B. dem „Rasenmenschen“ (*turfgrass subject*), an der Schnittstelle zwischen menschlichem Körper, der Produktion von Natur und der „post-war chemosphere“ (siehe Robbins/Sharp 2006). In einem ähnlich gelagerten Beispiel entwickelt die Geographin Katie Meehan den Begriff der „Werkzeugmacht“, um den Anwendungsbereich der Politischen Ökologie radikal zu erweitern und ein breiteres Spektrum materieller Artefakte miteinzubeziehen. Dafür wird der bisherige Fokus auf die metabolischen Dimensionen von großen Infrastruktursystemen so angepasst, dass er auch den Mikromaßstab der „Rohrwände, Latrinen und Regentonnen“ (Meehan 2014: 223) erfassen kann.

Ein destabilisiertes Konzept des menschlichen Subjekts lässt sich auch mit einem Interesse an Affekttheorie und neuen Konzeptualisierungen des urbanen Raumes verbinden: Hier bietet sich der Urbanen Politischen Ökologie Gelegenheit zur Erforschung der Frage, wie die Handlungsmacht der Natur bei der Gestaltung von Orten und Landschaften nutzbar gemacht wird. Außerdem gibt es spezifische Facetten des Umweltdiskurses, z.B. über die Auswirkungen exzessiven Lärms oder Lichts, die zu einer komplexeren Analyse der Subjektbildung einschließlich der Schnittstellen zwischen messbaren biophysikalischen Phänomenen und intersubjektiver Affektübertragung einladen (siehe Brennan 2004; Gandy 2017). Wir können dem konzeptionellen Terrain der Politischen Ökologie auch den Begriff der

„affektiven Resignation“ hinzufügen, um zu verstehen, wie Gemeinschaften durch schlechte Gesundheit und epistemische Gewalt zunehmend marginalisiert werden (siehe Davies 2018; Lora-Wainwright 2017; Mah/Wang 2019).

Aber was ist mit der nicht-menschlichen Bewohnerschaft des urbanen Raumes? Die Anwesenheit von Tieren in Städten bleibt in der Urbanen Politischen Ökologie relativ unerforscht: Das anfängliche Interesse an kritischen Tierstudien, wie es Jennifer Wolch Mitte der 1990er Jahre hervorgehoben hat, nahm die urbane Natur noch nicht in ihrer ganzen Komplexität in den Blick (siehe Wolch 1996). In jüngster Zeit rücken die liminalen Dimensionen der urbanen Natur, wie z.B. streunende Hunde, verstärkt ins Zentrum der Aufmerksamkeit, was mit einem allgemeinen Interesse an ethischen Beziehungen zu nicht-menschlichen Anderen zusammenhängt bzw. mit den Mehrdeutigkeiten, die biopolitischen Eingriffen in urbane Ökosysteme zugrunde liegen (siehe z.B. Narayanan 2017; Srinivasan 2019). Dem hinzuzufügen wären nicht nur die spontanen Formen der Natur, die in der Stadt gedeihen, sondern auch die Netze von Gewalt und Ausbeutung, die sich in der „mechanisierten Zootechnosphäre“ – um den Begriff des Historikers Chris Otter zu gebrauchen – auch auf nicht-menschliche Andere erstrecken. Zentral sind ebenso die entfernteren und unsichtbareren Grenzbereiche der Tierquälerei, auf denen die globale Nahrungsmittelproduktion basiert (siehe Otter 2017: 52). Das Feld der Urbanen Politischen Ökologie muss sich erst noch umfassend mit der Komplexität des Themas Tierethik auseinandersetzen, einschließlich der konkreten Kontexte, in denen verschiedene Organismen, auch Mitglieder derselben Spezies, ein unterschiedliches Maß an Fürsorge, Betrauerbarkeit oder Verfolgung erfahren können.

Die neolefebvirianische Schwerpunktsetzung auf „planetarische Urbanisierung“ wirft Fragen hinsichtlich der Reichweite und Definition des urbanen Raumes als Forschungsgegenstand auf. Kritisiert wird hier vor allem, dass die Arbeiten von Erik Swyngedouw und anderen Wissenschaftler*innen der „ersten Welle“ der Urbanen Politischen Ökologie die urbane Natur im Sinne eines „methodologischen Cityismus“ konzeptualisieren, d.h. als „ein erdrückender analytischer und empirischer Fokus auf die traditionelle Stadt unter Ausschluss anderer Aspekte gegenwärtiger Urbanisierungsprozesse“ (siehe Angelo/Wachsmuth 2015: 16). Diese Argumentation stützt sich auf Swyngedouws 1996 veröffentlichten Aufsatz *The City as Hybrid*, geht dabei aber nicht auf seine praktische Anwendung der Urbanen Politischen Ökologie ein. Bei genauerer Betrachtung von Swyngedouws Studie zur Wasserversorgung der Stadt Guayaquil – einer Metropole, die den intellektuellen Ursprüngen der Urbanen Politischen Ökologie als zentraler Ansatzpunkt dient – stellen wir fest, dass er ländliche Armut, Warenketten und die Entwicklung des postkolonialen Staates in seine Analyse der kapitalistischen Urbanisierung miteinbezieht (siehe Swyngedouw 2004). Seine ähnlich gelagerten Forschungen zur Wasserinfrastruktur im modernen Spanien basiert ebenfalls auf einem erweiterten Verständnis der Produktion von Natur, das die ideologischen Dimensionen technischer Großprojekte mit einschließt: Der analytische Ausgangspunkt ist hier nicht die urbane Arena an sich, sondern die Aneignung eines Umweltgüterguts – in diesem Falle von Flusssystemen – während sukzessiver Phasen der Staatsbildung, einschließlich der Zusammenhänge zwischen Faschismus und der modernen,

an das Leitbild der Hydraulik angelehnten Vorstellungswelt (siehe Swynge-douw 2015). Eine Überbetonung des globalen Maßstabs der Urbanisierung birgt die Gefahr, die kulturellen, politischen und materiellen Spezifika des urbanen Raumes zu übersehen, unter anderem, dass Städten nach wie vor die Rolle zukommt, neue Naturkulturen und ganz eigene Formen des sozioökologischen Zusammenlebens hervorzubringen. Ich würde anmerken, dass die neolefebvrrianische Suche nach der Fetischisierung der Stadt als räumlicher Analyseeinheit besser beraten wäre, sich auf die systemtheoretische Stadtökologie und ihre Wurzeln in der Chicagoer Schule der Stadtsoziologie und die frühe Anwendung ökologischer Metaphern auf den urbanen Raum zu fokussieren.

Dieser Fokus auf die sozioökologischen Komplexitäten des urbanen Raumes oder „real existierende urbane Ökologien“ führt naturgemäß zu einer näheren Auseinandersetzung mit den epidemiologischen Dimensionen von Urbanisierung. Die Urbane Politische Ökologie hat bereits einige Beiträge zum Verständnis der Schnittstellen zwischen Urbanisierung und Krankheit geleistet, insbesondere mit Blick auf den SARS-Ausbruch von 2003 (siehe Ali/Keil 2006). Andere Erkenntnisse betreffen die Auswirkungen von Armut oder ökonomischen Störeinflüssen auf die materielle Topographie des urbanen Raumes und die Schaffung von Mikroökologien, die Überträgerinsekten von Dengue-, Chikungunya- und Zika-Fieber und anderen eng mit der urbanen Umwelt verbundenen Krankheiten Lebensraum bieten (siehe z.B. Gidwani/Reddy 2011). Bislang jedoch wurden die systematischsten Untersuchungen dessen, was wir als durch die politische Ökonomie des urbanen Raumes hervorgebrachte „Überträgetopographien“ bezeichnen könnten, eher indirekt durch die Erforschung der Ökologien aufgegebener oder vernachlässigter Landschaften vorangetrieben als dadurch, dass die Urbane Politische Ökologie ein ausgereiftes Rahmenkonzept zur Verfügung gestellt hätte.

Durch die evolutionäre Dynamik von Krankheitserregern entsteht eine zusätzliche Komplexitätsebene, was die Notwendigkeit einer direkten Zusammenarbeit zwischen der Urbanen Politischen Ökologie und den Biowissenschaften im Rahmen eines erweiterten analytischen Zugangs zur urbanen Epidemiologie unterstreicht. Beispielsweise stellt die zunehmende Bedeutung von Zoonosen die Urbane Politische Ökologie vor eine Reihe von Herausforderungen hinsichtlich der Interaktionszonen zwischen menschlichem und nicht-menschlichem Leben, der vernetzten Räume des globalen Urbanismus und der industriellen Landwirtschaft sowie der allgemeinen Auswirkungen des Biosicherheitsdiskurses auf den urbanen Raum.

Die körperliche Dimension der urbanen Epidemiologie wird in der Literatur der Urbanen Politischen Ökologie ebenfalls zu wenig erforscht. Hier gibt es eindeutig Spielraum für eine Verbindung von Politischer Ökologie mit der Analyse biopolitischer Formen der Gouvernamentalität, wozu auch die Herausbildung eines „wissenschaftlichen Rassismus“ in der Stadtplanung gehört. Überschneidungen zwischen Rassismus und Epidemiologie zeigen sich unter anderem in der langjährigen Verwendung kulturessenzialistischer Bilder hinsichtlich der körperlichen Empfindlichkeit gegenüber Umweltrisiken wie z.B. Lärm, Extremtemperaturen und hoher Bevölkerungsdichte. Hier gibt es Anknüpfungspunkte zu einer differenzierteren und dezentrierten Deutung des menschlichen Subjekts mit Blick auf Gender, Ethnizität, Alter und andere

Formen der Vulnerabilität, die ihrerseits zur Schaffung ungleicher ökologischer und epidemiologischer Risikolandschaften beigetragen haben. Die Vervielfachung von Unsicherheiten im Zusammenhang mit der öffentlichen Gesundheitskrise infolge der Corona-Pandemie, dem Klimawandel und den sich verändernden Landschaften sozialer und ökonomischer Prekarität bietet einen Anknüpfungspunkt zu umfassenderen theoretischen Überlegungen über die Gestaltung zukünftiger Städte. Genau in diesem Kontext können konkurrierende ökologische Vorstellungswelten zur Erhellung unterschiedlicher kultureller Repräsentationsmodi und alternativer urbaner und ökologischer Zukunftsentwürfe dienen.

Dieser Begriff der „ökologischen Vorstellungswelt“ ist auf den ersten Blick etwas rätselhaft, auch wenn er in der in der Literatur zu Stadt und Umwelt gelegentlich auftaucht. Obwohl die „erste Welle“ der Urbanen Politischen Ökologie in hohem Maße von der an die Frankfurter Schule angelehnten Wissenschafts- und Technologiekritik inspiriert war, ist offensichtlich, dass die damit ebenfalls einhergehende Kulturkritik wesentlich geringeren Einfluss hatte. Angesichts des in jüngerer Zeit aufkeimenden *Ecocriticism* und neuer Genres der kulturellen Repräsentation im Kontext des Anthropozän ist offensichtlich, dass der Beitrag der Urbanen Politischen Ökologie zu diesen Debatten bislang recht begrenzt war. Zu den wenigen Ausnahmen gehören Reaktionen auf die Ästhetisierung postindustrieller Landschaften in nordamerikanischen Städten (siehe z.B. Draus/Roddy 2018). Ebenso betrifft es die politische Strategie, Flurstücke erst als „Brachflächen“ auszuweisen und dann aufzulösen, um diese Randzonen in die spekulative Dynamik der kapitalistischen Urbanisierung einzubinden (siehe Harms 2014). Mit Blick auf die geokonstruktivistischen Dimensionen eines „adaptiven Anthropozäns“ ist die Urbane Politische Ökologie inzwischen dabei, interessante Kritikansätze zu entwickeln (siehe z.B. Swyngedouw/Ernstson 2018), die Auseinandersetzung mit den kulturellen Dimensionen urbaner Zukunftsvorstellungen bleibt jedoch etwas unbestimmt.

Ebenso verwunderlich ist, dass die Urbane Politische Ökologie bislang keine klare Antwort auf die neovitalistische Wende artikuliert hat. Hier gilt es, zwei Aspekte zu bedenken: Erstens die Frage, inwieweit ein erweitertes Verständnis von Handlungsmacht den historischen Materialismus herausfordert und welche Rolle die neomarxistische Stadttheorie im urbanen Umweltdiskurs spielt. Und zweitens die komplexen Historiographien des europäischen Umweltdenkens, das auch primordiale und obskurantistische Ontologien umfasst, die sich für reaktionäre politische Projekte einspannen lassen. Beim Thema Handlungsmacht besteht eine zentrale Herausforderung darin, ob komplexere Spielarten des Materialismus mit dem bestehenden Fokus auf die Kreislaufdynamik des Kapitals und die Produktion des urbanen Raumes kombiniert werden können. In einem derartigen Ansatz implizit enthalten wäre eine differenziertere Unterscheidung zwischen verschiedenen materiellen und sozioökologischen Konstellationen im urbanen Raum, einschließlich der Schnittstellen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Zeitlichkeiten. Der Anthropozän-Diskurs dreht sich aktuell schwerpunktmäßig um Themen wie „tiefe Zeit“ und „Artengeschichte“. Um dem etwas entgegenzusetzen, müssen unterschiedliche Formen menschlicher Handlungsmacht in ihren konkreten historischen Kontexten herausgearbeitet werden.

3. Fazit

In diesem Beitrag habe ich dargelegt, dass die Urbane Politische Ökologie als eigenständiges Arbeitsgebiet auch weiterhin von Bedeutung ist, aber konnte auch eine Reihe von Leerstellen bzw. Problemen in der vorhandenen Literatur aufzeigen. Ich möchte betonen, dass „Politische Ökologie“ und „Urbane Politische Ökologie“ keine identischen Teildisziplinen darstellen, sondern ein Set von sich überschneidenden und oftmals ergänzenden Forschungsfeldern. Aber wie ließe sich die weiterhin fortbestehende Besonderheit der urbanen Arena aus dem Blickwinkel der „Urbanen Politischen Ökologie“ beschreiben? Hier gibt es sechs deutlich hervorstechende Dimensionen: Erstens die spezifischen sozioökologischen Charakteristika des urbanen Raumes, einschließlich der konkret vorfindlichen Ansammlungen von Organismen, die Anlass zu ökologischer Sorge oder Freude bieten, sowie die zugrunde liegenden epigenetischen oder evolutionären Pfade. Ein engerer Dialog zwischen der Urbanen Politischen Ökologie und den Biowissenschaften ist nicht dasselbe wie die verschiedenen Formen epistemologischer Einheit, die seitens der systemischen Stadtökologie und im eng mit ihr verbundenen Anthropozän-Resilienz-Diskurs vertreten werden.

Zweitens birgt eine Dezentrierung des menschlichen Subjekts zahlreiche Herausforderungen für die Entwicklung eines erweiterten Verständnisses von Handlungsmacht, das es ermöglicht, urbane Phänomene wie z.B. affektive Atmosphären oder die eigenständige Handlungsfähigkeit der Natur mit-einzubeziehen. Eine Verschränkung von Urbaner Politischer Ökologie und nicht-menschlichen Geographien dient der Erweiterung des Verständnisses von (Lohn-)Arbeit und der Herstellung (oder Erhaltung) von urbanem Raum.

Drittens erfordert die Frage des Maßstabs, wie sie in der neolefebrianischen Literatur gestellt wird, eine präzisere Definition des „Urbanen“, die sowohl globale Manifestationen der kapitalistischen Urbanisierung umfasst als auch eine Reihe spezifischerer kultureller, politischer und ökologischer Entwicklungen unterschiedlichen räumlichen Maßstabs, einschließlich der Mikrosphäre der „Gehwegökologien“ (*sidewalk ecologies*).

Viertens ermöglicht der Fokus auf die materiellen Charakteristika des urbanen Raumes eine genauere Untersuchung der körperlichen Vulnerabilitäten und „Überträgertopographien“, die in der heutigen Stadt epidemiologische Landschaften hervorbringen.

Fünftens erfordert der kritische Dialog mit neu entstehenden ökologischen Vorstellungsbildern eine differenziertere Ästhetiktheorie, wozu auch eine präzisere Beschäftigung mit dem zunehmend dynamischen Feld des *Ecocriticism* gehört. Es gibt eindeutig Spielraum für die Entwicklung einer prägnanteren Antwort auf das kulturell-politische Moment der Repräsentationen, die mit den geokonstruktivistischen Dimensionen des Anthropozän-Diskurses einhergehen. Und schlussendlich möchte ich noch betonen, dass die Urbane Politische Ökologie das „Politische“ in Bezug auf die Historiographien des Umweltdenkens ernster nehmen muss.

Übersetzung aus dem Englischen von Andrea Tönjes für SocioTrans – Social Science Translation & Editing Services.

Endnoten

- [1] Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Autor im Rahmen der s u b \ u r b a n-Lecture am 28. September 2019 auf dem Deutschen Kongress für Geographie an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel gehalten hat.
- [2] Die radikale Strömung der urbanen politischen Ökologie kommt in den Arbeiten deutscher Wissenschaftler*innen wie z.B. Gerhard Hard und Ludwig Trepl zum Ausdruck (siehe z.B. Trepl 1996).

Autor_innen

Matthew Gandy ist Geograph mit besonderem Interesse an Landschaft, Infrastruktur und urbaner Biodiversität.

mg107@cam.ac.uk

Literatur

- Ali, S. Harris / Keil, Roger (2006): Global cities and the spread of infectious disease: The case of severe acute respiratory syndrome (SARS) in Toronto, Canada. *Urban Studies* 43/3, 491-509.
- Angelo, Hillary / Wachsmuth, David (2015): Urbanizing urban political ecology: A critique of methodological cityism. *International Journal of Urban and Regional Research* 39/1, 16-27.
- Barua, Maan (2017): Nonhuman labour, encounter value, spectacular accumulation: The geographies of a lively commodity. *Transactions of the Institute of British Geographers* 42/2, 274-288.
- Brennan, Teresa (2004): *The transmission of affect*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Davies, Thom (2018): Toxic space and time: Slow violence, necropolitics, and petrochemical pollution. *Annals of the American Association of Geographers* 108/6, 1537-1553.
- Doshi, Sapana (2017): Embodied urban political ecology: Five propositions. *Area* 49/1, 125-128.
- Draus, Paul / Roddy, Juliette (2018): Weeds, pheasants and wild dogs: Resituating the ecological paradigm in postindustrial Detroit. *International Journal of Urban and Regional Research* 42/5, 807-827.
- Elmhirst, Rebecca (2015): Feminist political ecology. In: Tom Perrault / Gavin Bridge / James McCarthy (Hg.), *The Routledge handbook of political ecology*. London: Routledge, 519-530.
- Ernwein, Marion (2020): Bringing urban parks to life: The more-than-human politics of urban ecological work. *Annals of the American Association of Geographers* 111/2, 559-576.
- Ernstson, Henrik / Swyngedouw, Erik (2019): Politicizing the environment in the urban century. In: Henrick Ernstson / Erik Swyngedouw (Hg.), *Urban political ecology in the Anthropo-obscene*. London: Routledge, 3-21.
- Gandy, Matthew (2005): Cyborg urbanization: Complexity and monstrosity in the contemporary city. *International Journal of Urban and Regional Research* 29/1, 26-49.
- Gandy, Matthew (2017): Urban atmospheres. *Cultural Geographies* 24/3, 353-374.
- Gidwani, Vinay / Reddy, Rajyashree N. (2011): The afterlives of „waste“: Notes from India for a minor history of capitalist surplus. *Antipode* 43/5, 1625-1658.
- González-Hidalgo, Marien / Zografos, Christos (2020): Emotions, power, and environmental conflict: Expanding the „emotional turn“ in political ecology. *Progress in Human Geography* 44/2, 235-255.
- Green, Nicholas (1990): *The spectacle of nature: Landscape and bourgeois culture in nineteenth-century France*. Manchester: University of Manchester Press.
- Grove, Kevin (2009): Rethinking the nature of urban environmental politics: Security, subjectivity, and the nonhuman. *Geoforum* 40/2, 207-216.
- Harms, Erik (2014): Knowing into oblivion: Clearing wastelands and imagining emptiness in Vietnamese New Urban Zones. *Singapore Journal of Tropical Geography* 35/3, 312-327.

- Holifield, Ryan (2009): Actor-network theory as a critical approach to environmental justice: A case against synthesis with urban political ecology. *Antipode* 41/4, 637-658.
- Heynen, Nik / Kaïka, Maria / Swyngedouw, Erik (Hg.) (2006): *In the nature of cities: Urban political ecology and the politics of urban metabolism*. London: Routledge.
- Heynen, Nik (2016): Urban political ecology II: The abolitionist century. *Progress in Human Geography* 40/6, 839-845.
- Keil, Roger (2003): Urban political ecology. *Urban Geography* 24/8, 723-738.
- Lora-Wainwright, Anna (2017): *Resigned activism: Living with pollution in rural China*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Mah, Alice / Wang, Xinhong (2019): Accumulated injuries of environmental injustice: Living and working with petrochemical pollution in Nanjing, China. *Annals of the American Association of Geographers* 109/6, 1961-1977.
- Meehan, Katie (2014): Tool-power: Water infrastructure as wellsprings of state power. *Geoforum* 57: 215-224.
- Narayanan, Yamini (2017): Street dogs at the intersection of colonialism and informality: „Subaltern animism“ as a posthuman critique of Indian cities. *Environment and Planning D: Society and Space* 35/3, 475-494.
- Otter, Chris (2017): The technosphere: A new concept for urban studies. *Urban History* 44/1, 145-154.
- Pulido, Laura (2016): Flint, environmental racism, and racial capitalism. *Capitalism Nature Socialism* 27/3, 1-16.
- Rabinbach, Anson 1992 [1990]: *The human motor: Energy, fatigue, and the origins of modernity*. Berkeley, CA: The University of California Press.
- Ranganathan, Malini (2016): Thinking with Flint: Racial liberalism and the roots of an American water tragedy. *Capitalism Nature Socialism* 27/3, 17-33.
- Robbins, Paul / Sharp, Julie (2006) Turfgrass subjects: The political economy of urban monoculture. In: Nik Heynen / Maria Kaïka / Erik Swyngedouw (Hg.), *In the nature of cities: Urban political ecology and the politics of urban metabolism*. London: Routledge, 110-128.
- Rocheleau, Dianne / Nirmal, Padini (2015): Feminist political ecologies. In: Rawwida Baksh / Wendy Harcourt (Hg.), *The Oxford handbook of transnational feminist movements*. Oxford, Oxford University Press, 793-814.
- Srinivasan, Krithika (2019): Remaking more-than-human society: Thought experiments on street dogs as „nature“. *Transactions of the Institute of British Geographers* 44/2, 376-391.
- Swyngedouw, Erik (1996): The city as a hybrid: On nature, society and cyborg urbanization. *Capitalism Nature Socialism* 7/2, 65-80.
- Swyngedouw, Erik (2004): *Social power and the urbanization of water: Flows of power*. Oxford: Oxford University Press.
- Swyngedouw, Erik (2015): *Liquid power: Contested hydro-modernities in twentieth-century Spain*. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Swyngedouw, Erik / Ernstson, Henrik (2018): Interrupting the Anthro-po-obscene: Immuno-biopolitics and depoliticizing ontologies in the Anthropocene. *Theory, Culture & Society* 35/6, 3-30.
- Trepl, Ludwig (1996): City and ecology. *Capitalism Nature Socialism* 7/2, 85-94.
- Tzaninis, Yannis / Mandler, Tait / Kaïka, Maria / Keil, Roger (2021): Moving urban political ecology beyond the „urbanization of nature“. *Progress in Human Geography* 45/2, 229-252.
- Wolch, Jennifer (1996): Zoöpolis. *Capitalism Nature Socialism* 7/2, 21-48.
- Zimmer, Anna (2010): Urban political ecology: Theoretical concepts, challenges, and suggested future directions. *Erdkunde* 64/4, 343-354.

Debatte

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 303-318

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.707

Stefan Höhne, Boris Michel ‚Das Ende des Städtischen? Pandemie, Digitalisierung und planetarische Enturbanisierung‘

und

Roger Keil ‚Covid Urban: Dimensionen der Peripherie in der städtischen Gesellschaft‘

Peripherien und Zentralitäten: Geographien von Covid-19

Überlegungen zu Roger Keils Beitrag zu der translokalen Vorlesungsreihe
„Geographien von Covid-19“ sowie der s u b \ u r b a n -Debatte
zum „Ende des Städtischen“

Daniel Mullis

1. Einleitung

Covid-19 macht soziale und ökonomische Ungleichheiten global sichtbar und verschärft sie.[1] Wie die aktuelle s u b \ u r b a n -Debatte zum „Ende des Städtischen“ mit dem Aufschlag von Stefan Höhne und Boris Michel (2021: 146) verdeutlicht, haben wir es mit einer „weltweiten massiven ökonomischen, sozialen und kulturellen Krise der Städte“ zu tun, die sich in gewisser Weise, so die provokante These der beiden, „als ein Prozess der Enturbanisierung beschreiben“ lasse. Unbestritten geht mit der Corona-Krise eine Akzentuierung der gesellschaftlichen Spaltungen entlang von *class*, *race* und *gender* einher. Die soziale Schere öffnet sich und politische Polarisierungen, autoritäre sowie antidemokratische Tendenzen treten akzentuierter hervor (Mullis 2020). Die Ungleichheiten sind relational verwoben und haben eine Geographie. Im Gefüge einer kapitalistisch organisierten und planetar urbanisierenden Welt (Brenner/Schmid 2015) gilt, so Samantha Biglieri, Lorenzo De Vidovich und Roger Keil (2020: 1; Übers. d. A.): „[W]o das Virus konzentriert auftritt, da findet man die Peripherie, in der Stadt und in der Gesellschaft“. Keil (2021a) konkretisiert diese Perspektive in seinem Vortrag vom 26. Januar 2021 im Rahmen der translokalen Vorlesungsreihe „Geographien von Covid-19“ sowie in seinem Kommentar zu Höhne und Michel (Keil 2021b).

Mit Bezügen zur s u b \ u r b a n -Debatte werde ich im Folgenden zunächst Peripherisierungen der Pandemie in Deutschland diskutieren. Dafür fokussiere ich nicht zuletzt auf *class*, *race* und *gender*. Wichtig ist mir hinsichtlich der Argumentation von Biglieri, De Vidovich und Keil (2020), dass die alleinige Fokussierung auf das Periphere tendenziell Dynamiken im Zentrum von Gesellschaft unterschlägt und damit die herrschaftliche Seite der Produktion von Geographien vernachlässigt. Dies birgt die Gefahr, die auf Ungleichheit gerichtete Logik der Peripherisierung zu reproduzieren und aufrechtzuerhalten. Daher werde ich in einem zweiten Schritt die Dimensionen von Zentralität bzw. die Zentralisierung der Geographien der Pandemie beleuchten. Wie wichtig dies ist, darauf verweisen in ihren Repliken auf

Höhne und Michel mit Blick auf den Globalen Süden Markus Kip (2021) und Marcelo Lopes de Souza (2021), in Bezug auf ländliche Räume in Deutschland Matthias Naumann (2021) und mit Verweis auf Sorgearbeit Anke Strüver (2021). Konkret diskutiere ich vier Dimensionen: Verstädterung, Mobilität, Primat der Wirtschaft und Governance.

Ausgangspunkt für das Argument sind Überlegungen von Henri Lefebvre. Er macht deutlich, dass Räume „Projektion[en] der sozialen Beziehungen“ auf das Terrain sind, sie stets umkämpft bleiben und die verräumlichten Ordnungen daher nicht nur produziert, sondern auch reproduziert werden müssen (Lefebvre 2014 [1970]: 95). Hierbei werden gesellschaftliche Zentralitäten und Peripherien verräumlicht. Keil (2021b: 187) betont, dass „die periphere Position [...] keine fixe quantitative Realität [ist], sondern ein wandelbares Produkt schnell wechselnder Einflüsse und langwieriger Prozesse sozialer Unterdrückung“. Kurzum, die Produktion von Zentralität exkludiert. Das Andere, das Nicht-Machtvolle, wird auf seinen peripheren Platz reduziert (Miggelbrink 2020: 66) und ins „Unvernehmen“ (Rancière 2002 [1995]) verbannt. Ungleichheitsverhältnisse werden so festgeschrieben und Widerspruch gegen diese Zuordnungen wird als Lärm missachtet und übergangen (Rancière 2002 [1995]: 62). Lefebvre folgend, produziert jede Gesellschaftsordnung eigene zentrale Formen der ökonomischen, politischen und sozialen Machtbeziehungen. Für ihn ist Zentralität eine Form, „die an sich leer ist, aber nach Inhalten ruft – nach Objekten, natürlichen oder künstlichen Wesen, Dingen, Produkten und Werken, Zeichen und Symbolen, Menschen, Handlungen, Situationen, praktischen Beziehungen“ (Lefebvre 1991 [1974]: 332; Übers. d. A.). In kapitalistischen Gesellschaften materialisiert sich Zentralität nicht zuletzt in Stadt als Verdichtung von herrschaftlichen und ökonomisch bestimmenden Prozessen. Die Thesen von Höhne und Michel (2021), insbesondere die Annahme eines pandemiebedingten Exodus aus der Stadt, des Zusammenbruchs des Kulturlebens oder Prozessen der Individualisierung tun der dahingehenden Zentralität von Stadt keinen Abbruch. Sie dürften die Geographien von Zentrum und Peripherie aber sehr wohl verschieben, wahrscheinlich zulasten der Prekarisierten.

2. Geographien der Peripherisierung

Am Beispiel der Lombardei, Italien, und des Großraums von Toronto, Kanada, diskutieren Biglieri, De Vidovich und Keil (2020) die Auswirkungen von Verstädterung auf das Pandemiegeschehen. Ihr Augenmerk richten sie auf „vergessene Dichten“ (Pitter 2020) – Orte, an denen das Prekariat zusammenkommt, wo Wohnverhältnisse eng sind und Gesundheit aufgrund von Lebenssituationen sowie Mangel an Ressourcen und Zugängen zum Gesundheitswesen auch ohne Covid-19 gefährdet ist. In gewisser Weise schauen sie dorthin, wo Höhne und Michel, wie Hannah Schilling (2021) zu Recht kritisiert, zu wenig hinschauen: auf den „Alltag der Vielen“, der sich anders verändert als jener der eher privilegierten Milieus, die ins Homeoffice wechseln und deren Theater- und Konzertbesuche sowie Städtereisen abgesagt wurden. Biglieri, De Vidovich und Keil (2020: 3) unterstreichen die Wechselwirkungen zwischen prekären Lebensrealitäten, Peripherisierung und Krankheiten, wobei sie Sorgearbeit als Kulminationspunkt künftiger

gesellschaftlicher Mobilisierung bestimmen. Anders als SARS im Jahr 2003 (Ali/Keil 2008), das vor allem die *Global Cities* betroffen habe, durchdringe Covid-19 die verstädterten Landschaften und damit die Gesellschaft als Ganzes. Jedoch sei die Betroffenheit ungleich verteilt. Wo das Virus konzentriert auftrete, dort finde sich das Periphere in der Stadt und in der Gesellschaft, so ihre zentrale These (Biglieri/De Vidovich/Keil 2020: 1).

Keil (2021a; b: 188) bestimmt im Anschluss räumliche, institutionelle und soziale Peripherie als drei relational verwobene Dimensionen. *Räumliche Peripherie* ist an Orten zu finden, die in der verräumlichten Gesellschaftsordnung nicht als zentral gelten, etwa Großwohnsiedlungen am Stadtrand oder rurale Regionen. Bei der *institutionellen Peripherie* handelt es sich um behördliche Praxen, Verträge und Gesetzeslagen, die Gesellschaft steuern und Menschen in Sozialwohnungen, Gefängnissen, Flüchtlingslagern, Altenheimen oder dem Niedriglohnsektor einen Platz zuweisen. *Soziale Peripherie* benennt die rassistische und identitätspolitische Spaltung der Gesellschaft, die dafür sorgt, dass Menschen Teilhabe verwehrt wird. Ich erweitere hier das Argument von Keil und fokussiere auf die intersektionalen Kategorien *class*, *race* und *gender*.

Bezogen auf Deutschland gibt es für keine der drei Dimensionen, anders als für die USA oder Großbritannien, valide Daten (vgl. Wachtler et al. 2020a). So lassen sich hinsichtlich soziodemografischer Faktoren von Covid-19-Erkrankungen lediglich für die Länder Berlin und Bremen Aussagen über Alter und Geschlecht hinaus treffen (Flade et al. 2021). Einige wenige Studien zur *räumlichen Peripherie* gibt es jedoch (vgl. RKI 2021; Plümper/Neumayer 2020; Wachtler et al. 2020b) – sie verweisen allesamt darauf, dass im Laufe der Pandemie sozialräumlich marginalisierte Regionen immer klarer zu den eigentlichen Hotspots der Pandemie avancierten. Eine Studie des Robert Koch-Instituts (RKI) hat die Covid-19-Sterblichkeit in Relation zur sozioökonomischen Deprivation auf der Ebene von Landkreisen untersucht. Die Autor_innen stellen fest, dass im Winter 2020/21 „die Covid-19-Sterblichkeit in sozial stark benachteiligten Regionen um rund 50 bis 70 Prozent höher“ lag als in Regionen mit „geringer sozialer Benachteiligung“ (RKI 2021). Die Geographie der sozioökonomischen Deprivation spaltet Deutschland in Ost und West sowie in Nord und Süd, wobei der Osten und der Norden stärker betroffen sind (Wachtler et al. 2020b: 21).

In ihrer räumlichen Analyse der Pandemie arbeiten Nadine Blätgen und Antonia Milbert (2020: 39) heraus, dass das Infektionsgeschehen zwischen März und November 2020 in Städten „leicht höher“ lag als im ländlichen Raum. Auf der Suche nach Ursachen fällt der Blick rasch auf urbane Dichten. Hinsichtlich des Infektionsgeschehens ist Dichte jedoch nicht gleich Dichte (vgl. Pitter 2020): Wesentlich sind Fragen der Verfügbarkeit von und des Zugangs zu Ressourcen und Infrastrukturen (Connolly/Keil/Ali 2021: 253). Für die aktuelle Pandemie betonen Blätgen und Milbert (2020: 43), dass Dichte nur im Zusammenhang mit „weiteren soziodemografischen Disparitäten“, insbesondere Altersstruktur und sozialer Deprivation, einen statistisch messbaren Effekt auf die geographische Verteilung von Covid-19 hat (vgl. auch Haas/Eckstein 2021). Dies deckt sich mit Befunden aus Berlin, Bremen, Hamburg und Köln, wonach Menschen stärker von Covid-19 betroffen sind, die in Stadtteilen mit hoher Bevölkerungsdichte, niedrigerem

Durchschnittseinkommen, geringerer Kaufkraft und höherer Armutsquote leben (Flade et al. 2021; Haas/Eckstein 2021; Ismar 2021; Sander 2021). Die drastische Differenz der Inzidenz zwischen dem Villenviertel Köln-Hahnwald, wo sie Ende April 2021 bei Null lag, und der Großwohnsiedlung Köln-Chorweiler mit 543 Fällen je 100.000 Einwohner_innen, hat die Debatte um die soziale Selektivität der Pandemie – wenn auch erstaunlich spät – befeuert (Haas/Eckstein 2021; Ismar 2021).

Anhand einer detaillierten Analyse des Umgangs mit Massenausbrüchen in prekarierten Wohnkomplexen in Göttingen (Mai/Juni 2020) und Berlin (Juni 2020) verdeutlichen Louisa Bäckermann und Peter Birke (2021), dass die räumliche Polarisierung im Laufe der Pandemie politisch eher akzentuiert als bekämpft worden ist. Nach dem ersten ‚Lockdown‘ wurde im Sommer 2020 „zu einer Strategie der kleinräumigen Kontrolle von Infektionen“ übergegangen (Bäckermann/Birke 2021). In den Fokus rückten Gaststätten, Produktionsstätten der Fleischindustrie, aber auch Schulen, Kitas, Unterkünfte von Geflüchteten, Altenheime und prekarierte Wohnkomplexe. Hinsichtlich der Wohnorte von weniger Privilegierten beobachten die Autor_innen diskursive Muster, die aus Ghetto-, Problemviertel- und Gefahrengbiet-Narrativen bekannt sind: In einem ersten Schritt wird das Pandemiegeschehen verräumlicht, dann werden dem Raum Attribute wie „migrantisch“, „arm“ und „renitent“ zugeschrieben, um schließlich die essentialisierten Räume mitsamt den Menschen zum Problem zu erklären. An den konkreten Beispielen von Göttingen und Berlin ist zu sehen, wie rassistisch aufgeladene Stereotype genutzt werden, um die Gefahr der Pandemie zu peripherisieren und von zentralen Bereichen von Gesellschaft fernzuhalten.

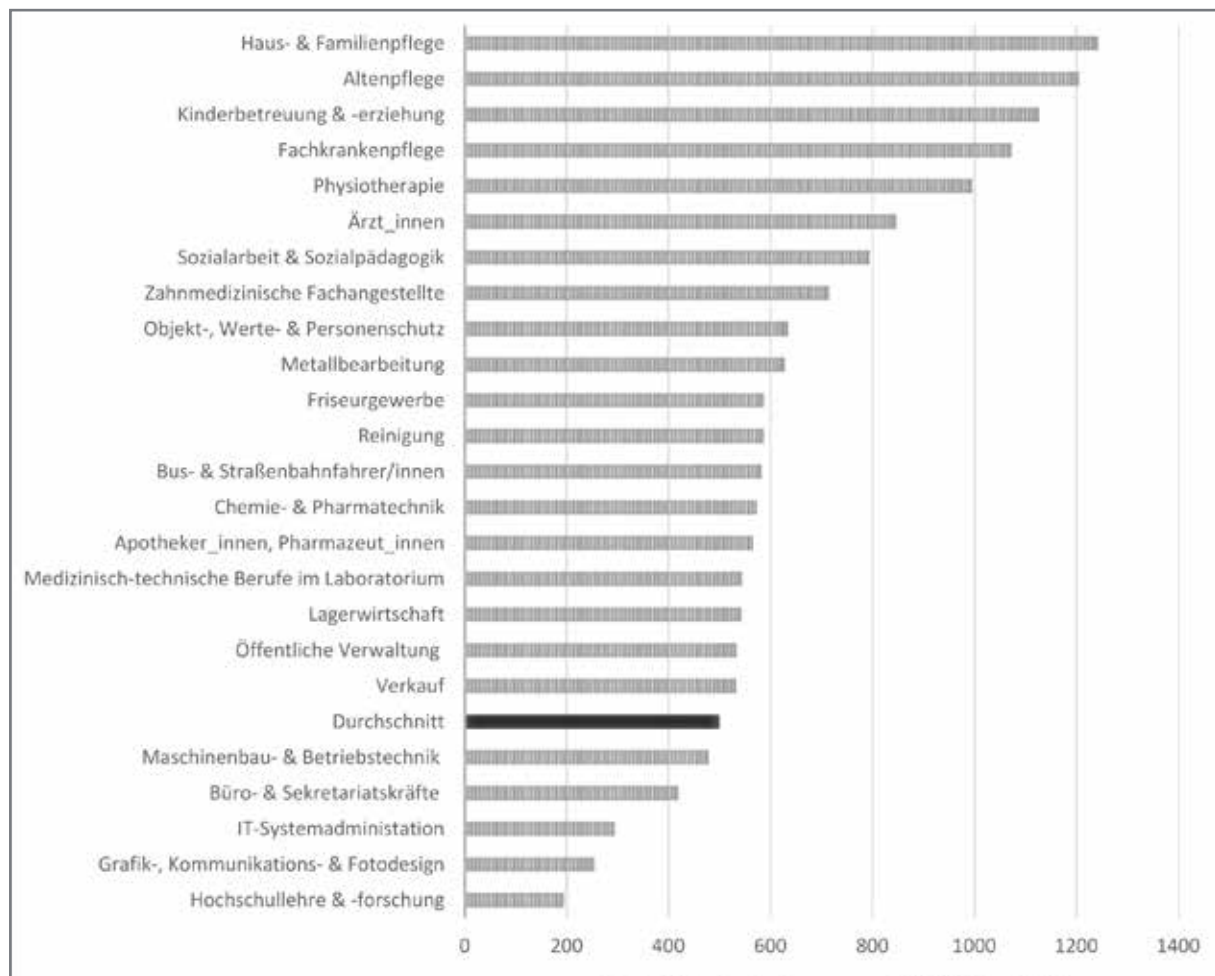
Henning Füller und Iris Dzudzek (2020: 166, 170, 174) verweisen auf eine noch grundlegendere Ebene der Externalisierung. Sie unterstreichen, dass das Virus politisch und administrativ auf eine Naturkatastrophe reduziert und vornehmlich national mittels Sicherheitspraxen bekämpft wird. Auch dies diene dem Zweck, von infrastrukturellen und systemischen Mängeln gesellschaftlicher Regulierung abzulenken. Sie resümieren: „Die eigentliche Krise, die es nicht erst mit der Isolierung eines neuartigen Erregers zu bewältigen gilt, spielt sich auf der Ebene gesellschaftlich gemachter ökonomischer Verhältnisse beziehungsweise von Mensch-Umwelt-Verhältnissen ab.“ (Füller/Dzudzek 2020: 172) Aus diesem Grund ist die soziale Krise nicht mit Mitteln der Pandemiebekämpfung lösbar. Dass nun, wie in Köln, versucht wird, die hohen Inzidenzen in peripherisierten Lagen mittels aufsuchender Impfkampagnen zu bekämpfen, ist begrüßenswert (Ismar 2021), ändert an den grundlegenden Ursachen der hohen Inzidenzen – Armut, Exklusion und Nicht-Repräsentation – jedoch nichts. Hinzu kommt, dass die Kampagnen reichlich spät kommen und eine negative Schlagseite haben: Zum einen sind sie geprägt von einer paternalistischen Ansprache, wenn den Menschen je individuell unterstellt wird, dass sie die offizielle Ansprache nicht verstünden, sie zu wenig mobil und tendenziell impfunwillig seien. Zum anderen diene die Verortung der Pandemie in vermeintliche soziale Brennpunkte, wie Bäckermann und Birke (2021) zeigen, als Strategie der Externalisierung der Gefahr. Diese Strategie funktioniert so lange, bis die peripherisierten Hotspots den Impferfolg in den wohlhabenderen Vierteln infrage stellen. Dies mag ein Grund dafür sein, dass die Debatte um Impfquoten in den

Siedlungen zu dem Zeitpunkt an Fahrt aufnahm, als die Impfkampagne ebenfalls deutliche Fortschritte machte.

Dimensionen der *institutionellen Peripherie* sind für Deutschland in vielfältigen Bereichen beschreibbar. Zu nennen sind der Zustand des Sozial- und Bildungssystems, der strukturelle Mangel an Investitionen in Infrastrukturen, die Neoliberalisierung des Gesundheitswesens, die Etablierung des Niedriglohnssektors, Gentrifizierungsprozesse bzw. der Abbau von Sozialwohnungen oder die Politik der Flüchtlingslager. In allen Fällen wird Menschen ein Platz zugewiesen und dafür gesorgt, dass sie in der Tendenz dort bleiben. Es sind institutionelle Praxen, die mitverantwortlich dafür sind, dass Menschen in Flüchtlingsunterkünften oder in Einrichtungen für Obdachlose einem erhöhten Risiko, an Covid-19 zu erkranken, ausgesetzt sind. Als eine Form der institutionellen „Heim-Exklusion“, wo Schutz nur ungenügend geleistet wird, ist laut Frank Eckardt (2020: 29) auch die Situation in Alten- und Pflegeheimen zu bezeichnen. Die Zahlen seien auf jeden Fall dramatisch, führt Eckardt Ende 2020 weiter aus – so habe ein Drittel aller Covid-19-Gestorbenen in Heimen gelebt.

Ein weiterer Bereich, in dem institutionelle Peripherisierung deutlich hervortritt, ist der Arbeitsbereich. Gemäß Daten des Statistischen Bundesamts waren im Februar 2021 lediglich 12,8 Prozent der Bruttowertschöpfung unmittelbar von den Anti-Pandemie-Maßnahmen betroffen (Janson 2021). Primär sind dies laut Matthias Janson (2021) die Bereiche „Erziehung und Unterricht, Einzelhandel, Gastgewerbe, Kfz-Handel, Reisebüros und -veranstalter sowie die Kunst-, Kultur- und Erholungsbranche“. In Deutschland gingen knapp 30 Prozent der Berufstätigen ins Homeoffice (Goersch 2020; Alipour et al. 2021) – was die These vom „Ende des Büros“ (Höhne/Michel 2021: 143) nicht gerade stützt. Rund 25 Prozent mehr Homeoffice wäre möglich, aber 45 Prozent der Berufstätigen müssen ihre Arbeit vor Ort verrichten (Alipour et al. 2021). Zahlen aus den USA belegen die damit verbundene enorme soziale Ungleichheit. So können 61,5 Prozent des einkommensstärksten Viertels der Bevölkerung von zu Hause aus arbeiten, während es im untersten Viertel gerade einmal 9,2 Prozent sind (Gamio 2020). So verteilt sich das Risiko einer Ansteckung sozial selektiv. Für Deutschland hat der NDR Zahlen der Techniker Krankenkasse für das Jahr 2020 veröffentlicht (siehe Abb. 1). Im Schnitt wurden aufgrund einer Covid-19-Erkrankung knapp 500 pro 100.000 Erwerbstätige krankgeschrieben. Mit rund 1.200 Fällen waren Pflegekräfte und Kitaangestellte mehr als doppelt so oft betroffen, in Wissenschaft und Forschung Tätige weniger als halb so oft (200 Fälle) (Deutskens 2021).

Die *soziale Peripherie* von Covid-19 verläuft entlang von *class*, *race* und *gender*. Die bereits zitierten Zahlen des RKI (2021) sind für die Frage nach *class* relevant. Zwar lässt die soziale Deprivation einer Region nicht unmittelbar darauf schließen, dass ihre ärmeren Bewohner_innen stärker von Covid-19 betroffen sind. Die Zahlen belegen jedoch, dass Bezieher_innen von Hartz IV nahezu doppelt so oft aufgrund von Covid-19 hospitalisiert werden wie Erwerbstätige. Mitverantwortlich dafür ist, dass ärmere Menschen vielfach Vorerkrankungen haben (Wahrendorf et al. 2021: 317 f.). Auch ohne Pandemie haben Frauen mit niedrigem Einkommen eine im Schnitt 4,4 Jahre kürzere Lebenserwartung als Frauen mit hohem Einkommen, bei Männern



macht die Diskrepanz sogar 8,6 Jahre aus (Wahrendorf et al. 2021: 314). Hinzu kommt, dass prekäre Arbeit meist vor Ort verrichtet werden muss, was dazu führt, dass ärmere Menschen dem Virus stärker ausgesetzt sind. Weniger wohlhabende Menschen leben zudem oftmals in beengten Wohnverhältnissen. **Zu Hause zu lernen oder zu arbeiten, sich gegenseitig aus dem Weg zu gehen, ist kaum möglich. Vielerorts sind auch die notwendigen digitalen Infrastrukturen nicht verfügbar.** Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB 2021: 9 f.) hat zudem herausgestellt, dass die finanziellen Einbußen in der Pandemie vor allem in den unteren Einkommensschichten hoch waren, während Besserverdienende kaum Einbrüche hinnehmen mussten und viele Superreiche ihre Vermögen sogar mehren konnten. **Das Alltagsleben der prekären Vielen ist also stark von Covid-19 betroffen, wenngleich darüber weit weniger bekannt ist als über das Leben der Mittel- und Oberschichten in ihrer individualisierten, familiären Häuslichkeit.**

Zur Auswirkung von *race* auf die soziale Peripherie von Covid-19 gibt es für Deutschland kaum Daten. Wenn überhaupt, gibt es Informationen zu Menschen mit Migrationshintergrund. Aus den USA, Großbritannien und Kanada ist bekannt, dass People of Color wesentlich öfter an Covid-19 erkranken und sterben als weiße Menschen (PHE 2020; CDC 2021; Keil 2021a). Das Zusammenwirken von *race*, prekärer Arbeit, Armut und dem gesteigerten Zugriff durch Sicherheitskräfte in den USA hat Catherine Powell (2020) als „interlocking pandemics“ beschrieben. In den OECD-Staaten erkrankten Menschen mit Migrationshintergrund etwa doppelt so oft wie Menschen ohne Migrationshintergrund (OECD, zit. nach Mijnsen 2021). Die Daten aus

Abb. 1 Krankschreibungen aufgrund von Covid-19-Diagnosen pro 100.000 Erwerbstätige im Jahr 2020 (Auswahl; eigene Darstellung nach NDR und Techniker Krankenkasse in Deutschem 2021)

Berlin, Bremen, Hamburg und Köln, nach denen eher prekarierte Stadtteile von Covid-19 betroffen sind, legen nahe, dass Menschen mit Migrationshintergrund stärker betroffen sind (siehe insb. Haas/Eckstein 2021 zu Köln). Das liegt daran, dass der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund an ärmeren Bevölkerungsschichten überproportional hoch ist (Metzing 2021: 291). Das erhöhte Risiko von Migrant_innen, an Covid-19 zu erkranken, wird auch mit ihrem eingeschränkten Zugang zum Gesundheitssystem und zu Testzentren, der verbreiteten Nutzung des ÖPNVs, mit der schlechteren Ansprache durch die Versorger_innen, mit bestehenden Kommunikationsbarrieren und dem Unwillen von Behörden erklärt (Filzmaier/Perlot 2021; Haas/Eckstein 2021; Sneath 2020). So wurde in den großen Geflüchtetenunterkünften noch Mitte April kaum geimpft, obwohl dies seit Ende Februar möglich gewesen wäre (Röhlig 2021). Die globale Ungleichheit des Zugangs zu Vakzinen setzt sich hier im Kleinen fort.

Ein weiterer Ort der Ungleichheit ist der Arbeitsbereich. So ist der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund, die im (systemrelevanten) Niedriglohnsektor arbeiten, weit größer als derjenige von Menschen ohne Migrationsgeschichte. Zahlen von 2018 zufolge haben 28,5 Prozent der abhängig Beschäftigten im Niedriglohnsektor einen Migrationshintergrund, während dieser Anteil in der „autochthonen Bevölkerung“ nur bei 19,5 Prozent liegt (Grabka/Göbler 2020: 24 f.). Hinzu kommt, dass Menschen mit Migrationshintergrund öfter pandemiebedingt entlassen werden (IAB 2020: 11 f.).

Wie *class* und *race* fällt auch *gender* als Kategorie der Ungleichheit ins Gewicht. Männer haben zwar häufiger einen schweren Verlauf von Covid-19-Erkrankungen und sterben öfter als Frauen. Demgegenüber erkranken Frauen öfter und scheinen vermehrt Langzeiterkrankungen auszuprägen. Die höhere Betroffenheit von Frauen hat ihre Ursache unter anderem in ihrer beruflichen Exponiertheit. In den stark von Covid-19 betroffenen Berufsgruppen (siehe Abb. 1) arbeiten überdurchschnittlich viele Frauen. Gemäß den Daten des Statistischen Bundesamts ist das Personal in Krankenhäusern zu über 75 Prozent weiblich, in der ambulanten Pflege sind es über 80 Prozent (Mullis 2020). In den am wenigsten betroffenen Berufsgruppen liegt der Männeranteil hingegen bei bis zu 86 Prozent (Deutskens 2021).

Mütter tragen zudem angesichts von Schul- und Kitaschließungen die Hauptlast der Kinderbetreuung, wenn auch Väter „überproportional mehr Zeit in die Betreuung ihrer Kinder“ investierten als zuvor (Zinn et al. 2020). Von Geschlechtergerechtigkeit kann noch immer keine Rede sein, so Strüver (2021: 167). Was die Pandemie mit ihrer „Verdichtung der Körper im Wohnraum“ erreicht habe, ist, die „Funktionsmischung auf engstem Raum“ zu radikalieren. „Dadurch hat die Coronakrise die Carekrise und die anhaltend untertheoretisierten Grundlagen kapitalistischer Gesellschaften, die Sorgearbeit, sicht- und spürbar gemacht.“ (Strüver 2021: 168) Ebenfalls zugenommen hat in Zeiten der Pandemie die häusliche Gewalt, von der Frauen und Kinder besonders stark betroffen sind. Genaue Zahlen liegen für Deutschland nicht vor. Verschiedene Opferberatungsstellen sprechen für 2020 von einer Zunahme der Meldungen von 8 bis 10 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Berlin (Land Berlin 2021) und Niedersachsen (Niedersächsisches Ministerium für Inneres und Sport 2021) belegen eine Zunahme der häuslichen Gewalt von jeweils rund 7 Prozent im Vergleich zu 2019. Belegt ist

zudem eine zyklische Dynamik der Fälle mit enormen Ausschlägen während der Schließung von Schulen und Kitas.

Insgesamt, scheint mir, formulieren Biglieri, De Vidovich und Keil (2020) eine wichtige Heuristik, um die verräumlichten Ordnungen der Pandemie zu durchdringen. Auch in Deutschland machen die Geographien von Covid-19 peripherisierte Bereiche der Gesellschaft sichtbar. Menschen in prekären Wohn- und Arbeitssituationen sowie entlang von *class*, *race* und *gender* Diskriminierte erkranken und sterben öfter. Zudem werden Diskriminierungen in vielfacher Weise durch die Schutzmaßnahmen verstärkt (Eckardt 2020). Diese gesellschaftlichen Verortungen nehmen Betroffene auch wahr. Nach der ersten Welle der Pandemie im Sommer 2020 erachtete eine Mehrheit der Bevölkerung den Zusammenhalt in der Gesellschaft als verbessert. Alleinerziehende, Menschen mit Migrationshintergrund, Geringverdienende und Menschen mit einer körperlichen Behinderung bewerten den gesellschaftlichen Zusammenhalt jedoch als schlechter im Vergleich zur Zeit vor der Pandemie (Follmer et al. 2020: 10).

3. Geographien der Zentralisierung und gesellschaftliche Zentralitäten

So produktiv die Perspektive auf Peripherisierung auch ist, sie hat den bedeutsamen Mangel, dass sie Dimensionen gesellschaftlicher Zentralität tendenziell vernachlässigt. Die unmittelbar herrschaftliche Seite der Produktion der Geographien von Covid-19 droht, unbeachtet zu bleiben. Mir liegt es fern, die populistische Spaltung zwischen den Eliten bzw. Zentralitäten als Täter_innen und der unschuldigen Bevölkerung bzw. den Peripherien zu befördern. Michel Foucault (1982: 240-247) macht unmissverständlich klar, dass das Subjekt immer Teil der bestehenden Verhältnisse ist, sie hervorbringt und reproduziert. Gleichzeitig belegen Grégoire Chamayou (2019) und Jamie Peck (2008), dass die gegenwärtige neoliberalisierte Gesellschaftsordnung auf politischen Strategien und der (autoritären) Durchsetzung im ökonomischen und politischen Zentrum der Gesellschaft beruht. Ich werde im Folgenden vier Bereiche skizzieren, in denen Zentralität bzw. Prozesse der Zentralisierung für Geographien der Pandemie von Bedeutung sind: Verstädterung, Mobilität, Primat der Wirtschaft und Governance. Die Überlegungen sind nicht abschließend, dürften aber wichtige Punkte abdecken. Dennoch kommen in der Art und Weise, wie die Pandemie konfrontiert wird, auch andere Zentralitäten zum Vorschein, etwa das Primat der Kleinfamilie und des Eigenheims mit Garten. Ich formuliere meine Überlegungen zur Zentralität nicht als Widerspruch zur Perspektive auf Peripherisierung (Biglieri/De Vidovich/Keil 2020), sondern es geht mir eher darum, Hinweise auf die Wechselverhältnisse zwischen Zentralität bzw. Zentralisierung und Peripherie bzw. Peripherisierung in der Produktion der Geographien von Covid-19 zu geben (vgl. Naumann 2021).

Erstens: Verstädterung. Die Lombardei und der Großraum von Toronto dienen Biglieri, De Vidovich und Keil (2020) in ihren Ausführungen zu den Auswirkungen von Verstädterung auf das Pandemiegeschehen als Ausgangspunkte. Beide Regionen sind, global betrachtet, hoch urbanisiert und zentralisiert – es handelt sich um zwei wirtschaftlich prosperierende

Räume in G7-Staaten. Gerade die Maßstabebene der Betrachtung spielt für die Bewertung von Zentralität und Peripherie offenkundig eine wichtige Rolle. Es macht also einen bedeutsamen Unterschied, ob die Geographien aus einer globalen oder einer städtischen Perspektive betrachtet werden (Smith 1987: 64). Mit Blick auf den Globalen Süden unterstreichen Kip (2021) und de Souza (2021), bezogen auf ländliche Räume in Deutschland betont Naumann (2021), dass Peripherie nicht gleich Peripherie ist. Zwar betrifft überall – von Bengaluru und Mohali über Beirut, Tunis und Berlin bis zu Mexiko-Stadt, Nairobi und Johannesburg – die „Pandemie ohnehin schon sozioökonomisch benachteiligte Gruppen“ weit stärker (Kip 2021: 172). Die Betroffenheit in peripheren Regionen des Amazonas oder den Townships von Johannesburg ist jedoch eine andere als in den ländlichen Peripherien Deutschlands oder den Vororten von Toronto und Mailand. Womöglich haben hier die von Maximilian Förtner, Bernd Belina und Matthias Naumann (2019) eingeführten Begriffe *umfassende Peripherisierung*, *peripheres Zentrum* sowie *zentrale Peripherie* ein Potenzial zur Weiterentwicklung.

Neben anderen hat Keil selbst die zentrale Bedeutung der extensiven Urbanisierung von Gesellschaft für die Entwicklung, die Ausbreitung und die Bekämpfung von Pandemien hervorgehoben (vgl. Ali/Keil 2008; Connolly/Keil/Ali 2021; Davis 2020 [2005]). Die Genese des Virus und seine gesellschaftliche Affizierung hängen somit auf globaler Ebene ganz grundsätzlich mit Prozessen kapitalistischer Zentralisierung und urbanisierter Mensch-Natur-Verhältnisse zusammen. Wenn auch Höhne und Michel (2021: 142) zuzustimmen ist, dass Covid-19 zu „tiefgreifenden Transformationen nahezu jeden Aspekts des urbanen Lebens geführt“ hat, geht in Anbetracht der globalen Wirkmacht von Verstädterungsprozessen die These der „Enturbanisierung“ mit Sicherheit zu weit. Pointiert antwortet Anna-Lisa Müller (2021): „Kein Ende, sondern eine Veränderung des Städtischen“. Sie betont die digitale „Neuformierung sozialer Interaktionen“ sowie die „Restrukturierung des öffentlichen Raums“ (Müller 2021: 201). Ich möchte jedoch unterstreichen, dass *Veränderung* als Perspektive der tendenziellen gleichförmigen Verschiebung zu kurz greift. Covid-19 wird zu einer weiteren *Akzentuierung sozialer Polarisierung* in den urbanisierten Landschaften führen und damit soziale Krisen nicht nur verändern, sondern vertiefen. Während sich der weit kleinere Teil der urbanen Bevölkerung verstärkt „sichere Orte“ mit Platz und Grün erschließen und absichern wird, dürften die Vielen eher in die vergessenen Dichten und damit an Orte gedrängt werden, die mit „Überfüllung, Enge, Chaos und Krankheit“ (Roskamm 2021: 206) konnotiert sind. Zu befürchten ist eine Art Rückkehr der bürgerlichen Angst vor urbanisierter Dichte mit allen negativen Folgen der sozialen und paternalistischen Kontrolle und Exklusion (vgl. Lindner 2007; Roskamm 2021).

Zweitens: Mobilität. Der zentrale Mechanismus der von Wuhan, China, ausgehenden Ausbreitung von Covid-19 war der globale Flugverkehr, also Mobilität (Mouton et al. 2020). Dass sich auch hier bedeutsame Relationen zwischen Zentrum und Peripherie beschreiben lassen, darauf verweisen Daten hinsichtlich der Verbreitung von Covid-19, die mir Dieter Müller von *medico international* zur Verfügung gestellt hat: So dürfte der erste bestätigte Covid-19-Fall in Südafrika auf einen Skiurlaub in Italien zurückgehen (NICD 2020) und die erste Infektion im Senegal auf einen französischen

Staatsbürger, der aus Frankreich zurückkehrte (WHO 2020). Die erste Covid-19-Tote in Brasilien war eine Haushaltshilfe, die sich bei ihrer Arbeitgeberin angesteckt hatte, die sich ihrerseits beim Karneval in Italien infiziert haben dürfte (Blasberg 2020). In gewisser Weise wurde das Virus von lokalen Eliten, die sich Reisen in den Globalen Norden leisten können, ins Land gebracht, bevor es sich mit voller Wucht in den gesellschaftlichen Peripherien ausbreitete. Aber auch Arbeitsmigration zwischen Zentrum und Peripherie sowie transnationale Warenketten sind von Bedeutung. So geht einer der ersten Fälle in Ecuador auf eine ecuadorianische Staatsbürgerin zurück, die in Spanien gearbeitet, aufgrund der Krise jedoch arbeitslos geworden und zurückgekehrt war (España 2020). In Indien trug die massenhafte Bewegung aus den urbanen Zentren in die Peripherien zur Ausbreitung des Virus bei. Als während der ersten Welle von März bis September 2020 ein Lockdown verhängt wurde, strömten die prekarierten Arbeiter_innen arbeitslos zurück in die Peripherie (Verma 2020). In Deutschland stand der erste bestätigte Fall in enger Beziehung zu internationalisierten Produktionsketten der Autoindustrie. Am Hauptsitz eines Oberbayerischen Autozulieferers, der in Wuhan ein Werk betreibt, fand eine Schulung statt, an der eine Mitarbeiterin aus China teilnahm (Kunkel 2021).

Diese globalen Verknüpfungen zusammen mit dem Faktor Skiurlaub in Italien und Österreich haben in Deutschland dafür gesorgt, dass die ersten Hotspots der Pandemie in den wirtschaftlich starken und wohlhabenden Regionen von Bayern, Baden-Württemberg und Hamburg auftraten (Blätgen/Milbert 2020: 34). Erst mit der Zeit, so belegen Studien (Plümper/Neumayer 2020; Wachtler et al. 2020b), verschob sich der Schwerpunkt des Pandemiegeschehens in Regionen mit erhöhter sozioökonomischer Deprivation. Deutlich wird: Globale Mobilität hat viel mit Mustern der Ungleichheiten zwischen Zentrum und Peripherie zu tun und diese Ungleichheiten sind relevant für die Ausbreitung des Virus und wo es verdichtet.

Drittens: Primat der Wirtschaft. Die Fokussierung auf Prozesse der Peripherisierung kaschiert an mancher Stelle, dass das Pandemiegeschehen Ausdruck der Zentralität eines Sektors sein kann. Die hohen Zahlen von erkrankten, meist weiblichen Pflegekräften sind nicht allein Ausdruck für deren Peripherisierung, sondern deutliches Zeichen der zentralen Relevanz des Gesundheitssektors in der Pandemie. Das Argument lässt sich unter anderen Vorzeichen für die Ausbrüche in der Fleischindustrie, in Logistikzentren sowie Kitas und Schulen fortsetzen. Im ersten Fall trafen die hohen Inzidenzen eine bedeutsame Exportindustrie, die in manchen Regionen Deutschlands die Wertschöpfungsketten bestimmt und somit nicht stillstehen durfte (Birke 2021). Für den zweiten Fall beschreibt Agnieszka Mróz (2021), Amazon-Arbeiterin im polnischen Poznań, exemplarisch die Rolle ihrer Sparte sowie ihre eigene Position darin: „Wir sind keine Opfer, wir arbeiten an einer zentralen Schaltstelle des globalen Kapitalismus, die für das Funktionieren des Warenkreislaufs entscheidend ist.“ Und im dritten Fall wird trotz der Verweise auf Bildungsgerechtigkeit und Chancengleichheit deutlich, dass Schulen und Kitas vor allem deshalb offenbleiben bzw. geöffnet wurden, um die Arbeitskraft der Eltern verfügbar zu halten. Auch das nun von der Bundesregierung vorgelegte „Aufholprogramm“ adressiert die pandemiebedingten Entbehrungen von Kindern und Jugendlichen vornehmlich

als Bildungsdefizite, die eine Gefahr für den Wirtschaftsstandort Deutschland darstellen (Brandes 2021; Schnaas 2021).

In Deutschland wurden während der langen Monate der Pandemie zentrale Bereiche der Wirtschaft und Industrie geschützt und die Produktion wurde aufrechterhalten. Wie umfassend dies umgesetzt wurde, verdeutlichen die oben zitierten Zahlen: 87,2 Prozent der Bruttowertschöpfung waren im Februar 2021 nicht unmittelbar von den Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie betroffen (Janson 2021). Anstatt den Schutz der Menschen zu erhöhen, wurden in einigen strategisch relevanten Sektoren, etwa in der Pflege, Qualitätsstandards aufgeweicht (ntv 2020) und Arbeitszeitenregelungen gelockert (Malburg 2020). Gleiches gilt für landwirtschaftliche Erntehelfer_innen, die meist für die Saisonarbeit aus Osteuropa kommen. Hier wurde die Dauer einer sozialversicherungsfreien Beschäftigung von 70 auf 102 Tage erhöht; in Fällen von Massenausbrüchen wurde „Arbeitsquarantäne“ verhängt (Strack 2021).

Viertens: Governance. Der politische Umgang mit der Pandemie ist in Deutschland von Bundesland zu Bundesland und global gesehen von Land zu Land (sehr) unterschiedlich. Die Reaktionen in Demokratien wie Diktaturen reichen von Verharmlosung und Leugnung bis hin zu drastischen Lockdowns, schwerwiegenden Eingriffen in die Grundrechte und zur Intensivierung von Überwachung und Kontrolle. Der Ort der politischen Entscheidung ist nicht per se der Nationalstaat und im Laufe der Pandemie waren skalare Verschiebungen der politischen Regulierung zu beobachten. In Frankreich etwa nimmt der Nationalstaat unbestritten die zentrale Rolle ein, während in föderalen Deutschland die Bekämpfung der Pandemie vornehmlich Ländersache oder gar eine Angelegenheit der Kommunen ist. Mit der „Bundes-Notbremse“ vom April 2021 wurde in Deutschland hingegen eine Reskalierung von Zentralität auf die Ebene des Nationalstaates vorgenommen. In Indien ging Premierminister Narendra Modi einen anderen Weg. Während er in der ersten Welle die Pandemie auf nationaler Ebene regulierte, delegierte er die Lockdowns in der zweiten Welle im Frühjahr 2021 auf die Ebene der Bundesstaaten, um nicht weiterhin für unpopuläre Entscheidungen verantwortlich zeichnen zu müssen (SRF 2020). Wichtig scheint mir also mit Blick auf die Geographien von Covid-19, dass die administrative Regulierung der Pandemie – auf welcher Maßstabsebene auch immer sie vollzogen wird – eine Form der Zentralität darstellt, die für die Produktion von sicheren und unsicheren Orten relevant ist (vgl. Collard 2012; Hannah et al. 2020). Besonders deutlich wird dies mit Blick auf die nationale Ebene. So hat etwa das ignorante Agieren nationaler Behörden – um Donald Trump in den USA, Jair Bolsonaro in Brasilien oder Narendra Modi in Indien – viel mit den dramatischen Verläufen der Pandemie in den jeweiligen Ländern zu tun. Die oben beschriebenen Prozesse der Peripherisierung haben aber immer auch eine Dimension der politischen Produktion und werden daher an Orten der politischen Zentralität hervorgebracht.

4. Schluss

Die Geographien von Covid-19 markieren auch in Deutschland vielfältige räumliche, institutionelle und soziale Peripherisierungen, wobei die

Ungleichheiten entlang von *class*, *race* und *gender* verlaufen. Die Perspektive von Biglieri, De Vidovich und Keil (2020) erweist sich als enorm hilfreich, um die Ungleichheiten klar zu erfassen. Die Fokussierung auf Peripherisierung reicht jedoch nicht aus, um die Geographien von Covid-19 zu entschlüsseln. Mir scheint, dass mit Zentralität assoziierte Prozesse der globalen Urbanisierung, das Primat der Wirtschaft und ihrer Netzwerke sowie Regierungsweisen eine bedeutsame Rolle für die Ausbreitungsmuster des Virus haben und somit bedacht werden müssen. Die Bedeutung von Zentralität zu betonen, heißt jedoch nicht, zu behaupten, dass die Last des Virus nicht vor allem in den Peripherien geschultert würde. Peripherisierte Menschen in marginalisierten Regionen sind öfter und stärker von Krankheit und Entbehrungen betroffen als Menschen in den Zentren der Gesellschaft. Peripherie ist nicht gleich Peripherie. Die Maßstabebene der Betrachtung ist relevant dafür, was als solche in Erscheinung tritt. Peripherisierung ist ein politischer Prozess, der Menschen einen Platz zuweist. Diese Plätze können auf einer anderen Ebene zentral sein, etwa die Arbeit im Gesundheitswesen, in Logistikzentren oder Schulen und Kitas. Die Formierung der Subjekte als peripher in den zentralen „Schaltstellen des globalen Kapitalismus“ (Mróz 2021) ist eine Praxis des Unvernehmen-Machens der Stimmen. Sie dient einerseits der Externalisierung von sozialen Problemlagen auf bestimmte Gruppen mit zugeschriebenen Merkmalen entlang von *class*, *race* und *gender* sowie dem Verfügbarhalten billiger Arbeitskräfte. Die alleinige Fokussierung auf Peripherien und die damit einhergehende Zuschreibung von peripheren Positionen birgt daher die Gefahr, die Ordnung der Ungleichheit zu reproduzieren und damit (ungewollt) zu stützen. Deshalb ist das Betonen von Zentralitäten der Pandemie unerlässlich. Covid-19 markiert somit nicht allein die Peripherie in der Stadt und der Gesellschaft, sondern auch gut kaschierte Zentralitäten kapitalistischer Vergesellschaftung. Die Pandemie macht in gewisser Weise das Unsichtbare sichtbar (Haid 2021). Darin liegt ein politisches Potenzial zum gemeinsamen Erringen des „Rechtes auf Zentralität“ (Lefebvre 2014 [1970]: 144) und einer wirklich urbanen Gesellschaft.

Dieser Beitrag wurde veröffentlicht mit Unterstützung des Open-Access-Publikationsfonds der Leibniz-Gemeinschaft.

Endnoten

- [1] Ich bedanke mich bei Louisa Bäckermann, Peter Birke sowie der s u b \ u r b a n-Redaktion für die aufmerksame Lektüre und die hilfreichen Kommentare.

Autor_innen

Daniel Mullis ist Humangeograph. Er forscht zu politischer Philosophie, Sozialprotesten sowie Krisendynamiken, aktuell insbesondere zum Neuen Autoritarismus.
mullis@hsfk.de

Literatur

- Ali, Harris S. / Keil, Roger (Hg.) (2008): *Networked disease. Emerging infections in the global city*. Malden: Wiley-Blackwell.
- Alipour, Jean-Victor / Falck, Oliver / Peichl, Andreas / Sauer, Stefan (2021): *Homeoffice-Potenzial weiterhin nicht ausgeschöpft*. München: ifo Institut.
- Bäckermann, Louisa / Birke, Peter (2021): *Über die stadtpolitische Lokalisierung der Corona-Krise in Göttingen und Berlin*. https://coronamonitor.noblogs.org/2021/01/15/gefaehrliche_orte/ (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Biglieri, Samantha / De Vidovich, Lorenzo / Keil, Roger (2020): *City as the core of contagion? Repositioning Covid-19 at the social and spatial periphery of urban society*. In: *Cities & Health*. <https://doi.org/10.1080/23748834.2020.1788320>.
- Birke, Peter (2021): *Die Fleischindustrie in der Coronakrise. Eine Studie zu Arbeit, Migration und multipler Prekarität*. In: *Sozial.Geschichte Online* 29, 1-47.
- Blasberg, Marian (2020): *Stehpinkler und ihre Mägde*. In: *Der Spiegel* 22/2020, 86-92.
- Blätgen, Nadine / Milbert, Antonia (2020): *Dichte und Pandemie – Gibt es räumliche Erklärungsmuster für das Infektionsgeschehen in Deutschland?* In: *Informationen zur Raumentwicklung* 47/4, 30-45.
- Brandes, Tanja (2021): *Jugend in der Pandemie: Entweder effizient – oder verloren*. In: *Berliner Zeitung*, 11.5.2021. <https://www.berliner-zeitung.de/politik-gesellschaft/jugend-in-der-pandemie-entweder-effizient-oder-verloren-li.158339> (letzter Zugriff am 25.5.2021).
- Brenner, Neil / Schmid, Christian (2015): *Towards a new epistemology of the urban?* In: *City* 19/2-3, 151-182.
- CDC (2021): *Risk for Covid-19 infection, hospitalization, and death by race/ethnicity*. Centers for Disease Control and Prevention. <https://www.cdc.gov/coronavirus/2019-ncov/Covid-data/investigations-discovery/hospitalization-death-by-race-ethnicity.html> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Chamayou, Grégoire (2019): *Die unregierbare Gesellschaft. Eine Genealogie des autoritären Liberalismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Collard, Rosemary-Claire (2012): *Cougar — Human entanglements and the biopolitical un/making of safe space*. In: *Environment and Planning D* 30/1, 23-42.
- Connolly, Creighton / Keil, Roger / Ali, Harris S. (2021): *Extended urbanisation and the spatialities of infectious disease. Demographic change, infrastructure and governance*. In: *Urban Studies* 58/2, 245-263.
- Davis, Mike (2020 [2005]): *Vogelgrippe. Zur gesellschaftlichen Produktion von Epidemien*. Pdf-Version. Berlin/Hamburg: Assoziation A.
- Deutskens, Annette (2021): *Pflegekräfte und Kita-Beschäftigte erkranken öfter an Covid*. In: *NDR*, 7.3.2021. <https://www.ndr.de/nachrichten/niedersachsen/Pflegekraefte-und-Kita-Beschaefigte-erkranken-oefter-an-Covid,corona7020.html> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- DGB (2021): *Verteilungsbericht 2021*. Berlin: Deutscher Gewerkschaftsbund Bundesvorstand.
- Eckardt, Frank (2020): *Vertiefung der Gräben. Corona in der fragmentierten Stadt*. In: *dérive* 80, 26-30.
- España, Sara (2020): *Una mujer llegada de España, primer caso de coronavirus en Ecuador*. In: *El País*, 29.2.2020. <https://elpais.com/sociedad/2020-02-29/una-mujer-llegada-de-espana-primer-caso-de-coronavirus-en-ecuador.html> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Filzmaier, Peter / Perlot, Flooh (2021): *Mediennutzung in der Corona-Pandemie. Informationsverhalten von Personen mit Migrationshintergrund zum Thema Corona*. Wien: Österreichischer Integrationsfonds.
- Flade, Florian / Ghassim, Armin / Grill, Markus / Reisin, Andrej / Schreijaeg, Jonas (2021): *Die Ahnungslosigkeit der Politik*. In: *Tagesschau*, 4.3.2021. <https://www.tagesschau.de/investigativ/panorama/corona-soziale-faktoren-101.html> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Follmer, Robert / Brand, Thorsten / Unzicker, Kai (2020): *Gesellschaftlicher Zusammenhalt in Deutschland 2020*. Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Förtner, Maximilian / Belina, Bernd / Naumann, Matthias (2019): *Stadt, Land, AfD. Zur Produktion des Urbanen und des Ruralen im Prozess der Urbanisierung*. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 7/1-2, 23-44.

- Foucault, Michel (1982): Subjekt und Macht. In: Ders. (2005): *Analytik der Macht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 240-263.
- Füller, Henning / Dzudzek, Iris (2020): Die Logik des Ausbruchs. Formierung von Covid-19 durch Krisenbearbeitungsweisen. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 8/3, 165-182.
- Gamio, Lazaro (2020): The workers who face the greatest coronavirus risk. In: *The New York Times*, 15.3.2020. <https://www.nytimes.com/interactive/2020/03/15/business/economy/coronavirus-worker-risk.html?smid=tw-share> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Goersch, Henning (2020): *Akkon-Bevölkerungsstudien zu Verhalten, Erleben und Bewältigung der deutschen Bevölkerung in der Corona-Krise*. Berlin: akkon Hochschule für Humanwissenschaften.
- Grabka, Markus M./ Göbler, Konstantin (2020): *Der Niedriglohnsektor in Deutschland. Falle oder Sprungbrett für Beschäftigte?* Gütersloh: Bertelsmann Stiftung.
- Haas, Simon / Eckstein, Charlotte (2021): Warum Migrantinnen und AfD-Wähler ein höheres Ansteckungsrisiko haben. In: *NZZ*, 16.5.2021. <https://www.nzz.ch/international/deutschland/warum-corona-migranten-und-afd-waehler-oeffter-trifft-ld.1624457> (letzter Zugriff am 25.5.2021).
- Haid, Christian (2021): Die Stadt am Ende? Am Ende die Stadt. Chancen für eine gerechtere Stadt mit und nach Covid-19. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 193-200.
- Hannah, Matthew G. / Hutta, Jan S. / Schemann, Christoph (2020): Thinking through Covid-19 responses with Foucault – an initial overview. In: *Antipode Online*, 5.5.2020. <https://antipodeonline.org/2020/05/05/thinking-through-covid-19-responses-with-foucault/> (letzter Zugriff am 6.4.2021).
- Höhne, Stefan / Michel, Boris (2021): Das Ende des Städtischen? Pandemie, Digitalisierung und planetarische Enturbanisierung. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 141-149.
- IAB (2020): Befunde der IAB-forschung zur Corona-Krise – Zwischenbilanz und Ausblick. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 26.8.2020. http://doku.iab.de/grauepap/2020/IAB-Befunde_Covid-19.pdf (letzter Zugriff am 10.5.2021).
- Ismar, Georg (2021): „Der Fehler ist doch: Man hätte nicht jahrzehntelang zündeln dürfen“. Die Corona-Spaltung am Beispiel Köln. In: *Tagesspiegel*, 3.5.2021. <https://www.tagesspiegel.de/politik/die-corona-spaltung-am-beispiel-koeln-der-fehler-ist-doch-man-haette-nicht-jahrzehntelang-zuendeln-duerfen/27149524.html> (letzter Zugriff am 4.5.2021).
- Janson, Matthias (2021): 13 Prozent der Wirtschaft direkt von Lockdown betroffen. <https://de.statista.com/infografik/amp/24068/anteile-der-wirtschaftsbereiche-an-der-gesamten-bruttowertschoepfung-deutschlands/> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Keil, Roger (2018): *Suburban planet. Making the world urban from outside in*. Cambridge/Medford, MA: Polity Press.
- Keil, Roger (2021a): Covid Urban. Dimensionen der Peripherie in der städtischen Gesellschaft, Vortrag am 26.1.2021 im Rahmen der translokalen Vorlesungsreihe „Geographien von Covid-19“. <https://vimeo.com/505594604> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Keil, Roger (2021b): Höher, weiter, breiter. Die endlose Stadt nach Covid-19. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 185-191.
- Kip, Markus (2021): Krisendiagnostik einer kritischen Stadtforschung. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 171-177.
- Kunkel, Ulrike (2021): Ein Jahr Corona in Deutschland. Wie das Virus zu uns kam. In: *ZDF heute*, 27.1.2021. <https://www.zdf.de/nachrichten/panorama/corona-bayern-china-webasto-100.html> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Land Berlin (2021): Entwicklung der häuslichen Gewalt 2020. Pressemitteilung vom 3.3.2021. <https://www.berlin.de/sen/justva/presse/pressemitteilungen/2021/pressemitteilung.1059664.php> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Lefebvre, Henri (1991 [1974]): *The production of space*. Oxford: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (2014 [1970]): *Die Revolution der Städte*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Lindner, Rolf (2007): Ganz unten. Ein Kapitel der Geschichte der Stadtforschung. In: *Wien Museum (Hg.): Ganz unten. Die Entdeckung des Elends*. Wien: Christian Brandstätter Verlag, 9-17.

- Malburg, Mascha (2020): Ausgequetscht wie Zitronen. In: Neues Deutschland, 9.4.2020. <https://www.neues-deutschland.de/artikel/1135340.hubertus-heil-ausgequetscht-wie-zitronen.html> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Metzing, Maria (2021): Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten, deren Nachkommen und Geflüchteten in Deutschland. In: Destatis / WZB / BiB (Hg.): Datenreport 2021. Bonn: bpb, 286-294.
- Miggelbrink, Judith (2020): Ländliche Räume – strukturschwach, peripher, abgehängt? In: Krajewski, Christian / Wiegandt, Claus-Christian (Hg.): Land in Sicht. Ländliche Räume in Deutschland zwischen Prosperität und Peripherisierung. Bonn: bpb, 64-79.
- Mijnssen, Ivo (2021): Migranten sind in Österreich anfälliger für eine Corona-Erkrankung – dies liegt weniger an ihrer Kultur als an der gesellschaftlichen Position. In: Neue Zürcher Zeitung, 6.4.2021. <https://www.nzz.ch/international/coronavirus-oesterreich-migration-als-risikofaktor-ld.1609783> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Mouton, Christopher / Grissom, Adam / Godges, John / Hanson, Russell (2020): COVID-19 air traffic visualization. RAND Corporation. <https://doi.org/10.7249/RRA248-6> (letzter Zugriff am 19.4.2021).
- Mróz, Agnieszka (2021): „Wenn wir wollen, steht das alles still“. In: WOZ 15/2021. <https://www.woz.ch/-b65d> (letzter Zugriff am 16.4.2021).
- Mullis, Daniel (2020): Mit der Corona-Krise in eine autoritär-individualistische Zukunft? Fünf Dimensionen gesellschaftlicher Transformation. In: PRIF Blog, 21.4.2020. <https://blog.prif.org/2020/04/21/mit-der-corona-krise-in-eine-autoritaer-individualistische-zukunft-fuenf-dimensionen-gesellschaftlicher-transformation/> (letzter Zugriff am 10.5.2021).
- Müller, Anna-Lisa (2021): Kein Ende, sondern eine Veränderung des Städtischen. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 201-204.
- Naumann, Matthias (2021): Das Ende des Ländlichen? Covid-19 als Krise ländlicher Räume. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 159-164.
- NICD (2020): First case of COVID-19 coronavirus reported in SA. The National Institute for Communicable Diseases, 5.3.2020. <https://www.nicd.ac.za/first-case-of-covid-19-coronavirus-reported-in-sa> (letzter Zugriff am 4.5.2021).
- Niedersächsisches Ministerium für Inneres und Sport (2021): Polizeiliche Kriminalstatistik 2020: Historisch niedrige Kriminalitätszahlen und gleichzeitig höchste Aufklärungsquote. <https://www.mi.niedersachsen.de/startseite/aktuelles/presseinformationen/polizeiliche-kriminalstatistik-2020-historisch-niedrige-kriminalitaetszahlen-und-gleichzeitig-hoehste-aufklaerungsquote-198676.html> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- ntv (2020): Pflege-TÜV wird wegen Corona-Krise ausgesetzt. In: ntv, 19.3.2020. <https://www.n-tv.de/ticker/Pflege-TUV-wird-wegen-Corona-Krise-ausgesetzt-article21655060.html> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Peck, Jamie (2008): Remaking laissez-faire. In: Progress in Human Geography 32/1, 3-43.
- PHE (2020): Disparities in the risk and outcomes of Covid-19. London: Public Health England.
- Pitter, Jay (2020): Urban density: Confronting the distance between desire and disparity. <https://www.azuremagazine.com/article/urban-density-confronting-the-distance-between-desire-and-disparity/> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Plümper, Thomas / Neumayer, Eric (2020): The pandemic predominantly hits poor neighbourhoods? SARS-CoV-2 infections and Covid-19 fatalities in German districts. In: European Journal of Public Health 30/6, 1176-1180.
- Powell, Catherine (2020): Interlocking Pandemics. In: Dies.: Proceedings of the ASIL Annual Meeting 114, 371-373.
- Rancière, Jacques (2002 [1995]): Das Unvernehmen. Politik und Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- RKI (2021): Soziale Unterschiede in der Covid-19-Sterblichkeit während der zweiten Infektionswelle in Deutschland. Robert Koch-Institut. https://www.rki.de/DE/Content/GesundAZ/S/Sozialer_Status_Ungleichheit/Faktenblatt_COVID-19-Sterblichkeit.html (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- Röhlig, Marc (2021): „Das rächt sich in der Pandemie“. In: Spiegel Online, 11.4.2021. <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/impfen-fuer-fluechtlingen-verzoegerungen-beim-start-der-impfkampagne-a-46a960da-74cc-4910-ab8a-3764afd2ed6b> (letzter Zugriff am 13.4.2021).

- Roskamm, Nikolai (2021): Urbanistische Heimsuchungen. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 205-211.
- Sander, Heiko (2021): Corona-Zahlen: Erhebliche Unterschiede in Hamburgs Stadtteilen. In: NDR, 7.4.2021. <https://www.ndr.de/nachrichten/hamburg/Corona-Zahlen-Erhebliche-Unterschiede-in-Hamburgs-Stadtteilen,stadtteile628.html> (letzter Zugriff am 10.5.2021).
- Schilling, Hannah (2021): Lokale urbane Welten sichtbar machen. Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 179-184.
- Schnaas, Dieter (2021): Schule und Corona: Die verachtete Jugend. In: WirtschaftsWoche, 9.5.2021. <https://www.wiwo.de/politik/deutschland/tauchsieder-die-verachtete-jugend/27172164-all.html> (letzter Zugriff am 10.5.2021).
- Smith, Neil (1987): Dangers of the empirical turn. Some comments on the CURS initiative. In: Antipode 19/1, 59-68.
- Snethlage, Matej (2020): Das Virus ist nicht egalitär. In: taz, 5.5.2020. <https://taz.de/Rassismus-im-Gesundheitswesen/!5679885/> (letzter Zugriff am 13.4.2021).
- de Souza, Marcelo Lopes (2021): Die Covid-19-Pandemie bedeutet nicht das Ende des Städtischen (aber vielleicht den Beginn eines besseren Verständnisses unserer Welt). Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 151-157.
- SRF (2020): Indien wird mit voller Wucht von zweiter Welle getroffen. 14.4.2021. <https://www.srf.ch/news/international/coronavirus-indien-wird-mit-voller-wucht-von-zweiter-welle-getroffen> (letzter Zugriff am 10.5.2021).
- Strack, Christoph (2021): Corona-Massenausbruch: „Zweierlei Maß“ bei Erntehelfern. In: Deutsche Welle, 4.5.2021. <https://www.dw.com/de/corona-massenausbruch-zweierlei-ma%C3%9F-bei-erntehelfern/a-57424712> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Strüver, Anke (2021): The end of care-less capitalism (as we knew it)? Kommentar zu Stefan Höhne und Boris Michel. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 165-170.
- Verma, Anshul (2020): Coronavirus: Huge crowds as India lockdown sparks mass migration. In: BBC News, 30.3.2020. <https://www.bbc.com/news/av/world-asia-india-52093574> (letzter Zugriff am 10.5.2021).
- Wachtler, Benjamin / Michalski, Niels / Nowossadeck, Enno / Diercke, Michaela / Wahrendorf, Morten / Santos-Hövener, Claudia / Lampert, Thomas / Hoebel, Jens (2020a): Socioeconomic inequalities and Covid-19 – A review of the current international literature. In: Journal of Health Monitoring 5/S7, 3-17.
- Wachtler, Benjamin / Michalski, Niels / Nowossadeck, Enno / Diercke, Michaela / Wahrendorf, Morten / Santos-Hövener, Claudia / Lampert, Thomas / Hoebel, Jens (2020b): Sozioökonomische Ungleichheit im Infektionsrisiko mit SARS-CoV-2 – erste Ergebnisse einer Analyse der Meldedaten für Deutschland. In: Journal of Health Monitoring 5/S7, 18-29.
- Wahrendorf, Morten / Rupperecht, Christoph J. / Dortmann, Olga / Scheider, Maria / Dragano, Nico (2021): Erhöhtes Risiko eines Covid-19-bedingten Krankenhausaufenthaltes für Arbeitslose: Eine Analyse von Krankenkassendaten von 1,28 Mio. Versicherten in Deutschland. In: Bundesgesundheitsblatt, Gesundheitsforschung, Gesundheitsschutz 64/3, 314-321.
- WHO (2020): Senegal reports first COVID-19 case. World Health Organization 2.3.2020. <https://www.afro.who.int/news/senegal-reports-first-covid-19-case> (letzter Zugriff am 6.5.2021).
- Zinn, Sabine / Kreyenfeld, Michaela / Bayer, Michael (2020): Kinderbetreuung in Corona-Zeiten: Mütter tragen die Hauptlast, aber Väter holen auf. In: DIW aktuell 51.

„Meine fotografische Arbeit ist Spiegelbild meines politischen Engagements.“

Interview mit der Fotografin Marily Stroux

Marily Stroux

Wie bist Du zum Fotografieren gekommen und was ist Dir bei Deiner Arbeit wichtig?

Ich bin mit Fotografie aufgewachsen. Schon als Kind habe ich zusammen mit meinem Vater fotografiert. Wir hatten sogar eine Dunkelkammer zu Hause. Nach der Geburt meiner Tochter fing ich an, Fotografie beruflich zu betreiben und soziale sowie politische Themen in den Blick zu nehmen. Dabei hat mich die Frage angetrieben, in was für einer Welt mein Kind eigentlich groß wird. Die Fotografie zeigte mir, dass vieles geändert werden muss und ich einen Teil dazu beitragen wollte und konnte. Zum Beispiel als in der Hafensstraße in Hamburg bei einer Räumung tatsächlich Türen aus dem Fenster flogen und keine Öffentlichkeit vor Ort war. Ich habe dann auf Fotos festgehalten, wie die Bewohner*innen zusehen mussten, wie ihre ganzen Sachen einfach aus dem Fenster geworfen, zu Müll erklärt und beschlagnahmt wurden. Wir haben das Foto sofort für ein Flugblatt genutzt, um die Räumung und den Umgang mit den Bewohner*innen öffentlich zu machen. Schon am nächsten Tag wussten viel mehr Menschen, welche Ungerechtigkeit sich hier ereignet hatte. Da wurde mir klar, was Fotografie bewirken kann. Dieses Ereignis motivierte mich, Ungerechtigkeiten auch weiterhin mittels der Fotografie zu dokumentieren.

Kannst Du uns etwas über die Entstehung der Fotoserie „Kinderspiele in der Stadt 1987-2021“ erzählen? Was führte zu den Arbeiten und was ist Dir dabei besonders in Erinnerung geblieben? Siehst Du Veränderungen, was das Aufwachsen von Kindern in der Stadt betrifft?

Ich war viel in den Hamburger Vierteln unterwegs, insbesondere in St. Pauli. Meine Kamera hatte ich immer dabei, denn die besten Momente kommen meist überraschend. Du musst also immer mit offenen Augen durch die Stadt laufen. So nahm ich vieles um mich herum sehr bewusst wahr. Situationen, die andere gar nicht bemerken würden, machte ich durch Fotos erst sichtbar.



Ein Beispiel: Ich saß in einem Café in der Wohlwillstraße. Während ich aus dem Fenster auf die Straße schaute, ging ein Junge an mir vorbei, der sich von einem Mädchen an der Leine führen ließ. Ich rannte aus dem Café und habe sofort ein Foto gemacht. Die Kinder guckten überrascht und auch etwas streng. Sie spielten in verteilten Rollen Hund und Hundehalterin. Heute, viele Jahre später, beobachte ich, wie die Nachbarkinder in unserem Garten Pferd spielen: Ein Kind hat die Leine um und eines zieht und befiehlt. Dazwischen liegen 30 Jahre und es sind Kinder aus ganz anderen Verhältnissen – aber alle spielen sie glücklich dieselben Spiele.

Ein weiteres Beispiel ist die Saure-Gurken-Konservendeckel-Schlacht: In der Simon-von-Utrecht-Straße gab es 1994 eine Brache, die als Parkplatz genutzt wurde. Eines Tages kam ich vorbei und sah mehrere Kinder, die euphorisch hunderte Gegenstände in die Luft warfen. Es sah aus wie ein Schlachtfeld, wie eine Kissenschlacht. Ich stieg von meinem Fahrrad und fing an, Fotos zu machen. Ich erkannte, dass die Kinder einen LKW aufgemacht hatten und es Deckel von Konservendosen waren, die da durch die Luft flogen. Als ich das verstanden hatte, kam schon ein schreiender Mann auf uns zugelaufen und wir sind im Nu alle weggerannt. Ich weiß leider nicht, was danach passierte.



Manchmal habe ich mich auch länger mit den Kindern unterhalten, um genauer zu verstehen, was sie spielen – etwa mit dem koreanischen Jungen vor dem Laden seines Vaters in der Emilienstraße in Eimsbüttel, der Glassplitter von einer Autoscheibe aufsammelte. Ich fragte ihn, was er da mache und er sagte mir, dass er Diamanten sammle. Die Scherben glitzerten tatsächlich sehr schön. „Was willst du damit tun?“, fragte ich weiter. Er sagte, dass er sich mit den Diamanten etwas kaufen wolle; einen Computer wünsche er sich. Dann kam sein Vater und schrie ihn an, dass das keine Diamanten seien und er sofort aufhören solle, mit diesem „Dreck“ zu spielen.



Oder die tägliche Rituale, die Kinder auf dem Nachhauseweg von der Schule vollzogen: Immer hielten sie an diesem Briefkasten an, um Telefon zu spielen.



Bei der Roten Flora gab es früher eine Baugrube. Bei Regen wurde diese zu einem See. Dann benutzen die Kinder alte abgerissene Plakate als Unterlage und rutschten den Hügel hinunter.





Kinder haben Fantasie und können aus Nichts wunderschönes Spielzeug erschaffen. Das liebe ich: umherlaufen und solche Dinge entdecken.



Irgendwann wurden diese verstreuten Aufnahmen zu einer Serie. Ich habe diese als Kalender veröffentlicht mit dem Titel *Kinderspiele in der Stadt – Ihr habt die Uhren, wir haben die Zeit*. Die Serie zu den Spielen in der Stadt ist also im Laufe der Jahre auf meinen Spaziergängen quasi nebenbei entstanden. Es war keine Auftragsarbeit!

Und das ist es auch, was mir an meiner Arbeit am besten gefällt: selber entscheiden zu können, was es wert ist, gezeigt zu werden und sich die Zeit nehmen zu dürfen, etwas so lange zu verfolgen, bis etwas Aussagekräftiges zusammenkommt.

Heute sehe ich in Hamburg kaum noch Kinder auf der Straße spielen. Vielleicht findet das noch in kleinen Städten oder Dörfern statt. Aber in den griechischen Flüchtlingscamps, wo den Kindern kaum Spielzeug zur Verfügung steht, blüht noch die Fantasie. Für mich stellt sich daher die Frage, ob Kinder, die weniger Spielzeuge besitzen, mehr Spielraum für ihre Fantasie haben.





Welche Rolle spielt Dein politisches Engagement bei Deiner fotografischen Arbeit?

Meine fotografische Arbeit ist Spiegelbild meines politischen Engagements. Beides ist miteinander verschmolzen: Das eine geht nicht ohne das andere. Ich begreife mich als politischen Menschen und alles, was ich sehe, sehe ich durch diese Brille. Ich beobachte, was um mich herum geschieht, ich versuche andere zu verstehen und mische mich ein, um die Situationen, die ich beobachte, visuell einzufangen und festzuhalten. Außerdem nutze ich meine fotografischen Kenntnisse, um sie Jugendlichen und Kindern beizubringen; als ein Werkzeug, mit dem sie ihre Perspektiven auf die Welt selbstbestimmt kommunizieren können. „Solange die Löwen nicht ihre eigenen Historiker haben, werden die Jagdgeschichten weiter die Jäger verherrlichen“, lautet mein allerliebstes Sprichwort. Und das ist auch das Motto meiner Arbeit mit Kindern: Ich wünsche mir ganz viele Löwen.

Seit einigen Jahren konzentriert sich Deine Arbeit vornehmlich auf Familien auf der Flucht oder Familien mit Migrationsgeschichte, wie Deine Projekte in Griechenland zeigen. Wie kam es dazu und welche Erfahrungen hast Du in diesen Arbeiten gemacht?

Ich arbeite seit über 30 Jahren mit Flüchtlingskindern und Fotografie (vgl. mein Buch *Bei mir ist alles normal*, das 2004 im Brandes & Apsel-Verlag erschienen ist). Mit den Flüchtlingsschiffen im Hamburger Hafen fing alles an: Hier mussten neu ankommende Familien anfangs leben. Es gab eigentlich nichts für Kinder. Gemeinsam mit weiteren antirassistischen Gruppen begannen wir damals, nachmittags in einem Zelt vor den Schiffen mit den Kindern zu spielen.

Später entwickelte sich daraus ein richtiges Programm, das eine *Terre des Hommes*-Gruppe für die Kinder auf den Schiffen anbot. In diesem Rahmen fing ich an, gemeinsam mit dem Psychologen Reimer Dohrn Fotoworkshops mit Kindern zu machen, speziell mit Kindern, die „freiwillig“ zurückkehren mussten, zum Beispiel nach Bosnien oder in den Kosovo oder mit Kindern, die aus Kriegsregionen kamen. Manche der damals sehr jungen Angekommenen sind heute noch meine Freund*innen. Sie sind mittlerweile zum Teil verheiratet, haben eigene Kinder oder arbeiten mit im Wohnschiffprojekt e. V.



Nach über zehn Jahren Fotoworkshops habe ich angefangen, diese Lebensgeschichten zu dokumentieren, beispielsweise mit dem kleinen Buch *Ich will mein baba back*. Hier erzählt eine Mutter mit ihren vier Kindern ihre Fluchtgeschichte. Während ich zuhörte, malten die Kinder ihre Erinnerungen. Daraus haben wir ein Büchlein gemacht, das für die Öffentlichkeit gedacht war und ihren Vater aus dem Gefängnis herausbekommen sollte – was auch gelungen ist.

Ein weiteres Buch entstand mit Arjan: Als damals 9-Jährige saß sie in den Schulferien oft bei mir und langweilte sich. Dann fing sie an, die Geschichte ihrer Flucht aufzuschreiben. Erst mal waren es zwei Seiten, dann habe ich ihr vorgeschlagen, mit ihrer Familie darüber zu sprechen, um auch deren Erinnerungen aufzunehmen. Am Schluss wurden es 50 Seiten. Arjan ergänzte noch Zeichnungen und schließlich haben wir die Geschichte als kleines Buch drucken lassen. Die Einnahmen konnte Arjan behalten. Sie ist mittlerweile verheiratet, selbst Mutter und berufstätig. Auf Rundfahrten im Hamburger Hafen liest sie zusammen mit Reimer Dohrn seit Jahren aus ihrem Buch vor.

Oder Parwana: Sie musste viele Jahre im „Hotspot“ Moria leben und bat mich, mit ihr ein Buch darüber zu machen. 2019 ist *The olive tree and the old woman* erschienen – ein kleines Buch, das auf Englisch, Deutsch, Griechisch und Französisch übersetzt wurde (Amiri 2019). Ich habe über den Prozess der gemeinsamen Arbeit einen Film mit Zeichnungen, Fotos und Home Videos gemacht, der gerade fertig geworden ist (Stroux 2021).

Abschließend kann ich sagen, dass es mich glücklich macht, Jugendliche und Kinder dadurch zu stärken, dass ich ihnen die Möglichkeiten der Fotografie aufzeige und ihnen Mut mache, ihre eigenen Geschichten zu schreiben.

Das Gespräch führten Stefan Höhne und Verena Schreiber.

Autor_innen

Marily Stroux ist Fotografin und lebt in Hamburg. Seit den 1980er Jahren begleitet sie mit ihrer Kamera dort das Alltagsleben und die zahlreichen stadtpolitischen Kämpfe. In den letzten Jahren arbeitet sie vor allem mit Familien auf der Flucht, beispielsweise im Flüchtlingslager Moria auf der griechischen Insel Lesbos.

Literatur

Amiri, Parwana (2019): *The olive tree and the old woman. A conversation in the olive grove of Moria hotspot*. http://lesvos.w2eu.net/files/2020/03/Pixi-Baum-II_FA_DRUCK.pdf (letzter Zugriff am 4.10.2021).

Stroux, Marily (2021): *The olive tree*. 31.5.2021. https://www.youtube.com/watch?v=UG_qX63-e3Q (letzter Zugriff am 4.10.2021).



Kinderräume in der Coronakrise?

Eine kritische Betrachtung aktueller Studien zur Situation in Deutschland

Sonja Preissing

1. Einführung

Seit dem Ausbruch der Pandemie wird viel über Kinder berichtet und geforscht, sei es in den medialen und öffentlichen Debatten oder in wissenschaftlichen Studien. Sie stehen oftmals hinsichtlich der Übertragung des Virus, der Schließung von Kindertagesstätten und Schulen sowie der sozialen und psychischen Auswirkungen der Pandemie im Fokus. Jüngst wurde – nach einem Jahr mit der Pandemie und zwei intensiven Lockdowns – beispielsweise mit der „COPSY“-Studie (Januar 2021)[1] über psychische Folgen wie Belastungen, Depressionen sowie die Vereinsamung von Kindern berichtet. Das folgende Zitat eines sechsjährigen Mädchens stammt aus der Studie „Kind sein in Zeiten von Corona“ (Langmeyer et al. 2020)[2] des Deutschen Jugendinstituts (DJI) zu den Veränderungen in der Pandemie: „Also ich kann nicht mehr normal zur Schule gehen, ich habe jetzt nur noch einen Tag, ich würde öfters gehen wollen, und ich würde sehr gerne mehr mit anderen zusammen sein. Das hat mir Corona so geklaut.“ (Ebd.: 95)

In der Coronakrise wird die Situation von Kindern weitgehend auf dominante Diskurse wie Bildung, psychosoziale Risiken und Gewalt reduziert. Dass Kinder insbesondere in Zeiten einer globalen Krise, die mit einer Zunahme von häuslicher Gewalt, Anspannung und Druck bei der Betreuung und Beschulung einhergeht, geschützt und gestärkt werden müssen, ist fundamental wichtig. Gleichzeitig sollte der Blick auf ihre Bedürfnisse und Belange jenseits dieser vorherrschenden Themenbereiche nicht außer Acht geraten. Es geht zudem um ihre Perspektiven auf die Krise und die getroffenen Maßnahmen, um ihre sozialräumlichen Bezüge vor dem Hintergrund der Kontaktbeschränkungen, um Zugänge und vor allem um die Frage danach, inwieweit sie in das Krisenmanagement und in wissenschaftliche Forschungen als Akteur_innen einbezogen werden.

In diesem Beitrag analysiere ich, welche Bilder von Kindern im wissenschaftlichen Diskurs seit Beginn der Pandemie hervorgebracht wurden. Anhand der Studien zur Situation von Kindern in der Coronakrise – der „COPSY“-Studie (2020/2021), der „KiCo“-Studie (2020) und der Studie des

DJI „Kind sein in Zeiten von Corona“ (2020) – untersuche ich, inwiefern Räume von Kindern (institutionelle Räume, Wohnräume, Freizeiträume, öffentliche Räume, urbane Räume) beachtet oder auch ausgeblendet wurden. Besonders berücksichtige ich die Auswirkungen sozialer Ungleichheiten auf die Lebenslagen von Kindern in der Krise und decke Stigmatisierungen auf, die in Zusammenhang mit sogenannten benachteiligten Lebenslagen reproduziert und produziert werden. Mit Blick auf die (mangelnde) Beteiligung von Kindern in der Forschung greife ich auf, welche Stimme Kindern in den Studien zugesprochen wurde und inwiefern sie in die Forschung einbezogen wurden – oder auch nicht.

Ausgehend von dem wissenschaftlichen Diskurs über Kinder in der Coronakrise blicke ich auf den Beitrag der Stadtforschung in Deutschland zu diesem Thema. Warum hat sie sich der Situation von Kindern in der Coronakrise bislang – bis auf wenige Ausnahmen wie beispielsweise dieses Themenheft – kaum angenommen? Können doch besonders mithilfe der Ansätze und Perspektiven einer kritischen Stadtforschung die bisher in der Coronakrise wenig beachteten Bedarfe, Räume, Alltagsbezüge, Bilder und Wissensbestände von Kindern – jenseits dominierender Diskurse über Bildung, Gewalt, Kinderbetreuung – differenziert herausgearbeitet werden. Dabei können Fragen nach Machtstrukturen, nach sozialen Ungleichheiten in Verbindung mit Geschlecht, Migration und sozialer Klasse sowie nach (mangelnder) Handlungsmacht von Kindern aus einer raumanalytischen und kritischen Perspektive betrachtet und in den wissenschaftlichen Diskurs gebracht werden.

2. Räume von Kindern in der Coronakrise

Kindheiten im institutionellen Gefüge von Kita und Schule

Mit Blick auf die Frage nach Öffnungs- und Schließungsmaßnahmen von institutionellen Räumen der Kinder wie Kindertagesstätten und Schulen drehen sich die Diskurse und wissenschaftlichen Untersuchungen um Fragen nach der Übertragung des Virus durch Kinder und den Auswirkungen auf die Organisation der Institutionen. Aus medizinischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive untersucht beispielsweise die „Corona-KiTa-Studie“ [3] des Robert-Koch-Instituts (RKI) und des DJI seit Mai 2020 die Praxis der Schließungen beziehungsweise Öffnungen der Einrichtungen im Zeitverlauf, die Organisations- und Personalstrukturen sowie den Umgang mit Infektionsfällen in Kindertagesstätten. Selbstverständlich sind dies wichtige Faktoren für die Planung und Organisation der Kindertagesbetreuung und der Kitas, die mit der Betreuung von Kindern im Allgemeinen und der Ausübung der Erwerbsarbeit der Eltern eng zusammenhängen. Kinder werden allerdings verstärkt in Bezug auf ihre Ansteckungsfähigkeit betrachtet, die mit der institutionellen Gestaltung der Betreuung einhergeht – wie beispielsweise in Bezug auf Entscheidungen über die Schließung oder die Öffnung von Kitas sowie die Organisation der Notbetreuung. Wie wirkt sich nun die veränderte Betreuungssituation auf die Räume der Kinder im Alltag aus? Welche Perspektive haben sie selbst auf die sich permanent ändernde Situation durch Schließungen und Öffnungen von Kitas, Notbetreuungsangebote, die Betreuung zu Hause oder anderswo?

Seit dem Beginn der Pandemie wurden die Auswirkungen von Kita- und Schulschließungen auf Bildungschancen und Zukunftsperspektiven junger Menschen öffentlich und wissenschaftlich debattiert. Anknüpfend an den institutionellen Raum der Kita thematisierten wissenschaftliche Studien die Erfahrungen und Auswirkungen des Homeschooling, die berechtigte Sorge um (fehlende) Anschlüsse an das nächste Schuljahr, bedrohte Bildungsabschlüsse und die Gestaltung von Schule in der Coronazeit mit Wechsel- und Distanzunterricht (Fickermann/Edelstein 2020; Andresen et al. 2020; Bertelsmann Stiftung 2020; Langmeyer et al. 2020). Ohne Frage ist die Auseinandersetzung mit den Folgen der Krise bezüglich Bildungschancen, einer drohenden Zunahme von Bildungsungleichheiten und fehlender Teilhabe an Bildung grundlegend.[4] Der Fokus auf Bildung reduziert Kinder gleichzeitig auf den institutionellen Raum von Kita und Schule.

Angesichts der beschriebenen Einengung lege ich in diesem Beitrag den Schwerpunkt auf Räume jenseits dieser Bereiche – den Raum der Familie, den Wohnraum, den Freizeitraum, den öffentlichen Raum und schließlich den (missachteten oder vergessenen) urbanen Raum von Kindern in der Stadt.

Kindheiten im Raum der Familie

Die Auseinandersetzung mit der sozialen Position von Kindern in der Familie, die Perspektive auf Kinder im Familiensystem beziehungsweise die Einbeziehung der Eltern in wissenschaftliche Studien stehen im Zusammenhang mit dem jungen Alter und der (nun noch größeren) Abhängigkeit der Kinder von ihren Eltern. So geht es in den hier betrachteten Studien zu einem großen Teil um die Familien und ihre Kinder, wo seit Beginn der Krise verstärkt die Kinderbetreuung und das Homeschooling stattfinden. Welche Familien wurden in den Studien überhaupt in den Blick genommen? Welche Familienbilder werden gezeichnet? Welche Familien wurden nicht berücksichtigt?

Die bundesweite „KiCo“-Studie (Andresen et al. 2020), die im Forschungsverbund „Kindheit – Jugend – Familie in der Corona-Zeit“[5] entstanden ist und im Mai 2020 veröffentlicht wurde, arbeitet die Auswirkungen der Krise auf die Familien (familiärer Alltag und Atmosphäre, Vereinbarkeit der Betreuung mit Erwerbsarbeit), die Herausforderungen und die soziale Position von Kindern und deren Aushandlung in der Institution Familie umfassend heraus. Dabei wird die Situation von Kindern im Kontext Familie betrachtet. Dies spiegelt sich im Forschungsdesign der Studie wider, indem die Sichtweisen von Kindern berücksichtigt werden, allerdings nur ansatzweise und stellvertretend über deren Eltern. Dazu wurden Familien mit Kindern unter 15 Jahren anhand eines Onlinefragebogens befragt. Die Eltern wurden gebeten, „sich entweder in jedes einzelne ihrer Kinder hineinzusetzen oder den Fragebogen mit ihren Kindern gemeinsam auszufüllen“ (ebd.: 6). Die Perspektiven der befragten Kinder können so nur über den Umweg der Eltern rekonstruiert werden. Damit werden Kinder kaum als Subjekte wahrgenommen, die eigenständig ihre Sichtweise vertreten. Mit Blick auf die Beteiligung von Kindern in der Forschung stellt sich die Frage: Ist diese Vorgehensweise geeignet, um die Perspektiven der Kinder adäquat wiederzugeben?[6]

Die „KiCo“-Studie arbeitet die heterogenen Gestaltungsweisen des Familienalltags in der Krise heraus, wobei Familie als „Seismograph“ (ebd.: 23) für die gesellschaftlichen Problemlagen identifiziert und die These vertreten wird, dass „sich in Familien die sozialen Folgen der Regulation der Pandemie bündeln“ (ebd.). Selbstkritisch wird angemerkt, dass sozioökonomisch schlechter gestellte Familien weniger erfasst worden seien, da es schwieriger sei, diese zu erreichen (ebd.: 7). Wie können in zukünftigen wissenschaftlichen Untersuchungen auch diese Lebenslagen berücksichtigt und ökonomisch schlechter gestellte Familien besser erreicht werden?

Auch in der DJI-Studie sind sogenannte benachteiligte Familien unterrepräsentiert. Die an der Onlinebefragung und der Interviewstudie beteiligten Familien waren laut der Forscher_innen finanziell recht gut ausgestattet und verfügten über höhere Bildungsabschlüsse (Langmeyer et al. 2020: 10 ff.). Kritisch zu hinterfragen sind außerdem die Familienbilder, die mit der Studie (re-)produziert werden. Auch hier zeigt sich eine frappierende Lücke, da heterogene Familienkonstellationen (Regenbogen-, Trennungs- und Patchworkfamilien) gegenüber heteronormativen Familien unterrepräsentiert sind.

Im qualitativen Teil der DJI-Studie (der ergänzend zur Onlinebefragung durchgeführt wurde) kamen Kinder zwischen 6 und 14 Jahren mittels telefonischer Interviews zu Wort. Ältere Kinder führten diese Interviews allein; bei jüngeren Kindern blieb ein Elternteil in der Nähe (ebd.: 73). In Pandemiezeiten ist die Durchführung von Interviews mit Kindern natürlich schwieriger, und insofern ist positiv, dass überhaupt telefonische Interviews durchgeführt wurden. Um jedoch insbesondere jüngeren Kindern eine authentische Stimme im wissenschaftlichen Diskurs geben zu können, sind altersgerechte methodische Verfahren, die durchaus arbeits- und zeitintensiver sind, wichtig.

Letzteres lässt sich in quantitativen Studien noch schwerer umsetzen, wie in der „COPSY“-Studie erkennbar wird: Direkt befragt wurden hier 11- bis 17-Jährige, wohingegen bei den 7- bis 10-Jährigen die Antworten von den Eltern eingetragen wurden. Auch hier – in quantitativen Befragungen – sollte allen Kindern die Möglichkeit gegeben werden, die Fragen selbstständig zu beantworten und damit als Akteur_innen und Expert_innen ihrer eigenen Alltagswelt zu agieren. Insbesondere dann, wenn der Themenschwerpunkt der Studie die direkte Alltagswelt von Kindern – auch jüngeren – betrifft.

Die „COPSY“-Studie hat die Auswirkungen der Coronakrise auf das Wohlbefinden und die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen untersucht. Es wird eine verschlechterte psychische Situation konstatiert, die unter anderem mit zunehmenden Konflikten und mit Stress in den Familien in Zusammenhang gebracht wird (Ravens-Sieberer et al. 2021, 2020: 828). Jedoch wird hier stark zwischen Kindern aus privilegierten und Kindern aus benachteiligten Familien differenziert. Die Studie zielt zwar darauf ab, auf die durch die Krise hervorgerufene verschlechterte Situation von Kindern aus benachteiligten Familien aufmerksam zu machen. Dies ist insbesondere mit Blick auf die Zunahme sozialer Ungleichheiten in der Krise wichtig. Im Ergebnisteil der Studie wird jedoch ein reduzierendes und stigmatisierendes Bild von sozioökonomisch schlechter gestellten Familien mit Migrationshintergrund gezeichnet: Risikofaktoren werden in der

Migrationsgeschichte, in geringen Einkommen und niedrigen Bildungsstatus der Familien ausgemacht (Ravens-Sieberer et al. 2020: 829). Eine solche verengte Perspektive wird der heterogenen Lebenssituation sogenannter benachteiligter Kinder und ihrer Familien nicht gerecht. Die Analyse müsste differenzierter auf den jeweiligen situativen Kontext gerichtet sein. So führt etwa ein niedriger Bildungsstatus nicht automatisch dazu, dass Eltern ihre Kinder in Bezug auf Bildung nicht unterstützen (können). Anstatt Migrationshintergründe zu problematisieren, sollte beispielsweise die Mehrsprachigkeit der Kinder und ihrer Familien als Ressource betrachtet werden. Es geht darum, den vorstrukturierten Blick sowie die Kategorien, die in den wissenschaftlichen Untersuchungen herausgebildet werden, zu hinterfragen.

Heterogene Familienbilder und -arrangements sind in den hier genannten Studien wenig beachtet worden. Um der Diversität der Familienkonstellationen und Betreuungsarrangements, in denen Kinder aufwachsen, mehr Anerkennung zukommen zu lassen, ist es wichtig, dass diese in den Forschungsdesigns und der methodischen Konzeption mehr Beachtung finden und darin sichtbar werden. Kritische Auseinandersetzungen mit Kinderarmut und den prekären Lebenslagen von Familien in der Krise finden sich in den Studien von Gerda Holz und Antje Richter-Kornweitz (2020) sowie von Michael Klundt und Norbert Müller (2020).

(Marginalisierte) Wohnräume

Seit Beginn der Pandemie verbringen wir alle mehr Zeit in den „eigenen vier Wänden“ – auch die Kinder. Wie viel Platz einem Kind zur Verfügung steht, ist sehr heterogen und variiert nach sozioökonomischem Hintergrund der Eltern sowie nach Wohnform. Zudem gestaltet sich das Wohnen je nach Stadt, Stadtteil und Region sehr unterschiedlich. Diese Ungleichheiten treten aktuell mit den Debatten über hohe Inzidenzzahlen in „sozialen Brennpunkten“ hervor, wobei ein direkter Zusammenhang zwischen hoher Inzidenz und beengtem Wohnraum konstatiert wird (Süddeutsche Zeitung 2021). Vom Wohnraum und der materiellen Ausstattung hängt in der Coronakrise ab, wie gut der Alltag bewältigt werden kann und inwieweit man sich überhaupt vor dem Virus schützen kann. Privilegien wie auch Benachteiligungen lassen sich entlang der Frage nach der Wohnlage, der Wohnform, der Größe der Wohnfläche, der Verfügbarkeit privater Außenflächen, der Qualität der Bausubstanz, der technischen Ausstattung oder dem Zustand der sanitären Anlagen ausmachen.

Auch die Studien zur Situation von Kindern in der Coronakrise nehmen Bezug auf den Wohnkontext. Beispielsweise werden in der Bertelsmann-Studie fehlende Rückzugsräume in Wohnungen mit negativen Auswirkungen auf das Homeschooling in Zusammenhang gebracht (Bertelsmann 2020: 9). Die „COPSY“-Studie benennt als Ursachen für eine Verschlechterung der psychischen Situation von Kindern unter anderem mangelnde Rückzugsräume und beengten Wohnraum – neben niedrigen Bildungsabschlüssen, einem Migrationshintergrund der Eltern und einem „schlechten Familienklima“ (Ravens-Sieberer et al. 2020: 829). Wie bereits ausgeführt, treten hier jedoch stigmatisierende Betrachtungsweisen in Verknüpfung mit klassistischen und rassistischen Diskursen in Erscheinung.

Ein etwas anderes Bild zeichnet die „KiCo“-Studie, die Unterschiede zwischen den Rückzugsräumen von Kindern und Erwachsenen beschreibt. Demnach verfügten 90 Prozent der Kinder über einen ungestörten Raum, während über 40 Prozent der Erwachsenen angeben, keinen solchen Raum zu haben (Andresen et al. 2020: 20). Wie bereits ausgeführt, ist zu berücksichtigen, dass an der „KiCo“-Studie größtenteils gut situierte Familien teilgenommen haben.

Auch die DJI-Studie greift die Wohnsituation auf: Der überwiegende Teil der hier befragten Familien (80 Prozent) verfügt über ein Kinderzimmer. 62 Prozent der Familien sind mit eigenem Kinderzimmer, Garten oder Terrasse ausgestattet. Demgegenüber haben neun Prozent der Familien weder für jedes Kind ein eigenes Zimmer noch Garten oder Terrasse (Langmeyer et al. 2020: 26). Die recht gute Wohnsituation der befragten Familien spiegelt (auch hier) relativ privilegierte Lebenslagen wider.

Betrachtet man die Erkenntnisse hinsichtlich der Auswirkungen von Wohnformen und Wohnräumen auf den Alltag von Kindern in der Krise, bleiben noch einige Fragen offen: Hängen Rückzugs- und Freiräume von Kindern ausschließlich mit dem Wohnraum zusammen? Welche weiteren Faktoren spielen eine Rolle? Welchen Einfluss hat der urbane Kontext, in den der Wohnraum eingebettet ist (Stadtteil, Wohngebiet, Region)? Insbesondere die kritische Stadtforschung kann hierzu – mit Blick auf langfristige Auswirkungen der Coronakrise und soziale wie räumliche Ungleichheiten in der Stadt – einen differenzierten, (macht-)kritischen Beitrag leisten. Beispielsweise kann aus stadtsoziologischer, stadtethnographischer, stadtplanerischer und/oder stadtgeographischer Perspektive interdisziplinär über zukünftige Wohnformen in der Stadt nachgedacht werden. Es können konzeptionelle Ansätze (weiter-)entwickelt werden, in denen vor allem die Bedarfe von Kindern Berücksichtigung finden. Neben Zugängen zu Grünflächen, zum öffentlichen Nahverkehr sowie zu einer kindgerechten Infrastruktur ist die Nähe zu Bildungsinstitutionen, Sport- und Freizeitflächen wichtig.

Freizeiträume – öffentliche Räume – urbane Räume?

In den Studien zur Situation von Kindern in der Coronakrise kommen Fragen nach der (eingeschränkten) Nutzung und Aneignung von Orten, Plätzen und Räumen im öffentlichen Raum kaum bis gar nicht vor. Nur vereinzelt spielt das Freizeitverhalten eine Rolle, wobei Bezüge zum Wohnraum, zu Plätzen und Orten im öffentlichen Raum (etwa Spielplätzen) marginal hergestellt werden. Veränderte Freizeitroutinen greift etwa das DJI auf, wobei nach Kindergarten- und Schulalter differenziert wird. Insgesamt wird – wenig überraschend – herausgearbeitet, dass Kinder in der Coronakrise mehr Zeit zu Hause verbringen. In der Studie werden unterschiedliche Wohnverhältnisse anhand des Vorhandenseins privater Freiflächen (Garten, Terrasse, Balkon) untersucht. So beobachten 42 Prozent der Eltern mit privaten Freiflächen einen Anstieg kindlicher Aktivitäten draußen – im Vergleich zu 23 Prozent bei den Eltern, die nicht über Garten oder Terrasse verfügen (Langmeyer et al. 2020: 36).

Die beschriebenen quantitativen Untersuchungen bleiben jedoch an der Oberfläche. Um das Freizeitverhalten von Kindern in der Coronakrise differenziert beschreiben zu können, braucht es tiefergehende Analysen.

Beispielsweise bleibt die Frage der Erreichbarkeit von Orten wie Parks, Spielplätzen oder Straßen in der Stadt, die von Kindern genutzt und angeeignet werden können, in diesen Studien offen.

Ebenso verkürzt – und möglicherweise den methodischen Grenzen von quantitativen Befragungen geschuldet – werden darüber hinaus regionale Unterschiede angeschnitten, und zwar zwischen Kindern in der Stadt und Kindern auf dem Land (ebd.). In recht knapper Darstellung wird die These untermauert, Kinder im ländlichen Raum verbrächten im Vergleich zu Stadtkindern mehr Zeit draußen (ebd.). Das Ergebnis kann jedoch nicht befriedigen – es müsste genauer nach privilegierten und marginalisierten Wohnlagen und -räumen, nach Stadt und Region, räumlicher Ausstattung der direkten Wohnlage differenziert werden. Es bedarf detaillierterer Fragestellungen, die sich qualitativer oder ethnographischer Forschungsmethoden bedienen, um vielfältiges Wissen über die Unterschiede im Alltag von Kindern auf dem Land und in der Stadt zu erhalten. So könnte beispielsweise genauer analysiert werden, wie Kinder das „Rumhängen“ (ebd.), das Eltern in der Stadt bei ihren Kindern stärker wahrnehmen als Eltern auf dem Land, ausfüllen und deuten.

3. Kinder in der Stadt in der Coronakrise: Wo bleibt denn nun der urbane Raum?

Urbane Räume stellen für Kinder insbesondere in der Coronakrise wichtige Orte für Bewegung und Kontakte dar. In den von mir analysierten Studien werden urbane Räume – bis auf Querbezüge zu Freizeit und Wohnen – jedoch kaum bis gar nicht berücksichtigt. Es fehlen somit Forschungsarbeiten und wissenschaftliche Analysen beispielsweise zur veränderten Nutzung von Plätzen und Orten in der Stadt oder zur Aneignung von städtischen Räumen durch Kinder (vgl. Kogler 2018).

In Abbildung 1 ist zu sehen, auf welche Art und Weise Kinder ihre Perspektive und Gefühlslage – hier in Köln-Zollstock – zum Ausdruck bringen. Solche Statements zur Krise in Form von Zeichnungen, Sprechblasen und Kommentierungen, oft mit Kreide gezeichnet, ließen sich auf den Straßen vieler Städte ausmachen. Sie verdeutlichen neben Aneignungen des städtischen Raums die Positionierungen von Kindern zur Coronakrise sowie Taktiken, Spuren zu hinterlassen und sich im städtischen Raum zu platzieren.

Solche und weitere Fragestellungen zu Räumen von Kindern in der Stadt – als Möglichkeitsräume, Rückzugsräume oder Nischen – bieten interessante Forschungsfelder in und nach der Coronakrise – insbesondere für eine sich als kritisch verstehende Stadtforschung.

Für mehr Räume von Kindern in der Stadtforschung

Für eine kritische Stadtforschung besteht die Chance und gleichzeitig die Notwendigkeit, sich mit Fragen der Repräsentation von Kindern in der Stadt, der Aneignung von Räumen durch Kinder und den Beteiligungsmöglichkeiten und -formaten in Städten und Regionen auseinanderzusetzen. Kindheiten und Kinderleben in der Stadt sind in der Stadtforschung nach wie vor unterrepräsentiert. Besondere Berücksichtigung sollten städtische

Abb. 1 Kinder in Köln-Zollstock (Eigene Aufnahme, 2020)



Exklusionsprozesse finden – insbesondere mit Blick auf die Situation von **Kindern in marginalisierten Regionen und Städten**. Auf der Grundlage der Betrachtung sozialer Ungleichheiten und Machtasymmetrien muss **nach Handlungsmöglichkeiten, Teilhabechancen und der Stärkung der Mitbestimmung von Kindern** – auch in der Forschung – gefragt werden. **Aufbauend auf bestehende Studien und Publikationen zu Kindern in der Stadt beziehungsweise Kindheit und Raum** (exemplarisch Bollig/Alberth/Schindler 2020; Kraftl 2020; Holloway/Valentine 2000; Braches-Chyrek/Röhner 2016; Reutlinger/Brüschweiler 2016) kann die kritische Stadtforschung **wertvolle Impulse zur bislang unterrepräsentierten Thematik „Kinder in der Stadt“** geben, in diesem Forschungsfeld Wissen generieren und sich in wissenschaftliche sowie öffentliche und politische Debatten einbringen.

Besonders angesichts des Andauerns der Coronakrise, die bleibende Auswirkungen und gravierende Folgen für die (zukünftigen) Lebenslagen von Kindern haben wird, sind Studien unter der Beteiligung von Kindern wichtig und sinnvoll, um ihre Sichtweisen in die wissenschaftliche Auseinandersetzung und Reflexion einzubinden (Schreiber 2017). Die Kindheitsforschung hat hierzu bereits unterschiedliche methodologische und methodische Anreize geliefert (Hartnack 2019; Heinzel 2000). Zur Wahrnehmung des Stadtraums durch Kinder bieten Methoden der Stadtforschung wichtige **Ausgangspunkte** – beispielsweise aus der ethnographischen, visuellen Stadtforschung die Fotospaziergang-Interviews, *Itinéraire*[7] (Cuny 2020), verschiedene Mapping-Ansätze zu Orten und Räumen im Quartier, im Stadtteil oder in der Stadt sowie urbane Soundscapes. Zur Stärkung der Teilhabe von Kindern in der Forschung können kreative und kindgerechte Methoden gemeinsam mit Kindern entwickelt, ausprobiert und angewendet werden. Inspirationen hierzu kann auch die partizipative Forschung liefern (von Unger 2014).

Endnoten

- [1] Bei der Folgestudie wurden im Zeitraum von Mitte Dezember 2020 bis Mitte Januar 2021 über 1.000 Kinder und Jugendliche sowie mehr als 1.600 Eltern online befragt. Themen waren die Coronakrise, Schule, Freund_innen, Familie sowie psychische Folgen und Probleme. Dieser Studie ging eine erste Befragung im Juni 2020 voraus (80 Prozent der hier befragten Kinder und Eltern nahmen an der Folgebefragung teil). Für Sommer 2021 ist eine weitere Befragung anvisiert (Ravens-Sieberer et al. 2021, 2020).
- [2] Im Zeitraum vom 22. April bis zum 21. Mai 2020 wurde eine Onlinebefragung der Eltern durchgeführt, an der insgesamt 12.629 Personen teilgenommen haben. Ergänzend wurde im Zeitraum 26. Mai bis 8. Juni 2020 eine Interviewstudie (21 Interviews) durchgeführt. Beteiligt waren jeweils ein Elternteil und ein Kind zwischen 6 und 14 Jahren (Langmeyer et al. 2020: 8 ff., 71 ff.).
- [3] Die „Corona-KiTa-Studie“ wird vom RKI gemeinsam mit dem DJI durchgeführt. In der Längsschnittstudie werden die Herausforderungen der Kindertagesbetreuung und die Rolle von Kindern bei der Übertragung des Virus untersucht. Analysiert wird die schrittweise Öffnung von Kindertageseinrichtungen, wozu verschiedene Datenquellen herangezogen werden (Befragungen der Einrichtungen, der Fachkräfte, der Eltern und Daten zu Covid-19-Fällen). Ein Bericht zu den Ergebnissen wird monatlich und pro Quartal veröffentlicht (DJI/RKI 2021).
- [4] Eine interessante Fragestellung für weitere Forschungen, die sich mit dem Digitalisierungsschub seit Beginn der Pandemie stellt, lautet: Welche neuen virtuellen (Bildungs-)

- Räume werden in der Coronakrise hervorgebracht und wie eignen Kinder sich diese an? (Vgl. hierzu ansatzweise Langmeyer et al. 2020: 97 f.)
- [5] Der Forschungsverbund „Kindheit – Jugend – Familie in der Corona-Zeit“ setzt sich zusammen aus dem Institut für Sozial- und Organisationspädagogik der Stiftung Universität Hildesheim und dem Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung der Universität Frankfurt am Main in Kooperation mit der Universität Bielefeld (Stiftung Universität Hildesheim 2021).
- [6] In Bezug auf die Aussagen über Kinder muss nach möglichen Verzerrungen gefragt werden. Bestimmte Themen wie Konflikte innerhalb der Familie, Probleme mit Eltern oder Geschwistern können beispielsweise gar nicht erfasst werden.
- [7] Das Fotospaziergang-Interview geht auf Jean-Yves Petiteau zurück, hier wird ein „im Gehen stattfindendes Interview fotografisch festgehalten und als eine teils sehr poetische Komposition aus Text und Bild vorgetragen oder publiziert“ (Cuny/Färber/Preissing 2019: 56 f.).

Autor_innen

Sonja Preissings Forschungsschwerpunkte sind Jugend-, Stadt- und Migrationsforschung sowie Qualitative Forschungsmethoden.
sonja.preissing@iu.org

Literatur

- Andresen, Sabine / Lips, Anna / Möller, Renate / Rusack, Tanja / Schröer, Wolfgang / Thomas, Severine / Wilmers, Johanna (2020): Kinder, Eltern und ihre Erfahrungen während der Corona-Pandemie. Erste Ergebnisse der bundesweiten Studie KiCo. Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim. <https://hildok.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/1081> (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Bertelsmann Stiftung (2020): Factsheet. Kinderarmut in Deutschland. <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/factsheet-kinderarmut-in-deutschland> (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Bollig, Sabine / Alberth, Lars / Schindler, Larissa (Hg.) (2020): Materialitäten der Kindheit. Körper – Dinge – Räume. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Braches-Chyrek, Rita / Röhner, Charlotte (Hg.) (2016): Kindheit und Raum. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Cuny, Cécile (2020): Itinéraire d'une collaboration. Entretien avec Bernard Renoux. In: Cécile Cuny / Alexa Färber / Anne Jarrigeon (Hg.), L'Urbain par l'image. Collaborations entre arts visuels et sciences sociales. Grane: Créaphis Editions, 94-103.
- Cuny, Cécile / Färber, Alexa / Preissing, Sonja (2019): Autonomie und Zusammenarbeit. Zur zeitlichen Dimensionierung kooperativer Fotografie- und Stadtforschung. In: Stefan Groth / Christian Ritter (Hg.), Zusammen arbeiten. Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen. Bielefeld: transcript, 51-77.
- DJI/RKI – Deutsches Jugendinstitut / Robert Koch-Institut (2021): Corona-KiTa-Studie. <https://corona-kita-studie.de/> (letzter Zugriff am 2.5.2021).
- Fickermann, Detlef / Edelstein, Benjamin (Hg.) (2020): „Langsam vermisste ich die Schule ...“. Schule während und nach der Corona-Pandemie. Beiheft 16 der Zeitschrift für Erziehungswissenschaften, Bildungspolitik und pädagogische Praxis. Münster/New York: Waxmann Verlag.
- Fischer, Sabine / Rahn, Peter (Hg.) (2017): Kind sein in der Stadt. Bildung und ein gutes Leben. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Hartnack, Florian (Hg.) (2019): Qualitative Forschung mit Kindern. Herausforderungen, Methoden und Konzepte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heinzel, Friederike (Hg.) (2000): Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Holloway, Sarah / Valentine, Gill (2000): Spatiality and the New Social Studies of Childhood. In: Sociology 34/4, 763-783.

- Holz, Gerda / Richter-Kornweitz, Antje (2020): Corona-Chronik. Gruppenbild ohne (arme) Kinder. Eine Streitschrift. https://www.iss-ffm.de/fileadmin/assets/themenbereiche/downloads/Corona-Chronik_Streitschrift_final.pdf (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Klundert, Michael / Müller, Norbert (2020): Krisengerechte Kinder statt kindergerechtem Krisenmanagement? Auswirkungen der Corona-Krise auf die Lebensbedingungen junger Menschen. Studie für die Bundestagsfraktion DIE LINKE. <https://www.linksfraktion.de/publikationen/detail/krisengerechte-kinder-statt-kindergerechtem-krisenmanagement/> (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Kogler, Raphaela (2018): Kinderräume erkunden. Partizipative Stadtforschung und -planung mit Kindern. In: Informationen zur Raumentwicklung 2/2018, 40-51.
- Kraftl, Peter (2020): After childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives. London: Routledge.
- Langmeyer, Alexandra / Guglhör-Rudan, Angelika / Naab, Thorsten / Ulen, Marc / Winklhofer, Ursula (2020): Kind sein in Zeiten von Corona. Ergebnisbericht zur Situation von Kindern während des Lockdowns im Frühjahr 2020. https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/dasdji/news/2020/DJI_Kindsein_Corona_Ergebnisbericht_2020.pdf (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Ravens-Sieberer, Ulrike / Kaman, Anne / Otto, Christiane / Adedeji, Adenkule / Devine, Janine / Erhart, Michael / Napp, Ann-Kathrin / Becker, Marcia / Blanck-Stellmacher, Ulrike / Löffler, Constanze / Schlack, Robert / Hurrelmann, Klaus (2020): Psychische Gesundheit und Lebensqualität von Kindern und Jugendlichen während der COVID-19-Pandemie. Ergebnisse der COPSYS-Studie. In: Deutsches Ärzteblatt 117/48, 828-829. <https://cdn.aerzteblatt.de/pdf/117/48/m828.pdf?ts=05%2E11%2E2020+14%3A09%3A32> (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Ravens-Sieberer, Ulrike / Kaman, Anne / Erhart, Michael / Devine, Janine / Schlack, Robert / Otto, Christina (2021): Impact of the COVID-19 pandemic on quality of life and mental health in children and adolescents in Germany. In: European Child & Adolescent Psychiatry, 25.1.2021. https://edoc.rki.de/bitstream/handle/176904/7728/Ravens-Sieberer2021_Article_ImpactOfTheCOVID-19PandemicOnQ.pdf?sequence=1&isAllowed=y (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- Reutlinger, Christian / Brüscheiler, Bettina (2016). Sozialgeographien der Kinder. Eine Spurensuche in mehrdeutigem, offenem Gelände. In: Rita Braches-Chyrek / Charlotte Röhner (Hg.), Kindheit und Raum. Opladen: Barbara Budrich, 37-64.
- Schreiber, Verena (2017): Forschen mit Kindern. In: Quasus. Qualitatives Methodenportal zur Qualitativen Sozial-, Unterrichts- und Schulforschung. <https://quasussite.wordpress.com/forschen-mit-kindern/> (letzter Zugriff am 12.3.2021).
- Stiftung Universität Hildesheim (2021): JuCo und KiCo. Befragungen von jungen Menschen und Eltern während der Corona-Pandemie. <https://www.uni-hildesheim.de/fb1/institute/institut-fuer-sozial-und-organisationspaedagogik/forschung/laufende-projekte/juco-und-kico/> (letzter Zugriff am 2.5.2021).
- Süddeutsche Zeitung (2021): Köln: Ab Montag Impfungen in sozialen Brennpunkten starten. In: Süddeutsche Zeitung, 30.4.2021. <https://www.sueddeutsche.de/gesundheit/gesundheits-koeln-koeln-ab-montag-impfungen-in-sozialen-brennpunkten-starten-dpa-urn-newsml-dpa-com-20090101-210430-99-417893> (letzter Zugriff am 1.5.2021).
- von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mini-München findet Stadt

Aushandlung von urbanem Raum im Kontext generationaler Ordnungen

Laura Lefevre

Die Spielstadt *Mini-München* feiert 2020 ihr 40-jähriges Jubiläum. Im mini-städtischen Alltag verhandeln dort Kinder und Jugendliche Fragen des Zusammenlebens, der Stadtgestaltung und ihres Ortes im öffentlichen Raum. Ob selbstorganisierte und -geführte Betriebe, Gerichtsverhandlungen oder geplante Bankraube: Die Kinder und Jugendlichen probieren aus, verändern und formen *ihre Stadt* nach eigenen Vorstellungen und Möglichkeiten. Dieses Spiel wirft auch Fragen auf: Wem ist es möglich und erlaubt, diskursiv wie physisch in *die Stadt* einzugreifen? Dieser Beitrag zeigt anhand eines Ereignisses aus dem Spielstadt-Projekt, dass Kinder bei der spielerischen Planung einer mini-städtischen Infrastruktur ethische Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit und Naturschutz reflektieren. Damit greifen sie in ihrer fiktiven Aushandlung auch auf gesellschaftliche Diskurse urbaner Ethiken zurück. Gleichzeitig fällt es ihnen schwer, diese Ideen in den *tatsächlichen* städtischen Raum zurückzutragen; denn dieser bleibt ein Raum generationaler Ordnung und Machthierarchien, dessen Aneignung oftmals der Anwesenheit Erwachsener bedarf.

Dieser Beitrag basiert auf einer dreiwöchigen Feldforschung während Mini-München im August 2020. Meine Quellen sind ein begleitend geführtes Feldtagebuch, sechs qualitative Interviews mit acht Kindern und den Organisator_innen sowie Materialien aus der Spielstadt 2020. Mein Zugang ergibt sich aus meiner langjährigen Mitarbeit als Werkstudentin beim veranstaltenden Verein Kultur & Spielraum e. V. Somit bewege ich mich nicht nur als Forscherin, sondern auch als kulturpädagogische Mitarbeiterin im Feld und analysiere Mini-München in ebendieser Doppelfunktion. Darin sehe ich vor allem die Chance einer „kritischen Bildungs- und Kulturarbeit“ (Huber 2018: 63), die einerseits die machtkritische Wissensproduktion über eine gesellschaftliche Problematik umfasst, andererseits aber auch das praktische *Zurückgeben* an das Feld während der Forschung einschließt (Huber 2018: 66). Meine Involviertheit ergibt sich auch aus einem grundlegenden Prinzip Mini-Münchens, das ich im Folgenden noch weiter erläutere: der Rolle der Erwachsenen als Mitspielenden.

1. Geschichte und Spiellogik der Spielstadt Mini-München

Die Spielstadt entstand aus den spiel- und kulturpädagogischen Aktionen des Vereins Pädagogische Aktion e. V. Im Rahmen eines vom Verein initiierten Bauspiels entwickelten Kinder und Jugendliche eine Stadt aus Pappe, Holz und weiteren Materialien und bespielten diese – ein erster spielstädtischer Ansatz war gesetzt. 1979 wurde diese Stadt-Thematik im Rahmen des UN-Projektes „Jahr des Kindes“ aufgegriffen und in ein eigenes, deutlich größeres Projekt überführt, das mehrere Wochen lang im Olympiapark stattfand: Dabei sollte sich die Spielstadt an den Grundbedingungen einer realen Stadt mit ihrer Vielfalt, Komplexität und Dichte orientieren. Der besondere pädagogische Reiz des Konzepts Stadt als Spielort liege darin, dass dabei „das ‚Leben‘ als komplexe Wirklichkeit zum Medium und Stoff des handelnden Lernens“ gemacht werde (Grüneisl/Zacharias 1989: 14 f.). Ansatz der Spielstadt war und ist es, gesellschaftliche Zusammenhänge aufzugreifen und im Spiel neu zu denken oder umzuinterpretieren: Die Spielstadt ist demokratisch aufgebaut, alle Kinder verdienen gleich viel Geld, auch ein Studium wird wie Arbeit bezahlt (Grüneisl/Thiele 2020: 20).

Die Spielstadt fand zunächst unregelmäßig statt, nach Protesten und Forderungen von Kindern und Jugendlichen schließlich alle zwei Jahre als städtisch gefördertes Projekt. Inzwischen koordiniert der Verein Kultur & Spielraum e. V. das kostenlose Aktionsprogramm für Kinder und Jugendliche zwischen 7 und 15 Jahren, das jeweils in den ersten drei Wochen der Sommerferien stattfindet. Das Konzept der Spielstadt fand auch international großen Anklang. Es entwickelte sich ein weltweites Spielstadt-Netzwerk, an dem neben vielen Weiteren Mini-Kairo und Mini-Osaka teilnehmen (Grüneisl/Thiele 2020: 22 f.).

2020 feierte Mini-München mit seiner 20. Spielstadt 40-jähriges Jubiläum. Aber auch aus anderen Gründen war dieses Jahr besonders: Das pandemiebedingte Verbot von Großveranstaltungen im Frühjahr 2020 stellte Mini-München als zentral organisiertes Ereignis mit üblicherweise über 2.000 Kindern pro Tag vor ein Dilemma. Wenige Monate vor Beginn der Spielstadt musste ein neues Konzept gefunden werden, das den bestehenden



Abb. 1 Mini-München Stadtrat im Schulzentrum an der Quiddestraße. (Quelle: Kultur & Spielraum e. V.)



Abb. 2 Mini-München Stadtplan 2020. (Quelle: Kultur & Spielraum e. V.)

Hygiene- und Abstandsbestimmungen gerecht wird. Anstatt der sonst üblichen räumlichen Dichte wurde das Spielgeschehen unter dem Motto „Mini-München findet Stadt“ auf über 40 Spielorte verteilt. Im Vergleich zu den über 2.000 Kindern pro Tag (2018) nahmen 2020 lediglich etwas mehr als 1.000 Kinder an der Spielstadt teil, von denen sich mit elterlicher Erlaubnis 80 Prozent im jeweiligen Stadtteil und 57 Prozent in der gesamten Stadt frei bewegen durften (Kultur & Spielraum e. V. 2020a: 10).

Mini-München verfügt über einen eigenen Stadtplan, der am realen Stadtplan orientiert ist: Es gibt die Mini-München-Stadtteile Nord, Mitte, Ost und West, die insgesamt 40 Spielorte umfassen. Hinzu kommen die zum Stadt-Konzept gehörenden übergeordneten Betriebsbereiche Verwaltung, Politik und Internationales, Bildung und Kultur, Medien, Dienstleistungen, Produktion, Gastronomie, Freizeit und Organisation. In vorherigen Spielstädten lagen diese räumlich dicht beieinander, 2020 wurden sie dezentral durch Holzhütten, Messewände oder Zelte dargestellt.

Um dem Wunsch nach einem gemeinsamen Spielstadt-Bewusstsein und nach einer kollektiven Identität als Mini-Münchner_innen nachzukommen, bemühten sich die Organisator_innen, durch regelmäßige Kreisläufe (Zeitung, produzierte Waren, Briefe, Essen etc.) einen dauerhaften Austausch zwischen den einzelnen Stadtteilen herzustellen.

1. Bürger*in werden

Neue Mitspieler*innen zwischen 7 und 15 Jahren bekommen am Einwohnermeldeamt ihren Mitspielpass. Damit ist man Bürger*in von Mini-München, kann arbeiten, studieren und Vollbürger*in werden. Der Mitspielpass ist ein persönliches Dokument, für das jede*r selbst verantwortlich ist. Bei Verlust fällt eine Gebühr für den Ersatzpass an.

2. Arbeiten und Geld verdienen

Die Währung von Mini-München heißt MiMü und die Geldscheine sind 2020 neu gestaltet. Die MiMüs der Vorjahre haben keine Gültigkeit mehr. Für eine Stunde Arbeit gibt es fünf MiMüs, ein MiMü wird davon als Stadtsteuer einbehalten. Geldgewinne und Geldschenken müssen beim Finanzamt angemeldet, versteuert und im Mitspielpass eingetragen werden. Betrug und Täuschung werden geahndet.

3. Studieren und lehren

An der Hochschule kann man studieren oder selber Vorlesungen halten. Das Studium wird wie Arbeit bezahlt. Die Hochschule bietet Vorlesungen und Kurse in allen Stadtteilen an. An der Hochschule kann man auch als Professor*in arbeiten. Die Studienplätze und die Arbeitsplätze werden dieses Jahr an den Arbeitsämtern vergeben.

4. Vollbürger*in werden

Eine Vollbürger*innenschaft benötigt man, um sich selbständig zu machen, ein eigenes Geschäft zu eröffnen, Grundstücke und Wohnungen zu mieten, den Führerschein zu machen und bestimmte Berufe ergreifen zu können. Sie wird im Bürger*innenbuch im Rathaus eingetragen.

Wer vier Stunden Arbeit und zwei Stunden Studium in seinen Stadtausweis eingetragen und eine Reihe weiterer Anforderungen erfüllt hat, kann Vollbürger*in werden. Nach bestandener amtlicher Prüfung erhält man die Bestätigung der Vollbürger*innenschaft im Mitspielpass. Vollbürger*innenschaften aus den Vorjahren behalten ihre Gültigkeit.

5. Wahlen und Stadtpolitik

Wahlen für den Stadtrat und das Amt der/des Oberbürgermeister*in finden einmal die Woche statt. Umfang und Ablauf der Wahlen sind in der Wahlordnung geregelt. Die Versammlung der Bürger*innen ist das Gremium, das neue Regeln beschließt und ändern kann. Eine Bürger*innenversammlung kann auch von den Bürger*innen selbst einberufen werden, wenn sie dafür mindestens 50 Unterschriften sammeln.

6. Betriebe und Geschäfte

In Mini-München gibt es neben den städtischen auch private Betriebe. Wer ein eigenes Geschäft oder Dienstleistungsunternehmen eröffnen will, muss seinen Betrieb beim Gewerbeamt anmelden.

7. Bürgerpflichten und Regelverstöße

Mini-München lebt von seinen Bürger*innen und ihrer aktiven Beteiligung am Spielstadtleben. Jede*r Bürger*in ist auch für den friedlichen Verlauf der Spielstadt verantwortlich. Die älteren und erfahrenen Bürger*innen übernehmen Verantwortung für die jüngeren und neuen Spielstadtbesucher*innen. Verstöße gegen die Spielregeln werden vor Gericht gebracht. Die Gefährdung des ordnungsgemäßen Ablaufs von Mini-München kann ein Spielstadtverbot zur Folge haben.

8. Elternvisa

Seit 2012 dürfen Eltern die Spielstadt nur mit einem Visum betreten. Aufgrund der aktuellen Hygienebestimmungen können in diesem Jahr keine Elternvisa ausgestellt werden.

9. Weitere Regelungen und Verordnungen

Für den Betrieb der Spielstadt und der einzelnen Einrichtungen sind noch weitere Regelungen und Verordnungen wichtig: eine Handwerksordnung, eine Bau- und Grundstücksordnung, Regeln für das Studium, Regeln für die Führerscheinprüfung und allgemeine Verkehrsregeln. Es gibt auch ein Grundgesetz und eine Strafprozessordnung. Alle Regeln, Verordnungen und Gesetze können in den zuständigen Betrieben sowie im Rathaus eingesehen werden.

10. Wer Regeln aufstellt, kann sie auch verändern

Bewährtes kann man besser machen, Umstände ändern sich und Anpassung tut not. Deswegen können auch diese Regeln verändert werden. Voraussetzung dafür ist ein Mehrheitsbeschluss in der Bürger*innenversammlung.

Abb. 3 Spielregeln von Mini-München. (Quelle: Kultur & Spielraum e. V. 2020b)

Die übliche dreiwöchige Dauer der Spielstadt (27. Juli bis 24. August 2020) und die üblichen Öffnungszeiten (montags bis freitags von 10 bis 17 Uhr) mussten aufgrund der Hygienebestimmungen nur geringfügig angepasst werden.

Bei genauerer Betrachtung wirft das Spielstadt-Konzept allerdings einige Fragen auf. Ziel des Projektes ist es, eine Stadt der Kinder zu sein und zu zeigen, dass in dieser Stadt „alles auch anders sein könnte“ (Grüneisl/Thiele 2020: 20). Dabei orientieren sich die Strukturen der Spielstadt an einem bestimmten Ideal von Stadt: Die Auswahl der mini-städtischen Betriebe basiert auf dem Verständnis der Organisator_innen von einer „richtigen“ Stadt. Dieses Ideal wird infrage gestellt, wenn Kinder einen eigenen Betrieb eröffnen wollen, den sie als essenziell und städtisch erachten, der in der Konzeption aber nicht vorgesehen ist. Beispielsweise gründete eine Gruppe von Kindern das Mini-München-Casino. Dieses war nie geplant, wurde aber aufgrund des Engagements und der Bürgerschaft einer der Organisator_innen dann doch (temporär) in die Spielstadt aufgenommen. Ein weiteres Beispiel ist die Polizei. Diese war auf Wunsch der Organisator_innen seit 2016 nicht mehr in Mini-München vertreten. Die von Kindern im Spiel selbst gegründete „Demokratische Sicherheitspartei“ forderte diese nun allerdings wieder ein, da die Polizei aus ihrer Sicht zu einer realen Stadt dazugehöre. Die Spielstadt entstand im Nachgang der reformerischen 1960er und 1970er Jahre. Dementsprechend finden sich in der Konzeption auch gesellschaftliche Ideale, die beispielsweise Demokratie als zu erstrebende und im Handeln zu erlernende Gesellschaftsform fördern. Damit nimmt die Inszenierung von Stadt in Mini-München einen spezifischen Blick auf Stadt ein. Dieser fokussiert gleichzeitig ein privilegiertes und idealisiertes Erleben von Stadt und ist kaum in der Lage, marginalisierte Positionen (zum Beispiel Differenzierungen nach *class*, *gender* oder *race*) einzufangen. Es ist insofern eine erwachsene Konzeption, die aus einem spezifischen pädagogischen Kontext stammt, der sich auch gegen autoritäre (schulische) Erziehung stellt. Die Mitarbeitenden der Spielstadt sind gleichzeitig Mitspielende. Das bedeutet auch, dass sie in das Spielgeschehen eingreifen, etwa indem sie Kinder zu bestimmten Handlungen ermutigen – beispielsweise, sich an Abstimmungen zu beteiligen oder sich in einem kriminellen Spiel wie einem Bankraub auszuprobieren, ohne dabei die Spielregeln oder andere Mitspielende zu verletzen. Aber auch Kinder sind keine homogene Gruppe. Eine offene Frage bleibt letztlich, welche Kinder sich überhaupt mit Fragen des Städtischen beschäftigen und was Kinder jeweils motiviert, an dem Projekt teilzunehmen. Wenn ein Kind drei Wochen lang Hygienebeauftragte_r bleiben will, kann es das tun, so der pädagogische Ansatz von Mini-München. Es geht um das Spielen von Stadt, aber Konflikte können innerhalb dieses Spiels nur bedingt ausgetragen werden und vor allem nur mit Kindern, die sich dafür begeistern lassen oder sich dazu berufen fühlen – vermutlich, weil sie bereits mit politischer Bildung in Berührung gekommen sind. Etwas weiter gedacht ist auch der Zugang zur Spielstadt von Hürden geprägt, die die Organisator_innen zwar versuchen zu umgehen, die aber nie gänzlich aufgelöst werden können: Familien brauchen Zeit und Geld, um ihre Kinder zum Spielort zu bringen und von dort wieder abzuholen, sofern diese nicht selbstständig dorthin finden (dürfen). Dieses Defizit ungleicher Zugänge

zum Stadt-Erleben sollte innerhalb des pädagogischen Konzepts und der Organisation verstärkt reflektiert werden.

Letztlich bleibt die Frage, wer die Möglichkeit hat, Raum zu imaginieren und zu gestalten. Diese sehr komplexe Frage muss für diesen Beitrag auf ein Fallbeispiel mit Fokus auf die generationale Ordnung reduziert werden. Durch die Aufteilung auf 40 Spielorte und die Besetzung realer städtischer Räume wie Rathaus, Schulen, Kulturzentren oder Stadtmuseum überlagern sich Spielorte und reale Orte. Das forciert ein doppeltes Nachdenken *über* und Handeln *mit* Raum. Durch diese Spielstruktur werden die Kinder gezwungen, sich mehr und anders im städtischen Raum zu bewegen. Das provoziert Konflikte *mit* Stadt sowie eine intensive Be- und Verhandlung *von* Stadt, die ich im Folgenden beispielhaft anhand eines Ereignisses aus der Spielstadt nachzeichnen werde. Die Frage dazu lautet: Inwiefern ermächtigt dieses Spiel die Kinder wirklich, sich Raum anzueignen?

2. Das „Flufo“ – Vorstellungen und Wahrnehmungen von Stadträumen

Den größten Teil der Feldforschung verbringe ich in der Stadtplanung von Mini-München, die sich als Betrieb im Münchner Stadtmuseum befindet. Die Mini-München-Stadtplanung beschäftigt sich damit, Visionen von Stadt und Verbesserungsvorschläge für München zu modellieren, Infrastrukturen für die Spielstadt zu planen sowie die (Holz-)Bauten der Spielstadt zu verwalten. An einem Nachmittag in der letzten Woche der Spielstadt 2020 erreicht ein Kind, das die Aufgabe des Sekretärs der Mini-München-Stadtplanung angenommen hat, ein Anruf: Der Stadtrat des Stadtteils Nord habe die Mini-München-Stadtplanung damit beauftragt, eine U-Bahn zwischen den Spielorten Seidlvilla und Olympiapark zu bauen, um die beiden Orte für Kinder besser erreichbar zu machen. Trotz anfänglicher Skepsis greifen die Kinder in der Mini-München-Stadtplanung die Idee rasch auf. Obwohl ihnen bewusst ist, dass es sich beim Bau einer realen U-Bahn in den drei verbleibenden Tagen der Spielstadt um ein unmögliches Vorhaben handelt, diskutieren sie zunächst mit Ernsthaftigkeit die Möglichkeiten. Nachdem



Abb. 4 Zwei Taxifahrer in Mini-München mit „Schiebe-Taxis“. (Quelle: Kultur & Spielraum e. V.)

das Plenum der Mini-München-Stadtplanung beschlossen hat, dass es keine U-Bahn geben soll, überlegen die Kinder weiter, welche alternativen Fortbewegungsmittel ihnen einfallen. Die Vorschläge orientieren sich an viel genutzten Fortbewegungsmitteln in Mini-München, wie „Schiebe-Taxis“ oder „Schiebe-Bussen“ (meist aus Schubkarren, Rikschas oder Bollerwagen gebaut), schließen aber auch fantastischere Überlegungen wie eine Seilbahn oder Kamele mit ein.

Auch wenn die Vorschläge der Kinder zwischen Utopien und Realismus changieren, erwähnen sie immer wieder Aspekte, die eine Verkehrsplanung beachten müsse:

Der Vorschlag der Mini-München-Taxis wird kritisiert, da diese kostenpflichtig seien, die Kinder der Stadtplanung jedoch den Anspruch haben, die Fortbewegung kostenlos zu ermöglichen. Außerdem wird mehrmals angemerkt, dass nicht alle Kinder mobil genug seien, sprich Fahrräder oder sonstige Fortbewegungsmittel besäßen, um die Strecke selbstständig zurückzulegen. Daher solle auf jeden Fall eine Transportmöglichkeit durch die Mini-München-Stadtplanung gestellt werden. Dabei sind sich die Kinder darin einig, welche Transportmittel überhaupt von Kindern nutzbar sein sollen. Autos beispielsweise verstehen sie dezidiert als Fortbewegungsart für Erwachsene, als einzige Ausnahme benennen sie autonom fahrende Autos. Diese wiederum werden jedoch mit dem Argument ausgeschlossen, dass diese primär für Menschen mit Behinderung gedacht seien und sie man ihnen nicht wegnehmen wolle. Zudem wirft das Thema Auto stets die Frage nach Umweltmaßnahmen auf. Fahrräder sind aus Sicht der Kinder prinzipiell die bessere Wahl. Sollte es doch Autos geben, so sollten als Konsequenz mehr Bäume gepflanzt werden, um die Abgase zu reduzieren. Autos, so ein weiteres Argument, seien außerdem schlechter für das Stadtbild. Am Vorschlag einer Brücke über die Straße, auf der Kinder fahren könnten, wird kritisiert, der Schatten, den diese werfen würde, verringere die Wohnqualität an diesen Orten.

Was diese Beispiele klar erkennen lassen, sind die ethischen Kriterien, die die Kinder in ihre Vorstellungen von einer guten Stadt und deren Infrastruktur einfließen lassen. Ethik basiert auf „Fragen der Moral, hier verstanden als Wert- und Normensysteme des richtigen Handelns, und ist untrennbar mit der politischen Auseinandersetzung im Sinne des Streits um die Verteilung von Ressourcen und deren Legitimierung verbunden“ (Ege/Moser 2017: 238). In diesem Fall sind es Fragen des kostenlosen Zugangs und der Verteilung von natürlichen Umweltressourcen einerseits und Fortbewegungsmittels als Mobilitätsressourcen für bestimmte Personengruppen andererseits. Die spezifische Art und Weise, in der die Kinder ihre Vorstellungen diskutierten, stützt sich stark auf Vorstellungen sozialer Gerechtigkeit und des Umweltschutzes – sie entspringt also nicht allein ihrer Fantasie. Die Kinder greifen Diskurse urbaner Ethiken auf und reproduzieren diese in ihren eigenen Diskursen. Urbane Ethiken beschreiben „einen in spezifischer Weise normativen Umgang mit Charakteristika des Städtischen, der sich an der ‚guten Stadt‘ und der guten und richtigen städtischen Lebensführung orientiert“ (Ege/Moser 2017: 241). Der diskursive Raum „Stadt“ ist einer, in den sie intervenieren können und dürfen, indem sie Diskurse darüber (re-) produzieren. Die Kinder *fühlen sich* beteiligt und *sind* beteiligt an urbanen Problemen und damit berechtigt, über Raum zu sprechen.

Das Sprechen über Raum stößt jedoch schnell an eine Grenze, wenn es um den materiellen „erwachsenen“ Stadtraum geht. Das zeigt sich nicht nur an der Verwirrung, die der Wunsch, eine U-Bahn zu bauen, zunächst auslöst, weil ein Junge einen U-Bahn-Bau eindeutig als etwas begreift, das außerhalb seiner Zugriffsmöglichkeiten als Kind liegt. Es zeigt sich aber auch an der Reaktion einer Betreuerin auf diesen Wunsch. Sie schlägt während der Diskussion vor, die Straßen in einer performativen Aktion temporär umzudeuten und beispielsweise aus Fahrradstraßen sogenannte Kinderstraßen zu machen, auf denen die Kinder Vorrang hätten. Doch die Kinder zweifeln: Dürfen sie als Mini-München überhaupt solche Veränderungen im „echten“ München vornehmen? Bei bisherigen Spielstädten, deren Spielorte nicht direkt innerhalb städtischer Strukturen lagen, kamen solche Zweifel nicht auf. Da Mini-München 2020 aber zum Großteil Gebäude und Räume in der realen Stadt nutzt, ergibt sich für die Kinder ein Konflikt. Die Diskussion wirft die grundsätzliche Frage auf, wer überhaupt die Möglichkeit hat, den materiellen Raum zu gestalten und zu verändern. Dabei zweifeln die Kinder selbst ihr Recht an, im Stadtraum in die bestehende Ordnung zu intervenieren und alternative Vorstellungen umzusetzen. Das zeigt sich auf besondere Weise an der Lösung, die letztlich für den Bau der U-Bahn gefunden wurde: das sogenannte „Flufo“. Dabei handelt es sich um eine während Mini-München gebaute Konstruktion aus zwei zusammengeschweißten Fahrrädern, die mit ihrer rot angemalten Holzverkleidung an ein Ufo erinnern soll. Das Mini-München-Reisebüro stellte das Gefährt der Mini-München-Stadtplanung für eine einmalige Fahrt. Zwei Kinder von der Stadtplanung sowie drei Betreuer_innen begleiteten die „Flufonaut_innen“ auf ihrem Weg über eine Fahrradstraße vom Olympiapark zur Seidlvilla.

Zu Beginn der Fahrt sind bei Kindern und Erwachsenen Unsicherheiten zu spüren, sicherlich auch aufgrund der Gefahr für den eigenen Körper, die der

Abb. 5 Das „Flufo“.
Quelle: Kultur &
Spielraum e. V.



Eingriff in den Verkehr mit sich bringt. Dennoch gibt die Begleitung durch Erwachsene den Kindern ein Gefühl der Sicherheit. Sie umfahren zunächst die Sperren am Ausgang des Olympiaparks und zeigen dann zunehmend Selbstbewusstsein, indem sie rhythmisch trommelnd die Parolen „Mini-München findet Stadt“ rufen und auf dem letzten Stück ihren eigenen Weg mit Kreide markieren. Sichtlich bestärkt werden die Kinder dadurch, dass sie auf der gesamten Fahrt kaum negative Reaktionen von Erwachsenen erhalten. Autos und Fahrräder fahren geduldig hinter ihnen her, Passant_innen lachen und fragen neugierig nach, selbst Cafébesucher_innen helfen, das „Flufo“ durch die enge Gasse zwischen den Tischen zu führen. Ein „Flufonaut“ erklärt nach der Fahrt, er habe damit gerechnet, die Autofahrer würden „voll ausrasten“. Er sei sehr erstaunt, dass sich niemand beschwert habe.

Dieses Ereignis macht für die Kinder erfahrbar, dass urbaner Raum generational geordnet ist. Diese Ordnung setzt Akteur_innen in Machtbeziehungen und gewichtet ihren Einfluss auf Raum. Es gibt Orte, an denen Kinder nichts zu sagen haben, weil sie ihm in seiner Grundfunktion nicht zugewiesen sind. Stattdessen werden die Kinder bestimmten *kindlichen* Räumen zugeordnet, in denen sie eine begrenzte Macht haben – beispielsweise Mini-München als *Spielstadt*.

Diese stetige Differenzierung zwischen Kindern und Erwachsenen – und zwar als Selbst- und Fremdpositionierung – ist ein notwendiger und zwingender Aspekt generationaler Ordnung (vgl. Kelle 2005: 91). Generation ist Leena Alanen zufolge eine Struktur, die Bezug auf „ein System von Beziehungen zwischen sozialen Positionen“ (Alanen 2005: 75) nimmt. Diese Positionen werden stets wechselseitig (mit-)konstruiert – auch Kinder sind am „generationing“ (dies.: 79) oder „doing generation“ (Kelle 2005: 103) aktiv beteiligt. Dieser Prozess vollzieht sich nicht nur mental, sondern auch materiell: Gefestigt im gebauten Raum, strukturiert die generationale

Abb. 6 Das „Flufo“ auf seiner Fahrt vom Olympiapark zur Seidvilla. (Quelle: Laura Lefevre)



Ordnung auch das eigene Handeln und Machtgefälle. Diese räumliche Ordnung dient mit Michel Foucault gesprochen dazu, Machtverhältnisse zu zementieren: Die Aufteilung des Raumes wird genutzt, um Ordnung zu schaffen – von Menschen, Praxen und Materialitäten. Räume werden damit zu „lebenden Tableaus“, die aus den unübersichtlichen, unnützen und gefährlichen Mengen geordnete Vielheiten machen“ (Foucault 1977: 190). Die Rangfolge ist klar geregelt – beispielsweise im Verkehr: Kinder stehen (außer in ausgewiesenen *Spielstraßen*) an letzter Stelle. Allein die Vorstellung, in diese Straßenordnung zu intervenieren, ist – wie das Beispiel „Flufo“ zeigt – mit der Erwartung von Strafen und mit dem eigenen Zögern verbunden. Einigen erscheint schon allein das Nachdenken darüber unmöglich. Dieses Wissen um Grenzen haben die Kinder inkorporiert: Bereits in der Diskussion zögern sie, allzu stark einzugreifen, scheuen sich zunächst vor einer Störung des öffentlichen Raumes. Es bedarf einer bewussten Bestätigung der Kinder durch Erwachsene, damit sie genügend Selbstbewusstsein entwickeln, um in den Raum einzugreifen – sei es durch die Spielstadt selbst, durch erwachsene Verantwortungsträger_innen oder durch den Zuspruch Unbeteiligter.

Dieser Beitrag hatte das Ziel, das pädagogische Projekt Mini-München vorzustellen und anhand eines Ereignisses beispielhaft aufzuzeigen, wie Kinder den städtischen Raum im Kontext generationaler Ordnungen imaginieren und verhandeln. Für diese Forschung stand speziell das generationale Verhältnis zwischen Kindern und Erwachsenen im Fokus. Andere Differenzsysteme wie *race*, *class* oder *gender* wurden nicht aufgegriffen, müssen bei einer umfassenden Betrachtung aber berücksichtigt werden. Die eigene Position im Raum ist nicht nur durch generationale Verhältnisse bedingt – auch viele Erwachsene sind in öffentlichen Räumen marginalisiert. Zudem besitzen auch Kinder und Jugendliche je nach ihrer sozialen Position unterschiedliche Möglichkeiten der Partizipation. Die Spielstadt erhebt den Anspruch, städtische Realitäten abzubilden und im Spiel mit den Kindern utopische Gesellschaftsvorstellungen zu verhandeln. Dabei bleibt immer zu bedenken, dass die Konzeption von Mini-München bereits normative Vorstellungen von gutem (demokratisch organisiertem) Leben und guter (diverser, friedfertiger) Stadt enthält, die auf eine spezifisch erwachsene, pädagogische Perspektive zurückgehen. Zudem sind die Hürden des Zugangs zur Spielstadt zu beachten, die strukturelle Barrieren und Privilegien aufgrund der sozialen Herkunft reproduzieren oder nur in Teilen aufheben können.

Anhand des Beispiels wurde gezeigt, dass die Kinder sich den städtischen Raum zwar *im Gespräch* aneignen. Gleichzeitig verdeutlicht es jedoch auch die eingeschränkte Handlungsmacht bei der konkreten Umsetzung dieser Visionen: Die Kinder stoßen auf Hindernisse im gebauten Raum, die mit einer generationalen Hierarchisierung und Kompetenzzuschreibung zusammenhängen. Dennoch erhalten die Kinder durch das Spiel – aber auch durch die Betreuer_innen – temporär die Möglichkeit, sich diesen Raum anzueignen und sich mit ihren Vorstellungen zumindest im Rahmen der Spielstadt Gehör zu verschaffen.

Autor_innen

Laura Lefevre studiert Europäische Ethnologie. Sie arbeitet für ihre Masterarbeit zu den Themen kritische Stadtforschung, Stadtheutnographie und Kindheitsforschung.
laura.lefevre@outlook.de

Literatur

- Alanen, Leena (2005): Kindheit als generationales Konzept. In: Heinz Hengst / Helga Zeiher (Hg.), Kindheit soziologisch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 65-82.
- Ege, Moritz / Moser, Johannes (2017): Urbane Ethiken: Debatten und Konflikte um das gute und richtige Leben in Städten. Projektvorstellung. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXI/120 3+4, 237-249.
- Foucault, Michel (1997): Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grüneisl, Gerd / Zacharias, Wolfgang (Hg.) (1989): Die Kinderstadt. Eine Schule des Lebens. Handbuch für Spiel, Kultur, Umwelt. Hamburg: Rowohlt.
- Grüneisl, Gerd / Thiele, Joscha (2020): Die ersten 40 Jahre. Zur Einführung in die Spielstadt. In: Kultur & Spielraum e. V. (Hg.), Die Spielstadt. Perspektiven auf ein pädagogisches Phänomen. München: kopaed, 15-36.
- Huber, Laila (2018): Kritische Kulturarbeit und Kunstvermittlung als Praxisfeld einer eingreifenden Kulturanthropologie. In: Johanna Rolshoven / Ingo Schneider (Hg.), Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin: Neofelis, 63-79.
- Kelle, Helga (2005): Kinder und Erwachsene. Die Differenzierung von Generationen als kulturelle Praxis. In: Heinz Hengst / Helga Zeiher (Hg.), Kindheit soziologisch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 83-108.
- Kultur & Spielraum e. V. (2020a): Mini-München findet Stadt! Dokumentation 2020. München.
- Kultur & Spielraum e. V. (2020b): Mini-München Spielregeln 2020. <https://www.mini-muenchen.info/spielregeln/> (letzter Zugriff am 9.3.2021).

Kinder bewegen Stadt

Choreografische Beobachtungen räumlicher Aneignungspraktiken

Gabriele Reuter

Choreografische Praxis kann ganz allgemein als körperlich-sinnliche Wissensproduktion in Bewegung beschrieben werden. Ob dieses flüchtige, oft nur schwer oder gar nicht mit Worten beschreibbare Wissen für eine Praxis der kritischen Stadtforschung nutzbar gemacht werden kann, ist bisher nicht ausreichend erforscht. Dieser Text versucht eine praktische Annäherung aus künstlerischer Perspektive und ist gleichzeitig eine Einladung an die Disziplin der kritischen Stadtforschung, sich dem Themenfeld anzunähern.

Das Verständnis dessen, was choreografische Praxis eigentlich bedeutet oder bedeuten kann, wurde im letzten Jahrzehnt des tanzwissenschaftlichen Diskurses stark von einem „erweiterten Choreografiebegriff“ (Barthel 2015: 140) geprägt. Weit über die Beobachtung und Ausführung tänzerischer Bewegung hinausgehend wird Choreografie dabei als „Organisation von Körpern in Zeit und Raum“ (Klein 2012: 25) verstanden. Damit sind auch nicht-menschliche Körper und Materialien gemeint. Die Kulturwissenschaftlerin Heike Lüken bringt in diesem Kontext in Bezug auf städtische Räume den Begriff der „choreografischen Stadtforschung“ ins Spiel. Diese definiert sie als eine „Praxistheorie“, die „ästhetische, also körperlich sinnliche Wissensproduktion in Bewegung, von Bewegungs- und Wahrnehmungspraktiken und deren Materialisierung im Stadtraum“ (Lüken 2015: 154 ff.). Es geht also darum, einen Ort über den Körper und die Sinne zu begreifen, zu ertasten und zu erspüren. Dabei wird die eigene Wahrnehmung geschärft und das dadurch neu erlangte Wissen unmittelbar und über Bewegung an denselben Ort zurückgespielt. Es ist ein lernender, ergebnisoffener, nonverbaler ortsspezifischer Dialog, eine choreografische Praxis, die städtische Räume gleichzeitig schreibt und beschreibt.

Kinder begegnen städtischen Räumen spielerisch, voller Fragen und durch intensive Beobachtung. Besonders die Kleinsten eignen sich jede Umgebung systematisch durch Bewegung und Berührung an. Mit diesem besonderen Zugang zu ästhetischer Wissensproduktion verstehe ich in diesem Beitrag Kinder im Sinne der oben skizzierten choreografischen Stadtforschung als Expert_innen für Raumanneignung durch Bewegung. Im Folgenden beobachte ich sowohl typische Bewegungs- und Wahrnehmungsmuster von jüngeren

Kindern im Alter zwischen zwei und sechs Jahren im Dialog mit städtischen Räumen als auch Kinder und Jugendliche, die sich explizit in tänzerischen oder choreografischen Kontexten bewegen.

In fünf persönlichen Gesprächen mit Personen aus den Arbeitsfeldern Pädagogik, Tanz/Choreografie, Kunstvermittlung und kulturelle Bildung konnte ich eine Reihe von Handlungen oder Herangehensweisen an räumliche Interaktionen beobachten, die ich im Sinne eines „sich in Beziehung Setzens“ als Schlüsselfähigkeiten von Kindern und Jugendlichen in Bezug auf die Aneignung städtischer Räume beobachtet habe.

Diese Beobachtungen – nicht nur von Kindern, sondern vor allem von Erwachsenen – können auch als direkte Handlungsaufforderungen zu forschenden, körperlich-sinnlichen Interaktionen mit städtischen Räumen gelesen werden. Aus den folgenden elf Abschnitten des Beitrags entsteht am Ende des Textes ein Bewegungsscore, eine Partitur von Handlungsanweisungen für das Erkunden von Stadt durch Bewegung. Der Text wird damit im Sinne des beschriebenen erweiterten Choreografiebegriffs selbst zur Choreografie. Gleichzeitig lädt er die erwachsenen Leser_innen dieses Beitrags zu einem ganz praktischen Perspektivenwechsel ein.

1. Zeitlos und zweckfrei unterwegs sein

Der im Wrangelkiez in Berlin-Kreuzberg ansässige Kinderladen „Cuvrybande e. V.“ legt einen Schwerpunkt seines pädagogischen Konzepts auf das freie Spiel. Die Erziehungspersonen halten sich so weit wie möglich zurück, um den Kindern ein möglichst freies Entscheiden über den Ort, Inhalt und zeitlichen Rahmen ihres Spiels zu ermöglichen (vgl. Pausewang 1997).

Die Kinder im Alter zwischen zwei und sechs Jahren verbringen täglich viel Zeit mit ihren Erzieher_innen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Kiezes am Görlitzer Park. In einem Gespräch mit den Erzieher_innen des Kinderladens frage ich nach der Art, in der sich die Kinder mit ihrer Umgebung in Beziehung setzen, wenn sie dort unterwegs sind. Die Befragten führen aus, wie intensiv die Kinder auch in öffentlichen Räumen in ihr Spiel vertieft sind, wie zeitlos und zweckfrei sie unterwegs sind:

„Die vergessen ihr Rundherum; setzen sich auf die Straße und fangen an, Nüsse zu knacken. Fühlen sich völlig sicher und aufgehoben. Egal, ob auf dem Spielplatz oder auf der Straße. Sie sind dann in ihrer Welt. [...] Die haben ja auch alle Zeit, also die denken das zumindest. Und wenn sie mit uns unterwegs sind, haben sie das eigentlich auch-“ (Gespräch mit Katja Hüther (Gruppeninterview) am 18.12.2020)

2. Sich ausstreuen

Den Erzieher_innen fällt auch auf, dass die Kinder „sich ausstreuen“, sich also bei Spaziergängen räumlich weit verteilen, um sich Orte oder Strecken in ihrem eigenen Tempo anzueignen. Sie lieben es, „hinterherzutrödeln“ oder „vorzulaufen“ (Gespräch mit Sunja Lee (Gruppeninterview) am 18.12.2020). Die Erzieher_innen lassen dies zu, vereinbaren aber mit den Kindern Treffpunkte, an denen sie sich immer wieder sammeln und aufeinander warten.

3. Einfach losrennen

Der Tänzer und Choreograf Gabriel Galindez Cruz leitet seit fast zehn Jahren die Kindercompany von Sasha Waltz & Guests mit bis zu 60 Kindern und Jugendlichen in vier verschiedenen Gruppen im Alter zwischen fünf und 17 Jahren.

Während des ersten Lockdowns der Coronapandemie im Frühling 2020 verlagert Galindez Cruz die Proben der Company nach draußen. Zwei Gruppen mit älteren Kindern finden einen festen Probenort im Tiergarten. Zwei Tänzerinnen der Company, Gemma Fiedler (11 Jahre alt) und Nika Brovot (12) sind begeistert vom neuen Probenort im Freien – so viel Platz, so viel frische Luft: „Man konnte sich ausbreiten, einfach losrennen“ (Gespräch mit Nika Brovot am 20.1.2021). Umgeben von Bäumen, Gras und Büschen erweitern die Kinder durch Improvisationsaufgaben, Klettern und Krabbeln ihr Bewegungsrepertoire und machen aus der unmittelbaren Umgebung einen eigenen Forschungs- und Probenort unter freiem Himmel.

4. Einem Ort zuhören

Für eine Probe auf der Museumsinsel gibt Galindez Cruz neue Impulse für die Improvisationen: Die jungen Tänzer_innen sollen Orte finden, mit denen sie sich verbunden fühlen und dort in eine offene Bewegungsimprovisation gehen. Der Fokus liegt darauf, sich über den eigenen Körper mit diesem Ort „in einen Dialog zu begeben“, ihn also genau zu beobachten und auf das, was sie sehen, hören oder spüren, spontan mit Bewegung zu reagieren. Dabei entstehen detailreiche Improvisationen, aus denen kleine Solos oder Gruppenchoreografien werden, bei denen sich die Tänzer_innen gegenseitig zuschauen (Gespräch mit Gabriel Galindez Cruz am 9.12.2020).

5. Sich unvermittelt begegnen

Einige Passant_innen bleiben stehen, stellen Fragen, sind berührt oder verwundert. Diese Beobachtenden – ein anonymes öffentliches Publikum – scheinen die Tänzer_innen nicht besonders zu stören: „Das war eigentlich kein Thema“ (Gespräch mit Nika Brovot am 20.1.2021). „Erst war mir das ziemlich peinlich, aber dann war es ganz normal und ich habe nicht weiter darüber nachgedacht“ (Gespräch mit Gemma Fiedler am 3.2.2021).

Galindez Cruz reflektiert den ungewöhnlichen und unmittelbaren Kontext dieser Begegnungen im Stadtraum:

„Die Menschen sprechen uns an: ‚Was ist das, was macht Ihr da?‘ Eine Gruppe von Teenagern in der Stadt, [die] machen super konzentriert total verrückte Sachen mit ihren Körpern, [...] sie tanzen einfach, gehen ganz tief nach innen. Ich glaube, das ist wirklich nicht normal für dieses Alter.“ (Gespräch mit Gabriel Galindez Cruz am 9.12.2020)

Das Tanztraining von Galindez Cruz ermöglicht Kindern und Jugendlichen – weit über das Kleinkindalter hinaus – einen offenen und spielerischen Zugang zu ihrer Umgebung. Sie sind virtuose Bewegungs- und Wahrnehmungsexpert_innen geworden und treffen in diesem Beispiel aufgrund der veränderten

Trainingsbedingungen während der Pandemie ganz unvermittelt auf die Stadtgesellschaft. Nicht ganz unwichtig ist dabei, dass sie dieses Wissen auf für diese Altersgruppe ungewöhnlich selbstverständliche Weise mit den zufällig anwesenden Passant_innen teilen. Dabei beeinflussen sie wiederum deren ästhetische, also körperlich-sinnliche Wahrnehmung des Stadtraums.

6. Entschleunigen

Die Choreografin Sabine Zahn arbeitet im Januar 2015 in der belebten Umgebung des Berliner U-Bahnhofs Eberswalder Straße in Kooperation mit dem Projektträger „Theater Tusch“ mit einer Gruppe Grundschüler_innen zum Thema „Zeit und Bewegung“. Dabei wird intensiv beobachtet, gezeichnet und gesammelt sowie einzelnen Passant_innen gefolgt. Die spielerisch umgesetzte Rolle des „heimlich Beobachtenden“ erlaubt dies den Kindern beinahe nebenbei, indem sie den Alltagsbewegungen anderer Personen folgen und sich so selbst den Raum durch Bewegung aneignen (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020).

Als finale Intervention entscheiden sich die Kinder für einen *slow motion walk* von ihrer Basis im Prater, einem ehemaligen Theater der Volksbühne, die Kastanienallee entlang bis zum U-Bahnhof Eberswalder Straße. Sämtliche Betreuungspersonen bleiben dabei im Hintergrund, damit die Gruppe von außen möglichst als unabhängig wahrgenommen werden kann. Beinahe eine Stunde braucht die 20-köpfige Gruppe, um in kompletter Stille und vollkommener Entschleunigung die Distanz von etwa 50 Metern zu überwinden. Zahn beschreibt im persönlichen Gespräch die verwirrten, erfreuten und entgeisterten Gesichter der Passant_innen, die dieser von Kindern erdachten und ausgeführten radikalen choreografischen Aneignung der Kastanienallee beiwohnen dürfen. Besonders bemerkenswert ist für sie das intuitive Entscheidungsvermögen und die kollektive Orientierung der jungen Menschen als Gruppe. In einem Gespräch im Anschluss an die Intervention thematisieren die Kinder, dass sie durch die Verlangsamung auch selbst für das Thema Geschwindigkeit sensibilisiert wurden (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020).

7. Details entdecken

Die intensive Wahrnehmung von Details ist ein Beobachtungspunkt, der sowohl den Erzieher_innen der „Cuvrybande“ als auch Gabriel Galindez Cruz und Sabine Zahn immer wieder auffällt und die in allen Altersgruppen ausgeprägt zu sein scheint. Die Erzieherin Charlotte Rogmans beschreibt den ständig suchenden Blick jüngerer Kinder auf den Boden und in die Schaufenster, die dort Details entdecken, die keinem Erwachsenen auffallen würden (Gespräch mit Charlotte Rogmans (Gruppeninterview) am 18.12.2020). Sabine Zahn beschreibt, wie Grundschüler_innen sich auch auf einer belebten und lauten Straße ungewöhnlich lange und intensiv mit kleinsten Insekten beschäftigen (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020). Gabriel Galindez Cruz bemerkt, dass den Jugendlichen beim Tanztraining Details wie die Bewegungen des Sonnenlichts oder die Beschaffenheit des Bodens auffallen (Gespräch mit Gabriel Galindez Cruz am 9.12.2020).

8. Sich Verankern

Sabine Zahn ist davon überzeugt, dass Kinder sich an ihren Lieblingsorten „verankern“ (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020), indem sie immer wieder die gleichen Handlungen vornehmen. Ihr natürliches Bedürfnis, durch Wiederholung zu lernen, macht Handlungsabläufe im Raum sichtbar und beeinflusst so auch das sensible Geflecht räumlicher Interaktionen. **Geht man davon aus, dass auch Kinder im Sinne der Raumproduktion nach Michel De Certeau durch ihre Handlungen städtische Räume hinterfragen, neu-definieren und damit verändern können (De Certeau 1988: 218), so ist dies eine räumliche Praxis, die sich durch ihr selbstbestimmtes, wiederholtes und aufmerksames „Praktizieren“ in der Umgebung „verortet“:**

„Wenn wir als Erwachsene dem beiwohnen können, das ändert auch schon unsere Wahrnehmung, selbst wenn wir selbst nicht so entschleunigt sein können, oder so viele Details wahrnehmen können. [...] Der Fakt, dass Kinder an solchen Orten selbstverständlich sind und das praktizieren dürfen, das ändert den Raum. Die müssen das machen dürfen.“ (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020)

Zahn beschreibt mit diesen Worten eine forschende und wiederholte Form von Bewegung, die ihre Umgebung bewegt: Eine eigene räumliche Praxis, durch die Kinder einen wichtigen Beitrag zum sozialräumlichen Gefüge der Stadtgesellschaft leisten.

9. Schleichwege finden

In Zusammenarbeit mit einem Team von Künstler_innen gründet Sabine Zahn im Oktober 2017 an der Nürtingen-Grundschule in Berlin-Kreuzberg die temporäre „Agentur für Analoge Raumspionage“ (Zahn 2017). Sie folgt der Aufmerksamkeit der Kinder für Orte, die diese sehr gut kennen: Was beobachten Kinder? Wie tun sie das? Wie können Orte durch Bewegung (neu) entdeckt oder entdeckt werden? **Angefangen auf dem eigenen Schulhof und von dort aus weiter gestreut in die direkte Umgebung, werden Beobachtungen gesammelt, gezeichnet, archiviert und diskutiert. Die Kinder finden für die ihnen bekannten Orte immer wieder eigene Namen und verknüpfen diese mit den unterschiedlichsten Narrativen.**

Die Kinder suchen sich unabhängig von den Aufgabenstellungen des Projekts immer wieder neue Schleichwege und Abkürzungen durch bekanntes Terrain (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020). Bei anderer Betrachtung können diese spontanen Ab- und Umwege der Kinder aus der Perspektive der Choreografie als Raumkompositionen angesehen werden, als ästhetisch motivierte, kreative Bewegungen in Zeit und Raum, die einen selbstbestimmten Prozess der Aneignung dieser Orte beschreiben.

Die Vorstellungskraft der Kinder, die neue Nutzungen und Narrative auf bereits bekannte Orte projiziert, überlappt und verwebt sich mit dem bewusst erfahrenen, praktizierten Raum der Schleichwege und dem Wissen der Kinder über die repräsentative Funktion der sie umgebenden Architektur. Die Kinder entwickeln und bespielen damit ein bewegliches Puzzle aus verschiedenen Wahrnehmungsfeldern im Sinne des von Henri

Lefebvre entworfenen Bildes der Dreiheit aus erfahrenem, vorgestelltem und beschriebenem Raum (Lefebvre 2006: 335-336).

10. Schlammige Schätze suchen

Die von „raumlaborberlin“ 2018 als temporäre urbane Forschungsstruktur gebaute „Floating University“, schwebt wie ein Luftschiff über dem Wassersammelbecken des Tempelhofes Feldes. Verwildert, versteckt und dennoch mitten in der Stadt, bietet dieser Ort endloses Potenzial für Geschichten und Abenteuer – für Kinder und Erwachsene gleichermaßen.

Zusammen mit der Szenografin und Kulturvermittlerin Ute Lindenbeck veranstaltet Sabine Zahn in der „Floating Kids Uni“ seit Sommer 2018 Workshops mit Kindern und Jugendlichen im Alter von sechs bis 16 Jahren. Die Teilnehmenden experimentieren – mit Lärm, schlammigen Schätzen, verschiedenen Materialien, Spaziergängen und kartografischen Übungen (Floating University 2020). Zahn und Lindenbeck beschäftigen sich dabei immer wieder mit der Frage, was Kinder tun, um sich einen Ort anzueignen sowie mit der Frage, welche ihrer räumlichen Praktiken in einer breit aufgestellten künstlerischen urbanen Forschungspraxis (für Erwachsene) fehlen (Gespräch mit Sabine Zahn am 23.12.2020). Diese Herangehensweise impliziert, die Interessen, Sichtweisen und Neugierde der Kinder und Jugendlichen zu Leitprinzipien einer forschenden künstlerischen Arbeit zu machen. Darüber hinaus schafft die „Floating University“ als temporärer, weitgehend ungestalteter Ort selbst die Möglichkeit einer besonders ergebnisoffenen selbstbestimmten Lernerfahrung.

11. Einen Ort bespielen

Das Netzwerk „Berlin Mondiale“ fokussiert sich darauf, Kunst und künstlerische Praxis für alle Stadtbewohner_innen gleichermaßen zugänglich und erlebbar zu machen (Gespräch mit der Sabine Kroner (Leitung „Berlin Mondiale“) am 7.1.2021). In Zusammenarbeit mit Künstler_innen, Vermittler_innen und verschiedenen Akteur_innen aus Stadtentwicklung und Kulturpolitik arbeitet es prozesshaft, interdisziplinär und soweit wie möglich mit allen Beteiligten auf Augenhöhe. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf Möglichkeiten der Begegnung für marginalisierte Kinder und Jugendliche sowie auf Projekten im breiten Kontext von Migration, Exil und Asyl.

Im Pandemiesommer 2020 verlagert sich ein Großteil der Aktivitäten der „Mondiale“ zwangsläufig nach draußen. Dabei werden viele Freiflächen mit kulturellen Bildungsangeboten und Begegnungsformaten bespielt, wie etwa das sogenannte Wasserwerk auf dem Gelände einer Kirche in der Nähe des Moritzplatzes in Berlin-Kreuzberg. Dieses wird in den Sommermonaten zu einem Begegnungsort der umliegenden Wohnsiedlungen. Hier sind es vor allem offene, unkomplizierte und non-verbale Spielformate für Kinder und Jugendliche, wie sie von Gabriel Galindez Cruz durchgeführt wurden, die besonders gut angenommen werden (Gespräch mit Gabriel Galindez Cruz am 9.12.2020). Die Theaterpädagogin und Theaterwissenschaftlerin Laura Werres koordiniert und betreut die kulturellen Projekte der „Mondiale“-Standorte von

Spandau bis Marzahn inhaltlich und organisatorisch. Den ganzen Sommer ist sie draußen unterwegs an den verschiedenen Knotenpunkten des Netzwerks und beobachtet mit Begeisterung, wie Projekte mit jungen Menschen sich öffentliche Räume „erobern“ und dabei ganz aktiv in Interaktion mit der Stadtgesellschaft gehen: „Das hat so viel Potenzial, man besetzt einfach so den Raum. Alles spielt mit, alles wird Teil des Projekts.“ (Gespräch mit Laura Werres am 7.1.2021) Einig sind sich Laura Werres und Sabine Kroner, die seit 2015 die „Berlin Mondiale“ leitet, jedoch darin, dass es die Selbstverständlichkeit, mit der ältere Kinder und Jugendliche vielleicht noch vor ein paar Jahrzehnten städtische Räume und Freiräume für sich selbst in Anspruch genommen haben, heute nicht mehr gibt. Ihrer Erfahrung nach braucht es hierfür eine explizite Einladung und längere vertrauensbildende Prozesse durch soziokulturelle Akteur_innen und Kulturvermittler_innen (Gespräch mit Sabine Kroner und Laura Werres am 7.1.2021).

Fazit

Die ästhetische Wahrnehmungs- und Forschungsexpertise von Kindern und Jugendlichen bringt detailreiche, ebenso zeitlose wie ergebnisoffene Beobachtungen, ausgeprägte Improvisationsfähigkeit sowie fragende, spielerische Begegnung und Intervention in den Alltag städtischer Räume. Sie ist damit ein wertvoller Beitrag zum Beobachten, Verstehen und sinnlichen Begreifen von Stadt.

Choreograf_innen und Tanzvermittler_innen wie Gabriel Galindez Cruz und Sabine Zahn arbeiten systematisch daran, mit Wahrnehmungs- und Bewegungsforschung „kindliche“ Zugänge zur Raumaneignung zu erhalten oder sich diese neu bewusst zu machen. Sie trainieren den Körper und die Sinne von Kindern, Jugendlichen und auch Erwachsenen als Forschungsinstrumente, mit denen das sensible und hochdynamische Konstrukt des Raums, der uns umgibt, gelesen und dessen Wahrnehmung auf unterschiedlichsten Ebenen verstärkt werden kann. Prinzipiell sind Vermittler_innen wie Galindez Cruz und Zahn zwar in der Lage, jedem Menschen Zugang zu diesem bewegten Wissen zu ermöglichen, die Realität sieht jedoch oft anders aus. Tänzerische und choreografische Praxen sind bisher weder einer breiten Stadtgesellschaft zugänglich noch für Forschungsfelder wie die kritische Stadtforschung wirklich nachvollziehbar oder übersetzbar. Ergebnisse aus der Praxis haben demnach nur exemplarischen Charakter – wie auch die in diesem Beitrag geschilderten Ergebnisse. Sie werden nur selten analysiert und verbalisiert und bleiben so subjektive Erfahrungen und flüchtige Interaktionen. In ihrer Flüchtigkeit bespielen sie einen städtischen Ort zwar temporär und reflektieren ihn auch kritisch, erzielen aber keine langfristige Wirkung.

In einem ersten Schritt der Annäherung zwischen den Disziplinen der Choreografie und der kritischen Stadtforschung lade ich die Leser_innen deshalb hier und jetzt ein, sich zunächst selbst durch das körperlich-sinnliche „praktizieren“ der folgenden, direkt aus dem Text entstandenen, choreografischen Übungen auf einen ersten unmittelbaren Wissenstransfer einzulassen, der die Ergebnisse dieses künstlerischen Forschungsbeitrags in die eigene Praxis übersetzt.

Einladung zu einer choreografischen Stadtforschungsübung

Künstlerisches Format: Bewegungsscore/Partitur

1. Zeitlos und zweckfrei unterwegs sein
2. Sich ausstreuen
3. Einfach losrennen
4. Einem Ort zuhören
5. Sich unvermittelt begegnen
6. Entschleunigen
7. Details entdecken
8. Sich verankern
9. Schleichwege finden
10. Schlammige Schätze suchen
11. Einen Ort bespielen

Hinweis: Jede einzelne dieser Handlungsaufforderungen kann für sich alleine im Stadtraum praktiziert und durch Wiederholung verankert werden. Kombinationen sind in der vorgegebenen oder in jeder beliebigen Reihenfolge möglich. Die Dauer dieser choreografischen Übungsfolge ist frei wählbar und kann bei jeder Wiederholung der Partitur verändert werden.

Autor_innen

Gabriele Reuter ist Choreografin und Urbanistin. Sie beschäftigt sich in künstlerischen, pädagogischen, partizipativen und planerischen Kontexten mit den Themen Stadtraum und Bewegung.

post@gabrielereuter.de

Literatur

Barthel, Gitta (2015): Choreografische Praktiken im öffentlichen Raum. Vom Interaktionsgefüge der Partizipanden. In: Marianne Bäcker / Mechthild Schütte (Hg.), Tanz – Raum – Urbanität. Jahrbuch Tanzforschung. Leipzig: Henschel, 137-146.

de Certeau, Michel (1988 [1980]): Die Kunst des Handelns. Berlin: Merve. (Übers. Ronald Voullié)

Floating University (2020): Infotext zur Floating Kids Uni. <https://www.floatinguniversity.org/kinder-uni/> (letzter Zugriff am 15.2.2021).

Lefebvre, Henri (2006 [1974]): Die Produktion des Raums. In: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 335-336. (Übers. Jörg Dünne)

Klein, Gabriele (2012): Choreografien des Alltags. Die emergenten Ordnungen der Lebenswelt. In: Claudia Behrens / Helga Burkhard / Claudia Fleischle-Braun / Krystyna Obermaier (Hg.), Tanzerfahrung und Welterkenntnis. Jahrbuch Tanzforschung. Leipzig: Henschel, 17-33.

Lüken, Heike (2015): Choreografische Stadtforschung. Wissensproduktion in Bewegung. In: Marianne Bäcker / Mechthild Schütte (Hg.), Tanz – Raum – Urbanität. Jahrbuch Tanzforschung. Leipzig: Henschel, 147-158.

Pausewang, Freya (1997): Dem Spielen Raum geben. Grundlagen und Orientierungshilfen zur Spiel- und Freizeitgestaltung in sozialpädagogischen Einrichtungen. Berlin: Cornelsen.

Zahn, Sabine (2017): Kiezspione 17. <http://www.lovelabours.net> (letzter Zugriff am 15.2.2021).

Interviews/persönliche Gespräche:

Gruppeninterview mit den Erzieher_innen des Kinderladens „Cuvrybande e. V.“ in Berlin-Kreuzberg (Charlotte Rogmans, Katja Hüther, Sunja Lee, Chris Dunkel) am 18.2.2020.

Sabine Zahn, persönliches Gespräch am 23.12.2020.

Gabriel Galindez Cruz, persönliches Gespräch am 9.12.2020.

Nika Brovot, persönliches Gespräch am 20.1.2021.

Gemma Fiedler, persönliches Gespräch am 3.2.2021.

Sabine Kroner und Laura Werres („Berlin Mondiale“), persönliches Gespräch am 7.1.2021.

Stadt der Zukunft

Nika Dubrovsky
und Freund*innen

In dem Buch *Future City* (2020) von Nika Dubrovsky und Freund*innen geht es darum, wie sich die Vorstellungen der Menschen von Städten im Laufe der Geschichte und in verschiedenen Kulturen verändert haben. Es präsentiert 30 historische oder erfundene Städte und lädt kleine und große Kinder dazu ein, deren Gestalt und Regeln weiter zu entwickeln. Konzipiert als Mitmachbuch, in dem gemalt, gezeichnet und geschrieben werden kann, zeigt „Stadt der Zukunft“ nicht nur die Vielfalt städtischer Lebensweisen. Es regt auch dazu an, gemeinsam Ideen und Pläne zu entwickeln, wie städtisches Leben gerechter, schöner und inklusiver gestaltet werden kann.

Das Buch ist Teil der Open-Access-Reihe „Anthropology 4 Kids“ (A4Kids), die Nika Dubrovsky seit 2008 gemeinsam mit Freund*innen herausgibt. Mit dem Ziel, anthropologische Perspektiven und Herangehensweisen auf spielerische Weise zu vermitteln, sind bislang 14 frei zugängliche digitale Kinderbücher entstanden. Sie widmen sich Themen wie Familie, Protest, Geld oder Arbeit, und werden von A4Kids in Workshops gemeinsam mit Kindern allen Alters bearbeitet und weiterentwickelt. Mehr zu A4Kids und weiteren Publikationen findet sich unter www.a4kids.org.

Wie in allen Büchern der Serie gibt es jede Menge Platz für Dich zum Zeichnen, Träumen und kreativ sein. Fang an, die Stadt zu entwerfen, in der Du leben möchtest!

Die deutsche Übersetzung, *Stadt der Zukunft*, kann an dem hier verlinkten Ort (QR-Code) heruntergeladen werden.

Übersetzung aus dem Englischen von Nina Gribat, Stefan Höhne und Gala Nettelblatt für sub\urban, zeitschrift für kritische stadtforschung.



Autor_innen

Nika Dubrovsky ist die Autorin der Buchreihe A4kids. Ihre Arbeit umfasst Bildende Kunst, Journalismus und Publizistik.



(Un)gefragte Expert_innen: kindliche Erfahrungen im nachhaltigen Urbanismus

Rezension zu Pia Christensen / Sophie Hadfield-Hill / John Horton / Peter Kraftl

(2018): *Children living in sustainable built environments. New urbanism, new citizens.*

Abingdon/New York: Routledge.

Antonia Appel

Immer mehr Städte und Gemeinden werden im Zeichen der Nachhaltigkeit geplant oder umgestaltet. Nachhaltiger Urbanismus ist mittlerweile längst kein Nischenthema mehr für klassisch „grüne“ Städte wie Freiburg oder Kopenhagen, sondern er ist zum **Mainstream** geworden. Die Merkmale dieses neuen urbanen Leitbildes sind besonders auf stadtplanerischer Ebene ergiebig erforscht worden (vgl. beispielsweise Farr 2012; Flint/Raco 2012; Wheeler/Beatley 2014; Rapoport 2015). Wie sich das städtische Alltagsleben in tatsächlich existierenden nachhaltig gebauten Orten darstellt, bleibt jedoch oft unbeleuchtet. Insbesondere trifft dies auf die lebensweltlichen Realitäten der jüngsten Stadtbewohner_innen zu, deren Perspektive meistens unbeachtet bleibt: Kinder scheinen im Kontext nachhaltiger Städte und Stadtentwicklung mittendrin und trotzdem nur dabei zu sein.

Im Zeichen dieses Spannungsfeldes nimmt der Band *Children living in sustainable built environments* die Lesenden mit auf eine Reise in vier Modellkommunen im Südosten Englands, die gänzlich im Sinne der Nachhaltigkeit geplant und gebaut wurden: Photovoltaikanlagen, Windturbinen oder nachhaltige Entwässerungssysteme sind allgegenwärtig, Gemeindezentren präsentieren sich als soziale Mittelpunkte für alle Bewohnenden und das Straßennetz ermöglicht eine möglichst große *walkability*. Doch die Betrachtung der nachhaltigen Architektur in den jeweiligen Gemeinden stellt nur den Beginn der Reise dar. Über fünf Kapitel tauchen wir tief in die Lebenswelten und alltäglichen Praktiken der jüngsten Bewohner_innen dieser Gemeinden ein. Verwendet werden hierfür Daten des vierjährigen Projekts *New urbanism, new citizens* (2009-2013) des interdisziplinären Kindheitsforscher_innenteams der Soziologin Pia Christensen und den Geograf_innen Sophie Hadfield-Hill, John Horton und Peter Kraftl. Für anschauliche Beispiele sorgen Interviewmaterial, Feldnotizen und Fotos der Autor_innen, die teilweise ein halbes Jahr in den Gemeinden verbrachten. Lesende bekommen so vielfältige Einblicke, wie es ist, als Kind an einem solchen Ort aufzuwachsen, zu leben und regelmäßig übersehen zu werden.

Ziel des Buches ist es, eine kritische Auseinandersetzung mit Überschneidungspunkten von nachhaltigem Urbanismus und Kindheit zu

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Routledge)



ermöglichen. Ganz im Zeichen der „new wave“ der Childhood Studies (Christensen et al. 2018: 22), in der die Autor_innen ihre Forschung verorten, spielen neben alltäglichen Erfahrungen der Kinder auch verschiedenste Materialitäten und nicht-menschliche Akteur_innen – angefangen beim Straßenbelag über die Wärmepumpe bis zur Hauskatze – eine zentrale Rolle, um die Lebenswelt der jüngsten Bewohner_innen zu erfassen. So kann das Buch als empirischer Vorstoß in dieser neuen Welle interdisziplinärer Kindheitsforschung gewertet werden. Komplementär hierzu entstand in den letzten Jahren – sowohl von den Autor_innen des Buches selbst als auch von anderen Kindheitsforscher_innen – eine Reihe theoretisch geprägter Arbeiten, bestimmt von Impulsen des Posthumanismus und des neuen Materialismus (Malone/Tesar/Arndt 2020; Kraftl 2020; Spyrou/Rosen/Cook 2019).

Die einführenden Kapitel des Buches ermöglichen einen behutsamen, jedoch lehrreichen Einstieg in diese neuen Theorieanstöße für die Kindheitsforschung wie auch in die Geschichte des nachhaltigen Urbanismus. Um Überschneidungspunkte dieser beiden Hauptkomponenten des Buches herauszuarbeiten, führen die Autor_innen ihre Lesenden souverän durch ein Dickicht von Konzepten wie Mobilitäten, Intersektionalität/Intergenerationalität, Emotionen/Affekt, Embodiment und Materialitäten. Diese fünf Konzepte bilden den Rahmen für die im Buch immer präsente Suche nach *vitality*, also nach Elementen, die das Dasein von Kindern in nachhaltigen Gemeinden mit Leben füllen. Dies ist bemerkenswert, setzen sich Arbeiten rund um Nachhaltigkeit und Kinder doch meist mit dem Nachhaltigkeitslernen in formalen oder non-formalen Lernkontexten auseinander (vgl. Somerville/Green 2015), nicht mit dem Einfluss alltäglicher Begegnungen.

Im Laufe des Buches stellen die Autor_innen durch detaillierte Beschreibungen deutlich heraus, dass Kinder keineswegs nur passive, individuelle Empfänger_innen sind, deren Praktiken durch nachhaltig gestaltete Räume bestimmt werden. Sie zeigen vielmehr, dass Kinder in einer aktiven Rolle als Raumaneigner_innen, Pionier_innen und Eisbrecher_innen – verbandelt in einem Netz mit ebenjenen Materialitäten und nicht-menschlichen Akteuren – ihre ganz eigene Form des nachhaltigen Urbanismus produzieren. Der Weg dahin ist jedoch geprägt von Ambivalenzen, Bevormundung und einer weitgehenden Marginalisierung.

Aus einer der vier Gemeinden berichten die Autor_innen beispielsweise von *shared surfaces*, die – weg von der Dominanz des motorisierten Individualverkehrs – öffentliche Wege und Straßen demokratisieren sollen. Im Sinne dieser Demokratisierung wurden Räume uneindeutig gestaltet und stehen somit zur Aushandlung zwischen den verschiedenen Nutzer_innengruppen bereit. Es wurden keine Verkehrsschilder installiert, sondern mögliche Übergänge von Gehweg und Straße lediglich durch unterschiedliche Bodenmaterialien gekennzeichnet. Doch genau diese unklare Verkehrsführung verunsicherte Kinder in dieser Modellkommune: Wo (über-)sieht man sie? Was ist nun genau Straße? Wann halten Autos an? Diese Unklarheiten führten teilweise zu gefährlichen Situationen bis hin zu Unfällen (Christensen et al. 2018: 99). Was auf planerischer Ebene als größere Bewegungsfreiheit und nachhaltige Teilhabe von Kindern angedacht war – deren Mobilität vom Zu-Fuß-Gehen und Fahrradfahren geprägt ist –, befeuerte in der

Realität genau das Gegenteil. Dieses komplexe Zusammenwirken aus dem Straßenbelag, fehlenden Schildern, dem gemeinsamen (Un-)Verständnis der Straße, verschiedenen Verkehrsteilnehmer_innen und den körperlichen Erfahrungen in potenziell gefährlichen Situationen steht sinnbildlich für die vielschichtigen Beziehungen, die Kinder tagtäglich in nachhaltigen Umgebungen eingehen (müssen).

Das Außer-Acht-Lassen von Kindern zieht sich als alltägliche Erfahrung, auch in Form sozialer und räumlicher Ausgrenzung, wie ein roter Faden durch das Buch. Es fängt an bei einem Gemeindezentrum, beworben als Mittelpunkt der Gemeinde, in dem fünf von insgesamt sieben Regeln an Kinder gerichtet sind, ihnen etwa nur in Begleitung eines Erwachsenen Zutritt gewährt wird, und hört auf bei Planungsprozessen für die Weiterentwicklung der Gemeinden, bei denen Perspektiven von Kindern gänzlich fehlen und/oder Kinder lediglich durch Erwachsene vertreten werden (ebd.: 134). Ernüchtert stellen die Autor_innen fest, dass Kinder zwar die Werbegesichter nachhaltiger Kommunen seien, sich hinter dieser beworbenen Familienfreundlichkeit jedoch vor allem eine Erwachsenenzentrierung verberge.

Besonders frustrierend sind diese Feststellungen, wenn man die Berichte der Kinder liest, die laufend ihre Umwelt erkunden, ungeahnte Wege gehen und Grenzen überschreiten – wodurch sie zu denjenigen Bewohner_innen werden, die am meisten lokales Expert_innenwissen ansammeln und so als unsichtbare *community builders* agieren.

„We have shown how children have a central, constitutive role in welcoming neighbours and opening up urban spaces to community use, engagement and senses of vitality. Children and young people’s everyday narratives, knowledges and mobilities were (and are) key to the development of such senses of community in new urban spaces [...]. Underpinning these data was also a sense of the considerable, detailed knowledges that children and young people frequently produce about new urban spaces. However, as we have already argued, adult planners and decision-makers have rarely engaged with this kind of expertise and specialist knowledge.“ (Ebd.: 128)

In Anbetracht dieser Erkenntnisse rufen die Autor_innen ganz praktisch und konkret dazu auf, Kindern einen Platz am Tisch von Entscheidungsprozessen einzuräumen, und präsentieren hierfür einen Leitfaden (ebd.: 180 ff.). Zudem plädieren sie für weitere Forschung im Kontext neuer urbaner Nachhaltigkeit. Hierfür werfen sie eine Reihe an Forschungsfragen auf, die sich im Rahmen der neuen Welle der Kindheitsforschung stellen. Neben Anknüpfungspunkten zu nachhaltiger Mobilität von Kindern oder zum Austarieren von Stimmrechten menschlicher und nicht-menschlicher Akteur_innen sind hier auch Fragen übergeordneter Natur präsent: Können Theorie und Praxis wirklich im Sinne der neuen Welle der Kindheitsforschung zusammengeführt werden? Wie kann dies geschehen? So spannend die neuen Impulse in der Kindheitsforschung seien, so vorsichtig müsse gleichzeitig ausgelotet werden, wie und wo diese theoretischen Ansätze in der Praxis überhaupt fruchtbar gemacht werden können.

Diskussionen rund um den viel umstrittenen Begriff der Nachhaltigkeit meiden die Autor_innen: Sie geben an, nur Orte, Architekturen und Policies

berücksichtigt zu haben, die in offiziellen Dokumenten als nachhaltig bezeichnet werden, und merken an, dass dies durchaus streitbar sei. Zwar finden sich vereinzelt Kritikpunkte, beispielsweise an den häufigen Verflechtungen von Nachhaltigkeit und neoliberalen Praktiken oder am engen Nachhaltigkeitsverständnis von Bildung für nachhaltige Entwicklung. Eine grundsätzlichere kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff bleiben die Autor_innen jedoch schuldig. Allerdings sorgt diese Vermeidung auch dafür, dass sich das Buch nicht im Minenfeld der Nachhaltigkeitsdiskussion verliert und sich an der Definition des Begriffes aufhängt, wodurch das Hauptaugenmerk auf die Erfahrungen und Lebenswelten junger Menschen gerichtet werden kann.

Die Besonderheit und große Stärke des Buches sind ohne Zweifel die vielen anschaulichen und vor allem alltäglichen Beispiele aus den Gemeinden. Sie führen vor Augen, dass es dringend notwendig ist, der Tatsache Rechnung zu tragen, dass sich Alltage, Wirklichkeiten und Praktiken von Kindern durch einen weltweiten Wandel hin zur Nachhaltigkeit im Urbanen verändern. Die Ergebnisse werden in eine internationale und vor allem nicht-westliche Perspektive gesetzt, indem immer wieder Berichte einer ähnlichen Studie zu Kindern in nachhaltigem, neuem Urbanismus in Indien eingestreut werden (Hadfield-Hill/Zara 2017). Dadurch wird deutlich, dass nachhaltiger Urbanismus zwar ein weltweites Phänomen ist, jedoch lokal verschiedenste Ausprägungen hat und somit unterschiedlich auf den Alltag von Kindern wirkt. Gerade weil das Buch die globale Natur des urbanen Wandels hin zur Nachhaltigkeit und die damit verbundenen Konsequenzen für die jüngsten Stadtbewohner_innen weltweit betont, hätte ein etwas ausführlicheres In-Perspektive-Setzen diesen Aspekt noch mehr hervorheben können.

Um kindliche Praktiken im Kontext von nachhaltigem Urbanismus greifbarer zu machen, bieten die Autor_innen zum Schluss eine inspirierende Perspektive an: Spiel. Fokussiert werden hierbei insbesondere die Räume zwischen Kindheit und Spiel: Spielend werden Kontakte geknüpft, neue Räume erkundet, Grenzen ausgetestet oder überschritten und Beziehungen mit nicht-menschlichen Dingen aufgebaut.

„[...] the space between childhood and play is a cavernous, complex and contested one. Importantly, it is one in which many of the concerns of city life – *of equitable, just, and essentially sustainable city lives* – are played out. Children and/or play may recede into the background, but understood in the non-dualistic, non-essentialised, non-romanticised ways we argued for [...], they nevertheless provide key lynchpins for articulating richer and more diverse senses of *what matters* in the production of sustainable vitalities.” (Christensen et al. 2018: 171; Herv. i. O.)

Hiermit wird der Bogen zurück zum Beginn des Buches geschlagen, als sich die Autor_innen auf die Suche nach der *vitality* von nachhaltigem Urbanismus machten. Das Aufsetzen einer Spiel-Brille ermöglicht hierbei eine klarere Sicht und stößt die Tür für weitere Forschung über Kinder in nachhaltig gebauten Umgebungen noch ein Stück weiter auf. Das Buch stellt einen gelungenen Ausgangspunkt für dieses komplexe Unterfangen bereit. Die gewonnenen Erkenntnisse über lebensweltliche Realitäten von Kindern

in nachhaltigen Umgebungen regen an, diese im Zeichen der *new wave* der Kindheitsforschung zu vertiefen und bieten vielerlei Anknüpfungspunkte für Forschungen zu Kindern in der nachhaltigen Stadt. Am Ende erscheint es nur sinnvoll, einen nachhaltigen und damit zukunftsfähigen Lebensstil in nachhaltig gebauten Umgebungen auch durch die Augen der zukünftigen Generation zu betrachten.

Die Publikation wurde mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft (SCHR 1329/1-1) gefördert.

Autor_innen

Antonia Appel ist Geographin. Sie forscht im Bereich der geographischen Kindheitsforschung an der Schnittstelle von Bildungs- und Stadtgeographie im Kontext von Nachhaltigkeit.
antonia.appel@ph-freiburg.de

Literatur

- Christensen, Pia / Hadfield-Hill, Sophie / Horton, John / Kraftl, Peter (2018): Children living in sustainable built environments. New urbanisms, new citizens. Abingdon/New York: Routledge.
- Farr, Douglas (2012): Sustainable urbanism. Urban design with nature. Hoboken: John Wiley & Sons.
- Flint, John / Raco, Mike (Hg.) (2012): The future of sustainable cities. Critical reflections. Bristol: Policy Press.
- Hadfield-Hill, Sophie / Zara, Cristiana (2017): Final report. New urbanisms in India. Urban living, sustainability, everyday life. Birmingham: University of Birmingham.
- Kraftl, Peter (2020): After childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives. London: Routledge.
- Malone, Karen / Tesar, Marek / Arndt, Sonja (2020): Theorising posthuman childhood studies. Singapore: Springer Nature.
- Rapoport, Elizabeth (2015): Globalising sustainable urbanism. The role of international masterplanners. In: Area 47/2, 110-115.
- Somerville, Margaret / Green, Monica (2015): Children, place and sustainability. London: Palgrave Macmillan.
- Spyrou, Spyros / Rosen, Rachel / Cook, Daniel Thomas (Hg.) (2019): Reimagining childhood studies. London: Bloomsbury Academic.
- Wheeler, Stephen M. / Beatley, Timothy (2014): Sustainable urban development reader. Hoboken: Taylor and Francis.

Wahrnehmung und Darstellung von Räumen der Kindheit

Rezension zu Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.) (2019): *Räume der Kindheit*.
Ein Glossar. Bielefeld: transcript.

Fabian Pettig

„Wie in den Märchenwald, so geht das Kind in die Welt hinein, angelockt von allen Reizen des Neuen, Unbekannten und Wohlgesinnten. Denn wohlgesinnt und unerschöpflich scheint die Welt. Nicht sinnlos, aber auch nicht ‚bekannt‘: es ist noch *alles* möglich und deshalb gibt es noch keinen Un-sinn.“ (Langeveld 1968: 142)

Im kindlichen Spiel drückt sich die besondere Qualität des In-der-Welt-Seins von Kindern aus. Für Erwachsene scheinbar Triviales lädt dazu ein, immer wieder neu erschlossen und mit Bedeutung versehen zu werden. Ein einfacher Tisch dient dann nicht nur dazu, gedeckt und als Essplatz genutzt zu werden, sondern fordert unter anderem dazu auf, unter ihn zu kriechen, um als Versteck, Schutzraum oder Höhle zu fungieren. Dem Erwachsenwerden halten solche Lesarten in der Regel nicht stand. Es ist – mit Martinus Langeveld gesprochen – nicht mehr *alles* möglich; der Märchenwald wird im Extremfall zum Forst. Aus dieser Perspektive sind die Anliegen und die Sinngebung von Kindern keine naiven Vorformen korrekter Sichtweisen von Erwachsenen. Zugleich wird die Art und Weise, wie Kind und Welt zueinander in Beziehung treten, durch Sozialisationsprozesse geprägt und immer auch auf bestimmte Weise gezähmt und geformt. Und doch: Wie sich uns im kindlichen Spiel bestimmte Orte und Räume zeigten, zu was sie uns einluden, wie wir sie uns erschlossen und aushandelten, bleibt stets Teil unseres Erfahrungshorizonts – auch wenn sich bestimmte räumliche Erfahrungsschichten zunehmend abschwächen und in Vergessenheit geraten.

Das von Jürgen Hasse und Verena Schreiber herausgegebene Glossar *Räume der Kindheit* tritt an, sich Prozessen der Raumwahrnehmung und -aneignung von Kindern zu widmen und dabei zugleich denjenigen Orten und Räumen Aufmerksamkeit zu schenken, die in der Kindheitsforschung am Rande der üblichen Wahrnehmung liegen. So finden sich im Glossar nicht nur Einträge, die in der Diskussion eindeutig als Räume der Kindheit chiffriert sind, wie „Kindergarten“ oder „Schule“. Es werden auch Begriffe erkundet, die sich erst auf den zweiten Blick als Räume der Kindheit zu erkennen geben, wie „Karussell“, „Lunchbox“ oder „Pferderücken“. Den

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: transcript-Verlag)



Herausgeber*innen geht es darum, liminale Räume in den Blick zu rücken, das heißt „das Übersehene und Vergessene, das scheinbar Marginale und Gewöhnliche (wieder) denkwürdig zu machen“ (Hasse/Schreiber 2019b: 12).

Der große Gewinn dieses Glossars besteht darin, dass es nicht den Versuch unternimmt, Räume der Kindheit lückenlos und lexikalisch zu vermessen. Es bleibt – das ist ausdrücklich so angelegt und gewollt (vgl. Hasse/Schreiber 2019b: 13) – vieles offen und gibt sich nicht ohne Weiteres preis. So ist beim Aufschlagen des Buches konsequenterweise auch keine Systematik bei der Begriffsauswahl erkennbar und beispielsweise zwischen „Adoptiert werden“, „Kinderzimmer“ und „Utopie“ wohl auch nicht sinnfällig. Insgesamt haben die Herausgeber*innen in einem Register die beachtliche Anzahl von 63 Räumen der Kindheit zusammengetragen. Auch wenn sie mit der Perspektivität und den Leerstellen des Glossars bereits zu Beginn kritisch umgehen und auch einige Einblicke in den Findungsprozess der Begriffe geben, bleiben beim Lesen doch auch einige spannende Fragen offen. Warum wurde beispielsweise manches wieder verworfen, „was doch zunächst so vielversprechend klang“ (Hasse/Schreiber 2019b: 13)? Woran wurde also festgemacht, ob ein Begriff *passend* für das Glossar ist?

Den von den Herausgeber*innen festgelegten Begriffen spürten insgesamt 67 Autor*innen aus unterschiedlichen Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, wie Pädagogik, Didaktik und Hebammenwissenschaft in kompakten Texten zu je sechs bis acht Seiten nach. Sowohl theoretisch und methodisch, als auch strukturell und sprachlich liegen also sehr unterschiedliche Glossareinträge vor. Für die kritische Stadtforschung ergeben sich hieraus eine Reihe unterschiedlicher Bezüge und Anknüpfungspunkte, wobei diese in den einzelnen Beiträgen unterschiedlich konkret herausgestellt werden. Aufgrund der gebotenen Kürze können hier nur zwei Beispiele genannt werden, die einerseits die Spannweite des Glossars verdeutlichen und andererseits dessen Potenzial für die Stadtforschung skizzieren:

Im Eintrag „Kindergarten“ verdeutlicht die Erziehungs- und Bildungswissenschaftlerin Sabine Bollig ausgehend von der aktuellen Namensgebung Berliner Kindertagesstätten sowie den reformpädagogischen Vorstellungen Friedrich Fröbels vom Kindergarten als „Garten-Paradies“ den neoliberalen Gehalt aktueller, politisch geforderter frühkindlicher Bildung in Kindertagesstätten. Diese solle zunehmend die „*employability* und Demokratiefähigkeit [...] des nachwachsenden Humankapitals im Horizont sich zunehmend globalisierender und digitalisierender Wirtschafts- und Arbeitsmärkte und sich pluralisierender Gesellschaften“ (Bollig 2019: 161) sicherstellen. Für die Stadtforschung ist in diesem Zusammenhang unter anderem die Spur im Beitrag interessant, wie Kindertagesstätten in der neoliberalen Stadt konkret „als Orte der Reproduktion (und nicht der Kompensation) sozialer Ungleichheiten“ (ebd.: 164) fungieren.

Der Kulturanthropologe Oliver Müller widmet sich in seinem Eintrag dem „Kiosk“ in seiner lebensweltlichen Bedeutung für Kinder und Jugendliche, aber auch seinen Merkmalen als „*Raumtyp* Kiosk“ (Müller 2019: 187, Hervorhebung im Original). Müller versteht Kioske als Gegen-Orte und, aus Sicht von Kindern, als „explorative Fenster zur Welt“ (ebd.), in denen erste Erfahrungen des sozialräumlichen Miteinanders gemacht sowie sozio-ökonomische Praktiken eingeübt und verinnerlicht werden. Insofern ist der

Kiosk als „halböffentlicher Schwellenraum der Stadt“ (Müller 2019: 188), der als einer der ersten Stadträume überhaupt von Kindern „auf eigene Faust erkundet“ (ebd.) wird, eben auch eine lohnenswerte Spur für die kritische Stadtforschung: Wie werden hier welche urbanen Praktiken und (Ungleichts-)Strukturen fortlaufend (re-)produziert?

Das essayistische Vorgehen des Glossars ist begrüßenswert und überaus ertragreich, da es dem Umstand Rechnung trägt, dass die Einträge einen bestimmten Raum der Kindheit niemals erschöpfend einfangen können, sondern stets nur bestimmte Perspektiven zur Darstellung bringen. Der Versuch, bruchlose Lexikoneinträge zu Räumen der Kindheit zu verfassen, müsste angesichts des Gegenstands auch unweigerlich scheitern. Die Glossareinträge zeugen also ebenso von begrifflich-analytischer Betrachtung (beispielsweise im Eintrag „Brennpunkt“) wie von Beobachtungen des kindlichen Spiels in einer Kita (etwa im Eintrag „Zaun“), von Gesprächen mit Nachbarskindern (beispielsweise im Eintrag „Fußboden“), von autobiografischen Erzählungen (etwa im Eintrag „Höhle“) oder von Auseinandersetzungen mit literarischen Darstellungen (beispielsweise im Eintrag „Buch“). Die Herausgeber*innen beschreiben diese Vielfalt des Glossars einleitend treffend als ein buntes Bücherregal, das zum Stöbern, Weiterlesen und Herstellen von Verbindungen einlädt (Hasse/Schreiber 2019b: 9 f.). Dennoch wünscht man sich als Leser*in an manchen Stellen eine deutlichere Sortierung dieses Bücherregals, beispielsweise durch eine konkretere Orientierung an unterschiedlichen Ansätzen der Kindheitsforschung (vgl. Alanen 2014) oder einer konsequenten Abgrenzung von dieser. Als Fixpunkt des Glossars ist (neben dem Gegenstand „Räume der Kindheit“) in erster Linie eine „hermeneutische Wachsamkeit“ (van Manen 1990: 96, Übers. d. A.) gegenüber den jeweils erkundeten Situationen und Räumen festzuhalten. Die einzelnen Beiträge oszillieren stets gekonnt zwischen lebensweltlicher Beschreibung und wissenschaftlicher Reflexion und überzeugen aufgrund ihrer Prägnanz. Das Verhältnis zwischen Beschreibung und Interpretation verläuft dabei fließend und auch in Abhängigkeit von der jeweiligen Forscher*innenbiografie mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung.

Das Glossar richtet sich gleichermaßen an Fachwissenschaftler*innen und Fachdidaktiker*innen aus den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften, ist aber durchaus auch für Nicht-Fachleute von Interesse, da der Gegenstand – Räume der Kindheit – auf unser aller Biografien verweist. Zur Lektüre bringt jede*r eigene Erfahrungen mit dem Gegenstand des Buches mit – was überaus gewinnbringend ist. Denn sich als Leser*in auf Betrachtungen dieser vermeintlich gut bekannten alltäglichen Orte und Räume einzulassen, die allzu oft am Rande der üblichen Wahrnehmung liegen, birgt das Potenzial, sich an die Räume der eigenen Kindheit zu erinnern, sich also eigener Erfahrungen bewusst zu werden und andere Erfahrungen nachzuvollziehen, der eigenen Eingebundenheit in Blickregime nachzuspüren und im günstigsten Fall eingeschliffene Sichtweisen irritieren zu lassen. Damit hält die Lektüre des Glossars auch wertvolle Impulse für die eigene Forschungspraxis bereit. Die Glossareinträge zeigen eindrücklich auf, wie das Sich-Einlassen auf Lebenswelten und -wirklichkeiten von Kindern aus einer Erwachsenenperspektive gelingen kann – mitsamt all der Implikationen, die dieses Vorgehen mit sich bringt. Denn es fällt auf, dass die Stimmen von

Kindern im Glossar nur selten *unmittelbar* zur Sprache kommen (beispielsweise im Eintrag „Unterwegssein“, in dem die Geographin Michaela Schier theoretische Reflexion und Interviewausschnitte zur Alltagsmobilität von Kindern auf überzeugende Weise miteinander verzahnt). Diese Leerstelle des Glossars verwundert etwas, da es durchaus wünschenswert und auch im Sinne einer partizipativen Kindheitsforschung wäre, sich dem kindlichen Erleben von Stadt nicht ausschließlich retrospektiv, aus der eigenen Erfahrung und *als* Forscher*in zu widmen, sondern dem Erleben von Kindern als Expert*innen mehr Raum zu geben.

Zusammengefasst legen die Herausgeber*innen mit dem Glossar *Räume der Kindheit* kein einfaches Nachschlagewerk vor, sondern präsentieren Ergebnisse einer Suche nach Möglichkeiten der Beschreibung und kritischen Reflexion von Räumen der Kindheit. Der transdisziplinäre Zugang weitet den Blick auch über etablierte kindheitssoziologische Perspektiven auf Räume der Kindheit hinaus. Er stellt diesen unter anderem philosophische, geographische und pädagogische Sichtweisen zur Seite. Diese kaleidoskopartige Struktur ist – ebenso wie die essayistische Form des Buches – überaus bereichernd und zugleich im Kontext der Kindheitsforschung ein Alleinstellungsmerkmal.

Gegen Ende sei der erste Satz des Glossars zitiert: „Räume der Kindheit können überall sein.“ (Hasse/Schreiber 2019b: 9) Dem sei hinzugefügt: Man muss nur lernen, (erneut) auf sie aufmerksam zu werden. Für die kritische, stadtbezogene Kindheitsforschung bietet der Band das Potenzial, den Blick für solche theoretischen Perspektiven sowie für solche Räume der Kindheit zu öffnen, denen in der Kindheitsforschung allzu oft keine Beachtung geschenkt wird. Aber auch zur Reflexion derselben in ihrer Bedeutung für das räumliche Erleben und räumliche Aneignungspraktiken von Kindern leistet das Buch einen wichtigen Beitrag und lädt zugleich ein, die Glossareinträge als Spuren zu verstehen, die es aufzugreifen, weiterzudenken und zum Gegenstand kritischer Reflexion zu machen gilt.

Dieser Artikel wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Universität Graz gefördert.

Autor_innen

Fabian Pettig ist Fachdidaktiker. Er forscht zu Gelingensbedingungen kritischer geographischer Bildung im Anthropozän sowie einer Kultur der Digitalität.
fabian.pettig@uni-graz.at

Literatur

- Alanen, Leena (2014): Childhood and intergenerationality. Toward an intergenerational perspective on child well-being. In: Asher Ben-Arieh / Ferran Casas / Ivar Frønes / Jill E. Korbin (Hg.), Handbook of child well-being. Theories, methods and policies in global perspective. Dordrecht u. a.: Springer, 131-160.
- Bollig, Sabine (2019): Kindergarten. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, 159-165.
- Hasse, Jürgen / Schreiber, Verena (Hg.) (2019a): Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript.

- Hasse, Jürgen / Schreiber, Verena (2019b): Einleitung. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, 9-14.
- Langeveld, Martinus Jan (1968): Studien zur Anthropologie des Kindes. Tübingen: Max Niemeyer.
- van Manen, Max (1990): Researching lived experience. Human science for an action sensitive pedagogy. New York: State University of New York Press.
- Müller, Oliver (2019): Kiosk. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, 185-190.
- Schier, Michaela (2019): Unterwegssein. In: Jürgen Hasse / Verena Schreiber (Hg.), Räume der Kindheit. Ein Glossar. Bielefeld: transcript, 342-347.

Blickpunkte austesten: Forschung inmitten von Kindheiten und anderen Umständen

Rezension zu Peter Kraftl (2020): *After Childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives*. London: Routledge.

Dana Ghafoor-Zadeh

Der Geograph Peter Kraftl beschäftigt sich in *After Childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives* mit aktuellen Herausforderungen und Potenzialen: Es geht um Klimawandel, Ressourcenverteilung, digitale Technologien, soziale und mehr als menschliche Netzwerke – und immer um die Frage „Where are children, precisely?“ (Kraftl 2020: 3) Wo genau befinden sich junge Menschen in den „komplexen Verflechtungen von Ressourcen, Institutionen und übermenschlichen Interaktionen“ (ebd.; eigene Übersetzung), wie finden sie sich darin wieder und welche Positionen nehmen sie dazu ein?

After Childhood richtet sich an Studierende und Forschende der Sozial-, Kunst- und Geisteswissenschaften und ist Teil der „Routledge Spaces of Childhood and Youth Series“. Die inter- und transdisziplinär ausgerichteten Titel dieser Reihe setzen sich mit den Themen Räumlichkeit, Bewegung, *Scales* und Netzwerke in der Kindheitsforschung auseinander. *After Childhood* erfüllt den Anspruch der Serie, konzeptuell wie empirisch disziplinübergreifend nicht nur innovative Denkanstöße zu verbinden, sondern auch methodische Konventionen aufzubrechen. Auf Basis interdisziplinärer, internationaler und oft kollaborativer empirischer Forschungsprojekte soll forschersche Praxis partizipativ erweitert und sollen damit drängende ökologische, ökonomische und soziale Fragen adressiert werden.

Der titelgebende Begriff *After Childhood* weist erstens auf naheliegende zeitliche Dimensionen wie den individuellen Lebensverlauf von Menschen. Zweitens deutet der Begriff auf generationale Ordnungen, die sich gesellschaftlich beispielsweise im Familienleben sowie in Bildungs- und Betreuungsinstitutionen zeigen. Drittens schwingt in *After Childhood* die Einladung mit, einen Schritt zurückzutreten und in einem weiter gefassten Blick über Kindheit hinauszuschauen.

Dass Kraftl als wichtiger Vertreter der Children's Geographies immer wieder dafür plädiert, Kinder und Jugendliche in den Hintergrund zu rücken, verwundert zunächst – müssen Kindheitsgeograph_innen sich doch noch immer bemühen, Perspektiven von Kindern und Jugendlichen zentral im geographischen Bewusstsein zu verorten. Ferner wirft das Spiel mit der

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Routledge)



Tiefenschärfe die Frage auf, ob die Auseinandersetzung mit Kindheit und Jugend in der geographischen Forschung nicht sowieso an „größere“ Themen und wissenschaftliche Diskurse gebunden ist. Allein der akademische Weg führt in der Geographie doch eher von der Stadt, der Umwelt, der Mobilität, der Wohnung beziehungsweise vom Konsum zum Kind, als andersherum.

Der Anspruch, Kindheit immer wieder aus dem Fokus rücken zu lassen (vgl. „arts of (not) noticing“; „pull focus“ nach Tsing 2015) und anderes zentral zu stellen, gewinnt jedoch im Verlauf des Zusammenwebens der persönlichen Forschungserfahrungen Kraftls, seiner Zusammenführung von Konzepten und gesellschaftlichen Diskursen an Dimension und Überzeugung. Nicht nur finden dem Konzept zufolge wichtige Themen Eingang in die Kindheitsforschung; insbesondere die interdisziplinäre Ausrichtung der Forschung im Sinne von *After Childhood* macht das Thema Kindheit und konkret junge Menschen in Feldern sichtbar, die sich sonst kaum mit den Lebensrealitäten der „minor players“ (Taylor 2020) auseinandersetzen.

Auch Kinder können und müssen zeitlich und räumlich verschiedene und wandelbare Positionen gleichzeitig einnehmen. Zwar betont Kraftl an mehreren Stellen buchstäblich, damit keine revolutionären Ideen zu präsentieren:

„Indeed, the whole premise of thinking and doing, after childhood, is not to invent or impose a new paradigm, but it is to introduce a set of new ways of thinking and doing that I hope might inspire a range of responses and which might enable childhood studies scholars to push, even further, at the challenges invoked by non-representational, new materialist, post-humanist, OOO [object-oriented ontologies], critical race, queer and generational theorists.“ (Kraftl 2020: 14)

Tatsächlich umfassen Kraftls Ausführungen auch von ihm selbst angestoßene Debatten zu *Agency*, Generationenverhältnissen, *New Materialism* und *More-than-human*-Ansätzen (vgl. Ansell 2009; Horton/Kraftl 2006; Kraftl 2014; Spyrou/Rosen/Cook 2018). Dennoch ist der weite Bogen, der hier aufgespannt wird, stilistisch besonders und zieht immer wieder von Neuem in den Bann, wenn collagenartig Themen versammelt werden, die sich mal gegenseitig überlagern, mal wie Puzzlestücke ineinandergreifen.

Komplexe Krisen sind der Antrieb hinter Kraftls philosophischer Fort-Bewegung, weg von und doch auch immer wieder zurück zur Kindheit – denn Bezugspunkt bleiben immer junge Menschen. So schließt er sich *Post-child*-Debatten nur bedingt an. Anthropozentrismus-kritische Perspektiven erscheinen grundlegend, um die Verwicklungen unterschiedlicher, auch nicht-menschlicher Subjektpositionen zu thematisieren. Kraftl lehnt es jedoch ab, ohne Menschen und vor allem ohne Kinder zu denken: „That would be unsustainable in a book about childhood.“ (Kraftl 2020: 4) – Ein wichtiger Satz angesichts der Tatsache, dass Vertreter_innen der New Social Studies of Childhood seit den 1990er Jahren dafür eintreten, junge Menschen als vollwertige, eigenständige „beings“ zu begreifen, die den „less-than-adult status“ (Holloway/Valentine 2000: 2) nicht erst durch Sozialisation und Reife überwinden (vgl. James/Jenks/Prout 1998). Vor allem Kindheitsforscher_innen der Soziologie und Erziehungswissenschaften haben seit Ende des 20. Jahrhunderts Kindheit und Kinder als aufgeladene Konzepte sowie als historisch und sozial gewachsene Konstruktionen thematisiert. Fragen zu

„Wer oder was sind Kinder?“ oder „Was alles bedeutet Kindheit?“ bleiben in *After Childhood* allerdings im Hintergrund, wenn wie selbstverständlich in Schulen und über Spielzeug geforscht wird.

Fokus der neun Kapitel und vier Forschungsprojekte in England und Brasilien bleibt stattdessen die Frage „Wo genau sind Kinder?“. Konzeptionell zentral sind vor allem Erfahrungen aus dem interdisziplinären Projekt „Plastic Childhoods“ (2018-2020), das Geograph_innen, Pädagog_innen, Künstler_innen, Kommunikations- und Umweltwissenschaftler_innen an einer Schule in Birmingham mit dem Ziel durchgeführt haben, die Bedeutung von Kunststoffen für das Leben von Kindern und Jugendlichen zu verstehen. Doch auch die weiteren Fallstudien sind aufschlussreich. Das Projekt „(Re) Connect the Nexus“ (2016-2018) untersucht, wie der (fehlende) Zugang zu Nahrungsmitteln, Wasser und Energie sich im Alltag von Kindern und Jugendlichen in Brasilien auswirkt. Energie ist auch zentrales Thema des in Birmingham angesiedelten Teilprojekts des internationalen „Climate Action Networks“ (2018-2020). Es beschäftigt sich mit alternativen Formen von Umweltpädagogik in Anlehnung an feministische und postkoloniale *New-Materialist*-Prinzipien. „(Re)Inhabiting the City“ (2018), eine Zusammenarbeit von Humangeograph_innen, Architekt_innen und Planer_innen, thematisiert die Bedeutung von Interventionen als Umgang mit zunehmendem Verfall und Leerstand in Stadtteilen von São Paulo.

Die Darstellung der empirischen Forschungsprojekte macht einige wesentliche Gedanken zuweilen umfangreicher theoretischer Schleifen fassbar. So steigt Kraftl mit den Leser_innen über das Feld eines Abfall- und Recycling-Parks in der Peripherie der Stadt Guaratinguetá im Bundesstaat São Paulo und führt verschiedene krisenfokussierte Perspektiven zusammen. Seine Einsicht, in einem Bezirk forschend unterwegs zu sein, „which faces a number of intersecting problems“ (Kraftl 2020: 56), macht das Dilemma deutlich, wenn Forschungspraxis an einem Ort gleichzeitig wichtig und vollkommen fehl am Platz erscheint. Die Beschreibung einer scheinbar ziellosen Suche in Luz in São Paulo – ja, wonach eigentlich? – und der Fund einer zurückgelassenen Plastikpuppe in einem verlassenen Gebäude, bezeugt von einer Schwarz-Weiß-Fotografie, treiben die eigenartige Atmosphäre zu einem anziehenden, befremdlichen Höhepunkt. Auch an anderen Stellen gelingt es, mithilfe ausdrucksstarker Abbildungen und teils literarisch, teils poetisch anmutender Textpassagen dem Nachempfinden von Erfahrungen in Forschungsprozessen nahekommen, die so vieles gleichzeitig sind: offen und unübersichtlich, komplex und beklemmend, voll ungeahnter Schätze und Selbsterkenntnisse, auffordernd und überfordernd.

Hilfestellung im Umgang mit den daraus resultierenden Unsicherheiten bieten möglicherweise die konzeptuellen Bezugspunkte. So bezieht Kraftl sich auf feministische und postkoloniale relationale Ansätze des *New Materialism* (vgl. u. a. Haraway 2016; Braidotti 2011). Wo diese in der Kindheitsforschung bereits angenommen wurden, fordert er Erweiterungen und bietet Leser_innen einen Streifzug durch theoretische Debatten und praktische Forschungsexperimente, um das Potenzial von „speculative-realist and object-oriented ontologies“ (Kraftl 2020: 6) auszutesten.

An mehreren Stellen reflektiert er seine eigene Position „as a white, male, privileged academic means that I both get the chance to stake out a sense

of ‘what matters’ (in books like this) and that I am necessarily blinkered in my view.“ (Ebd.: 205) Was das für die Forschungspraxis bedeutet, bleibt trotz der prominenten Anerkennung potenzieller Probleme zuweilen unklar. Im Projekt „Plastic Childhoods“ sollen die Teilnehmer_innen beispielsweise *totem poles* aus verschiedenen Kunststoffobjekten basteln. Kraftl thematisiert die kulturelle Aneignung und die kontextuelle Umwidmung für das Forschungsprojekt. Er bezieht selbst Position („my ongoing discomfort“; ebd.: 186) und regt mit Verweisen auf relevante theoretische Abhandlungen zur kritischen Reflexion an. Gleichzeitig bleibt der Prozess des Abwägens alternativer Möglichkeiten der Methodik knapp – und damit die Frage offen, was es bedeutet, wenn Spannungen zwar anerkannt, aber dennoch über sie hinweg gehandelt wird. Auch damit bildet das Buch drängende reale Fragen und Leerstellen gegenwärtiger Forschungspraxis ab und lässt sich als Aufforderung verstehen, sich weiter mit ihnen auseinanderzusetzen.

Insbesondere die offenen Fragen provozieren geradezu den Anschluss weiterer Disziplinen. Inter- und Transdisziplinarität „beyond the boundaries of childhood studies and the social sciences“ (ebd.: 32) ist ein zentraler Weg, um *After-Childhood* zu realisieren. Das Zusammendenken verschiedener Disziplinen kann helfen, Ursachen von Traumata, die bereits heute im Lebensalltag von Kindern und Jugendlichen eine Rolle spielen oder aber in Zukunft Kindheiten prägen könnten, zu erkennen und einen Umgang mit ihnen auszuloten. *After Childhood* bietet dafür ein neues Set konzeptueller und sprachlicher Werkzeuge. Das Buch eröffnet ein neues Verständnis von Generationenverhältnissen, das das bislang dominierende Generationendenken in menschlichen Lebzeiten weit übersteigt: „Pushing somewhat the definition of the term, I speculate about the ‚generations‘ of objects, like toys; of earthly systems, such as weather, climate, sedimentation or sea-level rise; and of demographic trends and the evolution of the human species.“ (Ebd.: 113 f.) Die Bezüge zu archäologischen Ausgrabungen von antikem Spielzeug, die Plattformanalysen von Online-Märkten für Spielzeugantiquitäten oder die intersektionale und umweltwissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Bedeutung zurückgelassener Plastikpuppen in Bauruinen von São Paulo illustrieren dieses offene Generationenverständnis und zeigen, wo es wirksam wird.

Das Buch bewegt besonders in den die Kapitel einführenden Beispielen: Hier werden die Verwicklungen ökologischer, ökonomischer und sozialer Krisen mit dem Leben junger Menschen in verschiedenen räumlichen und zeitlichen Kontexten sichtbar. Wofür steht etwa die Masse nicht kompostierbarer Gummireifen auf der Mülldeponie in Guaratinguetá, und wie lässt sie sich in Zusammenhang mit dem via Twitter weit verbreiteten Ereignis verstehen, als im August 2016 junge Menschen in Aleppo Autoreifen anzündeten, um durch den entstehenden Rauch Flugzeuggbomben zu verhindern (ebd.: 81 f.)? Wie sehen Kindheiten in diesen miteinander verbundenen und doch ganz unterschiedlichen Realitäten aus? Kraftl nimmt die realen Situationen zum Anlass, die Bedeutung weiterer Auseinandersetzungen hervorzuheben. So bleiben am Ende der Lektüre nicht nur viele Fragen offen, sondern auch neue Blickwinkel – für mehr, verbundene und wagemutige Forschung.

Die Publikation wurde mit Mitteln der DFG (SCHR 1329/2-1) gefördert.

Autor_innen

Dana Ghafoor-Zadeh forscht im Bereich Humangeographie mit dem Schwerpunkt Children's Geographies und Stadtgeographien.
dana.ghafoor@ph-freiburg.de

Literatur

- Ansell, Nicola (2009): Childhood and the politics of scale. Descaling children's geographies? In: *Progress in Human Geography* 33/2, 190-209.
- Braidotti, Rosi (2011): *Nomadic theory. The portable Rosi Braidotti*. New York: Columbia University Press.
- Haraway, Donna (2016): *Staying with the trouble. Making kin in the Chthulucene*. Durham/London: Duke University Press.
- Holloway, Sarah L. / Valentine, Gill (2000): Children's geographies and new social studies of childhood. In: Sarah L. Holloway / Gill Valentine (Hg.), *Children's geographies. Playing, living, learning*. London/New York: Routledge, 1-26.
- Horton, J. / Kraftl, Peter (2006): Not just growing up, but going on. Materials, spacings, bodies, situations. In: *Children's Geographies* 4/3, 259-276.
- James, Allison / Jenks, Chris / Prout, Alan (1998): *Theorizing childhood*. Cambridge: Polity Press.
- Kraftl, Peter (2014): Alter-childhoods. Biopolitics and childhoods in alternative education spaces. In: *Annals of the Association of American Geographers* 105/1, 219-237.
- Kraftl, Peter (2020): *After childhood. Re-thinking environment, materiality and media in children's lives*. London: Routledge.
- Spyrou, Spyros / Rosen, Rachel / Cook, Daniel Thomas (Hg.) (2018): *Reimagining childhood studies*. London/New York: Bloomsbury Academic.
- Taylor, Affrica (2020): Countering the conceits of the Anthropos. Scaling down and researching with minor players. In: *Discourse: Studies in the Cultural Politics of Education* 41/3, 340-358.
- Tsing, Anna Lowenhaupt (2015): *The mushroom at the end of the world. On the possibility of life in capitalist ruins*. Princeton/Oxford: Princeton University Press.

Krisenbearbeitung durch digitale Plattformen

Rezension zu Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.) (2021):

Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion.

Münster: Westfälisches Dampfboot.

Barbara Orth

Digitale Plattformen und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihnen haben – auch bedingt durch die Corona-Lockdowns – einen Aufschwung erfahren. Viele der von Plattformen angebotenen Dienstleistungen erweisen sich in der Krise als wichtige Infrastrukturen. Für die Aufrechterhaltung des Arbeitsalltags haben sich Kommunikationsplattformen wie zum Beispiel Zoom als essenziell erwiesen, während Ausgangssperren und die Schließung vieler Geschäfte dazu führten, dass Konsumgüter des alltäglichen Lebens wie zum Beispiel Haushaltsgegenstände und Kleidung vermehrt über Online-Plattformen wie Amazon bestellt wurden. Nicht zuletzt haben digitale Dienstleistungsplattformen wie Essens- und Lebensmittellieferdienste dafür gesorgt, dass Menschen auch in Quarantäne weiterhin mit dem Notwendigsten versorgt blieben.

Der im Verlag Westfälisches Dampfboot erschienene Sammelband *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*, herausgegeben von Moritz Altenried, Julia Dück und Mira Wallis, setzt hier an. In 14 Beiträgen wird der Aufstieg digitaler Plattformen nicht als reine technologische Weiterentwicklung diskutiert, sondern vielmehr in direkten Zusammenhang mit langfristigen gesellschaftlichen Konjunkturen gesetzt. Zentral für den Sammelband ist die Annahme, dass die neoliberale Wirtschaftspolitik der letzten Jahrzehnte zu einer Verknappung der Zeit für nicht bezahlte Sorgearbeit führt. Diese Krise sozialer Reproduktion fungiert als Folie, vor der aufgezeigt wird, warum es überhaupt zur rasanten Ausbreitung der sogenannten Gig-Economy[1] kam. Neben drei Übersetzungen aus dem Englischen bilden die Beiträge das aktuelle Forschungsfeld Gig-Economy in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften umfassend und interdisziplinär ab. So bietet der Band auch eine Bestandsaufnahme des noch neuen Forschungsfeldes Plattform-Urbanismus.

Schon im ersten Teil des Buches wird der Forschungsgegenstand multiperspektivisch und kritisch betrachtet: Wie lassen sich digitale Plattformen in die kontinuierliche Entwicklung kapitalistischer Akkumulationsregime einordnen? Wie lässt sich eine Krise der Reproduktion nicht nur deskriptiv, sondern auch analytisch fassen? Und: Was zeichnet digitale Plattformen

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Westfälisches Dampfboot)



eigentlich aus? Gerade letztere Frage zu Definitionen und Konzeptualisierungen von Plattformen wird unter Plattform-Forschenden durchaus kontrovers diskutiert. Während einige Forschende digitale Plattformen als gewinnmaximierende Firmen beschreiben, deren Geschäftsmodell auf dem Sammeln von Daten beruht (vgl. van Doorn/Adam 2020), konzeptualisieren andere Forschende Plattformen als Infrastrukturen, die Daten, Personen und Dienstleistungen effizient koordinieren (vgl. Richardson 2020). Der zweite Teil des Sammelbandes widmet sich der Verräumlichung und Digitalisierung von Reproduktionsarbeiten. Auf diese theoretischen Einordnungen folgen im dritten und vierten Teil empirische Beiträge. Diese geben qualitative Einblicke in den Alltag digital vermittelter Dienstleistungen aus der Perspektive von Gig-Arbeiter_innen. Im fünften und letzten Teil des Bandes werden die Möglichkeiten und Grenzen genossenschaftlich organisierter Plattformen diskutiert.

Die Beiträge des Bandes verdeutlichen, dass Plattformen zwar durch Logiken des Investmentkapitals entstanden und geprägt sind, aber gleichzeitig auch einen Modus der Krisenbearbeitung darstellen. Denn kapitalistische Produktionsweisen führen einerseits zu einer Krise der sozialen Reproduktion, indem sie eine Überausbeutung des Individuums und eine Entgrenzung des (Lohn-)Arbeitstages forcieren. Andererseits bringen kapitalistische Produktionsweisen technologische Innovationen hervor, in diesem Fall in Form der Dienstleistungsplattformen, die Individuen wiederum eine Lösung für ihren Zeitnotstand anbieten, nämlich ihre Reproduktionsarbeit an prekär beschäftigte Gig-Arbeiter_innen auszulagern. Auf diesen roten Faden verweisen die Herausgeber_innen in ihrer Einleitung, indem sie Plattformarbeit nicht als einzigartiges Phänomen, sondern „als ein Labor flexibilisierter und digitalisierter Arbeit“ (Altenried/Dück/Wallis 2021b: 14) verstehen. Im Folgenden gehe ich auf einzelne Beiträge ein, die mir entweder aufgrund ihrer theoretischen Ansätze als zentral erscheinen oder besonders spannende empirische Befunde vorstellen.

Die ersten beiden Kapitel umreißen die beiden Forschungsfelder des Sammelbandes. Julia Dück vermittelt einen Einstieg in die Diskussionen zur Krise der Reproduktion und Moritz Altenried skizziert die Grundzüge und Besonderheiten des Plattformkapitalismus. Es folgt eine Übersetzung von Ursula Huws' Beitrag zu Digitalisierung und Hausarbeit, der die Krise sozialer Reproduktion mit dem Aufkommen digitaler Plattformen in Verbindung setzt und somit einen hilfreichen theoretischen Rahmen für die empirischen Beiträge des Sammelbandes bietet. Huws analysiert den zunehmend expansiven und intensiven Charakter moderner Arbeitsverhältnisse, die regelmäßige Überstunden und ständige Erreichbarkeit durch digitale Technologien erfordern. Mit einer überzeugenden Typologisierung verschiedener Arten von Reproduktionsarbeit gelingt es Huws nachzuzeichnen, dass Individuen immer weniger Zeit für substanzielle Reproduktionsarbeit übrig bleibt. Damit arbeitet sie die doppelte Verstrickung digitaler Plattformen in kapitalistische Akkumulationsregime heraus: Zum einen sind Plattformen selbst ein Produkt kapitalistischer Krisen – sie setzten sich nach der Finanzkrise 2007/08 durch. Zum anderen schaffen kapitalistische Produktionsweisen genau den eklatanten Zeitnotstand in privaten Haushalten, der einen Markt für bezahlte Dienstleistungen im Haushalt hervorbringt. Dieser wiederum kann nun von Plattformunternehmen bedient werden.

Auch Nick Srnicek und Helen Hester sind bereits prägend für die Plattform-Forschung. Die Übersetzung ihres Textes zur Geschichte der Technologisierung des Haushalts leitet den zweiten Teil des Buches ein. Der Beitrag besticht vor allem durch eine Vielzahl amüsanter Anekdoten und vermittelt die historische Entwicklung von Haushaltsgeräten mit einer wunderbaren Leichtigkeit. Der_Die Leser_in erfährt, dass die Erfindung der Mikrowelle im Jahre 1950 die letzte technische Innovation war, die eine nennenswerte Zeitersparnis in der Hausarbeit einbrachte. Seit mehr als siebzig Jahren also lässt die (feministische) Hoffnung, Maschinen könnten lästige Hausarbeit irgendwann gänzlich übernehmen, auf sich warten. Im Gegenteil: Die Autor_innen merken an, dass das Smarthome seinen Bewohner_innen verglichen mit herkömmlichen Geräten sogar zusätzliche Zeit abverlange. Der Beitrag relativiert somit indirekt die unter Technologieunternehmen weitverbreitete Annahme, dass der Notstand in Pflege und Sorgearbeit durch den Einsatz von mehr Technologie gelöst werden könne (vgl. Prestia 2019).

Von der Mikroperspektive einzelner Haushalte springen Yannik Ecker, Marcella Rowek und Anke Strüver im folgenden Beitrag auf die städtische Ebene. Sie führen in die Debatten um Plattform-Urbanismus ein, die im Umfeld kritischer Stadtgeographie sowie feministischer und digitaler Geographie in den letzten Jahren entstanden sind (z. B. Leszczynski 2020; Richardson 2020; Sadowski 2020; vgl. auch Altenried/Animento/Bojadžijev 2021, in s u b \ u r b a n 9/1-2). Die Autor_innen legen dabei einen Schwerpunkt auf neue Arbeitsbereiche wie bezahlte Pflege- und Sorgearbeit, die durch Plattformen erschlossen werden.

Im dritten Teil des Sammelbandes werden diese theoretischen Überlegungen um empirische Erkenntnisse ergänzt. Lisa Bors auto-ethnographischer Zugang als Putzkraft, die über die Vermittlungsplattform Help-ling tätig wird, zeigt zum Beispiel, dass Help-ling nicht vorrangig die obere Mittelschicht bedient. Gegenüber der etablierten Literatur zu Hausarbeit, die die Beschäftigung von Hausangestellten als Distinktionsmerkmal eines wohlhabenden Milieus eingeordnet hatte (vgl. Anderson 2000), scheint das Gig-Modell den breiten Durchschnitt der Gesellschaft als Kund_innen anzusprechen. Hier ergänzen die Beiträge des Sammelbandes Erkenntnisse aus ähnlichen aktuellen Forschungsprojekten in der Schweiz (Keller/Schwiter 2021) und bestätigen Eindrücke aus explorativen quantitativen Erhebungen (Huws et al. 2017).

Während reproduktive Tätigkeiten wie Kochen, Putzen, Pflege und Einkaufen zunehmend *gigifiziert* und somit auch zu Erwerbsarbeit werden, bleibt unbezahlte Reproduktionsarbeit jedoch weiterhin eine Voraussetzung für jedwede Erwerbsarbeit inklusive der Gig-Arbeit. Diesen Zusammenhang arbeitet Simiran Lalvani in ihrem Beitrag heraus. Anhand von Interviews mit Gig-Arbeiter_innen in Mumbai zeigt Lalvani, dass deren Überausbeutung auf der Auslagerung ihrer eigenen Reproduktionsarbeit basiert. Mit anderen Worten: Nur wer zu Hause bekocht wird, kann lange Schichten als prekäre_r Gig-Arbeiter_in überhaupt stemmen. In dem einzigen außereuropäischen Beitrag des Sammelbandes überzeugt Lalvani auch durch die detaillierte Analyse des Gig-Modells im südasiatischen Kontext. Hinduistische Vorstellungen von Reinheit markieren dort bestimmte Situationen, aber auch ganze Gruppen als spirituell unrein. So gelten menstruierende

Lieferdienst-Arbeiter_innen ebenso als unrein wie Angehörige bestimmter Kasten, woraus sich andere Fragen und Probleme für Essenslieferdienste ergeben, als bisher in der Plattform-Literatur beschrieben. Somit gelingt es **Laivani**, die viel beforschten Essenslieferdienste aus einer neuen, intersektionalen Perspektive zu betrachten. Während Plattform-Forschung lange Zeit vorwiegend die ökonomische Prekarität von Gig-Arbeit betonte, geht die Autorin darauf ein, wie diese entlang von Differenzlinien unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Zudem erforscht sie, wie sich die Erfahrungen der Gig-Arbeiter_innen durch verschiedene Positionierungen entlang von Gender, Kaste, Klasse und religiöser Markierungen unterscheiden, anstatt ihre Subjektivierungsprozesse als implizit männlichen Durchschnitt zu setzen (vgl. Orth 2021).

Auf die empirischen Beiträge folgen Vicky Kluziks theoretische Überlegungen zur Subjektivierung der Gig-Arbeiter_innen als feminisierte, rassifizierte Individuen. Auch dieser Beitrag eröffnet neue Perspektiven für eine differenztheoretische Betrachtung des Plattform-Urbanismus.

Der vierte Teil des Sammelbandes wendet sich wieder der empirischen Forschung zu, allerdings im Feld von Gig-Arbeit, die vollständig im digitalen Raum stattfindet, der sogenannten Crowdwork. Im Gegensatz zu digital vermittelten, aber analog ausgeführten Tätigkeiten ist Crowdwork – eine entsprechende Internetverbindung vorausgesetzt – vollkommen ortsunabhängig. Mira Wallis konstatiert in ihrem Beitrag, dass sich Unternehmen mit Crowdwork „lokal unterschiedliche Reproduktionsbedingungen“ (Wallis 2021: 248) zunutze machen können. Ihre vergleichende Forschung in Rumänien und Deutschland verdeutlicht, dass die *multiplication of labour* (Mezzadra/Neilson 2013) kein neues Phänomen ist, aber durch den Einsatz von Technologien noch effizienter ausgebeutet werden kann. Wie Mohammed Anwar und Mark Graham (2018) ausführten, habe der Plattformkapitalismus somit das Problem einer ortsgebundenen Arbeiter_innenschaft in diesem Sektor gelöst. Weiterhin analysiert Wallis, dass Crowdwork nicht nur eine räumliche Überlappung von Produktions- und Reproduktionsort bedeutet. Vielmehr finde auch eine zeitliche Fragmentierung sowie eine Kommodifizierung des privaten Umfeldes statt. Künstliche Intelligenzen wie Amazons *Alexa* müssen mit den Daten möglichst unterschiedlicher Nutzer_innenprofile gespeist werden, damit sie auch ältere Menschen oder Menschen mit verschiedenen Dialekten und Akzenten verstehen können. So werden Crowdworker_innen etwa dazu angehalten, ihre Familienangehörigen zum Einsprechen verschiedener Beispielsätze zu bewegen oder ihre Wohnumfelder zu fotografieren. Smarthome-Algorithmen lernen so am Haushalt des_der Crowdworker_in.

Darauf folgend skizzieren Wiebke Frieß und Iris Nowak erste Erkenntnisse aus ihrer noch laufenden Erhebung zu den Erfahrungen von Crowdworker_innen mit Behinderung. Sie beschreiben, dass sich Arbeiter_innen mit Behinderungen zwar durch Assistenztechnologien wie Bildschirmleshilfen im digitalen Raum teils barriereärmer bewegen können als an einem analogen Arbeitsplatz. Gleichzeitig stellen die Autor_innen aber fest, dass Crowdwork durch die hohe Flexibilität, die Kleinteiligkeit und die ständige Verfügbarkeit, die den Arbeiter_innen abverlangt wird, besonders herausfordernd ist. Somit scheint Crowdwork ebenso wenig eine technologische Lösung für

Barrieren im physischen Raum zu sein, wie es das Smarthome für die Zeitnot ist. Beide empirischen Beiträge zu Crowdwork illustrieren außerdem, dass Gig-Arbeitsverhältnisse vor allem dann als außergewöhnlich prekär einzuordnen sind, wenn sie mit dem sogenannten Normalarbeitsverhältnis verglichen werden. Letzteres gab und gibt es in vielen Branchen und Ländern bzw. für bestimmte Gruppen schlicht nicht. So bezahlen Werkstätten für Menschen mit Behinderung durchschnittlich 1,30-1,50 Euro pro Stunde (Wenzel-Warkentin 2021) und auch für viele Migrant_innen, Frauen, ältere Menschen oder Menschen ohne Aufenthaltsstatus erscheint Gig-Arbeit nicht *außergewöhnlich* prekär zu sein.

Im abschließenden Teil greift Jonas Pentzien eine in der Literatur bereits vorgebrachte Forderung auf, Plattformen als Kooperativen zu organisieren (z. B. Anwar/Graham 2018; Scholz 2017). Sein Beitrag stellt einen vorsichtig optimistischen Ausblick auf die Zukunft des Städtischen dar.

Insgesamt bietet der Sammelband einen sehr umfassenden, kritischen und gut kuratierten Überblick zum Forschungsfeld Plattformen und Reproduktion. Da sich die meisten Forschungsbeiträge zur Plattform-Ökonomie bisher vor allem auf Fahrdienste, Wohnungsvermietung und Essensauslieferung konzentrieren, setzen die Herausgeber_innen mit der Auswahl der Beiträge einen wichtigen Impuls, um bestehende Forschungslücken zu schließen.

Da über Fahr- und Lieferdienstplattformen überdurchschnittlich viele männliche Arbeiter tätig sind und diese statistisch gesehen weniger oft Reproduktionsarbeit neben ihrer Lohnarbeit leisten, ist aus bisheriger Forschung kaum etwas darüber bekannt, ob und wie Gig-Modelle Geschlechterverhältnisse zu Hause verändern. Huws geht sogar so weit, von einem „Versagen der wachsenden Forschungslandschaft zu digitaler Arbeit, die sich kaum mit den Auswirkungen von Online-Plattformen auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung innerhalb und außerhalb des Haushalts auseinandersetzt“ (Huws 2021: 88), zu sprechen. Hier markiert der Sammelband eine Trendwende, denn viele der Beiträge setzen sich ganz explizit mit der vergeschlechtlichten Ungleichverteilung von Haus- und Sorgearbeit auseinander.

Weiterhin basieren die bisher breit beforschten Plattformen überwiegend auf Geodaten, während die weniger beforschten Sorge-Plattformen fast ausschließlich über Sortierlogiken funktionieren (Ticona/Mateescu 2018). Dies bedeutet, dass ein Algorithmus Nutzer_innen nicht aufgrund ihres räumlichen Abstandes zueinander verbindet, sondern lediglich eine Vorsortierung verschiedener Anbieter_innenprofile übernimmt. Anhand dieses Rankings kann der_die Kund_in dann selbst eine_n passende_n Anbieter_in auswählen. Diese Unterschiede sind nicht nur technisch relevant, sondern verschaffen auch intersektionalen Forschungsdesigns eine besondere Relevanz: Unter anderem können sie sichtbar machen, welche Strategien Arbeitende verfolgen, um die repressive Logik von Plattformen zu unterlaufen. Statt Plattformen als übermächtige Vertreter des Kapitals darzustellen und in eine „techno-hysteria“ (Leszczynski 2020: 190) zu verfallen, können intersektionale Analysen, wie sie in *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion* versammelt sind, zu einem differenzierteren Verständnis des Forschungsfeldes führen. Gleichzeitig weist der wiederholte Rückgriff auf

Srniceks (2016) Plattform-Typologisierung[2] aber auch darauf hin, dass die theoretische Auseinandersetzung mit dem Plattform-Urbanismus noch am Anfang steht und weiterer Bearbeitung bedarf. Der Sammelband ist also allen zu empfehlen, die sich für Digitalisierung, Urbanismus, feministische Theorie und Gig-Economy interessieren und sich intensiver mit diesem Forschungsfeld auseinandersetzen wollen.

Dieser Artikel wurde durch den Publikationsfonds der Freien Universität Berlin gefördert.

Endnoten

- [1] Als Gig-Economy wird derjenige Sektor des Plattformkapitalismus bezeichnet, in dem Plattformen digital medierte Dienstleistungen anbieten und diese pro Stück/Gig bezahlen. Gig-Arbeitskräfte sind nicht fest angestellt, sondern arbeiten freiberuflich auf eigenes Risiko.
- [2] Diese Typologisierung umfasst fünf verschiedene Arten digitaler Plattformen: Plattformen, deren Geschäftsmodell auf Werbung basiert (z. B. Google, Facebook), Cloud-Plattformen, die vorwiegend Speicherkapazitäten stellen (z. B. Amazon Web Services, Salesforce), Industrieplattformen (z. B. Siemens), Produktplattformen (z. B. Spotify) und sogenannte schlanke Plattformen, zu denen klassische Gig-Plattformen wie Uber oder Airbnb zählen (vgl. Srnicek 2016).

Autor_innen

Barbara Orth interessiert sich für feministische Theorie, (post)migrantische Ansätze und urbane Bewegungen. Aktuell forscht sie zu digitalen Plattformen.
barbara.orth@fu-berlin.de

Literatur

- Altenried, Moritz / Animento, Stefania / Bojadžijev, Manuela (2021): Plattform-Urbanismus: Arbeit, Migration und die Transformation des urbanen Raums. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 73-91.
- Altenried, Moritz / Dück, Julia / Wallis, Mira (2021a): Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Altenried, Moritz / Dück, Julia / Wallis, Mira (2021b): Zum Zusammenhang digitaler Plattformen und der Krise der sozialen Reproduktion: Einleitung. In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 7-28.
- Anderson, Bridget (2000): *Doing the dirty work? The global politics of domestic labour*. London/New York: Zed Books.
- Anwar, Mohammed / Graham, Mark (2018): Labour. In: James Ash / Rob Kitchin / Agnieszka Leszczynski (Hg.), *Digital geographies*. Thousand Oaks: Sage, 177-185.
- van Doorn, Niels / Badger, Adam (2020): Platform capitalism's hidden abode. Producing data assets in the gig economy. In: *Antipode* 52/5, 1475-1495.
- Huws, Ursula (2021): Der Ärger mit dem Haushalt: Digitalisierung und Kommodifizierung von Hausarbeit. In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 70-92.
- Huws, Ursula / Spencer, Neil / Syrdal, Dag / Holts, Kaïre (2017): *Work in the European gig economy. Research results from the UK, Sweden, Germany, Austria, the Netherlands, Switzerland and Italy*. Brussels: Foundation for European Progressive Studies, 1-58.

- Keller, Marisol / Schwiter, Karin (2021): Unsichtbar in der Gig Economy: Feministische Perspektiven und autoethnographische Methoden zur Erforschung der Gigifizierung von Care-Arbeit. In: *Feministische Geo-RundMail* 85, 13-16. <https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/> (letzter Zugriff am 30.9.2021).
- Leszczynski, Agnieszka (2020): Glitchy vignettes of platform urbanism. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 38/2, 189-208.
- Mezzadra, Sandro / Neilson, Brett (2013): *Border as method, or, the multiplication of labor*. Durham: Duke University Press.
- Orth, Barbara (2021): Engaging feminist geographies in platform research. In: *Feministische Geo-RundMail* 85, 16-22. <https://ak-feministische-geographien.org/rundmail/> (letzter Zugriff am 30.9.2021).
- Prestia, Angela S. (2019): Leveraging the gig economy. A novel solution to improve health care costs. In: *Nurse Leader* 17/4, 356-359.
- Richardson, Lizzie (2020): Coordinating the city. Platforms as flexible spatial arrangements. In: *Urban Geography* 41/3, 458-461.
- Sadowski, Jathan (2020): Cyberspace and cityscapes. On the emergence of platform urbanism. In: *Urban Geography* 41/3, 448-452.
- Scholz, Trebor (2017): *Überworked and underpaid. How workers are disrupting the digital economy*. Cambridge/Malden: Polity Press.
- Srnicek, Nick (2016): *Platform capitalism*. Cambridge/Malden: Polity Press.
- Ticona, Julia / Mateescu, Alexandra (2018): Trusted strangers. Carework platforms' cultural entrepreneurship in the on-demand economy. In: *New Media & Society* 20/11, 4384-4404.
- Wallis, Mira (2021): Digitale Arbeit und soziale Reproduktion: Crowdwork in Deutschland und Rumänien. In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 228-251.
- Wenzel-Warkentin, Natalia (2021): Lohn in Behindertenwerkstätten: „Euer Taschengeld brauch' ich nicht“. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.5.2021. <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/stundenlohn-von-rund-1-50-euro-was-man-in-einer-behindertenwerkstatt-verdient-17308441.html> (letzter Zugriff am 15.6.2021).

Rezension

2021, Band 9, Heft 3/4

Seiten 387-390

zeitschrift-suburban.de

10.36900/suburban.v9i3/4.704

Raum- und Wissensgeschichte urbaner Problemzonen

Rezension zu Christiane Reinecke (2021): *Die Ungleichheit der Städte. Urbane Problemzonen im postkolonialen Frankreich und der Bundesrepublik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht

Anthony Miro Born

Es bedarf nur eines flüchtigen Blickes auf die andere Seite des Atlantiks, um den Einfluss sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion auf Stadtentwicklungsprozesse herauszustellen. Seit Anfang der 1990er Jahre veranschaulicht das US-amerikanische *HOPE-VI*-Programm dort in bedrückendster Weise die Auswirkungen und Legitimationskraft fragwürdiger akademischer Konzepte wie *culture of poverty*, *underclass* oder *concentrated poverty*. Eine ganze Reihe angloamerikanischer Stadtforscher_innen hat dieses traurige Zusammenspiel unlängst treffend analysiert, allen voran der Historiker Michael B. Katz (2013).

In Bezug auf die deutschsprachige Stadtsoziologie und -geographie ist es gleichwohl bemerkenswert, wie selten der hiesige Mainstream die eigene Wirkmacht bislang reflektiert hat. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem politischen und öffentlichen Einfluss der (nicht selten nordamerikanisch inspirierten) Narrative blieb bislang größtenteils aus. Dabei ist es durchaus angebracht zu fragen, welche Rolle etwa sozialwissenschaftliche Warnungen vor einer Ghetto-Apokalypse Ende der 1990er Jahre, Eigenlogik-Theorien, Nachbarschaftseffekt-Annahmen oder die jahrzehntelange Fetischisierung von abstrusen (aber oftmals „doppelten“) naturwissenschaftlichen Zyklusmodellen bei der Entwicklung urbaner Räume im deutschen Kontext hatten. Zwar wurde im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit der „Sozialen Stadt“ durchaus die Bedeutung der Stadtsoziologie bei der Ein- und Durchführung des Programms eruiert (siehe etwa die Debatten in *German Politics & Society* 24/44), doch können die wenigen Ausnahmen kaum über die mangelnde Selbstreflexion der deutschsprachigen Stadtforschung hinwegsehen.

Gerade in diesem Kontext ist es überaus erfreulich, dass nun Christiane Reineckes herausragende Monografie *Die Ungleichheit der Städte* erschienen ist. Die kritische Stadtgeschichte analysiert, wie in Frankreich und Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit sogenannten urbanen Problemzonen umgegangen wurde: Was (und wer) konstituierte diese sogenannten *badlands*, wie (und von wem) wurden sie gerahmt, ge-deutet und verhandelt? Entstanden ist eine beeindruckende und vielschichtige Mischform aus Raum- und Wissensgeschichte; ein Buch, das man durchaus

Abb. 1 Titel des Buches (Verlag Vandenhoeck & Ruprecht)



auch als Plädoyer an die Stadtforschungsdisziplin für mehr Selbstreflexion lesen kann. Denn so sind es neben Kommunalpolitiker_innen und Aktivist_innen ausgerechnet Sozialwissenschaftler_innen, die im Zentrum von Reineckes vergleichender Analyse stehen – und deren Rolle sich als weit mehr als nur die des_der außenstehenden Beobachter_in herausstellt.

Den Hauptteil des Buches bilden drei Kapitel, die sich verschiedenen Ausprägungen urbaner Marginalisierungsprozesse seit den 1950er Jahren widmen und vorherrschende Wissensbestände kritisch analysieren. Reinecke beginnt mit der „Blütezeit“ des französischen und westdeutschen Wohlfahrtsstaates und zeigt anhand der *bidonvilles* und der kommunalen Notunterkünfte, wie es beim Umgang mit städtischer Armut in den Nachkriegsjahrzehnten zunehmend zu einem Paradigmenwechsel von Disziplinierung und Separierung hin zu Aktivierung und Integration kam. Das zweite Kapitel befasst sich mit der symbolischen Abwertung von randstädtischen Großwohnsiedlungen. Mit besonderem Blick auf das Märkische Viertel in Berlin und auf Sarcelles in der nördlichen Peripherie von Paris zeichnet die Autorin nach, wie sich die Problematisierung dieser Siedlungen nur bedingt mit der Planungsgeschichte oder der Krise des Fordismus erklären lässt. Im dritten Kapitel widmet sich Reinecke schließlich explizit der Genealogie von Ghettoisierungs- und Segregationsnarrativen im westeuropäischen Kontext. Sie zeigt, wie bei der Verhandlung urbaner Ungleichheit das traditionelle Deutungsmuster der Klasse zunehmend „ethnisiert“ wurde.

Die Ungleichheit der Städte verleitet Lesende nicht nur zum verstärkten Nachdenken über die Wirkmacht der Wissensproduktion, sondern bricht gleichwohl mit einer ganzen Reihe beliebter Narrative innerhalb der heutigen Stadtforschung. So stehen beispielsweise Reineckes Beschreibungen der städtischen Exklusionspraktiken in den 1960er Jahren im Kontrast zu der immer noch anhaltenden glorifizierenden Pauschalisierung der fordistisch-keynesianischen Ära in gegenwärtigen Stadtforschungsdiskursen. Wenngleich Peter Marcuse (1978) bereits in den 1970er Jahren vom „myth of the benevolent state“ schrieb, hat sich gerade im Kontext der Untersuchung neoliberaler Stadtentwicklung bedauerlicherweise vielerorts ein (zu) romantisches Bild der Nachkriegsjahrzehnte festgesetzt.[1] Wie so häufig in ihrem Buch bietet die Autorin eine differenziertere Erzählung, die ohne erhobenen Zeigefinger den Zwischentönen viel Raum gibt und gerade im französischen Kontext die postkolonialen Strukturen nie aus dem Blick verliert.

Überaus bemerkenswert ist zugleich Reineckes durchweg fesselnder Schreibstil. Das mag nicht zuletzt am Reichtum der Quellen liegen, die die Autorin für das Buch zusammengetragen und ausgewertet hat. (Neben akademischer Literatur und archivarischen Quellen wurde eine Vielzahl an Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln sowie Film- und Fernsehsendungen analysiert.) Der westdeutsch-französische Vergleich wirkt zugleich nie zu schablonenhaft oder konstruiert. Vielmehr verdeutlicht das komparative Vorgehen geschickt die (häufig feinen) Unterschiede und Besonderheiten der beiden westeuropäischen Kontexte, ohne dabei jedoch in einen methodologischen Nationalismus zu verfallen. Reinecke ist überzeugt, dass sich hiesige Diskurse nicht ohne die Einbeziehung global zirkulierender Narrative verstehen lassen – insbesondere dem nordamerikanischen Kontext wird daher (zu Recht) ausreichend Platz eingeräumt.

Einzig schade ist, dass *Die Ungleichheit der Städte* es vernachlässigt, sich differenzierter mit der Kategorie „Stadt“ und den damit verbundenen epistemologischen Annahmen auseinanderzusetzen. Reinecke erwähnt zwar, dass es schwieriger geworden sei, „Städtisches von Nicht-Städtischem abzugrenzen“ (Reinecke 2021: 15), doch wird ausgerechnet das Urbane an einigen Stellen als vorgegebene, selbstverständliche Realität und Form pauschalisiert. Daraus folgt nicht nur, dass das problematische *Urban-age*-Narrativ geradezu reproduziert wird – bereits in der Einleitung schreibt Reinecke: „Dabei lebte im 20. Jahrhundert infolge der fortschreitenden Urbanisierung erstmals der Großteil der europäischen Bevölkerung in Städten“ (ebd.: 10 f.). Vielmehr versperrt sich so die Möglichkeit, verstärkter in die Analyse mit einzubeziehen, wie die untersuchten Akteur_innen auch das „Städtische“ selbst verschieden gerahmt und gedeutet haben. Insbesondere Neil Brenners und Christian Schmidts (2014, 2015) epistemologische Kritik an urbanen Kategorien und Kategorisierungen hätte sich die Autorin hier an einigen Stellen gut zunutze machen können.

Nichtsdestotrotz bleibt Christiane Reineckes Monografie eine sehr beeindruckende und inspirierende Abhandlung – nicht zuletzt für diejenigen Forscher_innen, die sich mit urbanen Marginalisierungsprozessen, Großwohnsiedlungen und territorialer Stigmatisierung aus einer historischen Perspektive beschäftigen möchten. Gleichzeitig offeriert *Die Ungleichheit der Städte* auch allen anderen Stadtsoziolog_innen und -geograph_innen eine wertvolle Botschaft: die Wirkmacht akademischer Wissensproduktion nicht zu unterschätzen. Für viele kritische Stadtforscher_innen ist es zwar bereits Inbegriff guter Wissenschaft, darüber nachzudenken, inwiefern der akademische „Betrieb“ Wege für eine progressivere Stadt ebnen kann. Doch Reineckes historische Analyse mahnt in bemerkenswerter Weise, dass es trotz (und gerade wegen!) der betont guten Intentionen vielerorts unabdingbar bleibt, auch die (symbolische) Gewalt und politischen Konsequenzen akademischer Kategorisierungen und Klassifikationen explizit zu untersuchen und verstärkt zu reflektieren – nicht nur post festum.

„Manchmal bringen unsere Wissenschaften Arten von Menschen hervor, die es in gewisser Weise so zuvor nicht gab“ (Reinecke 2021: 198), zitiert Reinecke treffend den kanadischen Philosophen Ian Hacking. Tatsächlich fällt es schwer, dabei nicht auch an gegenwärtige – vermeintlich gut gemeinte – Stadtforschungen zu denken.[2]

Endnoten

- [1] Siehe etwa Wacquant (2009) für einige explizite Beispiele, für eine Kritik siehe Mayer (2010).
- [2] Zu gut erinnere ich mich noch, wie in einer von mir besuchten Erstsemesterveranstaltung Bewohner_innen eines stigmatisierten Neubauviertels an mehreren Stellen des Lehrmaterials bemitleidenswert als die drei „A“ beschrieben wurden: „Alte, Arme, Arbeitslose“. Und erst kürzlich entdeckte ich eine ZDF-Reportage über Armut in Deutschland, in der auch ein Stadtsoziologe zur Rolle der Nachbarschaft kurz zu Wort kam. Der Forscher hatte vor allem drei Beobachtungen in einer westdeutschen Hochhaussiedlung machen können: „rauchende Eltern, die Kinderwagen schieben, Kampfhunde ohne Leine und exzessives Trinken in der Öffentlichkeit“.

Autor_innen

Anthony Miro Born forscht zu urbanen Marginalisierungsprozessen, symbolischer Ungleichheit und sozialer Mobilität.
a.m.born@lse.ac.uk

Literatur

- Brenner, Neil / Schmid, Christian (2014): The „Urban Age“ in question. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 38/3, 731-755.
- Brenner, Neil / Schmid, Christian (2015): Towards a new epistemology of the urban? In: *City* 19/2-3, 151-182.
- Katz, Michael B. (2013): *The undeserving poor. America's enduring confrontation with poverty.* Oxford: Oxford University Press.
- Marcuse, Peter (1978): *The myth of the benevolent state: towards a theory of housing.* New York: Columbia University, Graduate School of Architecture and Planning.
- Mayer, Margit (2010): Punishing the poor – a debate: Some questions on Wacquant's theorizing the neoliberal state. In: *Theoretical Criminology* 14/1: 93-103.
- Reinecke, Christiane (2021): *Die Ungleichheit der Städte. Urbane Problemzonen im postkolonialen Frankreich und der Bundesrepublik.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wacquant, Loïc (2009): *Punishing the poor. The neoliberal government of social insecurity.* Durham, NC: Duke University Press.

Tolerante Rassist*innen: Kämpfe um Anerkennung in der deutschen Stadt

Rezension zu Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (2021): *Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Tino Buchholz

Der Band *Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie* umfasst einen zeitgemäßen Titel in der Reihe „Raumproduktionen“ des Dampfbootverlags. Er widmet sich der Problematik rechter Stadtpolitik in Deutschland und wird in seiner Aktualität nur durch den 2012 erschienen Band 14 dieser Reihe (Bürk 2012) übertroffen. Bei dem vorliegenden Sammelband handelt es sich um eine Veröffentlichung des Forschungsprojekts Populismus und Demokratie im Stadtraum (PODESTA), in dem zwei soziologische Forschungsteams aus Jena und Tübingen rechten Bewegungen in der Raumproduktion in Leipzig und Stuttgart nachgehen. Auch die politische Rechte hat ein Bild von der guten Stadt. Insofern ist die Tatsache, dass rechte Bewegungen Identitätspolitik für sich reklamieren, kein Zufall. Sozialräumliche Anerkennung – oder Missachtung – als für erstrebenswert erachtete Werte sozialen Lebens sind fester Bestandteil normativer Ordnung. Die Frage ist also eher, worin *das Soziale* sozialer Bewegungen besteht oder anders formuliert: Wer mobilisiert welche Werte, wann, wo, wie, warum und mit welchem Erfolg? Welche Formen sozialer Inklusion und räumlicher Repräsentation lassen sich beobachten? Wo verlaufen Grenzen? Diese Fragen lassen sich von links wie rechts beantworten. Mit meiner anerkennungstheoretischen Lesebrille habe ich mich folglich an die stadtpolitische Lektüre rechter Identitätsformation gemacht.

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Westfälisches Dampfboot)



In ihrer Einleitung warnen Peter Bescherer und Gisela Mackenroth (2021) sogleich vor einer vereinfachenden Gegenüberstellung von Stadt und Land: „Rechtspopulismus, Rassismus, Antifeminismus und Demokratiefeindlichkeit gibt es auch in urbanen Räumen“ (ebd.: 11). Dieser Prämisse folgend fokussieren die Autor*innen spezifisch städtische Ursachen rechter Stadtpolitik sowie Fragen, wie populistische Lücken entstehen, wie sie sich von rechts besetzen lassen und welche Rolle demokratische Prozeduren für inklusive Stadtpolitik spielen. Wenn der Stadt-Land-Unterschied so nicht haltbar ist, drängt sich die Frage auf, wie der begrenzte Rahmen (Sozialisation und Bildung) zu erklären ist, in dem ein identitär verengtes „Wir“ die Angst vor „Anderen“ bedeutet und sich populistisch instrumentalisieren lässt (vgl. Belina 2021). Was konstituiert das Gemeinsame? Wo haben solidarisch

geteilte Werte in Gemeinschaft und Gesellschaft ihre Grenzen – im Denken und Handeln? Was bedeutet das für tolerante Rassist*innen und die „reinrasige“ Identitätsformation rechter Bewegungen? Diesen normativen Fragen sozialräumlicher Ordnung – und *scale* – spüren die Autor*innen mithilfe der dritten Generation der Frankfurter Schule nach (vgl. Buchholz 2021).

Das Grundgerüst der Argumentation liefert Helmut Dubiels (1985) *Gespens des Populismus*. Darin bemüht er den Zwiespalt zwischen rationalen Imperativen und affektiver Interessenvertretung und fokussiert die (historische) Tatsache, „daß das Proletariat oft anders gehandelt hat, als es ihm sein objektives Klasseninteresse geboten hätte“ (ebd.: 647). Im Kern geht es Dubiel um nichts weniger als um eine politische Theorie sozialen Wandels und ein Verständnis *politischer Subjektivität*, um „jene schwer greifbaren, dem Alltagsbewusstsein eher latent präsenten Glückserwartungen, Gerechtigkeitsansprüche, Bedürfnisse nach sozialer Anerkennung und kultureller Identität“ (ebd.: 648), die durch politische, kulturelle Eliten vordefiniert und durch das Volk als Kränkung empfunden werden.

Im Zentrum der vorliegenden Studie steht die *Volk-Elite-Dichotomie*, die Bedrohung der *deutschen Urstadt* – von innen und außen – sowie die Abwehr gegen Wissenschaft, Medien und Volksparteien, die im Widerspruch zum gesunden Menschenverstand stünden. Die Bedrohung von innen wird dem Staat und seinen staatstragenden Institutionen zugeschrieben, die sich als unfähig oder unwillig erwiesen, die deutsche Stadt zu schützen. Die angebliche Bedrohung durch Migration übersteigt jene der sogenannten Volksverräter*innen von innen, wenn äußerlichen Feinden unterstellt wird, die Homogenität des Volkskörpers anzutasten. Folglich sprechen Anne Burkhardt und Robert Feustel (2021) in Kapitel 2 von Machtübernahme, Machtübergabe und widerständiger Rückeroberung der deutschen Stadt: mit Blick auf städtische Sicherheit, urbane Mobilität und sozialen Wohnraum. Während städtische Sicherheit das bevorzugte Schlachtfeld rechter Narrative bedeutet, spielt die „Sehnsucht nach etwas Verlorenem“ (ebd.: 51) für die automobilen Verkehrspolitik eine sekundäre Rolle. Mit Blick auf Stuttgart geht es um Gegenwart und Zukunft der deutschen Automobilindustrie sowie darum, „Wut auf die Politik und Angst vor dem Verlust von Eigentum, Arbeitsplätzen und Privilegien in der Bevölkerung [zu] schüren“ (ebd.). Die Bedrohung von außen wird an dieser Stelle nicht von Migration markiert, sondern von der EU und der asiatischen Autoindustrie. Bei der Wohnraumdebatte ist Migration jedoch wieder das vermeintlich zentrale Übel, ohne das der deutsche Wohnungsmarkt keine Probleme hätte. „Die von rechts skizzierten Wege zu mehr Wohnraum und günstigeren Mieten [...] oszillieren zwischen marktradikal und sozial-national“ (ebd.: 52).

Peter Bescherer (2021a) vertieft diese Argumentation in Kapitel 3 und fragt nach Problemwahrnehmung, Ursachensuche und Gegenstrategien in Leipzig. Die von ihm interviewten Expert*innen aus Stadtrat, Gewerkschaften und Sozialer Arbeit zeigen sich eher ratlos und können keine stadtpolitische Expertise der AfD erkennen: „Rechtspopulistische Ressentiments gegen Migrant*innen und Eliten erklären sie vor dem Hintergrund städtischer Probleme, insbesondere der ungleichen räumlichen Entwicklung und der damit einhergehenden Herausbildung erzwungener Nachbarschaften.“ (Ebd.: 68) So verweist Bescherer zu Recht auf über- und tiefer gelagerte

scales der lokalen Verarbeitung doppelter Transformation, in der sich betagte Leipziger*innen *gesellschaftlich* und *biografisch* zwischen Staatssozialismus und globalisiertem Kapitalismus aufgerieben fühlen.

„Die Ratlosigkeit der Zuständigen II“ beschäftigt auch Robert Feustel (2021) in Kapitel 4, denn auch seine Ursachenforschung kann keine explizit stadtpolitische Dimension der sozialräumlichen Erklärung rechter Narrative ausmachen. Was noch nicht ist, kann jedoch als „Wette auf eine möglicherweise düstere Zukunft“ (ebd.: 92) städtischer Politik verstanden werden – so Feustel mit Blick auf populistische Lücken, selektive Beteiligung und mangelnde Inklusion. Während die Autor*innen des Buches zunächst die explizit stadtpolitische Dimension rechter Narrative fokussieren, führt sie die Ratlosigkeit der institutionell Verantwortlichen zur Modellierung ihres Forschungsdesigns. Für Feustel liegt es an dieser Stelle nahe, den Fokus auf das Alltagsleben zu verschieben, um Affekte und Emotionen im Alltag besser zu verstehen und „eine in Teilen ‚entortete‘ Politik auf ihre Bezüge zum Sozialraum hin empirisch zu untersuchen“ (ebd.: 96).

Die zweite Hälfte des Bandes widmet sich daher den Mikrokonflikten der Lebenswelt und ihrer Nähe zu rechten Narrativen. Den Anfang macht eine Garagengemeinschaft im Leipziger Osten, die einem Gymnasium weichen soll (Kapitel 5). Obwohl die Zustimmung für den Schulneubau im Stadtteil groß ist, vermag es die AfD, die populistische Lücke durch selektive Beteiligung am Planungsprozess zu füllen. Was zunächst nach einem intergenerationellen Konflikt aussieht, entpuppt sich als Dilemma egalitärer Teilhabe in der Stadtplanung.

„Die Pächter erzählten uns ungefragt, dass man auf Landes- und vor allem auf Bundesebene die Politik der AfD äußerst kritisch betrachten müsse. Lokal sei sie aber die einzige Partei, die als ihre Fürsprecherin auftritt. [...] Die Annäherung an die AfD gleicht in diesem Fall eher dem Versuch einer Instrumentalisierung der Instrumentalisierer als einer überzeugten Hinwendung zur rechtspopulistischen Programmatik.“ (Bescherer/Feustel 2021: 119)

Auch in den Stuttgarter Gelbwestenprotesten (Kapitel 6) spielt die AfD ihre Rolle, jedoch nicht die entscheidende. Die überparteilichen Proteste lassen zwar eine klare Abgrenzung von rechten Narrativen vermissen, können aber dennoch als dankbares Thema für rechte Akteur*innen gelten. So eignen sie sich, um wissenschaftliche Uneinigkeit und demokratische Streitkultur als links-grünen Populismus umzudeuten und zurück zu projizieren. Die dieselverbundene Geschichte des Wirtschafts- und Sozialraums Stuttgart bringt es mit sich, dass die Stadt der Verkehrswende zumindest gespalten gegenübersteht; was die Debatte um Demokratiedefizite und Fremdbestimmung befeuert, und den automobilen, traditionalistisch männlichen Lebensstil infrage stellt. Während dieses Kapitel männliche Verlustängste sehr deutlich nachzeichnet, trägt die Parallele zur Gelbwestenbewegung in Frankreich allerdings nicht. Die gut bezahlten Facharbeiter*innen der Stuttgarter Autoindustrie verbinden mit der gelben Weste zwar ein Symbol für Protest, nicht aber ihren Status.

Gisela Mackenroth (2021) fokussiert in Kapitel 7 das wohnungspolitische Konfliktpotenzial in der für Mieter*innen teuersten Stadt Deutschlands. Ihr

Kapitel dokumentiert keinen zählbaren Widerstand, sondern eine eindringliche Beschreibung des Politischen alltäglicher Nachbarschaft im Nordosten Stuttgarts. Der Stadtteil Hallschlag ist eine migrantisch geprägte Arbeiter*innensiedlung in unmittelbarer Nähe zur Daimlerproduktion, wo der Fahrzeugbauer ebenfalls Wohnungen unterhielt, später aber verkaufte. Die lokal-staatlich fazilitierte, soziale Durchmischung zugunsten einkommensstärkerer Haushalte (*state-led gentrification*) ging nicht spurlos an den Bewohner*innen des Viertels vorüber, wie Frau Otto, die Protagonistin des Kapitels zu berichten weiß. Im Unterschied zu den anonymisierten Interviews der Garagensiedlung in Leipzig begibt sich Mackenroth auf ethnographische Spurensuche und gibt den Leser*innen Namen – das macht Lust auf mehr.

Obwohl deutlich wird, dass Frau Otto einst einvernehmlich mit ihren türkischen Nachbar*innen zusammen wohnte, werden Ursprung und Ausprägung ihrer rassistischen Ressentiments nur schemenhaft skizziert. Als Gründe für den Aufstieg der AfD benennt die Autorin zwar ökonomische Härten, eine geringe Wahlbeteiligung sowie die Tatsache, dass 40 Prozent der Bewohner*innen des Stadtteils überhaupt keinen deutschen Pass besitzen und somit auch nicht wahlberechtigt sind. An dieser Stelle hätte sich der*die geneigte Leser*in jedoch ein wahrhaftiges Tiefeninterview gewünscht, das zwischen vormaliger *Anerkennung* leistungsbezogener Migration und *Toleranz* unterscheidet und diese analytisch von der aktuellen *Missachtung* nichtdeutscher Nachbar*innen abgrenzt. Entgegen einer dichteren Beschreibung ihrer Person, Generation und Lebenswelt – nebst der eventuell abweichenden Wahrnehmung ihrer Söhne (die gemeinsam mit ihren türkischen Nachbar*innen aufwuchsen und spielten) führt Mackenroth *Entfremdung* als analytische Kategorie der Studie ein, was ich als überaus fruchtbar empfinde.

Auch Peter Bescherer (2021b) bemüht die Entfremdung der Bewohner*innen als zentrales Argument seiner Fallstudie in Leipzig (Kapitel 8), während ein *imaginiertes Gegner* den Blick auf Vonovia und eine adäquate Kritik der wohnungspolitischen Problemlage verstellt. Anstatt den größten privaten Akteur auf dem deutschen Wohnungsmarkt zu fokussieren, geraten nichtdeutsche Nachbar*innen in Kritik für überzogene Nebenkostenabrechnungen, erhöhte Fluktuation und gesunkene Lebensqualität in der Nachbarschaft. Bescherers *Ethnographie der Ethnographie* liefert eine dichte Beschreibung aktivistischer Transformationsstrategien des Leipziger Netzwerks „Stadt für Alle“, zu dem der Autor selbst gehört. Den Aktivist*innen geht es um nichts weniger als den Aufbau einer mietenpolitischen Bewegung und den Ausbruch aus der eigenen Blase: Ein delikates, aber machbares Unterfangen, wie das Beispiel zeigt – mit klarer Kante gegen tolerante Rassist*innen und Lerneffekten für beide Seiten. Bescherers Beschreibung einer unvollständig vollzogenen, ökonomischen Entfremdung könnte an dieser Stelle Anlass zur Hoffnung für de-kommodifizierte Perspektiven auf Wohnraum geben, wäre hier nicht noch politische Entfremdung zu konstatieren, sodass sich völkische Motive mit demokratischen Prozeduren vermischen und rechte Erzählungen von Überfremdung befeuern. Bescherer macht durchaus deutlich, dass die vorliegende Studie vorerst *keine Typologie* der entfremdeten, rassifizierten Wohnungsfrage leistet. Diese steht für die Stadtforschung noch aus.

Im Schlusskapitel lassen die Autor*innen *Entfremdung* und *scale* der sozialräumlichen Lebenswelt als Leitlinien der Analyse auf ihrem Weg liegen. Stattdessen richten Feustel und Sievi (2021) den Blick auf die Demokratisierung der Stadtpolitik, auf das transformatorische Potenzial städtischer Bewegungen sowie auf andauernde *Kämpfe um Anerkennung* (vgl. Honneth 1994), die sie jedoch nicht so nennen. Im Ergebnis hätte eine Berücksichtigung zeitgenössischer Protagonist*innen der Frankfurter Schule der vorliegenden Studie sicherlich gutgetan, um *Anerkennung*, *Missachtung* und *Toleranz* analytisch klar voneinander abzugrenzen (vgl. Forst 2003) und um vorhandene rassistische Ressentiments mithilfe *politischer Subjektivität* durchzudeklinieren – historisch, geographisch, legal, sozial und emotional. Der Anfang ist jedoch gemacht. So ließe sich das modellierte Forschungsdesign auf andere deutsche Städte übertragen sowie moralgeographisch und sozialanthropologisch zuspitzen. Zeitgleich leistet der Sammelband eine empirisch reichhaltige, analytische Suchbewegung, die überaus gelungen ist.

Autor_innen

Tino Buchholz ist Stadtforscher und Filmemacher. Seine Forschung fokussiert kritische soziale Theorie und räumliche Praxis in der Stadt- und Wohnungspolitik.
tino.buchholz@si.uni-stuttgart.de

Literatur

- Belina, Bernd (2021): „Provinzialität“ bei Adorno. In: Geographische Zeitschrift 109/2-3, 105-125.
- Bescherer, Peter / Burkhardt, Anne / Feustel, Robert / Mackenroth, Gisela / Sievi, Luzia (Hg.) (2021): Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bescherer, Peter (2021a): Die Ratlosigkeit der Zuständigen I. Beim scale jumping verloren gegangen? In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 59-77.
- Bescherer, Peter (2021b): Solidarität durch Mieterkämpfe? Nachbarschaftsorganizing im Leipziger Nordosten. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 175-205.
- Bescherer, Peter / Feustel, Robert (2021): Von der Parklücke zur populistischen Lücke? Der Streit um einen Garagenhof in Leipzig. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 98-121.
- Bescherer, Peter / Mackenroth, Gisela (2021): Vom Recht auf Stadt zur Stadt von rechts und zurück. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 10-35.
- Buchholz, Tino (2021): New directions in Frankfurt critical theory for critical urban theory. In: Anthony Orum / Javier Ruiz-Tagle / Serena Vicari (Hg.), Companion to Wiley-Blackwell encyclopedia of urban and regional studies. Oxford: Wiley Blackwell, 155-175.
- Burkhardt, Anne / Feustel, Robert (2021): Die Stadt als Projektionsfläche. Antiurbane Narrative von rechts. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 36-58.

- Bürk, Thomas (2012): Gefahrenzonen, Angsträum, Feindesland? Stadtkulturelle Erkundungen zu Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus in ostdeutschen Kleinstädten. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Dubiel, Helmut (1985): Das Gespenst des Populismus. In: Merkur 39/8, 639-651.
- Feustel, Robert (2021): Die Ratlosigkeit der Zuständigen II. Zwischen Skepsis und Sorge. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 78-97.
- Feustel, Robert / Sievi, Luzia (2021) Für eine Demokratisierung der Städte. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 206-225.
- Forst, Rainer (2003): Toleranz im Konflikt. Berlin: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (1994): Kampf um Anerkennung. Berlin: Suhrkamp.
- Mackenroth, Gisela (2021): Wie das Fahrradhäuschen die Wäscheleine verdrängt. Alltag und Ressentiment in einem Stuttgarter Quartier „mit besonderem Entwicklungsbedarf“. In: Peter Bescherer / Anne Burkhardt / Robert Feustel / Gisela Mackenroth / Luzia Sievi (Hg.), Urbane Konflikte und die Krise der Demokratie. Stadtentwicklung, Rechtsruck und Soziale Bewegungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 153-174.

Die Zukunft war jetzt

Rezension zu Christina Schwenkel (2020): *Building socialism. The afterlife of East German architecture in urban Vietnam*. Durham: Duke University Press.

Jannik Noeske

Als das historische Bauhaus 2019 sein 100-jähriges Jubiläum feierte, machte es sich eine Gruppe von Architekt:innen und Kurator:innen zur Aufgabe, den eurozentristischen Fokus der hiesigen Bauhaus-Rezeption um postkoloniale Blicke auf die Modernismen Südostasiens zu erweitern. Nun knüpft das damals entstandene Netzwerk an seine Vorarbeiten an: Unter dem Titel *Encounters with Southeast Asian modernism* startete im April 2021 eine Reihe von Symposien, die neue Perspektiven auf koloniale und post-koloniale Architekturen im südostasiatischen Raum versprechen. Die Architekturzeitschrift ARCH+, die bereits 2016 zwei ihrer Ausgaben (Heft 226 und 227) Architekturen in Vietnam widmete, liefert dazu ein passendes Schwerpunktheft (Heft 243). Das entstandene Netzwerk mit Projektbeteiligten aus Südostasien, Europa und Nordamerika will Aufmerksamkeit für das Thema generieren, den Architekturdiskurs für Fragen nach Post-Kolonialität in Erbe-Diskussionen sensibilisieren sowie Architektur und Städtebau als „Instrumente der Identitätskonstruktion“ (Ngo 2021: 1) aus einer rein architekturhistorischen Betrachtung herausheben.

In der ARCH+-Ausgabe zur „Stillen Avantgarde“ in Vietnam (Heft 226) stellte Christina Schwenkel, Autorin des rezensierten Buches und Teil des *Encounters*-Netzwerkes, Ansätze ihrer ethnografischen Forschung zur vietnamesischen Stadt Vinh vor (Schwenkel 2016). Die US-amerikanische Kulturanthropologin widmet sich den *agencies* derjenigen, die an der Zerstörung der Stadt beteiligt waren, besonders aber derjenigen, die an deren Wiederaufbau sowie an der Nutzung und Umnutzung der in den 1970er und 1980er Jahren dort als DDR-Solidaritätsprojekte errichteten Gebäude mitgewirkt haben.

Die Beschäftigung mit den architektonischen und städtebaulichen Hinterlassenschaften der sozialistischen Entwicklungspolitik während des Kalten Kriegs ist vergleichsweise neu. Einen ersten Aufschlag zu einer Bilanz machte die architekturhistorische Zeitschrift *The journal of architecture* 2012 (Stanek 2012). Das Engagement der DDR in Vietnam kommt hier jedoch nur am Rande vor. Eine aktuellere Zusammenstellung und Interpretation stellte als Ergebnis eines Forschungsprojektes jüngst Andreas Butter

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Duke University Press)



(2018) vor.[1] Zu erwähnen ist zudem die Dissertation von Dong-Sam Sin (2016), der aus einer Zeitzugenerperspektive den Wiederaufbau zweier nordkoreanischer Städte schildert. Sin hatte in den 1950er Jahren für die ostdeutsche Delegation vor Ort gedolmetscht und er hat nun viele Jahrzehnte später seine Eindrücke der Nachwelt in einer quellengesättigten Dissertation hinterlassen. Auch journalistisch wurde das Thema aufgearbeitet: In ihrem Radiofeature von 2015 zitiert die Journalistin Tanya Lieske aus einem Sansibar-Reiseführer: „Die sansibarische Kooperation mit der damaligen DDR hat im Stadtteil Ng’ombe Plattenbausiedlungen von beträchtlicher Scheußlichkeit hinterlassen. Obwohl der Wasserdruck nicht bis in die oberen Stockwerke reicht und das Flurlicht grundsätzlich nicht funktioniert, ist es für Sansibari schick, hier zu wohnen.“ (Lieske 2015)

An dieser Stelle setzt die Studie von Christina Schwenkel an: Ist es tatsächlich „schick“, in den DDR-Siedlungen zu wohnen? Im Kontrast zur unerträglich überheblichen Perspektive des in dem Radiofeature zitierten Reiseführers hat sich Schwenkel mehrere Monate in einer Siedlung in Vinh eingemietet und dort mit historiografischen, insbesondere aber ethnografischen Methoden wie Interviews oder teilnehmenden Beobachtungen nach den Perspektiven der Involvierten gefragt. Diese Herangehensweise, die Schwenkel schon in früheren Arbeiten zu Vietnam eingenommen hat, unterscheidet *Building socialism* von bisherigen Untersuchungen zur städtebaulichen Entwicklungshilfe innerhalb der sozialistischen Staatengemeinschaft. Fragen nach Akzeptanz und Aneignung werden dort in der Regel oberflächlich oder generalisierend beantwortet. Schwenkel hingegen macht gerade die Erfahrungen der Bewohner:innen, die Interaktion, die Aneignung und die kritische Auseinandersetzung mit dem Gebauten zum zentralen Ausgangspunkt ihrer Städtebau-Ethnografie.

Vinh gehörte früher zum sozialistischen Nordvietnam und gilt als die Stadt, die während des Vietnamkriegs am stärksten zerstört wurde. Zudem ist sie die erste und einzige Modellstadt des anschließenden sozialistischen Wiederaufbaus. In drei Abschnitten und zehn Kapiteln bietet Schwenkel zunächst eine Chronologie der Zerstörung der Stadt Vinh, des – geplanten – Wiederaufbaus und des Nachlebens des kleinen Wohngebietes Quang Trung in Vinh, das mithilfe von Planer:innen und Wirtschaftshilfen aus der DDR ab 1975 errichtet wurde.

Die methodischen und inhaltlichen Zugänge zu diesen Themen sind vielfältig und sollen hier nicht umfassend wiedergegeben werden. Hervorzuheben ist jedoch die differenzierte Betrachtung relationaler Aspekte des Austauschs. So thematisiert Schwenkel die gegenseitigen Repräsentationen der solidarischen Aufbauhilfe: Wie wurde in Ostdeutschland für das Projekt und um Spenden für Vietnam geworben? Wie funktionierte die Emotionalisierung Vinhs als „Dresden Vietnams“? Wie manifestiert sich bis heute ein spezifisches Ostdeutschland-Bild vor Ort, zum Beispiel über die Markierung „*Việt Đức*“ (Vietnam-Deutschland), die an gebauten Zeugnissen der Zusammenarbeit angebracht wurde? Schwenkel beleuchtet auch die Versuche, dabei paternalistisch-kolonialistische Abhängigkeiten zu überwinden, konstatiert aber, dass die eingeschriebenen Hierarchien diese Verhältnisse letztendlich nur reproduzieren konnten (Schwenkel 2020: 126).

Auch die Erkenntnis, dass die gebauten Wohnblocks nicht etwa Plattenbauten in ostdeutscher Großtafelbauweise sind, sondern traditionell gemauert

und verblendet, straft vielleicht das ein oder andere hiesige Klischee Lügen (Schwenkel 2020: 172): Insgesamt versuchten die Ostdeutschen, die Planung an die lokalen Gegebenheiten anzupassen. Aber auch lokale Expert:innen konnten an manchen Stellen eigene Akzente setzen – zum Beispiel eigene Grundrisse verwirklichen. Deshalb differenziert Schwenkel den Begriff des *Transfers* und schlägt in Anlehnung an Esra Akcan (2012) *translation* als den passenderen Terminus vor, da schon der Akt des Transports in der Regel eine Übersetzungshandlung bedeute. Schwenkel erweitert dieses Konzept aber noch um den anschließenden Akt des Gebrauchs (Schwenkel 2020: 6): Ob ein Wohngebäude von einer ostdeutschen oder von einer vietnamesischen Brigade gebaut wurde, entschied später auch darüber, wie die Gebäude wahrgenommen und genutzt worden sind.

Dieser hohe Grad der Binnendifferenzierung, mit der Schwenkel Rezeptions- und Aneignungsprozesse innerhalb der vietnamesischen Bewohner:innenschaft schildert, bezieht eine wertvolle und hierzulande leider selten wahrgenommene Perspektive. Ein besonderes Anliegen ist Schwenkel die Repräsentation weiblicher Arbeiterinnen, die aus ländlichen Gebieten in die Stadt gezogen sind. Sie steuerten den größten Teil der Arbeitskraft zum Wiederaufbau bei, leben teilweise bis heute in dem Wohngebiet und sind dort mittlerweile Entwertungserfahrungen und Verdrängungsgefahren ausgesetzt. Dies ist der Schwerpunkt des abschließenden Teils der Studie. Dieser widmet sich der wirtschaftlichen Öffnung und schleichenden Neoliberalisierung Vietnams seit 1986 und beschreibt Prozesse, die die egalitären Ansprüche des Wohnungsbaus aus staatssozialistischer Zeit zu konterkarieren drohen.

Dass Schwenkel ihre Studie um die Thematisierung von Gender und Körper anreichert, sticht besonders hervor. Nicht nur überwindet sie dabei etablierte Modi der Architekturhistoriografie, die in erster Linie männliche, zumeist weiße Planer als die zentralen Akteure positioniert, sondern sie ermöglicht zudem einfühlsame und gewinnbringende Einblicke in die Bedingungen des Wiederaufbaus, aber auch eine differenzierte Perspektive auf die gebauten Ergebnisse. Damit macht Schwenkel ihre Betrachtungen fruchtbar für den post-kolonialen Zugriff auf die städtebauliche Geschichte von Vinh. Als Beitrag zu einer neuen fachöffentlichen Aufmerksamkeit post-kolonialer Architekturdebatten in Südostasien ist Schwenkels Herangehensweise außerordentlich wertvoll.

Besonders lesenswert sind die Abschnitte des Buches, in denen die Autorin von alltäglichen Begegnungen erzählt. In der Einleitung schildert sie beispielsweise, wie sie als Forscherin im Feld wahrgenommen wurde – in Vietnam und in Deutschland (Schwenkel 2020: 12 ff.). Die selbst-reflexive Verortung ihrer Positionalität – Teil der ethnografischen Wissenschaftsethik – ist bereits ein erster Einblick in die Vorgehensweisen sowie die Wissensproduktion der Autorin. So schildert Schwenkel, wie ein Museumswärter versuchte, ihre Herkunft aus einer Logik des Kalten Krieges heraus zu erraten: Sei sie aus der Sowjetunion? Aus Deutschland? Aus der Tschechoslowakei? Als sie ihm erläuterte, dass sie Amerikanerin sei, wollte er ihr nicht glauben (Schwenkel 2020: 12). Deutsch-Sein, erklärt sie, werde vor Ort mit Tugend (*moral goodness*) und technologischem Können (*technological prowess*) verknüpft – ein direktes Ergebnis der Aufbauarbeit,

die ostdeutsche Expert:innen in Vinh geleistet hätten (Schwenkel 2020: 13). In Ostdeutschland hingegen sei vielmehr ihre nicht-(west-)deutsche Identität ein Türöffner gewesen. Dort habe man ihr Forschungsinteresse als aufrichtig (*genuine*) und einfühlsam (*sympathetic*) angesehen (Schwenkel 2020: 17). Weitere Episoden, wie ein zweiwöchiges Architekturstudium in Vinh, von dem Schwenkel sich ein besseres Verständnis des vietnamesischen Hauses versprach (Schwenkel 2020: 265), oder die Formulierung ihrer eigenen Bedenken bezüglich der Regeln der Müllentsorgung während ihrer Feldforschung (Schwenkel 2020: 228), sind als Beobachtungen gewinnbringend in den Fluss der Argumentation eingewoben und bereichern die Studie nicht nur durch ihre narrative Qualität.

Einzig die Ausführungen zu den Zukunftsbildern des DDR-Städtebaus in Vietnam sind aus meiner Sicht stellenweise nicht in letzter Konsequenz ausgearbeitet. Mag die Untersuchung der utopischen Momente des städtebaulichen Solidarprojekts noch einiges an damals Geglaubtem und Gehofftem abbilden, stößt doch Schwenkels Verständnis der rationalisierten Planung als „Techno-Fanatismus“ (*techno-fanaticism*, 2020: 20) an seine Grenzen. Ging es den sozialistischen Staaten Deutschlands und Vietnams nicht vielmehr darum, materielle und soziale Ziele zu erreichen, als etwa „Traumwelten des Sozialismus“ (*dreamworlds of socialism*, Schwenkel 2020: 108) aufzubauen? Schwenkel selbst erläutert anschaulich, welche handfesten Interessen beim Aufbau des Sozialismus verfolgt und teilweise erreicht wurden. Utopische und post-utopische Imaginationen in Zukunftsentwürfen und Gegenwartshandeln mögen eine zentrale Rolle gespielt haben, ihre transzendente Überhöhung verwischt aber die bereits in sich kohärente Analyse der Machtverhältnisse und Übersetzungsleistungen, die den Rahmen für Zerstörung, Aufbau, Verfall und Aufwertung darstellten (Schwenkel 2020: 113).

In sich ist das Buch jedoch sehr rund: Schwenkel schreibt in geschliffenem Englisch, die teilweise beiläufige Integration von Klassikern der Theorie (unter anderem Michel Foucault, Walter Benjamin und Susan Sontag) ist meistens schlüssig. Die *urban fragments* genannten anekdotischen Zwischenkapitel stellen Gedichte, Bilder, Briefe oder Lieder vor, was überaus gewinnbringend ist. Auch die zahlreichen Abbildungen – teilweise einmalige Archivfundstücke oder Schnappschüsse der Autorin – sind sorgsam ausgewählt und stützen die Argumentation ungemein.

Wie wertvoll *Building socialism* für die Planungsgeschichtsschreibung ist, wird sich in der weiteren Entwicklung post-kolonialer Ansätze innerhalb der Disziplin zeigen. Zuletzt betonte Robert Home (2018), dass Städtebauhistoriographien des Globalen Südens neue theoretische und methodische Ansätze benötigten. Dabei habe der Werkzeugkasten der ethnografischen Forschung schon zur neueren postkolonialen Planungsgeschichte beigetragen. Es geht nach Home (ebd.: 94) darum, empirische Befangenheiten, den theoretischen Eklektizismus (ebd.) sowie eine zumeist *weiß* und männlich geprägte Planungsgeschichtsschreibung zu überwinden. Genau diesen Anspruch hat Christina Schwenkel auf überzeugende Weise eingelöst. Auch der von Carolin Genz (2020) postulierte Ansatz, ethnografische Forschungen zum Ausgangspunkt für ein holistisches Grundverständnis des Städtischen zu machen, wird Schwenkels Studie vollumfänglich gerecht. Der damit einhergehenden politischen Verantwortung entzieht sich Schwenkel nicht, etwa

indem sie auf die Aktualität ihrer Forschung angesichts drohender Abrisse und Umsiedlungen verweist.

Letzteres unterstrich sie nochmals bei der Auftaktveranstaltung der eingangs beschriebenen Konferenzreihe *Encounters with Southeast Asian modernism*. Angesichts des geplanten Stadtumbaus sei nicht nur das architektonische Erbe unmittelbar bedroht. An erster Stelle würden Fragen nach den Lebensentwürfen und Wohnbiografien der Bewohner:innen von Quang Trung aufgeworfen. Hier zeigt sich sehr anschaulich, welche Bedeutung die ethnografische Geschichtsschreibung in aktuellen Erbe-Diskursen einnehmen kann – und welche Ergebnisse die von Genz (2020: 12) geforderte Verortung der Forschung in der politischen Dimension der Positionalität und in den Politiken ethnografischer Repräsentation hervorzubringen vermag.

Die Bauhaus-Universität Weimar unterstützt die Publikation dieses Beitrags durch eine institutionelle Vereinbarung zur Finanzierung von Publikationsgebühren.

Endnoten

- [1] Die Ergebnisse werden in Teilen online im Portal zur DDR-Planungsgeschichte des IRS Erkner (2018) dokumentiert.

Autor_innen

Jannik Noeske ist Urbanist und forscht zur Städtebau- und Planungsgeschichte im 20. Jahrhundert sowie zu Fragen nach Erbe und Erinnerung.
janniknoeske@gmx.de

Literatur

- Akcan, Esra (2012): *Architecture in translation. Germany, Turkey, and the modern house*. Durham: Duke University Press.
- Butter, Andreas (2018): Showcase and window to the world: East German architecture abroad 1949-1990. In: *Planning Perspectives* 33/2, 249-269.
- Genz, Carolin (2020): Stadt ethnographisch erforschen: Potenziale reflexiver Positionalität. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, 8/3, 11–30.
- Home, Robert (2018): Global systems foundations of the discipline. Colonial, postcolonial, and other power structures. In: Carola Hein (Hg.), *The Routledge handbook of planning history*. London/New York: Routledge, 91-106.
- IRS Erkner – Leibniz-Institut für Raumbegogene Sozialforschung (2018): *Architekturprojekte der DDR im Ausland. Bauten, Akteure und kulturelle Transferprozesse*. <http://ddr-planungsgeschichte.de/auslandsprojekte/> (letzter Zugriff am 6.4.2021).
- Lieske, Tanya (2015): Sansibar oder die letzte Doktrin. Zwei deutsche Staaten und ihr Kalter Krieg. Feature. Deutschlandfunk, Hörspiel/Hintergrund Kultur, Redaktion: Marcus Heumann, 25.12.2015, 11.05 Uhr, 55:00 Minuten. <http://www.deutschlandfunk.de/20151225-sansibar-oder-die-letzte-doktrin-pdf.media.7cb764469c10e9201a1717ca64637fb8.pdf> (letzter Zugriff am 7.4.2021).
- Ngo, Anh-Linh (2021): Editorial. In *der Moderne heimisch werden*. In: *ARCH+* 54/243, 1.
- Schwenkel, Christina (2016): Den globalen Sozialismus aufbauen. Zur Geschichte der DDR-Stadtplanung in Vinh. In: *ARCH+* 49/226, 30-41.

- Schwenkel, Christina (2020): Building socialism. The afterlife of East German architecture in urban Vietnam. Durham: Duke University Press.
- Sin, Dong-Sam (2016): Die Planung des Wiederaufbaus der Städte Hamhung und Hungnam in Nordkorea durch die DAG-Städtebaubrigade der DDR von 1955-1962. Eine städtebaugeschichtliche Abhandlung aus der Sicht eines Zeitzeugen. Dissertation an der HafenCity Universität Hamburg. https://edoc.sub.uni-hamburg.de/hcu/volltexte/2017/346/pdf/Dissertation_Sin_27.02.17_ultimate.pdf (letzter Zugriff am 24.6.2020).
- Stanek, Łukasz (2012): Introduction: The „second world’s“ architecture and planning in the „Third World“. In: The Journal of Architecture 17/3, 299-307.

(Un-)besetzte Räume

Rezension zu Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.) (2021):

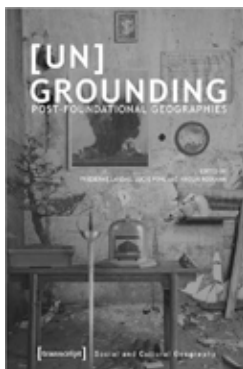
[Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript.

Valerie Scheibenpflug

Die Herausgeber_innen von *[Un]Grounding. Post-foundational geographies* eröffnen ihr Buch mit der Losung postfundamentalistischen Denkens: Es gibt keinen letzten Grund des Sozialen: Kein Gott, keine biologischen Gesetze, kein genetischer Code, kein Markt, keine anthropologische Essenz, kein Produktionsverhältnis bildet den letzten Grund für soziale und historische Akteur_innen (Landau/Pohl/Roskamm 2021b: 9). Jene Gründungsfigur – die stets anwesende Abwesenheit – bildet den Ausgangspunkt für die 15 englischsprachigen Beiträge des Sammelbands, der in drei Abschnitte unterteilt ist: (1) „Theoretical (Re)Positionings“, (2) „[Un]Grounding Geographies“ und (3) „Post-Foundationalism in the City“.

Obgleich die Negativität konstitutiv für jede Form sozialer Gründung ist, bedeutet dies nicht, dass postfundamentalistisches Denken jegliche Formen des Gründens ablehnt. Wie auch dieser Band zeigt, geht es im postfundamentalistischen Denken um eine Suche nach den Bedingungen der (Un-)Möglichkeit des Gründens selbst. Mit Gründung ist dabei die stets aufs Neue anstehende Institution gesellschaftlicher Verhältnisse gemeint, deren Bewegung nie ganz zum Stillstand kommt. Bemerkenswert ist aus Sicht der am postfundamentalistischen Denken interessierten Leserin, dass diese (Un-)Möglichkeit in dem rezensierten Band durchgehend innerhalb der Dimensionen des Räumlichen verortet wird. Obwohl es durchaus üblich ist, postfundamentalistische Denker_innen wie Ernesto Laclau und Chantal Mouffe, Alain Badiou, Jacques Derrida, Claude Lefort oder Jacques Rancière (vgl. Landau/Pohl/Roskamm 2021b: 9) im Bereich der Politischen Theorie, der Gesellschaftstheorie oder der Sozialtheorie zu verorten, ist es weniger üblich, ihre Theorien explizit als Raumtheorien zu begreifen. Dies bedeutet allerdings nicht, dass die Verbindung zwischen Raum und postfundamentalistischem Denken neu wäre. Der Sammelband bietet Anknüpfungspunkte an bereits geführte Debatten, wie etwa die zwischen Ernesto Laclau und Doreen Massey über Raum, Diskurs und Hegemonie. In diese Kerbe schlägt auch dieses Buch, in dem es nicht nur zeigt, dass der Raum eine zentrale Rolle in postfundamentalistischem Denken spielt, sondern, dass eine Auseinandersetzung zwischen Politischer Theorie, *human geography*

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: transcript-Verlag)



und *urban studies* äußerst fruchtbar zu sein scheint. Ziel der Herausgeber_innen ist es, räumliche Politiken, politische Räume und Politiken des Raumes (Landau/Pohl/Roskamm 2021b: 10) miteinander zu verbinden sowie Möglichkeiten eines postfundamentalistischen räumlichen Denkens auszuloten. Postfundamentalismus begegnet dem *spatial turn*.

Im ersten Abschnitt „Theoretical (Re)Positionings“ werden räumliche Dimensionen in den Theorien von Jacques Lacan, Henri Lefebvre, Ernesto Laclau, Alain Badiou und Jacques Rancière herausgearbeitet. Für die Kenner_innen postfundamentalistischer Texte ergibt sich hier womöglich ein Aha-Moment, – denn Begriffe wie „Dislokation“ (Laclau), „Bühne“ (Rancière) oder „Inklusion/Exklusion“ (Mouffe) können räumlich verortet und verstanden werden, obgleich es jedoch eher ungewöhnlich ist, dass sie von politischen Theoretiker_innen als räumlich interpretiert werden. Mark Davidson und Kurt Iveson (2021) beispielsweise weisen in ihrem Beitrag „Spacing Rancière’s Politics“ darauf hin, dass Rancières Politikverständnis und die damit einhergehenden Inklusions- und Exklusionsprozesse auch territorial verstanden werden können (ebd.). Die von Rancière postulierte Zählung und Verrechnung in politischen Artikulationsprozessen berge auch ein Potenzial, soziale Geographien neu zu definieren (ebd.: 135). Lucas Pohl und Erik Swyngedouw (2021) verweisen in ihrem Beitrag „The World and the Real: Space and the Political after Lacan“ auf die (theoriegeschichtliche) Bedeutung von Jacques Lacans Register des Realen für postfundamentalistisches Denken. Dabei wird jedoch nicht ganz deutlich, welche Rolle das Räumliche in Hinblick auf die Lacan’schen Dimensionen des Symbolischen, Imaginären und Realen spielt. Der Begriff des Raumes taucht im Text immer wieder auf und wird dann wieder umkreist. Mit Absicht?

In seinem Beitrag „Institution and Dislocation: Philosophical Roots of Laclau’s Discourse Theory of Space and Antagonism“ formuliert Oliver Marchart (2021) eine Neuinterpretation von Laclaus Raumverständnis. Anders als Doreen Massey, die Laclau ein passives Konzept von Raum zuschreibt (Massey 1992: 66 f.), versucht Marchart die dislozierenden Dimensionen von Raum aufzuzeigen. Um die Opposition zwischen Raum (passiv) und Zeit (aktiv) zu dekonstruieren, folgt Marchart den radikalen Implikationen von Laclaus Antagonismus-Begriff und entwickelt ein Verständnis von Zeit und Raum als zwei verschiedener Modi radikaler Negativität. Lesenswert und in gewisser Weise originell ist auch der Beitrag von Jens Kaae Fisker (2021), der die feministische Wirtschaftsgeographin J. K. Gibson-Graham als postfundamentalistische Denkerin vorstellt. Raum wird hier als schwangere Negativität beschrieben. Der Text wirft die Frage auf, warum so wenig Auseinandersetzung zwischen queer-feministischer Theorie und postfundamentalistischem Denken trotz geteilter Grundsätze stattfindet. Obgleich Fisker sich unter Verweis auf andere feministische Autor_innen eine stärkere Bezugnahme zwischen feministischen und postfundamentalistischen Perspektiven wünscht, gibt er nur wenig Hinweise darauf, *warum* eine Verbindung sinnvoll oder fruchtbar wäre. Das ist schade, nicht zuletzt, da die Herausgeber_innen schon in ihrer Einleitung darauf hinweisen, dass Postfundamentalismus immer schon die Tendenz aufwies, ein „men’s club“ (Landau/Pohl/Roskamm 2021b: 30) zu sein, ohne möglichen Gründen hierfür nachzugehen. Dieses Problem spiegelt

sich auch in der Zusammenstellung des Sammelbandes wider: Nur drei der 15 Beiträge wurden von Frauen (mit-)verfasst. In der Einleitung geben die Herausgeber_innen an, dass es wichtiger werden würde, die Grenzen postfundamentalistischer Theorien zu schubsen und zu drücken („push and squeeze“), bis feministische und post-koloniale Zugänge sowie Positionen von *Black, Indigenous and People of Colour* (BIPOC) sowie *African, Latino/Hispanic, Asian, Native American* (ALANA) stärker einbezogen werden (Landau/Pohl/Roskamm 2021b: 30).

Aus der feministischen Perspektive der Rezensentin wäre beispielsweise der stärkere Einbezug von Frauen in die Autor_innenschaft der Beiträge eine Möglichkeit, die Grenzen postfundamentalistischen Denkens auszuweiten. Konkrete Bemühungen, den Erfahrungen und theoretischen Zugängen von Frauen, Migrant_innen und Arbeiter_innen in der Gegenwart räumlicher Verortung mehr Raum zu geben, würde womöglich einen Reflexionsprozess anstoßen, der die theoretischen Konzepte selbst verändern oder auf die Probe stellen könnte.

Hier zeigt sich eine gewisse Scheu des Postfundamentalismus vor bestimmten Allianzen, die womöglich in der Annahme begründet ist, dass der Kern postfundamentalistischen Denkens – die Abwesenheit einer letzten Gründung – durch starke (zum Beispiel feministische oder antirassistische) Gründungsnarrative schnell in den Hintergrund rücken könnte. Obwohl das postfundamentalistische Denken offen für Gründungen ist, erscheint es sein wesentliches Anliegen zu sein, unentwegt auf die (ent-)gründende Negativität zu verweisen, die nicht auf Fragen der Legitimierung und/oder Kritik der Verteilung und Zuordnung von Rollen und Räume reduziert werden kann. Es tut sich hier ein grundlegender Konflikt postfundamentalistischen Denkens auf. Der Postfundamentalismus verweist auf *das*, was sich der Politik entzieht. Zugleich will er jedoch kein *Philosophismus* sein, der vorgibt, politische Auseinandersetzungen von einem Elfenbeinturm aus zu betrachten. Genauso wenig will er ein *Politizismus* sein, der sich einer bestimmten politischen Positionierung verschreibt oder Theorie ausschließlich mit Blick auf ihre Brauchbarkeit oder gar Verwertbarkeit für politische Ziele beurteilt. Wie soll der Postfundamentalismus mit dieser Spannung umgehen? Seine Stärke liegt mit Sicherheit nicht in einer Auflösung dieser Spannung, sondern vielmehr im produktiven Umgang mit derselben. Da sich diese Spannung auch durch die Beiträge des Sammelbandes zieht, werden diejenigen Leser_innen enttäuscht sein, die konkrete linke Positionierungen erwarten. Der Band bietet keine konkreten Anweisungen für Strategien linker Raumpolitik und stellt auch keine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit *Policy*-Fragen rund um räumliche Gestaltung dar. Vielmehr verweisen die Texte auf Möglichkeiten, (Neu-)gründungen des Sozialen im Hier (räumlich) und Jetzt (zeitlich) zu verankern. Das emanzipatorische Potenzial liegt in den Verweisen darauf, dass politische Handlungsspielräume nie ganz geschlossen sind.

Im zweiten Abschnitt „[Un]Grounding Geographies“ wird postfundamentalistische Raumtheorie durch die Verbindung mit politisch-theoretischen Konzepten um das Vokabular geographischen Wissens erweitert. Beispielsweise fragt Frederike Landau (2021) in ihrem Beitrag „[Un]Grounding Agonistic Public Space: Approaching Mouffe’s Spatial Theory via Museums“ nach den veräumlichten Dimensionen von Agonistik. Dazu untersucht sie

die Rolle radikaler Museen für die Herstellung kritischer urbaner Infrastruktur anhand eines Museums in Indien. Mit dem Beitrag „Always Geographize! Frederic Jameson and Political Space“ gibt Clint Burnham (2021) dem Politisch-Unbewussten eine räumliche Dimension. Er fragt nach Möglichkeiten, das geographische Unbewusste zu dekolonialisieren. Das ist nicht zuletzt deswegen interessant, weil postfundamentalistisches Denken theoriegeschichtlich eher durch eine Verschiebung von der Geschichte bzw. Ökonomie zur Ontologie gekennzeichnet ist (Stichwort „Always Ontologize!“). Burnhams Beitrag wirft also die Frage auf: Was leisten die postfundamentalistischen Verschiebungen von der Geschichte zur Ontologie, zur Geographie? Wie unterscheiden sich Perspektiven, Ideen oder Zugänge je nach gewählter Linse? Dieser Beitrag ist trotz einiger voraussetzungsvoller Textpassagen und abstrakter Formulierungen nicht zuletzt aufgrund seiner Aktualität lesenswert. Burnham verweist unter anderem auf *residential schools* in Kanada, Internatsschulen für Kinder der indigenen Bevölkerung Kanadas, die ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die 1990er Jahre betrieben wurden. Kurz nach der Veröffentlichung dieses Sammelbands im Mai 2021 gerieten die *residential schools* (Burnham spricht vom „räumlichen Unbewussten Kanadas“) ins Licht medialer Aufmerksamkeit – nachdem auf einem Schulgelände mehr als 200 Kinderleichen in Massengräbern gefunden worden waren.

Im letzten Abschnitt „Post-Foundationalism in the City“ wird postfundamentalistisches Denken mit umkämpftem Raum in der Stadt und Stadtpolitiken verknüpft. Diese Verbindung ist mit Sicherheit nicht neuartig. Auch dieser Teil des Buches zeigt, dass die Verknüpfung von postfundamentalistischer Theorie mit radikaler Demokratietheorie und Stadtpolitiken naheliegend ist und funktionieren kann. Davon zeugt auch der Text „(Non) Building Alliances: Approaching Urban Politics through Siegfried Kracauer’s Concept of Nonsolution“ von Gabu Heindl und Drehli Robniks (2021). Er eröffnet einen Zugang zu Stadtpolitik, der sich auf die Paradoxien politischer Handlungsfähigkeit einlässt. Dabei beziehen sich die Autor_innen auf das Konzept der „Nicht-Lösung“ des Schriftstellers und Architekten Siegfried Kracauer und heben damit hervor, dass es keine endgültige (architektonische) Lösung für ein egalitäreres Zusammenleben gibt, da jede Lösung auch gleichzeitig ein „Nicht“ enthält (Heindl/Robnik 2021: 251). Die Autor_innen zeigen jedoch auch, dass diese Unmöglichkeit einer wirklich für alle befriedigenden Lösung gleichzeitig die Möglichkeit birgt, immer wieder neu anzufangen und emanzipatorische Politik voranzutreiben. Heindl und Robnik zeigen mit Verweis auf einige architektonische Initiativen in Wien, die in Allianz mit sozialen Bewegungen entstanden sind, dass „mourning as utopian testimonial“ (ebd.: 255) mehr sein kann, als bloßer Katzenjammer.

Die Forschungsnetzwerke der Herausgeber_innen Friederike Landau, Lucas Pohl und Nikolai Roskamm liegen im Bereich der Raumtheorie, der Politischen Theorie, der Geographie sowie der Stadtforschung. Nikolai Roskamm (2017) hatte zuletzt einen wichtigen Beitrag zur Debatte mit seinem Buch *Die unbesetzte Stadt* vorgelegt. Der Austausch zwischen unterschiedlichen Forschungsbereichen spiegelt sich auch in der Auswahl der Beiträge wider. Am Verfassen der Beiträge waren Angehörige unterschiedlicher Statusgruppen beteiligt; der Band enthält Beiträge etablierterer und weniger etablierterer

Forscher_innen und trägt damit zu einem Abbau von Hierarchien in der akademischen Zusammenarbeit bei. Der Sammelband ist an einer interdisziplinären Schnittstelle angesiedelt und lesenswert für all jene Leser_innen, die an politischer (postfundamentalistischer) Theorie interessiert sind oder sich für Geographie und/oder *urban studies* interessieren.

Autor_innen

Valerie Scheibenpflug ist politische Theoretikerin. Sie forscht zu politischer Philosophie, Theorien des Demos und Grenzregimen.
valerie.scheibenpflug@univie.ac.at

Literatur

- Burnham, Clint (2021): Always geographize! Frederic Jameson and political space. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 175-196.
- Davidson, Mark / Iveson, Kurt (2021): Spacing Rancière's politics. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 133-150.
- Fisker, Jens Kaae (2021): Encountering post-foundationalism in J. K. Gibson-Graham's space of pregnant negativity or, ungrounding the ground itself. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 63-80.
- Heindl, Gabu / Robnik, Drehli (2021): (Non)building alliances: Approaching urban politics through Siegfried Kracauer's concept of nonsolution. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 243-260.
- Landau, Friederike (2021): [Un]Grounding agonistic public space: Approaching Mouffe's spatial theory via museums. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 153-174.
- Landau, Friederike/ Pohl, Lucas /Roskamm, Nikolai (Hg.) (2021a): [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript.
- Landau, Friederike / Pohl, Lucas / Roskamm, Nikolai (2021b): Introduction. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 9-40.
- Marchart, Oliver (2021): Institution and dislocation: Philosophical roots of Laclau's discourse theory of space and antagonism. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 99-116.
- Massey, Doreen (1992): Politics and space/time. *New Left Review* 1/196, 65-84.
- Pohl, Lucas / Swyngedouw, Erik (2021): The world and the real: Space and the political after Lacan. In: Friederike Landau / Lucas Pohl / Nikolai Roskamm (Hg.), [Un]Grounding. Post-foundational geographies. Bielefeld: transcript, 43-62.
- Roskamm, Nikolai (2017): Die unbesetzte Stadt. Postfundamentalistisches Denken und das urbanistische Feld. Basel: Birkhäuser.

Die Verteilung des Bodens mitbestimmen

Rezension zu Brigitta Gerber / Ulrich Kriese (Hg.) (2019): *Boden behalten – Stadt gestalten*. Zürich: rüffler & rub.

Isaak Granzer

Die Vergesellschaftung von Grund und die Eigentumsfrage in der Wohnungspolitik ist eine seit Jahren wiederkehrende und gleichzeitig hochaktuelle Debatte. Diskussionen wie die um den Berliner Mietendeckel und Initiativen wie „Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ zeigen nicht nur die politische und juristische Komplexität des Themas, sondern auch die Emotionalität der Debatte und seine sozialen wie gesellschaftlichen Aspekte (vgl. Der Spiegel 2021). Mit *Boden behalten – Stadt gestalten* (2019a) liegt ein inspirierender Sammelband der Herausgebenden Brigitta Gerber und Ulrich Kriese vor, der aus der Praxis berichtet und fragt: Wo steht heute „die Bodenfrage“? Wem soll Grund und Boden gehören? Wie sehen Alternativen zum renditeorientierten Wohnungsbau aus? Wie kann nicht-profitorientierter Wohnbau erfolgen und welche Rechtsinstrumente bieten sich dafür an? Wie können diese auf die politische Agenda gebracht und eingefordert werden? Und wie profitieren Städte und Kommunen langfristig davon?

Als Antwort auf diese Fragen plädieren die versammelten Texte nicht ausschließlich, aber vor allem für das (Erb-)Baurecht[1]: Dieses erlaubt die Bebauung eines Grundstücks gegen Zins, ohne das Grundeigentum abgeben zu müssen. Beispielsweise erhalten Genossenschaften auf diese Weise bezahlbares Bauland von einer Kommune, ohne dass kommunales Eigentum aus der Hand gegeben wird. Im Sammelband werden unter anderem folgende Fragen behandelt: Was kann (Erb-)Baurecht leisten? Welche Vorteile ergeben sich daraus für die (Zivil-)Gesellschaft? Und: Wie kann es eingesetzt werden? Insbesondere letzterer Aspekt macht den großen Reiz vieler Beiträge aus. Ergänzt werden sie durch Ausführungen zum städtischen Bodenmanagement und gemeinnützigem Wohnungsbau. Gerber und Kriese vereinen dazu in diesem Band verschiedene Perspektiven von mehr als 35 Autor_innen.

Das Buch ist in acht Abschnitte gegliedert. Einer kurzen Einführung folgend, wird im Abschnitt „Bodenpolitische Herausforderungen“ der Kontext aktueller und vergangener Stadtentwicklungspolitik skizziert. Auch globale Dimensionen der Problematik werden hier angerissen, etwa internationale Verflechtungen von Landkäufen oder die problematische Funktion des Bodens als Investitionsobjekt und Kapitalanlage.

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Verlag rüffler & rub)



In den Abschnitten „Gemeinwohlorientierter Umgang mit Liegenschaften und mit Grund und Boden: Modelle und Erfahrungen“ sowie „Geschichte des Bodeneigentums und des Bodenrechts“ wird eine historische Perspektive auf Eigentum und den Umgang mit Boden gegeben. Aktuelle gemeinwohlorientierte Organisationsformen werden überblicksartig dargestellt. Die Beiträge machen deutlich, dass die „Bodenfrage“ und damit die Frage nach kommunalem bzw. staatlichem Grundeigentum keine neue ist, sondern Stadtpolitiken in vielen gesellschaftlichen Kontexten seit Jahrzehnten begleitet. Besonders hervorzuheben ist hier Andrew Purves' Beitrag, der die Situation in Hongkong und Singapur beleuchtet, die sich deutlich von derjenigen in europäischen Staaten unterscheidet: In diesen Stadtstaaten wurde ein Mittelweg zwischen öffentlicher und privater Landnutzung gewählt, wobei sich Grundeigentum (zu einem großen Teil) in staatlichem Besitz befindet (Purves 2019: 93 f.).

Im zweiten Teil der Publikation rückt das Instrument des (Erb-)Baurechts selbst in den Fokus: Im Abschnitt „Das (Erb-)Baurecht: Ein zentrales bodenpolitisches Instrument“ werden dieses Rechtsinstrument und seine Anwendungsmöglichkeiten anhand konkreter Beispiele näher erläutert. Deutlich wird, dass durch das (Erb-)Baurecht Projekte zur Umsetzung gelangen konnten, deren Realisierung in einer renditeorientierten Marktlogik nicht denkbar wäre. Die Kommunen erhalten durch die Vergabe im (Erb-)Baurecht Steuerungsmöglichkeiten, die bei einem Verkauf nicht oder nur schwer zu garantieren sind. Da sie weiterhin Grundeigentümerinnen sind, bleibt ihnen – etwa durch Konzeptvergaben – somit ein gewisser Gestaltungsspielraum innerhalb der Stadtentwicklung, etwa auch die Möglichkeit der Förderung gesellschaftspolitischer Anliegen.

Ein besonderer Fokus des Sammelbands liegt auf der wohnungspolitischen Situation in Basel, wo es eine lange Tradition des Einsatzes bodenpolitischer Maßnahmen gibt. Im Abschnitt „Bodenpolitische Erfahrungen, Vorbilder & Akteure in Basel“ werden Projekte, die das Instrument des Baurechts anwenden, wie Bodenstiftungen oder das dortige Mietshäuser Syndikat und weitere Instrumente wie die Basler Mehrwertabgabe, aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. Anschließend werden die Basler Bodeninitiative, ihr nachfolgende Schweizer Initiativen sowie verschiedene bodenpolitische Bewegungen in Deutschland vorgestellt.

Dadurch, dass Gerber und Kriese wohnungs- und bodenpolitische Aspekte des Rechtsinstruments (Erb-)Baurecht aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchten, wird dessen großes Potenzial deutlich. Die verschiedenen Herangehensweisen an das Thema – seien sie historisch, ökonomisch oder politisch-aktivistisch – werden sehr überzeugend zu einem umfassenden Plädoyer für das (Erb-)Baurecht vereint.

Gleichzeitig stößt der Sammelband hier an seine Grenzen: Er ist weder ein Lehrbuch, das eine umfassende Analyse zu Grundeigentum und (Erb-)Baurecht bietet, noch eine Aufsatzsammlung, die sich der Analyse der politischen und sozialen Dimension der präsentierten Initiativen verschreibt. Zielgruppe des Buchs sind explizit Personen, die sich bodenpolitisch engagieren möchten – der Band soll als „Handreichung und Materialsammlung“ (Gerber/Kriese 2019b: 11) dienen und versteht sich nicht als wissenschaftliche Aufsatzsammlung. So wird aus Verträgen zitiert, es

werden konkrete Forderungstexte vorgestellt und Gründe dargelegt, warum **manche der präsentierten Initiativen schlussendlich an der Urne, also an der Abstimmung der Bevölkerung, scheiterten.**

Der Band bietet dennoch wertvolles Material für die wissenschaftliche Einordnung und Behandlung lokaler bodenpolitischer Initiativen sowie des Diskurses über Wohnungs- und Bodenpolitik. Durch die Breite der behandelten Themen kann es als **vielfältige Quelle zu politischen Initiativen bzw. aktivistischen Projekten dienen, auch weil Initiativen, die bisher nur lokal große Beachtung fanden, präsentiert werden (wie beispielsweise die Zürcher PWG-Stiftung, vorgestellt von Kornel Ringli).**

Die oftmals mit Verweis auf institutionelle und (verfassungs-)rechtliche Einschränkungen als alternativlos dargestellte, in einer neoliberalen Marktlogik agierende Wohnungsversorgung hat in den vergangenen Jahren zu vermehrtem Aktivismus und wohnungspolitischen Konflikten geführt, die **in der Stadtforschung bereits zunehmend Aufmerksamkeit erhalten.** Hier bringt der Band allerdings nur die Sicht der Praxis ein: Die Erfahrungen der verschiedenen Initiativen sind gleichzeitig Dokumentation und Inspirationsquelle für neue Bewegungen, allerdings keine wissenschaftlichen Analysen, wie sie sich beispielsweise bei Anne Vogelpohl, Lisa Vollmer, Elodie Vittu und Norma Brecht (Vogelpohl et al. 2017) oder Lisa Vollmer (2019) finden.

Diese praktische Sicht schließt jedoch Anknüpfungspunkte zur bisherigen Forschung nicht aus. Das Buch kann als Kritik an der zunehmenden unternehmerischen Orientierung von Stadtpolitiken und deren neoliberalen **Ausrichtung zur „unternehmerischen Stadt“** verstanden werden (vgl. dazu die Überlegungen von Harvey 1989; Häußermann/Läpple/Siebel 2008). „Investitionsfreundliche Politiken“ führten – wie etwa von Andrej Holm (2011) dargelegt – zu einem systematisch bedingten Mangel an leistbaren Wohnungen und damit einhergehend zu **sozialer und räumlicher Polarisierung.** Der Sammelband möchte – anknüpfend an Positionspapiere wie die *Bodenpolitische Agenda 2020-2030* des Deutschen Instituts für Urbanistik und des Bundesverbands für Wohnen und Stadtentwicklung (2017) oder die Empfehlungen der Österreichischen Raumordnungskonferenz (2017) – weniger eine Analyse dieser Probleme bieten, sondern vielmehr den Blick auf **Lösungsmöglichkeiten richten, eben in Form einer bereits existierenden Wohnungspolitik des Gemeinwesens.**

Die Förder_innen des (Erb-)Baurechts bieten eine Gegenperspektive zur spätkapitalistischen unternehmerischen Stadt: **genossenschaftlich organisierte Institutionen, die rein monetäre oder gar spekulative Politiken zurückdrängen und Wohnungen so dem Markt entziehen.** Dennoch stellen die präsentierten Initiativen und Organisationsformen im heutigen Wohnungswesen weiterhin ein **Randphänomen dar, obwohl sie einen sehr pragmatischen Weg einschlagen: Sie zeigen Möglichkeiten auf, wie in den bestehenden rechtlichen, administrativen und marktwirtschaftlichen Strukturen agiert werden kann.** Es darf nicht vergessen werden, dass das (Erb-)Baurecht nicht ohne weiteres gesellschaftliches oder politisches Zutun alle gesellschaftlichen Schichten inkludiert. Zentral ist die Überlegung, **Boden als Gemeingut wahrzunehmen – und dieses politisch als auch gesellschaftlich so zu behandeln (Gerber/Krise 2019c: 417).** Wiederholt wird klargestellt,

dass *die Wohnungsfrage* eigentlich eine Bodenfrage ist, und es wird aus verschiedenen Perspektiven dargelegt, dass „[d]ie Privatisierung von Boden [...] eine der Grundursachen sozialer Ungerechtigkeit“ ist (Benthaus/Heimann 2019: 32).

Bei der Lektüre drängen sich verschiedenste Anknüpfungspunkte auf, die, losgelöst vom konkreten Rechtsinstrument (Erb-)Baurecht, die Möglichkeit **gesellschaftlicher Veränderungen konkret erscheinen lassen**: Können die hier um den Rahmen des (Erb-)Baurechts herum gezeigten Organisationsformen **erste Schritte hin zu einer gesellschaftlichen Produktion des Urbanen sein**? Wie können die präsentierten Vorhaben inklusiver gedacht und gemacht werden? Denn schlussendlich sollte eine Stadt für alle ohne ökonomische Hürden auskommen. Was lässt sich dabei aus den bisherigen zivilgesellschaftlichen Aktivitäten wie der Bodeninitiative lernen? Oder aus einer banalen, realpolitischen Sicht gefragt: Wieso ist das Konzept des (Erb-)Baurechts nicht schon längst ein allgemein verbindlicher Standard in Zeiten der **Wohnungskrise**?

Die Herausgebenden bezeichnen *Boden behalten – Stadt gestalten* als „ein Buch für alle, die über die Verteilung des Bodens mitbestimmen wollen“. Dem ist **uneingeschränkt zuzustimmen**. Die Aufsätze sind **vielschichtig**, durchgehend allgemein verständlich und prägnant verfasst. Das Buch ist darüber hinaus noch viel mehr: Für Forschende kann es als Inspirationsquelle für wohnungs- und bodenpolitische Fragestellungen dienen.

Endnoten

- [1] In Deutschland wird dieses Recht als Erbbaurecht bezeichnet, in der Schweiz (und in Österreich) als Baurecht. Der Sammelband umfasst sowohl deutsche als auch Schweizer Perspektiven und verwendet die Schreibweise (Erb-)Baurecht, mit der versucht wird, beide Begriffe abzubilden. Die vorliegende Rezension übernimmt daher diese Schreibweise.

Autor_innen

Isaak Granzer studierte Raumplanung und Raumordnung sowie Philosophie in Wien. Er forschte zu den Themen internationale Stadtentwicklung sowie zum Einsatz von Sprache und Bild in planerischen Projekten.
isaak.granzer@icloud.com

Literatur

- Benthaus, Sebastian / Heimann, Hans-Georg (2019): *Betongold. Immobilienpolitik der Pensionskassen*. In: Brigitta Gerber / Ulrich Kriese (Hg.), *Boden behalten – Stadt gestalten*. Zürich: rüffler & rub, 31-41.
- Der Spiegel (2021): *Berliner Enteignungs-Initiative hat bereits 130.000 Unterschriften gesammelt*. In: *Der Spiegel*, 26.4.2021. <https://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/deutsche-wohnen-und-co-enteignen-berliner-initiative-nimmt-kurs-auf-volksentscheid-a-07536610-88ca-41fa-af37-96c58e468306> (letzter Zugriff am 2.5.2021).
- Deutsches Institut für Urbanistik / Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung (Hg.) (2017): *Bodenpolitische Agenda 2020-2030. Warum wir für eine nachhaltige und sozial gerechte Stadtentwicklungs- und Wohnungspolitik eine andere Bodenpolitik brauchen*. Berlin.

- Gerber, Brigitta / Kriese, Ulrich (Hg.) (2019a): Boden behalten – Stadt gestalten. Zürich: rüffler & rub.
- Gerber, Brigitta / Kriese, Ulrich (2019b): Einführung. In: Brigitta Gerber / Ulrich Kriese (Hg.), Boden behalten – Stadt gestalten. Zürich: rüffler & rub, 8-15.
- Gerber, Brigitta / Kriese, Ulrich (Hg.) (2019c): Fazit und Empfehlungen. In: Brigitta Gerber / Ulrich Kriese (Hg.), Boden behalten – Stadt gestalten. Zürich: rüffler & rub, 416-422.
- Harvey, David (1989): From managerialism to entrepreneurialism: The transformation in urban governance in late capitalism. In: Geografiska Annaler. Series B, Human Geography 71/1, 3-17.
- Häußermann, Hartmut / Läßle, Dieter / Siebel, Walter (2008): Stadtpolitik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Holm, Andrej (2011): Wohnung als Ware. Zur Ökonomie und Politik der Wohnungsversorgung. In: Widersprüche: Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich 31/121, 9-20.
- Österreichische Raumordnungskonferenz (Hg.) (2017): Flächensparen, Flächenmanagement & aktive Bodenpolitik. Ausgangslage, Empfehlungen & Beispiele. ÖROK-Empfehlung Nr. 56. Wien.
- Purves, Andrew (2019): Die Modelle Hongkong und Singapur. Staatliche Landverpachtung statt Verkauf. In: Brigitta Gerber / Ulrich Kriese (Hg.), Boden behalten – Stadt gestalten. Zürich: rüffler & rub, 92-104.
- Vogelpohl, Anne / Vollmer, Lisa / Vittu, Elodie / Brecht, Norma (2017): Die Repolitisierung des Wohnens. Städtische soziale Bewegungen für ein Recht auf Wohnen und auf Stadt in Hamburg, Berlin, Jena und Leipzig. In: Barbara Schöning / Justin Kadi / Sebastian Schipper (Hg.), Wohnraum für alle?! Perspektiven auf Planung, Politik und Architektur. Bielefeld: transcript, 105-130.
- Vollmer, Lisa (2019): Mieter_innenbewegungen in Berlin und New York. Die Formierung politischer Kollektivität. Wiesbaden: Springer VS.

Angestaubt

Rezension zu Jürgen Hasse (2020): *Wohnungswechsel. Phänomenologie des Ein- und Auswohnens*. Bielefeld: transcript.

Simon Runkel

„Ich weiß nicht, wer da wohnt, aber es muß hinter dieser Glastür ein Paradies von Reinlichkeit und abgestaubter Bürgerlichkeit wohnen, von Ordnung und ängstlich-rührender Hingabe an kleine Gewohnheiten und Pflichten. [...] nichts liegt mir ferner, als diese Bürgerlichkeit und Ordnung etwa verlachen zu wollen. Es ist ja richtig, ich selbst lebe in einer anderen Welt, nicht in dieser, und vielleicht wäre ich nicht imstande, es auch nur einen Tag lang in einer Wohnung mit solchen Araukarien auszuhalten.“ (Hesse 2020 [1950]: 22)

Ich bin geneigt – in aller Freundschaft – mir Jürgen Hasse als einen schlechten Umzugshelfer vorzustellen: eher stöbernd, denn zupackend, eher sinnierend, denn tragend. Dennoch hat er mit *Wohnungswechsel. Phänomenologie des Ein- und Auswohnens* einen Essay vorgelegt, der auf Erfahrung mit Umzügen schließen lässt. Es ist ein seltsamer und schöner Text. Seltsam, weil die literarisch-phänomenologische Schreibweise und Sprache in den raumbezogenen Wissenschaften bedauerlicherweise nur noch selten anzutreffen ist. Schön, weil es denkwürdig und anregend ist, dem Autor auf seiner verdichteten Erkundung des Phänomens zu folgen. Die Idee des Buches ist simpel: An der Schwelle, der Wechselstelle zwischen einer alten und einer neuen Wohnung setzt Hasse an, um mittels einer Phänomenologie der Wohnungsumzüge zum Wohnen selbst vorzudringen. Das Buch ist in sechs Abteilungen gegliedert. Deren Sortierung folgt keiner Chronologie, sondern den „Bedeutungen, die sich in der Dauer und gelebten Zeit eines Umzugs sowie im Fokus subjektiver Teilhabe an seinem Geschehen durch die Bewegung aller Dinge des Wohnens konkretisieren und damit fassbar werden.“ (Hasse 2020: 21) Nach einer Einleitung – die den Gegenstand des Buchs konturiert und die phänomenologische Methode erläutert – sucht er in der ersten Abteilung „Umziehen“, zunächst dem Wohnungswechsel selbst auf die Spur zu kommen. Er begreift diesen als eine Situation im Sinne der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz (was angesichts von Hasses zahlreichen Publikationen zu erwarten war). Die zweite Abteilung widmet er dem Bedenken des Wohnens selbst. Die Wohnung erfasst er

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: transcript-Verlag)



nicht funktionalistisch, sondern beschreibt sie affektiv-atmosphärisch sowie anthropologisch. Hierbei greift er auf die üblichen Verdächtigen ontologischen Denkens wie Otto Friedrich Bollnow, Martin Heidegger und Schmitz zurück. Auf die Dinge richtet sich die dritte Abteilung seines Essays, die in ihren „Bewandtniszusammenhängen“ (Hasse 2020: 97) begegnen. Zur Illustration greift der Autor auf Beispiele vermutlich seiner eigenen Wohnumgebung zurück: Den Leser_innen begegnen zwei Rollen einer Baumkurre eines Garnelenkutters, ein achtkantiges Dübelholz, eine verbeulte Orgelpfeife, ein Globus, ein handgearbeiteter Frauenholzschuh, eine Schreibmaschine, Bücher und Atlanten. Ihnen begegnet aber ebenso Staub, dem Hasse ein denkwürdiges Unterkapitel widmet. Sein Vorschlag einer Wissenschaft des Staubs (Staubosophie) gehört zu den aufregendsten Anmerkungen in diesem dritten Teilkapitel, dass zudem noch die Leere in der Wohnung sowie die Trennung von den Dingen thematisiert. In der vierten Abteilung beschäftigt sich der Autor mit „der zweipoligen Situation des Aus- und Einwohnens“ (Hasse 2020: 133). Das Einwohnen wird zunächst allzu spitzfindig begrifflich vom Anwohnen unterschieden: „Einwohnen heißt, sich ansässig machen und Wurzeln schlagen“ (Hasse 2020: 142). Hingegen betrifft das Auswohnen „weniger die rein technische Organisation der Aus-räumung aller Gegenstände, als die emotionale Abstandnahme vom vertrauten Milieu“ (Hasse 2020: 134). Das fünfte Kapitel ist mit Zeitrhythmen befasst. Es geht dem Autor um den zeitlichen Erlebnisrhythmus des Wohnungswechsels, den er in Bezug auf das zwischenzeitliche Erleben, die gefühlte Zeit, die Erfahrung der Schwellen, der Zuspitzungen und des Wartens erörtert. Den Abschluss des Essays bildet der Hinweis auf stolpernde Neuanfänge in der Wohnumgebung. Der Umzug vollzieht sich somit schließlich im Buch doch auf chronologische Weise.

Wie Hesses Steppenwolf sich mit distanzierter Neugierde für das bürgerliche Leben interessierte, so lotet der Autor die bürgerlichen Wohn-Atmosphären aus. Gegenstand seiner Phänomenologie sind „angestrebte aber nicht erzwungene Formen einer gleichsam existenziellen Mobilität“ (Hasse 2020: 10). Im Vordergrund stehen folglich jene Formen des Wohnungswechsels, die freiwillig erfolgen. Der Autor benennt entsprechende Gründe (Nutzenmaximierung, freizeitbezogene Zugewinne, biografische Anpassung der Wohnräume, Veränderung des persönlichen Lebensstils). Dies klammert relativ offen die Wirklichkeit des Wohnens eines großen Teils der Gesellschaft aus. Zwar hat sich der Autor in einer früheren Publikation bereits dem Wohnen an „verdeckten Rändern der Gesellschaft“ gewidmet (Hasse 2009). Doch die prekären Umstände vieler Wohnungswechsel (Zusammenraffen der Habe, Bleibe finden etc.) werden von einer solchen Phänomenologie wohl kaum erfasst. Häufig sind Wohnungswechsel biografische Bruchzonen, die mit hoher Unsicherheit einhergehen: die Sorge um den Rückerhalt der Kautions (muss gestrichen werden oder nicht?), die verzweifelte Suche nach einer neuen Wohnung auf einem überhitzten Wohnungsmarkt, die Ungewissheit, die mit einem neuen Wohnumfeld einhergeht sowie die oft problematisch werdenden Zeitgeographien, die mit einem Wohnungswechsel verbunden sind. Zuweilen recht verschlüsselt verweist der Autor auf diese Schwierigkeiten: „Wer dagegen als Folge unglücklicher Umstände umziehen muss, findet sich schnell in einem asymmetrischen Verhältnis zum Gesicht der

neuen Wohnung.“ (Hasse 2020: 85) Ab und an deutet sich das Bewusstsein des Stadtforschers darüber in wenigen Nebensätzen an (zum Beispiel zu steigenden Mieten und Immobilienpreisen, S. 49). Gleichzeitig bleibt der Eindruck bestehen, dass die phänomenologisch erfassten Wohnungswechsel sich in einem Milieu abspielen, in denen die Wohnung meist ordnungsgemäß besenrein übergeben wird. Es fehlt somit eine Phänomenologie der mit Wohnungswechseln oft notwendig einhergehenden Improvisationen.

Dass Wohnen tief in bürgerliche Wertordnungen eingeschrieben ist, spricht Hasse an (2020: 71). Im Essay wird aber selten deutlich, wer eigentlich wohin umzieht. Die Sozialität des Wohnens bleibt undeutlich. Der Phänomenologie haftet eine – vielleicht gar steppenwölfische – Einsamkeit an. Es scheint, als ob dem angesprochenen Wohnungswechsel individualisierte – vielleicht gar singularisierte – bürgerliche Lebensformen zugrunde lägen. Gemeinschaftliches Wohnen und die durch Wohnungswechsel notwendig gewordenen Veränderungen in sozialen Beziehungen bleiben außen vor. Im Buch ist es stets der Mensch an sich, der wohnt. Die wohnphilosophischen Kronzeug_innen findet Hasse in der deutschen Phänomenologie, zum Beispiel bei Bollnow. Dass dessen ontologische Raumphilosophie historisch zu kontextualisieren ist, bemerkt Hasse auch. Als Beleg führt er folgendes Zitat von Bollnow an:

„Dem einzelnen Menschen, dem Junggesellen, ist eine wirkliche Wohnlichkeit seiner Wohnung unerreichbar, und dem einzeln Zurückgebliebenen schwindet diese Wohnlichkeit wieder dahin. Es mag vielleicht einzelne Ausnahmen, vor allem alleinstehende Frauen, geben, denen die Wohnlichkeit ihrer Wohnung trotzdem gelingt, im Ganzen aber wird man sagen müssen, daß [...] also erst die Familie die Wohnlichkeit einer Wohnung hervorbringt“ (Bollnow, zitiert nach Hasse 2020: 67).

Bollnows Familialismus charakterisiert Hasse als „Spiegel seiner Zeit“ (2020: 68). Diese Kritik geht aber nicht weit genug. Es stellt sich die Frage, ob eine Phänomenologie des Wohnens auf dem ideologiekritischen Auge blind ist.

Zu fragen wäre, ob eine phänomenologische Wohnforschung grundlegend anerkennen kann, dass das Private politisch ist. Autor_innen wie Dolores Hayden (2002) haben die bürgerlichen Wohnverhältnisse bis hin zur mikrogeographischen Ebene der Wohninnenräume beschrieben und diskutiert. Die anthropologische Orientierung, die Hasse auf das Wohnen gibt (Kapitel 2.3), lässt eine Sensibilität für Geschlechterverhältnisse des Wohnens vermissen. Nur schätzungsweise zehn Prozent der Vornamen in der referenzierten Literatur lese ich als weiblich. Das ist noch kein Argument, führt aber bei mir zu einem Unbehagen. Unbehagen darüber, dass dem Text eine feministisch informierte Phänomenologie fehlt. Insbesondere Iris Marion Young (2005) hat die Ambivalenz des Wohnens deutlich beschrieben und es ist etwas verwunderlich, dass diese feministische Phänomenologie nicht den „gefährlichen Denker“ wie Heidegger zur Seite gestellt wird.

Nichtsdestotrotz ist der Text lohnenswert. Erstens ist der Bezug zur Dinglichkeit von besonderem Interesse. Der neuen Aufmerksamkeit gegenüber der Materialität (*material turn*) in humangeographischen Forschungsarbeiten setzt Hasse das ungebrochene phänomenologische Interesse an der

Dinglichkeit gegenüber. In seinen dichten Beschreibungen beispielsweise des Staubs scheint die Materie geradezu lebendig zu werden. Mit der besonderen Aufmerksamkeit, die Hasse den Dingen in der Wohnung zuteilwerden lässt, markiert er die besondere Rolle der Dinglichkeit in Wohnbiografien. Eine solch interessante und anregende Beschreibung war vor ein paar Jahren auch in dem sehr empfehlenswerten Roman *Karlheinz* von Billy Hutter (2015) zu lesen.

Zweitens richtet sich Hasses Studie jenseits soziologischer Wohnforschung oder auch Wohnungsmarktforschung auf das Wohnen selbst. Wenn die anthropologische Grundorientierung dabei auch, wie angesprochen, Limitationen hat, so ist eine Berücksichtigung der leiblich-affektiven Dimension des Wohnens und der Wohnungswechsel durchaus von breiterem Interesse. Es wäre wünschenswert, wenn es hier – zum Beispiel über wohnbiografische Ansätze und mit Rückgriff auf feministische Arbeiten – in Zukunft human-geographische Forschung gäbe. Hasses Phänomenologie des Ein- und Auswohnens gibt dafür zumindest zahlreiche Inspirationen.

Dieser Artikel wurde durch Mittel des Open Access-Publikationsfonds der Universität Jena gefördert.

Autor_innen

Simon Runkel verortet sich in der Sozialgeographie. Seine Forschungsschwerpunkte sind Sicherheit und Freiheit in räumlicher Perspektive, Ideengeschichte des geographischen Denkens und Tuns sowie Fragen des Verhältnisses von Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung.

simon.runkel@uni-jena.de

Literatur

Hasse, Jürgen (2009): Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Hasse, Jürgen (2020): Wohnungswechsel. Phänomenologie des Ein- und Auswohnens. Bielefeld: transcript.

Hayden, Dolores (2002): Redesigning the American dream. New York/London: Norton.

Hesse, Hermann (2020 [1950]): Der Steppenwolf. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Hutter, Billy (2015): Karlheinz. Berlin: Metrolit.

Young, Iris Marion (2005): House and home: Feminist variations on a theme. In: Sarah Hardy / Caroline Wiedmer (Hg.), *Motherhood and space*. New York: Palgrave Macmillan. 115-148.



Die Stadt als „Werkzeug“ – ein neuer Ansatz für die Stadtforschung?

Rezension zu Uwe Prell (2020): *Die Stadt. Eine Einführung für die Sozialwissenschaften*. Opladen/Toronto: Barbara Budrich

Alexander Kraemer

1. Einleitung

Das Buch *Die Stadt* des Politikwissenschaftlers, Historikers und freien Autors Uwe Prell möchte nicht nur in die Stadtforschung einführen, sondern dieser gleichzeitig einen neuen Ansatz vorschlagen. Entsprechend präsentiert der Band nicht nur Fragen der Stadtforschung, ihre Disziplinen und einige Theorien, sondern prüft diese zugleich auf Verständnis und Wissen von „der Stadt“.

Zunächst führt das erste Kapitel in die „Mühen der interdisziplinären Forschung“ ein. Prell diagnostiziert als zentrales Problem, dass ein übergreifender Stadtbegriff fehle. Das zweite Kapitel schlägt dann vor, die Stadt als „Werkzeug“ zu verstehen, ließe diese sich doch auf verschiedene Weise „nutzen“ und steigere, gleich einem Werkzeug, unsere Möglichkeiten. Das dritte Kapitel wirbt für einen „holistischen Ansatz“, wozu es durch zahlreiche Disziplinen (u. a. Soziologie, Philosophie, Geographie, Ökonomie sowie Rechts- und Politikwissenschaft) und Theorieansätze führt (u. a. von Aristoteles, Max Weber, Georg Simmel, der Chicago School und Saskia Sassens Global-Cities-Ansatz), um schließlich aus zwölf Sprachen einen Allgemeinbegriff „der Stadt“ zu entwickeln. Darauf aufbauend führt das vierte Kapitel in „Stadtkonzepte“ und „Stadtthemen“ ein, während das fünfte Kapitel die wichtigsten Ergebnisse zusammenfasst. Selbst wenn der Band durchaus interessante Anregungen (und auch Exkurse) bietet, können sein holistischer Ansatz und der entwickelte Stadtbegriff nicht wirklich überzeugen. Warum das so ist, möchte ich im Folgenden zeigen.

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: Verlag Barbara Budrich)



2. Die Stadt – ein „Werkzeug“?

Bereits im „Berlin Handbuch“ (1992 gemeinsam mit Horst Ulrich herausgegeben) und in seiner 2005 erschienenen Dissertation *Berlin – Bühne des Wandels. Ein Reisebericht* (Prell 2005) beschäftigte sich der Autor mit Städten. Basis für sein neues Buch *Die Stadt* sind Ergebnisse seiner Habilitation (Prell 2016), in der er den Versuch unternahm, das Stadtwissen

auf seine „Essenz“ zu prüfen und in einem holistischen Ansatz zu vereinen (Prell 2016: 18 ff., 213). *Die Stadt* hält daran fest, selbst wenn „[z]ahlreiche Kolleginnen und Kollegen“ diesen Weg ablehnen (Prell 2020: 9) – zu Recht, wie man hier zu sagen geneigt ist. Denn selbst wenn die vielen Einzeldisziplinen und das Fehlen eines Stadtbegriffs mitunter Schwierigkeiten bereiten, scheint es doch ratsam, dem Wunsch nach einem „Gesamtbild“ (137) nicht einfach die Komplexität des Gegenstands und die Multiperspektivität auf ihn unterzuordnen. Insofern ist Prells Wunsch – oder „Obsession“ (Prell 2016: 273) – nach „holistischen Antworten“ durchaus anfechtbar (vgl. Saunders 1987; Häußermann/Siebel 2004: 89 ff.). Er selbst kritisiert die Stadtforschung dafür, sich nur „in die Breite“ zu entwickeln und kaum „Fortschritt“ zu machen (Prell 2020: 9). Darin, eine „alle Fächer übergreifende Definition“ (37) zu liefern, sieht er seinen eigenen Auftrag. Er möchte „Klarheit“ (6) schaffen und zu einem „erhellenden Bild“ (10) der „Stadt als solcher“ beitragen. Ob dieses Bild tatsächlich allen Städten gerecht werden kann und wie es sich zu kritischen Perspektiven verhält, erfahren wir jedoch nicht. Nur sein Vergleich der Stadt mit einem „Werkzeug“ – dass sie ein „Tool“ (13) sei, das stets Antworten auf neue Probleme hervorbringe – deutet an, dass weniger kommensurable bzw. „zu handhabende“ (6) Merkmale diesem Wunschbild zum Opfer fallen könnten.

3. Vexierbilder der Stadt und eine Definition

Sein „neuer Weg“ (9) führt Prell, wie angedeutet, in zahlreiche Disziplinen, Theorieansätze und Sprachen, welche helfen sollen, „die Stadt“ zu entschlüsseln. Zu den Disziplinen, die sich mit Städten beschäftigen, zählt Prell Urbanistik und (Stadt-)Soziologie, Ökonomie, Geographie und Ökologie sowie Philosophie, Raum- und Stadtplanung, Rechts- und Politikwissenschaft, Architektur und die Geschichtswissenschaften. Seine Erkenntnisse zu deren verschiedenen „Stadtbegriffen“ präsentiert er zudem in einer umfangreichen Tabelle (39-42): Urbanistik und Philosophie besäßen das umfassendste Verständnis der Stadt, während die Geschichtswissenschaften nur „Einzelfälle“ interessierten. Die (Stadt-)Soziologie habe die „Deutungshoheit“, zeige aber das Manko, dass Stadt und Gesellschaft hier nicht ausreichend unterschieden werden (17 ff.). Das leiste erst die Politikwissenschaft (35), der Prell gar die Rolle einer „Königdisziplin“ unter den Stadtwissenschaften zutraut (33 f.). Warum diese Leitfunktion benötigt wird, führt er aber nicht aus. Alle Disziplinen, so seine Hauptkritik, verfügten über keinen „scharfen Stadtbegriff“: Deshalb wüssten wir „[w]issenschaftlich gesehen letztlich nicht, was eine Stadt ist“ (37). Das aber führe dazu, dass einerseits diverse Stadtbegriffe nicht bewertet werden könnten und andererseits niemand einschätzen könne, was die heutige politische Bedeutung der Städte sei (38).

Dieser Befund führt Prell anschließend zu verschiedenen Stadttheorien (43). Warum er (nur) eine vormoderne Position referiert und ansonsten hauptsächlich Soziolog_innen berücksichtigt, belässt er aber im Dunkeln. Sicher wären andere Schlüsseltexte (vgl. Eckardt 2016) denkbar gewesen, die besser die Bandbreite der Forschung illustrieren. Der Werkzeug-Vergleich scheint noch am besten bei dem Philosophen Aristoteles zu funktionieren, demzufolge die Stadt dem Menschen helfe, „höhere Fähigkeiten“ zu entwickeln

und „geistige Bedürfnisse“ zu befriedigen (Prell 2020: 43). Ähnlich scheint es bei Sombart, der urbane „Vielfalt“ eng mit ihrer „Multifunktionalität“ zusammen denkt. Prell kritisiert jedoch, dass hier die „Vielfalt“ schon zu groß werde und unklar bleibe, wie die vielfältigen „Puzzleteile zusammenpassen“ (44). Eindeutiger seien Weber, Simmel oder Louis Wirth (als Vertreter der Chicago School), die die Stadt als Einheit bzw. „Form“ (49) denken.

Wird der Soziologe Jürgen Friedrichs damit zitiert, dass er die Stadt ganz in Gesellschaft auflöse wolle (50), lobt Prell anschließend Saskia Sassens Konzept der Global City dafür, dass sie einen zwar eingeschränkten, aber funktionalen Begriff der Stadt als „Schauplatz globaler Prozesse“ (51) entwickle. Den Geographen Ash Amin und Stephen Graham gelinge es, im Begriff der Multiplex City Vielfalt und Einheit zusammenzudenken (55). Alle zusammen (inkl. des abschließend präsentierten Ansatzes der „offenen Stadt“ von Richard Sennett; 57 f.) stimmten aber nur darin überein, Stadt als „Dichte und Vielfalt“ zu verstehen. Weitere Gemeinsamkeiten gebe es nicht. Prell reicht das nicht. Deshalb unternimmt er seinen letzten Versuch, zu einer „übergreifenden Definition“ zu gelangen, über die Sprache.

Die Anregung dazu fand er bei Sombart, allerdings dehnt Prell dessen Analyse auf zwölf Sprachen aus (ägyptische Hieroglyphen, Altgriechisch, Latein, Französisch, Englisch, Spanisch, Deutsch, Russisch, Arabisch, Hindi, Chinesisch, Japanisch; vgl. Prell 2017). Neben Lexika- und Wörterbücherrecherchen unternahm Prell sogar ethnografische Untersuchungen und fragte selbst bei „professionellen Dolmetscher[n] und Übersetzungsbüros“ nach (2016: 135 ff.). Letztlich besitze „die Stadt“ fünf Merkmale (2020: 77-80): Dichte, Vielfalt, Einheit und Struktur bildeten eine „Form“, die zugleich den Rahmen für das fünfte Merkmal bereitstelle: die „Kreativität“ des städtischen Handelns. Zusammengefasst begreift Prell die Stadt somit als „strukturierte, Vielfalt einschließende Einheit kreativer Verdichtung“ (80).

4. Stadtthemen und Stadtkonzepte

Diesen Begriff konfrontiert Prell anschließend, im vierten Kapitel, mit der „Praxis“. Darunter versteht er allerdings weder Methoden der Stadtforschung (vgl. Eckardt 2014) noch Verwaltungs- und kommunalpolitisches Handeln. „Praxis“ beschränkt sich hier allein auf „Stadtkonzepte“ und einige „Stadtthemen“ (Prell 2020: 120 ff.), in die der Autor einführt. Abermals lässt er im Dunkeln, wie diese Engführung rechtfertigbar ist. Im Sinne seines „holistischen Ansatzes“ wäre zu erwarten gewesen, dass ein solcher Schritt gut begründet wird, um sich gegen den Vorwurf des Reduktionismus zu schützen. Prell scheint es aber mehr darum zu gehen, die Wirksamkeit seines Begriffs zu demonstrieren.

Rund die Hälfte der Stadtkonzepte (Megacity, Global City, Hauptstadt, Arrival City, Smart City, Neoliberale Stadt, Virus City und Shrinking City) findet man auch im „Handbuch Stadtkonzepte“ (Rink/Haase 2018), auf das Prell wiederholt verweist. Er versteht sie als Vermittler „zwischen der Stadt als Ganzem“ (Prell 2020: 83) und konkreten Herausforderungen. Alle führt Prell nach dem gleichen Schema ein: Zunächst präsentiert er Charakteristika und „Funktionen“ jedes Konzepts, im Anschluss wird nach Merkmalen des hintergründigen Stadtbegriffs gefragt und schließlich nach der „Antwort“,

welche die Konzepte zu geben versuchen (85, 92). So schreibt er etwa zur Arrival City (96 ff.), diese sei auf Armutsviertel und informelle Siedlungen ausgerichtet, in denen sich viele „Einwanderer konzentrieren“. Das Konzept zeige die Chancen dieser Siedlungsformen, kritisiere aber auch eine fehlende offizielle Planung. Anders als im Fall der Global City (88 ff.) gehe es dabei nicht um Ranking oder eine Stadtvision. Vielmehr seien Arrival Cities die „Antwort“ auf „weltweite Wanderungsbewegungen“ (99). Ihr Stadtbegriff konzentriere sich auf Vielfalt, Dichte, Einheit und Kreativität, während Strukturen kaum eine Rolle spielten.

Sind Konzepte wie die Megacity (84) oder die Hauptstadt (91) durchaus bekannt, integriert Prell mit der Virus City (108) ein neues Konzept, das Überlegungen zu den Folgen der Covid-19-Pandemie auf die Stadtplanung verkörpert. Im implizierten Stadtbegriff würden Eigenschaften wie Vielfalt, Dichte und Kreativität (110) an Bedeutung verlieren, sodass sich das Konzept als Antipode zur „offenen Stadt“ eigne.

Prell merkt an, dass sich die Konzepte meist auf nur „ein Thema“ konzentrierten und „die Reststadt“ darin wenig sichtbar sei. Zugleich legten etwa die Smart City oder die Neoliberale Stadt (99 ff.) wenig Wert auf „Verdichtung“ und „Vielfalt“ (118), während Megacity und Global City die „Einheit“ der Stadt vernachlässigten, was freilich nicht heiße, dass diese Merkmale auch „in der Realität nicht existieren“ (113). Am Ende bleibt allerdings unklar, was Prell mit diesen Erkenntnissen im Weiteren anfängt. Die sich andeutende kritische Perspektive auf „Stadtkonzepte“ (115 ff.) wird nicht weiterverfolgt.

Stattdessen beschäftigt sich Prell auf gerade einmal 15 Seiten mit verschiedenen „Stadtthemen“, die „derzeit besonders heftig diskutiert [werden]“ (134). Unter „Zuwanderung und Abwanderung“, „Gesellschaft und Wirtschaft“ oder „Wohnen und Leben“ werden dabei ganze Themenbereiche zusammengefasst. Der Fokus liegt erneut auf westlichen Städten, während Inhalte und Debatten allenfalls schlaglichtartig eingeführt werden. Zielkonflikte wie jener zwischen individuellem Individualverkehr und dem Bedarf nach Klimaschutz und Ressourcenschonung (125 f.) – die Prell unter der Überschrift „Bewegung und Stillstand“ abhandelt – sind jedoch längst globale Angelegenheiten. Und das betrifft auch Spaltungen, die auf Strukturreformen („Digitalisierung“) oder Auswirkungen demografischer Prozesse zurückgehen (und unter „analog und digital“ bzw. „Stadt und Land“ vom Autor angedeutet werden). „Stadt und Umwelt“ beleuchtet sehr kurz die ambivalente Rolle der (Groß-) Städte in Zeiten des Klimawandels (133). Mit Rückblick auf die *Single-issue*-Orientierung der Stadtkonzepte hebt Prell am Schluss nochmals hervor, dass es wichtig sei, die „Wechselwirkungen“ zwischen allen städtischen Herausforderungen im Auge zu behalten. Auch das fünfte Kapitel stellt diese Anforderung ins Zentrum. Prell hebt einmal mehr hervor, dass nur mit einem „Gesamtbild“ der Stadt (137) – des „besten Werkzeugs“ (137) – zukünftige städtische Probleme gemeistert werden könnten.

5. Die Stadt – gegen den Strich gelesen (Fazit)

Obwohl von geringem Seitenumfang, bietet *Die Stadt* diverse Einblicke des Autors zur heutigen Stadtforschung. Dennoch beschränkt sich der „Überblick“ in den meisten Fällen auf Inhalte, die er zur Rechtfertigung seines

„holistischen Ansatzes“ und zur Verteidigung eines allgemeingültigen Stadtbegriffes nutzen kann. Diese nicht unproblematische Selektivität wird bei den Autor_innen und Themen deutlich, aber auch beim Praxisverständnis – und noch am Stadtbegriff selbst. Für eine „Einführung für die Sozialwissenschaften“ ist sicher ungünstig, dass er sowohl die sozialwissenschaftlichen Methoden ausspart als auch Themen wie Urbanität, das Verhältnis von Öffentlichkeit und Privatheit, die Ungleichheitsforschung oder auch neuere (z. B. feministische und postkoloniale) Ansätze (Eckardt 2014; Häußermann/Siebel 2004; Varma 2012). Auffällig wenig liest man über die Diversität, Dynamik und symbolische Bedeutung städtischer Räume oder über Konflikte um deren (Re-)Produktion und Aneignung (Löw 2018; Lefebvre 1991). Dabei ist gerade die Stadtplanung, in der jene „Stadtkonzepte“ in die Praxis übersetzt werden, immer wieder mit Kämpfen um die Funktion und Bedeutung städtischer Räume konfrontiert – nicht nur im globalen Süden, auf den der Autor ebenfalls kaum eingeht (Prell 2020: 138).

Der achtenswerte Versuch eines Gesamtüberblicks zu allen städtischen Disziplinen (Psychologie, Kriminalistik oder die Literaturwissenschaften könnten ergänzt werden) leidet an deren schlaglichtartiger Darstellung, die kaum in Fachdebatten einsteigt (mit Ausnahme von Soziologie und Politikwissenschaft). Man muss das als vertane Chance werten, schließlich wäre deren genauere Präsentation enorm nützlich für eine Einführung. Stattdessen bietet Prell eine eigenwillige Interpretation von „Interdisziplinarität“, die fordert, sich „mit *allen* [Stadt-]Disziplinen“ (10, 36; Hervorhebung d. A.) zu beschäftigen. Anders als in dieser kaum einlösbaren Forderung wird unter Interdisziplinarität im Allgemeinen die Zusammenarbeit verschiedener Disziplinen verstanden, deren Kooperation diverse Perspektiven und Methoden zu gemeinsamen Ergebnissen zusammenführt – ohne dass übrigens dabei eine Disziplin die Leitfunktion übernehmen müsste. Der Nutzen, den Prell für das „Gesamtbild“ und die „übergreifende Definition“ (37, 137) verspricht, bleibt letztlich vage und ebenso zweifelhaft wie der Werkzeug-Vergleich. Überhaupt wirken manche der Metaphern durchaus verräterisch.

So vergleicht Prell die Stadt auch mit einem „Puzzle“ (36), in das sich jede Einzeldisziplin wie ein „schön gearbeiteter Mosaikstein“ einfügen soll (10), und jene fünf Merkmale bezeichnet er gar als „Gene der Stadt“ (77). Diese Vergleiche legen nahe, dass es schon ein Bild oder einen Bauplan „der Stadt“ gebe, die nur entdeckt und dechiffriert zu werden bräuchten. Wie bei der Werkzeug-Metapher schwingt dabei mit, dass es auch „falsche“ Verwendungen geben kann, die das „Ganze“ gefährden könnten. Ähnlich vorbelastet erscheint sein Anspruch auf „Klarheit“ und „Aufklärung“, wenn darin Wissen mit „Macht“ gleichgesetzt wird (6) und es im Anschluss heißt, dass die „Eigenschaften eines Werkzeugs so genau wie möglich zu kennen“ dabei helfe, es „zu handhaben“ (6). Doch kann man Städte überhaupt wie Werkzeuge „handhaben“? Wie weit trägt dieser Vergleich wirklich?

Prell, so scheint es, hebt damit vor allem auf historische Funktionen der Stadt ab, die unsere Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten in Städten vermehrt haben. Freilich gingen sie aus einer Konzentration und Verdichtung hervor, die nicht nur Vorteile und auch nicht allein neue „Funktionen“ brachten. Denn Städte sind nicht nur technisch-materielle, sondern ebenso kulturelle und symbolische Artefakte, in denen sich Räume

sowie soziale Praktiken überlagern und zudem häufig zu Konflikten führen. Eine funktionalistische Interpretation läuft dagegen Gefahr, gerade das Unstimmige und Überraschende, ja das Ambivalente (Krusche 2017) und Redundante (Kling 2020), kurz: das (scheinbar) Unnütze an Städten zu übersehen.

In ähnlicher Weise kann auch die Definition einer „abstrahierten Stadt“ (Eckardt 2016: 2) bei Prell kaum überzeugen. Das liegt schon daran, dass Eigenschaften wie Einheit, Dichte, Struktur oder Vielfalt selbst kontextabhängig sind und entsprechend zu historisieren wären. Dabei handelt es sich um einen der Hauptpunkte jener anhaltenden Soziologiedebatte über die Eigenständigkeit der Städte (Häußermann/Siebel 2004; Lefebvre 2014; Saunders 1987). Überdies hat schon Soja (2000: 145 ff.) gezeigt, dass längst in manchen Diskursen selbst städtische Merkmale wie Dichte („Exopolis“; 233 ff.), Einheit („fractal city“; 264 ff.) oder Vielfalt („Carceral Archipelago“; 298 ff.) infrage gestellt werden.

Behält man diese Schwächen im Auge, fördert zumindest Prells Prüfung der Stadtkonzepte einige interessante Resultate zutage. Zu Recht betont er im vierten Kapitel, dass besagte Konzepte die Stadt häufig auf einen bestimmten Aspekt reduzierten. Das führe dazu, dass in der Stadtplanung zwischen ihnen eine Konkurrenz um „Ressourcen“ und „Deutungshoheit“ (Prell 2020: 119) entstehe. Gerade die „wirkmächtigsten Konzepte“ zeigten „fundamentale Schwächen“ (107), etwa weil sie die „Einheit“ der Stadt – im Sinne aller Bewohner_inneninteressen – ignorierten (118). Die Planung von Smart Cities setze „stark oder sogar ausschließlich“ auf Digitalisierung und drohe über diese monothematische Orientierung den fehlenden Zugang mancher Menschen zu technischer Ausstattung oder Bildung zu übersehen (102). Ähnlich einseitig wirke die Planung von Global Cities, wenn es dabei nur um internationales Ansehen und die Einbettung in den globalen Wirtschaftsraum gehe. Soziale Folgen wie die „Aufspaltung“ der Bevölkerung gerieten dabei aus dem Blick (90). Die neoliberale Entwicklung könne zwar den Wettbewerb steigern, aber nicht selbst verhindern, dass die „Ökonomisierung“ dysfunktionale Folgen zeitige (106 f.). „Je schärfer“ die Konzepte auf nur ein Merkmal abheben, so fasst es Prell zusammen, „desto stärker [blenden sie] die nicht betroffenen Teile der Stadt“ aus (115). Es sind Erkenntnisse wie diese, die ein kritisches Potenzial andeuten, das der Band allerdings zu wenig ausgeschöpft hat.

Autor_innen

Alexander Krahmmer ist Stadtsoziologe und beschäftigt sich aktuell mit kritischer Stadtforschung, Konflikttheorien sowie Gerechtigkeits- und Sicherheitsforschung im urbanen Kontext. alexander.krahmer@ufz.de

Literatur

- Eckardt, Frank (2014): Stadtforschung. Gegenstand und Methoden. Wiesbaden: Springer VS.
- Eckardt, Frank (Hg.) (2016): Schlüsselwerke der Stadtforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2004): Stadtsoziologie. Eine Einführung. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Kling, Norbert (2020): The redundant city. A multi-site enquiry into urban narratives of conflict and change. Bielefeld: transcript.
- Krusche, Jürgen (Hg.) (2017): Die ambivalente Stadt. Gegenwart und Zukunft des öffentlichen Raums. Berlin: JOVIS.
- Lefebvre, Henri (1991): The production of space. Oxford: Blackwell.
- Lefebvre, Henri (2014): Die Revolution der Städte. La révolution urbaine. Neuausgabe mit einer Einführung von Klaus Ronneberger. Hamburg: CEP Europäische Verlagsanstalt.
- Löw, Martina (2018): Vom Raum aus die Stadt denken. Grundlagen einer raumtheoretischen Stadtsoziologie. Bielefeld: transcript.
- Prell, Uwe (2005): Berlin – Bühne des Wandels. Ein Reisebericht. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Prell, Uwe (2016): Theorie der Stadt in der Moderne. Kreative Verdichtung. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Prell, Uwe (2017): Die Stadt: zwölf Sprachen – fünf Bedeutungen. Ein Beitrag zur Theorie der Stadt. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Prell, Uwe (2020): Die Stadt. Eine Einführung für die Sozialwissenschaften. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Prell, Uwe / Ulrich, Horst (1992): Berlin Handbuch. Das Lexikon der Bundeshauptstadt. Berlin: FAB Verlag.
- Rink, Dieter / Haase, Annegret (Hg.) (2018): Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen. Opladen u. a.: Barbara Budrich.
- Saunders, Peter (1987): Soziologie der Stadt. Frankfurt am Main/New York: Campus.
- Soja, Edward W. (2000): Postmetropolis. Critical studies of cities and regions. Oxford: Blackwell.
- Varma, Rashmi (2012): The postcolonial city and its subjects: London, Nairobi, Bombay. New York u. a.: Routledge.

Wie sähe eine Landforschung aus, die vom Land aus und mit dem Land forscht?

Rezension zu Lisa Maschke / Michael Mießner / Matthias Naumann (2021):

Kritische Landforschung. Konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und politische Perspektiven. Bielefeld: transcript.

Elisa T. Bertuzzo

Im März 2021 folgte ich der Einladung einer Freundin, sie und ihre dreijährige Tochter auf dem Land zu besuchen. Erst als ich die noch winterlich anmutende Landschaft aus dem Zugfenster betrachtete und eine vage Sehnsucht in mir aufkam, ging mir durch den Kopf, dass ich sehr einfach der wachsenden Gruppe der Berliner*innen hätte zugesellt werden können, die zurzeit der Beengtheit, Beklemmung, Langeweile, der pandemiebedingt reizlosen Stadt zu entfliehen versuchten. Der Gedanke, auch nur nominell zur statistischen Gruppe der „Stadtfliehenden“ zu gehören – manche sprechen schon von „Landgentrifizierenden“ – begleitete mich die nächsten Tage. Als ich ihn abends einmal aussprach, kommentierte meine Freundin, die bei einem Architekturbüro in Halle angestellt ist, lediglich, dass sie sich seit dem Ausbruch von Covid-19 vor Anfragen zu Hausausbau und -neubau im ländlichen Raum nicht mehr retten könnten. „Mehrheitlich Leute in unserem Alter, aus Halle, aber auch aus anderen Städten“, skizzierte sie trocken die prototypischen Kund*innen. Hier stimmt die Statistik, sagte ich mir selbst; und wunderte mich noch mal darüber, wie müde und wortkarg sie seit Corona geworden war. Seit Monaten kämpfte sie nun schon, wie viele andere berufstätige Eltern, mit den Zumutungen des Homeoffice bei geschlossenen Kitas, des Wettkampfs um „Systemrelevanz“ und „dringlichen Betreuungsbedarf“ sowie mit dem zehrenden Gefühl, für das Kind ständig zu spät und zu wenig da zu sein. Doch anders als meine Freund*innen mit Kindern in der Stadt, hatte sie auch mit schnee- und eisbedeckten Straßen, regelmäßigen Staus und der Angst permanent zu kämpfen, wegen irgendeiner vergessenen Kleinigkeit noch mal ins Auto steigen zu müssen: In ihrem winzigen Dorf haben keinerlei Geschäfte mehr auf.

Nach diesem Besuch las ich den frisch im transcript-Verlag erschienenen Band *Kritische Landforschung* mit umso größerem Interesse. Lisa Maschke, Michael Mießner und Matthias Naumann stellen darin Ansätze aus der angloamerikanischen Landforschung vor, die ihrer Meinung nach aktuelle Transformationen ländlicher Räume in der Bundesrepublik erklären und Orientierungspunkte für eine emanzipatorische Politik bieten könnten. Das Buch strebt auch laut Eingangserklärung der Verfasser*innen nicht an,

Abb. 1 Titel des Buches (Quelle: transcript)



eine vollständige Darlegung oder endgültige Programmatik der kritischen Landforschung zu liefern. Mit ihrem Literaturbericht, der bei transcript eine Reihe zum Thema eröffnet, sei ihnen vielmehr daran gelegen, konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und, wie der Untertitel besagt, politische Perspektiven für eine Disziplin in ihren Anfängen – angesprochen ist vornehmlich die Geographie – zur Verfügung zu stellen. In drei aufeinander aufbauenden Kapiteln werden der Stand der Forschung über ländlichen Raum, insbesondere ländliche Entwicklung, umrissen (Kapitel 2: „Konzepte“); die ökonomischen, soziologischen, ökologischen und politischen Umwandlungen dargelegt, die in den letzten Jahren das Leben und Arbeiten auf dem Land verändert haben (Kapitel 3: „Transformationen“); und schließlich, einige alternative Strategien für die ländliche Entwicklung in Deutschland vorgestellt (Kapitel 4: „Perspektiven“). Die Aufmerksamkeit richtet sich dabei auf Theorien und Forschungen zur ländlichen Entwicklung und nicht zum ländlichen Raum per se. Diese Beschränkung kollidiert gewissermaßen mit dem Versprechen, Weichen für eine kritische *Landforschung* zu stellen und erscheint mir daher nur teilweise förderlich.

In Kapitel 2 erhalten die Leser*innen eine nützliche Einführung in zeitgenössische Diskussionen vor allem aus den Feldern der politischen Ökonomie und der Ökologie. Die zitierte Literatur spiegelt den kritischen nordamerikanisch-europäischen Diskurs über Land und Land(wirtschafts)entwicklung gut wider. Dabei werden heiß debattierte Sachverhalte und Themen rekonstruiert, von der neomarxistisch geprägten Diskussion über ungleiche Entwicklung und deren räumliche Folgen in auf Wettbewerb angewiesenen Weltregionen bis zu David Harveys Konzept der *accumulation by dispossession* (Akkumulation durch Enteignung), die seit der Finanzkrise 2007/2008 zunehmend auch ländliche Räume betrifft; von der unfair gestalteten Organisation der Nahrungsregime bis zum verstärkten Aufkommen von Lebensmittelkrisen trotz oder gerade wegen industrialisierter Produktion und weltumspannender Lieferketten. Für den Bereich der politischen Ökologie vermisste ich wichtige Stimmen, beispielsweise die ökofeministischen Positionen von Maria Mies und Vandana Shiva (2014), Erik Swyngedouws und Maria Kaïkas Kritik des Neoliberalismus am Nachhaltigkeitsparadigma (2014) oder Jason Moores Analyse der *Four Cheaps* (2015).

Im nächsten Kapitel sind Transformationen zusammengetragen, die relevante Auswirkungen auf das Land haben. Besonders positiv hervorzuheben ist, dass die Autor*innen beim Thema Mechanisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft die nachteiligen Folgen für die Umwelt – etwa die Kontamination durch Chemikalieneinsatz, Bodenerschöpfung und Absenken des Grundwasserspiegels, Luft- und Wasserverschmutzung durch Monokulturen und Massentierhaltung oder das Auftreten neuer Pflanzenkrankheiten und Seuchen – nicht unerwähnt lassen. Diese gehen sonst angesichts der populäreren Folgen für Arbeit und Beschäftigung (Stichworte „Landflucht“ und „Schrumpfung“) häufig unter. Auch mit der Finanzialisierung der Landwirtschaft und der Kommerzialisierung des Umweltschutzes werden zwei wichtige Themen angeschnitten, zumal die schädlichen Folgen dieser Ausbeutungsstrategien für den ländlichen Raum bisher wenig durchdrungen wurden und die öffentliche Diskussion hierüber schlicht unzureichend ist. Schade ist, dass sich der Blick dabei auf die ländlichen

Räume Deutschlands, Europas und Nordamerikas beschränkt, denn die Einbeziehung von Literatur und Fallstudien zu den noch tiefergreifenden Hintergründen und Implikationen dieser Strategien in ehemals kolonisierten oder/und weiterhin unter kolonialistischen Logiken leidenden Ländern wäre gerade für eine kritische Landforschung vonnöten – nicht zuletzt auch deswegen, weil viele der Migrationsbewegungen aus diesen Ländern, die zurzeit das Stadt- und Landleben in Deutschland sowie in ganz Europa verändern, infolge genau dieser Strategien entstehen oder durch diese verschärft werden. Klar ist ebenfalls, dass den immer neuen Ausformungen kapitalistischer Ausbeutung nicht nur lokal begegnet werden kann (und noch weniger allein durch Governance-Maßnahmen). Stattdessen sind gegenseitige Information und Solidarisierungen zwischen Bewohner*innen unterschiedlicher Kontinente gefragt. Dies und Weiteres mehr spricht für die absolute Notwendigkeit, jenseits von Kategorien wie Globaler Norden und Globaler Süden zu denken.

Nichtsdestotrotz erhalten die Leser*innen bei aller Kürze des Werks (150 Seiten) einen guten Einblick in Zusammenhänge und Phänomene, die in künftigen Arbeiten zu berücksichtigen und weiter auszudifferenzieren sein werden: von den Folgen von Bodenschöpfung und -belastung über den Einfluss von Migration, die in ländlichen Räumen als besonders „ungesehen“ und untererforscht gilt, bis hin zu Fragen nach der Zukunft der Produktion und den Aussichten von Selbstverwaltung. Punktuell führt der Band spezifische Debatten aus Disziplinen wie der politischen Theorie, den Gender Studies oder der Stadtforschung ein, was insbesondere Studierenden aus den ersten Semestern sehr zugutekommen dürfte. Kapitel 4 („Perspektiven“) stellt emanzipatorische Wege aus den zuvor geschilderten Veränderungen und Herausforderungen vor: Selbstorganisation, Commons und neuen Municipalismus. Laut den Verfasser*innen sollen diese Ansätze einen städtischen Ursprung haben, während soziale Bewegungen „von unten“, deren Ursprung deutlicher in nicht-urbanen Räumen zu verorten wäre, anscheinend keine „Lösungsansätze“ darstellen. Sie werden nur flüchtig im Zwischenkapitel „Selbstorganisation“ erwähnt, unter Stichworten wie „Aussteigertum“ und kleinbäuerlicher Landwirtschaft. Angesichts des Anspruchs, Weichen für eine „kritische“ Landforschung zu stellen, ist dies meiner Meinung nach zumindest verblüffend – selbst bei Kenntnisnahme des Fokus auf Entwicklung und Governance sowie der Intention der Verfasser*innen, Anstöße für politische Neuausrichtungen zu liefern. Im Sinne von Karl Marx' Ausspruch, dass Theorie kritisch sei, wenn sie der „Selbstverständigung der Zeit über ihre Kämpfe und Wünsche“ diene (Marx 1974 [1843]), sollten Forschende ihre Forschungsziele und -rahmen jeweils mit jenen der (oppositionellen) Gruppen und sozialen Bewegungen abstimmen, mit denen sie sich (wenn auch kritisch) identifizieren oder deren Teil sie womöglich selbst sind. Beim Lesen des rezensierten Bands kann leicht der Eindruck entstehen, solche Gruppen und Bewegungen, kollektivierbare Bedürfnisse oder Wünsche seien im ländlichen Raum schwer zu finden: Dort, so ist an mehreren Stellen zu lesen, formierten sich aktuell eher konservative oder gar rechte Gruppierungen. Doch gibt es auf dem Land tatsächlich einen Mangel an progressiven Bewegungen oder hat der Eindruck eher etwas mit der Auswahl der präsentierten Studien zu tun? Wie schwer wiegt es, dass – wie schon Ananya

Roy (2011) selbstkritisch bemerkte – die Forschenden selbst von Städten, noch dazu von eher westlichen Städten, und nicht von ländlichen Gebieten aus (be-)urteilen, ihre Theorie bilden sowie Entwicklungsziele und -wege (vor)definieren? Mit anderen Worten: Sind wir Forschende in der Lage, Kämpfe und Wünsche von Landbewohner*innen – einschließlich der nicht-menschlichen (*non-human*) unter ihnen – anzuerkennen?

Zuallererst ist aber zu fragen: Um welches „Land“ geht es? Die Autor*innen von *Kritische Landforschung* erklären zwar, Land bzw. ländlichen Raum nicht universalistisch-positivistisch als gegeben zu verstehen, sondern in einem konstruktivistischen Sinne als diskursiv und gesellschaftlich produziert. Sie erinnern in diesem Zuge an die nachteiligen räumlichen, das heißt materiellen Implikationen bestimmter Repräsentationen von Land, etwa im Fall der Vereinnahmung des „ländlichen Idylls“ für Zwecke des Tourismus oder bei der kursierenden Vorstellung einer auf dem infrastrukturell und sozial „rückständigen“ Land lebenden weißen Klasse mit rassistischen Zügen, die differenzierten Analysen und einer notwendigen Unterstützung von Armen und ethnischen Minderheiten ja nur im Wege stehen. Trotz des Bewusstseins für diese Problematik wiederholen sich im Band Vergleiche zwischen Land und Stadt, Landsoziologie und Stadtsoziologie, Landforschung und Stadtforschung, die eine weitere Repräsentation zu verabsolutieren scheinen – nämlich den Gegensatz zwischen Stadt und Land. Unterdessen wird suggeriert, Letzteres habe einen untergeordneten Stellenwert gegenüber Ersterer, nicht nur in der Wissenschaft. Allerdings fördern die kapitalistischen Produktionsverhältnisse, erst recht unter den heutigen Bedingungen fortschrittlicher Globalisierung, sowohl in der Stadt als auch auf dem Land sehr ähnliche Prozesse. Deshalb ist es trotz aller Unterschiedlichkeiten analytisch schwierig und politisch nicht förderlich, beide als Gegensätze darzustellen. Dass wir den mentalen „Land“-„Stadt“-Gegensatz komplett überwinden, erscheint mir vielmehr eine Voraussetzung dafür zu sein, dass wir die Komplexität, Gleichzeitigkeit und Differenz – die *anderen* Lebensformen und Erwartungen an Alltags- und Zusammenleben sowie die unklaren und widersprüchlichen, zum Teil gefährlichen, ökologischen, ökonomischen und politischen Entwicklungen – unserer Zeit kritisch und vorurteilsfrei analysieren können. Raymond Williams vertrat dieses Verständnis bereits in seinem 1973 erschienenen und von den Verfasser*innen überraschenderweise nicht aufgeführten Buch *The Country and the City* (Williams 1973). Dies ruft zu einer interdisziplinär forschenden Praxis auf und vor allem dazu, *translokale* Phänomene unabhängig von Räumen (also egal ob und wie „ländlich“ oder „städtisch“ diese sind) zu studieren.

Fazit: Wenn eine kritische Landforschung – die nicht nur als *Landentwicklungsforschung* zu verstehen ist – eine ebenso theoriebildende wie auf Anwendung orientierte inter- und transdisziplinäre Praxis in Entwicklung ist, müssen ihre Vertreter*innen auch herkömmliche Kategorien und mental-diskursive Grenz(-ziehung)en aufheben. Hierzu möchte ich anmerken, dass sich Kolleg*innen aus benachbarten Disziplinen, die für einen Dialog mit der Geographie eigentlich prädestiniert sind, aber im rezensierten Band kaum erwähnt werden, wie der Ethnologie, der Landschafts- und Raumplanung sowie der Stadtplanung, seit einigen Jahren auch im deutschsprachigen Raum verstärkt mit Themen wie der „Schrumpfung“ der ländlichen

Bevölkerung, den Effekten des Klimawandels, der Bodenerschöpfung und vielem mehr auf dem Land befasst haben. Oft beruhen ihre Arbeiten auf der umstrittenen These des „Anthropozäns“, aber inzwischen haben sich auch weniger anthropozentrische Betrachtungsweisen herausgebildet, welche die stete Interaktion und die wechselseitige Bedingtheit von Menschen und Nicht-Menschen fokussieren. Denken wir etwa an den Ansatz der *multi-species ethnography* beispielsweise in Anna Tsings (2015) Forschung, die auf urbanen Märkten in Japan, in den Wäldern Oregons (USA) sowie in Pilzfarmen im ländlichen Laos und Kambodscha stattfindet. Deren Protagonist*innen sind ein Pilz und in die USA Deportierte sowie aus den USA zurückkehrende Migrant*innen (bzw. deren Nachfahren). Zu diesem und ähnlichen wichtigen Perspektivenwechseln ist es weniger unter dem Banner „klassischer“ westlicher kritischer Forschung gekommen als vielmehr dank feministischen und post- bzw. dekolonialer Impulse, die im Sinne einer kritischen Landforschung in Zukunft unbedingt stärker beachtet werden sollten.

Autor_innen

Elisa T. Bertuzzo forscht über Produktion des Raums, Recht auf Stadt und Migration in Indien und Bangladesch.
et_bertuzzo@posteo.de

Literatur

- Marx, Karl (1974 [1843]): Karl Marx / Friedrich Engels Werke (MEW), Band 1. Berlin (Ost): Dietz, 343-346.
- Maschke, Lisa / Mießner, Michael / Naumann, Matthias (2021): Kritische Landforschung. Konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und politische Perspektiven. Bielefeld: transcript.
- Mies, Maria / Shiva, Vandana (2014): Ecofeminism. London/New York: Zed.
- Moore, Jason (2015): Capitalism in the web of life: Ecology and the accumulation of capital. London/New York: Verso.
- Roy, Ananya (2011): Slumdog cities: Rethinking subaltern urbanism. In: International Journal of Urban and Regional Research 35/2, 223-238.
- Swyngedouw, Erik / Kaikas, Maria (2014): Urban political ecology. Great promises, deadlock... and new beginnings? In: Documents d'Anàlisi Geogràfica 60/3, 459-481.
- Tsing, Anna (2015): The mushroom at the end of the world: On the possibility of life in capitalist ruins. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Williams, Raymond (1973): The country and the city. Oxford/London: Oxford University Press.



